

Dirk Kratz

## Entfremdete Hilfe

Biographien Langzeitarbeitsloser zwischen  
entgrenzter Lebensbewältigung und  
professioneller Beschäftigungsförderung



*Universität der Bundeswehr München*  
*Fakultät für Pädagogik*

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades des Doktors der Philosophie (Dr. phil.)  
mit dem Titel:

Entfremdete Hilfe

Biographien Langzeitarbeitsloser zwischen entgrenzter Lebensbewältigung und  
professioneller Beschäftigungsförderung

**vorgelegt von:** Dirk Kratz, Dipl. Pädagoge

**Promotionsausschuss:**

**Vorsitz:** Prof. in Dr. phil. habil. Manuela Pietraß

**1. Berichterstatter:** Prof. Dr. rer. soc. habil. Werner Schefold

**2. Berichterstatter:** Prof. Dr. phil. habil. Werner Thole

**Tag der Prüfung:** 28. Juni 2013

Neubiberg, 28. Juni 2013

## **Vorwort**

### *Zur Genese der vorliegenden Arbeit und Danksagung*

Die Auseinandersetzung mit dem Thema „Hilfen bei Arbeitslosigkeit“ erreichte mich als Sozialpädagogen relativ ‚klassisch‘: über die praktische Arbeit. So trat ich Anfang 2007 eine Arbeitsstelle bei einem Suchthilfeträger an, der neue MitarbeiterInnen für seine Beschäftigungsmaßnahmen suchte. Diese waren historisch als Übergangsmöglichkeiten für PatientInnen der trägereigenen Kliniken für Abhängigkeitserkrankungen gedacht, die in Arbeit vermittelt werden sollten, hatten sich aber im Zuge der gesetzlichen Umbrüche im Sozialgesetzbuch und den damit zusammenhängenden Änderungen in der finanziellen Projektförderung zu sog. Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung (AGH-MAE) gewandelt, wodurch sich ebenfalls die Klientel änderte. Ich selbst hatte bereits Erfahrungen in der Sozialen Arbeit mit Schwerstabhängigen gesammelt und wurde über diesen Weg auf das Jobangebot aufmerksam. Nebenbei strebte ich eine Promotion an und war mir im Klaren, dass ich mein Thema aus einem konkreten Praxisbezug ableiten wollte – und mit dem Antritt der neuen Stelle wurde ich mehr als fündig. Die vielen, unterschiedlichen Paradoxien, die in der Arbeit mit einer durchgehend heterogenen Klientel auftauchten, materialisierten sich immer wieder in der Kooperation mit den fallzuweisenden Arbeitsgemeinschaften (ARGEn) bzw. Jobcentern, die von ihrer Seite das Verhältnis zwischen KlientInnen und Maßnahmepersonal mehr als deutlich zu prägen wussten. Durch die finanzielle Abhängigkeit von den Zuweisungen potentieller TeilnehmerInnen, entstand nicht nur an dieser Stelle ein existenzieller Druck, der ein zusätzliches Hierarchiegebäude zwischen der ausführenden Sozialen Arbeit und der beauftragenden Behörde aufbaute. Zudem stellten sich darin enthaltene – teils hoch-bürokratische – Ansprüche an die konkrete Ausgestaltung der Arbeit mit den ProjektteilnehmerInnen zwischen kommunal-benachbarten ARGEn als so unterschiedlich dar, dass eine praktische Umsetzung von den MitarbeiterInnen immer wieder viel ‚kreatives Potential‘ abverlangte. Selbstverständlich sind solche Differenzen und Interessenkonflikte für ‚altgediente‘ PraktikerInnen keine Neuerung und gelten vielfach als ‚fast schon an der Tagesordnung‘. Doch ist mit Blick auf die damalige Forschungslage festzuhalten, dass es sich hier v.a. durch die Anwendung „neuer“ aktivierender, arbeitsmarktpolitischer Instrumente um ein bisher weniger beachtetes Handlungsfeld handelte. Diese vielfältigen Eindrücke aufnehmend, wurde ich zu der hier vorliegenden wissenschaftliche Arbeit motiviert.

Wie im Kapitel „Methodischer Zugang“ noch näher dargelegt werden wird, orientiert sich der Aufbau an dem Verlauf des Forschungsprozesses. So wurde von Anfang an – teils bezugnehmend auf die praktischen Erfahrungen – eine theoriegenerierende, wissenschaftliche Perspektive eingenommen. Die einleitenden Kapitel spiegeln zwar theoretische Gedanken wider, die während der gesamten Untersuchung mitliefen, doch diese nie zu überformen drohten und sie stattdessen offen hielten. Dies lässt sich an der ausführlichen empirischen Analyse in Kapitel III erkennen, mithilfe derer das in Kapitel IV dargestellte theoretische Modell errichtet wurde. Die abschließenden Kapitel setzen jenes Modell in detaillierter Weise in Bezug zu relevanten Diskurslinien, um es daran zu schärfen und weiter zu entwickeln, wodurch es im gleichen Arbeitsschritt noch einmal enger an die Fragestellung gebunden wurde. Ferner wird am Ende die Schleife zur Praxis gezogen, indem die Forschungsergebnisse mit aktuellen Vermittlungsschemata in Kontrast gesetzt werden.

Die vorliegende Arbeit hat – wie unschwer zu erkennen ist – einen weiten Weg hinter sich. Dass sie in dieser Form entstehen konnte, daran haben viele Menschen mitgewirkt, denen ich zu tiefstem Dank verpflichtet bin. An erster Stelle möchte ich meine beiden wissenschaftlichen Betreuer nennen. Prof. Dr. Werner Schefold stand mir seit dem Zeitpunkt, an dem die erste Idee einer Promotion aufkam, stets zur Seite, förderte und unterstützte mich nicht nur mit vielen freundschaftlichen Ratschlägen. Er nahm all meine Ideen auf und gab mir teils in kürzester Zeit konstruktive Rückmeldungen, die mir nie das Gefühl gaben, in irgendeiner Art ‚eingeschränkt‘ zu sein, und mich immer wieder zum Weitermachen motivierten. Die theoretischen und empirisch-analytischen Gedankenspiele und die vielfältigen essenziellen Hinweise innerhalb unserer Arbeitssitzungen gossen das Fundament für breite Teile dieser Arbeit. Prof. Dr. Werner Thole wies mich immer wieder auf Stellen in der Arbeit hin, die es noch dringend ‚glatt zu bügeln‘ galt. Ferner eröffnete er mir wichtige Chancen und Wege zur ‚scientific community‘, die in nicht minder konstruktiver Weise mein Vorankommen ermöglichten. Dr. Hans-Jürgen Glinka danke ich sehr für das Arrangement der Forschungswerkstätten und die elementaren methodischen Impulse während der Erhebungs- und Auswertungsphase, die mir während dieser Zeit einen zentralen Halt gaben. Darüber hinaus danke ich HochschullehrerInnen wie Prof. Dr. Markus Pohlmann (Universität Heidelberg) und Prof. Dr. Franz Hamburger (Universität Mainz) für die Offenheit gegenüber meiner Arbeit und die Möglichkeit zur Teilnahme an den Promotionskolloquien. Nicht zuletzt danke ich Prof. Dr. Wolfgang Schröer, Dr. Andreas Oehme und Mareike Zieger für ihr Verständnis und für ihre wertvollen Seitenhiebe, die v.a. zum Ende hin die Fertigstellung der Arbeit zu beschleunigen vermochten.



Ich begann meine Forschung ‚in der Praxis‘ quasi nebenbei, wobei sich schnell zeigte, dass im Zuge meines wachsenden gesellschaftlichen Engagements die Zeit für dieses Vorhaben immer knapper wurde. Deswegen danke ich ausdrücklich der Friedrich-Ebert-Stiftung für die Aufnahme in ein Graduiertenstipendium. Ohne diese zentrale Fördermöglichkeit, wäre diese wissenschaftliche Arbeit womöglich niemals zielgerichtet zu Ende geführt worden. Zudem boten die mannigfaltigen und unkomplizierten Zugangswege zum Stiftungsnetzwerk nicht nur Möglichkeiten an, sich entlang eigener Interessenschwerpunkte weiterzuentwickeln und sich in der StipendiatInnenenschaft zu engagieren, wie etwa im stipendiatischen Arbeitskreis Arbeit & Soziales. Ich konnte gleichfalls mit vielen interessanten ExpertInnen in Kontakt treten, wodurch ich immer wieder neue Einsichten gewinnen und neue Perspektiven auf meine Arbeit werfen konnte, was einige wichtige Gedankenschritte maßgeblich beeinflusste. Ein besonderer Dank gilt meinen BetreuerInnen in der Friedrich-Ebert-Stiftung, allen voran Dr. Martin Gräfe und Dr. Ursula Bitzgeio, und nicht zuletzt Ines Herr, ohne die viele Chancen vielleicht nicht offen gestanden hätten.

Innerhalb eines einmonatigen Forschungspraktikums konnte ich im November 2010 wertvolle Einblicke hinter die ‚Tore‘ der Zentrale der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg werfen. Über diesen Weg war es mir ebenfalls möglich, mit MitarbeiterInnen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung über meine Untersuchung und erste Ergebnisse zu diskutieren. Ich danke allen Personen, die mir vor, während und nach diesem Praktikum mit einer freundlichen Offenheit begegneten und mir neue Perspektiven auf die Arbeit der Vermittlungsbehörden eröffneten. Im Besonderen möchte ich Andreas Staible und dem gesamten Team der (damaligen) Abteilung SP-II-11 für ihr Vertrauen und ihre herzliche Aufnahme danken.

Ich danke meinem früheren Arbeitgeber, über den ich erst auf mein Forschungsfeld aufmerksam geworden bin (s.o.) und allen KollegInnen von damals, die mich immer wieder zu dieser wissenschaftlichen Arbeit ermutigt haben. Meinen Vorgesetzten danke ich sehr dafür, dass sie erste Voraussetzungen für meine Forschung schufen und mir den nötigen Freiraum gewährten. Zudem stellte dies für mich eine wichtige Anbindung an die praktische Soziale Arbeit bis hin zu landes- und bundesweiten Verbandsstrukturen der Wohlfahrtspflege dar, die mich immer mal wieder ‚auf den Boden der Tatsachen‘ zurück holte.

Nicht zuletzt möchte ich ganz ausdrücklich meinen InterviewpartnerInnen danken, ohne deren Lebensgeschichten meine Forschung keine empirische Grundlage gehabt hätte. Ich hoffe, dass ich ihnen mit dieser Arbeit gerecht geworden bin.

Und schließlich gilt ein übergroßes Dankeschön meiner Familie und allen Menschen in meinem persönlichen Umfeld, die an dieser Stelle gar nicht alle namentlich genannt werden müssen. Denn sie wissen selbst, was sie in den letzten Jahren an meiner Seite geleistet haben, mich immer wieder aufbauen und motivieren, mich mal ablenken oder auch zur Arbeit zurück schicken mussten, einfach für mich da waren, wenn ich sie gebraucht habe, mir den Rücken gestärkt und Belastungen von meinen Schultern genommen haben.

All diese vielen Personen haben zum Gelingen der vorliegenden Arbeit beigetragen, so dass ihnen aus der Sicht eines Hilfeempfängers einfach gesagt sei: **Danke.**

*Dirk Kratz*

Hildesheim, 8. September 2012

## **Inhalt**

Vorwort .....	3
Inhalt.....	7
<b>I. Arbeitslosigkeit, Hilfe und Soziale Arbeit – Einleitung.....</b>	<b>10</b>
1. Arbeitslosigkeit in der flexibilisierten Arbeitswelt – ein Problemaufriss .....	11
a) <i>Lebensbewältigung in der entgrenzten Arbeitsgesellschaft</i> .....	14
b) <i>Aktivierung als moderne Hilfeform?</i> .....	18
2. Soziale Hilfe in der theoretischen Reflexion .....	32
a) <i>Hilfe und Kontrolle</i> .....	33
b) <i>Ein hilfetheoretischer Zuschnitt</i> .....	35
c) <i>Hilfe im ökonomisierten Wohlfahrtsstaat</i> .....	40
d) <i>Hilfe zur Selbsthilfe</i> .....	42
3. Fragestellung.....	45
<b>II. Methodischer Zugang .....</b>	<b>50</b>
1. Arbeitslosigkeit in Biographie und Lebenslauf .....	50
2. Das narrative Interview als Erhebungs- und Auswertungsmethode.....	54
a) <i>EXKURS: Das Konzept der Verlaufskurve</i> .....	59
b) <i>EXKURS: Signifikante Andere</i> .....	65
c) <i>Zur graphischen Darstellung der qualitativen Daten</i> .....	67
3. Zugang zum Forschungsfeld und Verlauf der Untersuchung.....	68
<b>III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“ – Empirische Analysen .....</b>	<b>71</b>
1. Markus .....	71
a) <i>Strukturelle Beschreibung</i> .....	72
b) <i>Biographische Gesamtformung</i> .....	151
c) <i>Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten</i> .....	177
2. Inge .....	215
a) <i>Strukturelle Beschreibung</i> .....	215
b) <i>Biographische Gesamtformung</i> .....	277
c) <i>Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten</i> .....	301

3. Gerd .....	345
a) Strukturelle Beschreibung .....	345
b) Biographisches Portrait .....	377
c) Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten .....	387
4. Die weiteren Fälle im Überblick.....	412
a) Beate .....	412
b) Hans.....	415
c) Stefan .....	416
d) Andreas.....	418
<b>IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur – Zentrale analytische Kategorien .....</b>	<b>421</b>
1. Erwerbsarbeit als sozialräumliche Repräsentation innerhalb der Biographie .....	421
2. Abbrüche und Akzeptanzdefizite .....	431
3. Formen des Verlustes im berufsbiographischen Kontext.....	437
4. Unterstützende Strukturen .....	446
5. Prozesse der Entfremdung .....	460
<b>V. Formen sozialer Hilfe bei der Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit.....</b>	<b>478</b>
1. Entfremdung und Aneignung im biographischen Sozialraum.....	478
a) Entfremdung und soziale Exklusion .....	479
b) Gesellschaftliche Konturen der Entfremdung .....	484
c) Entfremdung als berufsbiographische Kategorie.....	488
d) berufsbiographische Aneignung als sozialräumliches Handeln .....	491
e) Die Entwicklung von Handlungsfähigkeit unter entfremdeten Rahmenbedingungen .....	499
2. Soziale Hilfe im Kontext von Arbeitslosigkeit.....	508
a) Unterstützende Strukturen und die Bedarfslage.....	508
b) Entfremdete Hilfe.....	511
c) Akzeptanzorientierte Hilfe bei Arbeitslosigkeit .....	522
<b>VI. Ansatzmöglichkeiten im aktuellen Vermittlungshandeln: Vom Management zur Anwaltschaft .....</b>	<b>540</b>
1. Das arbeitnehmerInnenorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit..	540
a) Konzeptionelle Entwicklungsschritte.....	541
b) Das 4-Phasenmodell.....	543

2. Kritische Betrachtungen und einige bescheidene Empfehlungen .....	552
a) <i>Abbau von Kontrolle und Komplexität</i> .....	552
b) <i>Aktivierung durch mehr Selbstbestimmung und Beteiligung – Akzeptanzorientierte     Vermittlungsarbeit</i> .....	555
c) <i>Das Problem mit dem Hilfebedarf</i> .....	558
d) <i>Die Verbindung zur Sozialen Arbeit</i> .....	561
<b>VII. Plädoyer für eine politische Soziale Arbeit - Zusammenfassender Ausblick .....</b>	<b>563</b>
Literatur .....	570
Abbildungsverzeichnis .....	590
<b>Anhang</b> .....	<b>591</b>
A1 - Transkriptionsregeln .....	591
A2 – Legende zu den Verlaufskurven-Schaubildern .....	592

# I. Arbeitslosigkeit, Hilfe und Soziale Arbeit

---

## Einleitung

„Arbeitslosigkeit ist ein Gewaltakt. Sie ist ein Anschlag auf die körperliche und seelisch-geistige Integrität, auf die Unversehrtheit der davon betroffenen Menschen. Raub und Enteignung der Fähigkeiten und Eigenschaften, die innerhalb der Familie, der Schule und der Lehre in einem mühsamen und aufwendigen Bildungsprozess erworben wurden und die – von ihren gesellschaftlichen Betätigungsmöglichkeiten abgeschnitten – in Gefahr sind zu verrotten und schwere Persönlichkeitsstörungen hervorzurufen.“ (NEGT 2011: 4)

Das öffentliche Spannungsfeld rund um die kontroverse Diskussion über den richtigen Umgang mit Arbeitslosigkeit und im Besonderen den ‚verfestigten Kern‘ der Arbeitslosen hat in der Bundesrepublik Deutschland kein bisschen an Aktualität eingebüßt. Im Gegenteil: Gerade die letztgenannten „Langzeitarbeitslosen“ gelten als Teil der Bevölkerung, der nicht von wirtschaftlichen Aufschwüngen profitiert und unter dem Aspekt einer zu erreichenden „Vollbeschäftigung“ nicht oder nur mit hohem Aufwand in den Arbeitsmarkt zu integrieren sei. Erst kürzlich behauptete der Autor Jan Fleischhauer in seiner Spiegel-Online Kolumne, dass in Bezug auf die Hartz IV-BezieherInnen<sup>1</sup> und die gleichnamige Debatte „Mitgefühl mit Sentimentalität“ verwechselt werde (vgl. FLEISCHHAUER 2012). Er verwies dabei auf die Veröffentlichung von Kathrin Hartmann mit dem Titel „Wir müssen leider draußen bleiben: Die neue Armut in der Konsumgesellschaft“ (vgl. HARTMANN 2012), die die Unterschichten-Debatte in Reportagen aufgreift und progressive Haltungen auf aktuelle Formen von Armut werfen möchte. Fleischhauer spart nicht mit Klischees und spricht beispielsweise von den ‚Faulen‘ und ‚Von-Arbeit-Entwöhnten‘, die „Mühe haben, morgens beizeiten aufzustehen“. Er entwirft gar das Bild einer „Parallelgesellschaft“ von Arbeitenden und Nicht-Arbeitenden (vgl. FLEISCHHAUER 2012), wobei er sich nicht zu schade ist, einen vorurteilsbeladenen Bezug zur Migrationsdebatte aufzubauen.

Diese konflikthaften Auseinandersetzungen bilden nicht erst seit den bis heute viel diskutierten Arbeitsmarktreformen der rot-grünen Bundesregierung eines der Hauptthemen von öffentlicher und wissenschaftlicher Debatte im Kontext von Arbeitslosigkeit. Über die 1970er Jahre hinaus gehen sie weit zurück bis in die Anfangszeit der Industrialisierung und vermischen sich mal mehr und mal weniger mit theoretischen und empirischen Analysen der

---

<sup>1</sup> Über die gesamte Arbeit hinweg wird auf eine *geschlechtergerechte Schreibweise* geachtet. Der dabei verwendete Modus nutzt das sog. Binnen-I (z.B. „EmpfängerInnen“ = „Empfängerinnen und Empfänger“) und ebenso die Schrägstrich-Variante (z.B. „für den/die Betroffene/n“), sofern sich Letzteres aus grammatikalisch-pragmatischen Gründen anbietet. Ein Verzicht auf weitergehende Angleichungen (wie beispielsweise „man“ = „mensch“) sei dem Autor verziehen. Zitate bleiben von dieser Regel unbenommen.

Arbeitsgesellschaft sowie der ökonomischen Produktionsformen und deren sozialen Auswirkungen. Dabei stellt die soziographische Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (vgl. JAHODA/LAZARSELD/ZEISEL 1975) wohl das bis heute prominenteste Beispiel dar. Für die vorliegende Forschungsarbeit soll es jedoch zunächst genügen, eine Fokussierung auf gewisse Diskurslinien des arbeitsgesellschaftlichen Wandels in der neokapitalistischen Moderne vorzunehmen, die das sozialpädagogisch-wissenschaftliche Grundgerüst dieser empirischen Untersuchung rahmen.

## 1. Arbeitslosigkeit in der flexibilisierten Arbeitswelt – ein Problemaufriss

„Die systemische Entwicklung [der neokapitalistischen Wirtschaftsordnung] verhält sich zunehmend gleichgültiger gegenüber dem Menschen“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 102). Diese Feststellung ist eine der Kernthesen, die beschreiben, inwiefern die „digitale Rationalisierung und Automatisierung immer weniger Menschen“ (ebd.: 92) benötige, die Menschen also überflüssig mache. Durch diese Verdichtung des Arbeitsmarktes entstehe für das Individuum eine Art ständige Bewerbungssituation, die eine Flexibilität in allen Lebensbereichen (vgl. SENNETT 2006) sowie eine selbstkritische Überprüfung der eigenen Kompetenzen erfordere, ob man den neuen Anforderungen gewachsen ist und diese bestehen kann (SEIFERT/GÖTZ/HUBER 2007). So habe sich die „Ökonomie der toten Arbeit“ (vgl. NEGHT 1997) vom Menschen emanzipiert: Der Mensch muss sie sich jedoch als Ideologie zu eigen machen, um gesellschaftlich mithalten zu können und nicht zu den „RationalisierungsverliererInnen“ (vgl. KERN/SCHUMANN 1984) zu gehören, die von Erwerbsarbeit „freigesetzt“ (vgl. BECK 1986) werden. Zu Letzteren zählen v.a. jene Bevölkerungsteile, die gegenüber den in dieser Entwicklung rasant ansteigenden Qualifikationsansprüchen nicht mehr genügen können. Doch bedeutet eine solche Freisetzung nicht in jedem Fall, dass gleichfalls der sozialpolitische Status als *Arbeitslose/r* zugeteilt wird. Es ist von mehreren Faktoren wie der Lebensphase bzw. dem Alter oder dem Vorhandensein von bestimmten „Statusalternativen“ (vgl. KRONAUER 2008a) oder „Ersatzrollen“ (vgl. BÖHNISCH/SCHRÖER 2012) abhängig, ob eine gesellschaftliche „Verpflichtung zur Arbeit“ (ebd.) unterstellt wird und inwiefern eine Nichterfüllung dieser ‚Pflicht‘ beurteilt werden kann. Als ein äußeres Merkmal wird in diesem Zusammenhang häufig der Bezug von Lohnersatzleistungen, die im Normalfall einer Bedürftigkeitsprüfung unterliegen, herangezogen, um festzustellen, inwiefern jemand als „arbeitslos“ bezeichnet werden kann.

Über Indizes wie die Bezugsdauer und die Höhe der Leistungen wird die individuelle Legitimation jener ‚Arbeitslosigkeit‘ im Kontrast zu gewissen Normalitäts- und Gerechtigkeitsvorstellungen beurteilt und als Ergebnis eine Zuteilung zur stilisierten, hoch stigmatisierenden Figuren vorgenommen, wie sie nicht nur im oben zitierten Spiegel Online-Artikel, sondern über die gesamte *underclass*-Debatte hinweg zu finden sind (vgl. BUTTERWEGGE 2009).

Ferner bedarf es einer Klarstellung: Ein bezahltes Tätigsein innerhalb eines Beschäftigungsverhältnisses auf dem sog. ersten Arbeitsmarkt wird im Allgemeinen als *Erwerbsarbeit* bezeichnet und häufig – trotz weiterer begrifflicher Implikationen – zu „Arbeit“ verkürzt:

„Erwerbsarbeit und die damit verbundenen Qualifikationen, Belohnungen und sozialen Einflußmöglichkeiten gelten in unserer Gesellschaft als Basis für die Zuweisung von sozialem Status. Folgt man der Ideologie der Leistungsgesellschaft, so fungiert Erwerbsarbeit sogar als einzig legitimes Medium, über das Personen über ihre Lebenschancen und ihren sozialen Rang (selbst) entscheiden können.“ (BÖHNISCH/SCHEFOLD 1985: 19)

Erwerbsarbeit gilt als eines der zentralen Mittel, über die gesellschaftliche Integration organisiert werden soll und soziale Teilhabe objektiv messbar wird. Diese Bedeutung wird auf die Sozialisation übertragen, in dem die „Arbeitsfähigkeit der Einzelnen und damit auch die jeweils gegebenen und erreichbaren Arbeitsverhältnisse [...] Kern der Zielorientierung aller Bildungs- und Erziehungsprozesse“ (ebd.: 24) sind, wobei zu beachten ist, dass Schule innerhalb eines segmentierenden Bildungssystems weitgehende Voraussetzungen dafür legt. Jene Tatsache ist v.a. deswegen so gewichtig, da dem *Arbeitsmarkt* die Funktion der „zentralen Zuweisungsinstanz“ (vgl. BÜCHTEMANN 1984) zukommt, die über soziale Partizipationschancen entscheiden soll. In den *Arbeitsmarkt* integriert zu sein, wird mit einer gesamtgesellschaftlichen Integration zunehmend gleichgesetzt, so dass im Umkehrschluss Arbeitslosigkeit mit sozialem Ausschluss oder „Exklusion“ (vgl. KRONAUER 2010) verbunden wird, wodurch wiederum vielfältige Bezüge zum Armutsdiskurs offen gelegt werden (vgl. KRONAUER/VOGEL/GERLACH 1993, KEUPP ET AL 2010).

Darstellbar – und mitunter individuell bilanzierbar – wird Erwerbslosigkeit und die ihr zugrunde liegende biographische Prozesslinie im institutionellen Lebenslauf (vgl. Kap. II.1). Tauchen hier ‚Lücken‘ in Form von Zeitabschnitten auf, denen keine relevante Beschäftigung oder legitimierte Ersatztätigkeit – insbesondere (Weiter)Bildung – zugewiesen werden kann, entwirft dieser Umstand eine negative arbeitsgesellschaftliche Erwartungshaltung gegenüber dem/der Betroffenen. Obwohl solche *instabilen Berufsbiographien* im Zuge einer



ökonomisierten Lebensweise in steigendem Maße der flexibilisierten Arbeitsmarktkultur entsprechen (vgl. MUTZ ET AL 1995, HARDERING 2011), werden sie „von (potentiellen) Arbeitgebern mehr und mehr als Indiz für besondere persönliche Handicaps, verminderte Leistungs- und Anpassungsfähigkeit, fehlende Motivation oder fragliche Integrationsfähigkeit gewertet“ (KIESELBACH/WACKER 1991: 12). In dieser Hinsicht erhöht „einmal erfahrende Arbeitslosigkeit das Risiko weiterer Arbeitslosigkeit“ (ebd.) und droht die die prekäre Lage über verschiedenen „Teufelskreise“ (vgl. STREHMEL/ULICH 1990) negativer Erfahrungen zu verstetigen.

Einerseits wird daran die Abgrenzung von Erwerbsarbeit zu anderen Tätigkeitsformen, wie Familienarbeit oder auch Hobbys deutlich, andererseits das wachsende Überziehen bestimmter Teile der Biographie mit einer ökonomisierten Verwertungslogik. Der Bezug von sozialstaatlichen Lohnersatzleistungen zeigt in radikaler Form auf, dass den Menschen in einer solchen *Lebenslage*<sup>2</sup> keine ‚wertvollen‘ Tätigkeitsformen zugeschrieben werden und dies als Mangelzustand festgehalten wird:

„Von der Sozialhilfe zu leben bedeutet zwar immer noch: leben zu können, aber auch: aus der Logik der Organisation unseres gesamten gesellschaftlichen Lebens, das auf Leistung, Wohlstand und Konsum orientiert ist, herauszufallen, in einem banalen, aber gerade deswegen fundamentalen Sinn: anders sein zu müssen.“ (BÖHNISCH/SCHFOLD 1985: 27)

Lebenslagen in den o.g. ‚Lücken‘ des institutionellen Lebenslaufs, lassen sich mit dem Begriff *Arbeitslosigkeit* oder als – hier synonym verwendete – *Erwerbslosigkeit* beschreiben und weisen auf ein Defizit an gesellschaftlich anerkannter Erwerbsarbeit hin, durch das die Betroffenen zur minimalen Aufrechterhaltung einer sozialen Existenz auf sozialstaatliche Leistungen in meist monetärer Form angewiesen sind. Jene Angewiesenheit gibt den Ausschlag, ob die Arbeitslosigkeit problematisierbar ist, ob und inwieweit sie von der ‚Solidargemeinschaft‘ geduldet werden kann oder ob eine Person zwar ‚ohne Erwerb‘ aus selbstständiger oder nicht-selbstständiger ‚Arbeit‘ ist, jedoch andere (legale) Finanzierungsmöglichkeiten für sein Leben zur Verfügung stehen, wie etwa Gelder aus Lotteriegewinnen, Erbschaften oder anderweitig angehäuften Finanzkapital. In dieser Weise wird das Modell einer an den individuellen Befindlichkeiten orientierten sozialstaatlichen

---

<sup>2</sup> Der Begriff wird in dieser Forschungsarbeit in Anlehnung an das *Lebenslagenkonzept* verwendet (vgl. BÖHNISCH/SCHFOLD 1985, BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009, BÖHNISCH 2011, BÖHNISCH/SCHRÖER 2012), das Lebenslagen als „Ausgangsbedingungen menschlichen Handelns [und] ebenso [...] Produkt dieses Handelns“ (AMMAN 1994: 324) definiert und sich damit auf den Zusammenhang zwischen den individuell verfügbaren Handlungsressourcen und der gesellschaftlichen Entwicklung bezieht. Dies stellt die Frage in den Mittelpunkt, „ob und wie die damit verbundenen Lebensverhältnisse sozialpolitisch anerkannt sind“ (BÖHNISCH 2011: 70).

Sicherung geteilt in ein „von diesen Befindlichkeiten abgekoppeltes systemisches Modell von erfolgskultureller Inklusion und risikokultureller Exklusion. Die Integrationsbalance, die im sozialstaatlich mediatisierten Modell von Lebenswelten und ökonomisierten Systemen noch gegeben ist, ist gefährdet. Der Einzelne [...] kann der [Erwerbs]Arbeit keinen anderen Lebenszyklus mehr entgegensetzen, er geht entweder im abstrakten Arbeitszusammenhang auf oder er ist ‚draußen‘“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 102). So wird sozialstaatliche Sicherheit zur neokapitalistischen Drohkulisse umfunktioniert.

Hält nämlich eine problematisierte Lebenslage der Erwerbslosigkeit über einen längeren Zeitraum (i.d.R. ein Jahr) hinweg an, wird sie mit dem Präfix „Langzeit-“ versehen und zusätzlich skandalisiert. Gleichzeitig werden jene Personengruppen mit weiteren Stigmata (vgl. GOFFMAN 1996) versehen: Sie werden zu *Langzeitarbeitslosen*, die auch und gerade durch die Forschung der letzten 30 Jahre mit immer weiteren Zuschreibungen (vgl. MOHR 2001) und stilisierten Figuren wie den „Ausgeschlossenen“ (vgl. BUDE 2010) konfrontiert werden.

#### **a) Lebensbewältigung in der entgrenzten Arbeitsgesellschaft**

Die dargestellte Trennung von sozial anerkannter, entlohnter Erwerbsarbeit und weiteren Tätigkeitsformen, die die Alltagsgestaltung bestimmen, wird nun in der Flexibilisierungsdynamik des digitalen Kapitalismus immer weiter aufgehoben. In der modernen Lebensführung verschwimmen die *Konturen von Arbeit*, wodurch die arbeitsgesellschaftlichen Verwertungslogiken schwerer fassbar werden. Allerdings verschwinden jene nicht, sondern breiten sich über die einstigen räumlichen, zeitlichen und sachlichen ‚Grenzen‘ der Erwerbsarbeit auf alle Lebensbereiche aus (vgl. JURCZYK/VOSS 1995). Dies ist ebenfalls in der Entgrenzung von *Bildung* über die gesamte Lebensspanne hinweg erkennbar, die als „lebenslanges Lernen“ nicht mehr als individuelles Recht verstanden wird, sondern zur allgemeinen Verpflichtung, zum bildungsgesellschaftlichen Anspruch erhoben wurde (vgl. BIESTA 2011). Gleichzeitig verändert sich die Struktur der Erwerbsarbeit:

„Das Normalarbeitsverhältnis – lebenslang beständiger Beruf, entsprechende tarifliche und soziale Absicherung – ist für viele nicht mehr die Regel und Selbstverständlichkeit. Das Verhältnis von Arbeit und Biografie scheint sich umzukehren. Für viele kann sich nicht mehr die Biografie im erwerbsarbeitlichen Beruf erfüllen, sondern es muss nach wechselnden Tätigkeiten gesucht werden, um die materielle Basis für eine Biografie zu schaffen, die sich nicht unbedingt mehr in der Arbeit verwirklicht.“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 71).

Das Brüchigwerden des bis heute institutionell gültigen Sozialisationsmodus über erwerbsgesellschaftliche Teilhabe wird nicht strukturell aufgefangen, sondern über die Subjektivierung von Arbeit und den Begriff der „Eigenverantwortung“ zu einer Aufgabe individueller *Lebensbewältigung*, was zunächst „nicht mehr [heißt], als ‚über die Runden zu kommen‘: die Richtung und die Form, in der sich dabei der Prozeß der sozialen Integration bei diesem ‚über die Runden kommen‘ bewegt, bleibt offen“ (BÖHNISCH/SCHEFOLD 1985: 76). Gefordert wird ein *(berufs)biographisches Handlungsvermögen*, das den flexibilisierten Bedingungen entspricht und die Integration in den Arbeitsmarkt und damit in die Gesellschaft zu bewahren weiß, das aber wiederum aus der jeweiligen *Lebenslage* heraus zu entwickeln ist, die „ein Set von Möglichkeiten und Mustern der Bewältigung von Lebensproblemen [darstellt], die aus sozialen Problemen (Arbeit, Wohnen, soziale Beziehungen, Zukunft etc.) entstehen“ (ebd.: 89).

Lebensbewältigung ist darüber hinaus abhängig von der dazu zur Verfügung stehenden *Zeit*. Als bedeutender Faktor ist Zeit in der modernen Arbeitsgesellschaft hingegen unentbehrlich für den ökonomischen Produktionsprozess (vgl. JÜRGENS 2007) und darf demnach nicht – oder nur rudimentär – Bewältigungsprozessen zur Verfügung stehen. Zudem wurde *Arbeitszeit* in der entgrenzten Arbeitsgesellschaft zu einem prestigeträchtigen Leistungsindikator erhoben, der ‚Leistungswillige‘ von ‚Leistungsunwilligen‘ abgrenzt und so einen ungleichmäßigen Verteilungsmodus für Erwerbsarbeit selbst einführt. Auch hier stehen sich Ansprüche der neokapitalistischen Produktionslogik und wesentliche menschliche Bedürfnisse konträr gegenüber. Es gilt in diesen sich verbreiternden Anforderungsstrukturen situativ handlungsfähig zu bleiben, daraufhin ein intentionales biographisches Planungsmuster zu entwickeln, das fremdbestimmte Zugriffe aufzunehmen und als selbstbestimmte Verarbeitung in die Lebensführung zu integrieren weiß. Damit sind nicht nur kritische Lebensereignisse angesprochen, die besonders herausfordernde Lebenslagen entwerfen. Lebensbewältigung ist in der Zweiten Moderne „nicht nur ein Krisenmanagement, sondern eine permanente Anforderung und Zumutung an die Subjekte des digitalen Kapitalismus in ihren Versuchen ‚über die Runden zu kommen‘. Diese ‚Veralltäglichung‘ soll mit dem Begriff *entgrenzte Lebensbewältigung* eingefangen werden. Für die sozialwissenschaftliche und sozialpolitische Diskussion bedeutet entgrenzte Lebensbewältigung damit zugleich, den gesellschaftspolitischen Ort der Lebensbewältigung im Übergang zum digitalen Kapitalismus neu zu erschließen“ (LENZ/SCHEFOLD/SCHRÖER 2004: 12). Doch hierfür ist es notwendig, die Subjektperspektive einzunehmen und etwa mithilfe biographieanalytischer Verfahren jene ‚Orte‘ und damit auch Zugriffspunkte sozialer Hilfe zu identifizieren. Denn

„Ereignisse in Prozessstrukturen des Lebenslaufs verweisen auf gesellschaftlich ausgelöste Bewältigungsaufforderungen, die selbst wieder zu den gesellschaftlichen Ursachen und Bedingungen institutionell und lebensweltlich vermittelt sind“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 21), wobei aber in einer solchen Perspektive die Gefahren „normativistischer Interpretationen“ (ebd.) reflektiert werden müssen.

Lebensbewältigung erstreckt sich von ihrem psychodynamischen Kern bis hin zu ihrer sozialstrukturellen Einbindung in gesellschaftspolitische Rahmensetzungen als ein Konzept, das mehrere Grunddimensionen (vgl. BÖHNISCH 1997) in sich zu vereinen weiß, die in dem Spannungsverhältnis „von Lebensbewältigung und Sozialintegration miteinander verwoben sind und nur zum Zwecke der sozialpädagogischen Analyse auseinandergehalten werden“ (ebd.: 37) können. Aufgrund dessen ist es zwar möglich solche Dimensionen zu benennen, etwa als Bezüge zum Selbstwert, zu Anerkennung und sozialem Rückhalt (ebd.), sie sind aber im einzelnen lediglich in Verbindung zu den jeweiligen biographischen Konturen vollständig erschließbar. Qualitativ-empirische Zugänge zum Lebensbewältigungskonzept und seinem theoretischen Spannungsfeld zwischen einem ‚inneren und äußeren Kern‘ (vgl. BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009) bieten sich deswegen ausdrücklich an und geben auf diese Weise Einblicke in Herstellung wie auch Verlust biographischer Handlungsfähigkeit und damit verknüpfte Unterstützungsstrukturen.

Zusammenfassend formuliert stellt sich die „Bewältigungsperspektive im Sinne eines fortlaufenden *Strebens nach biografischer Handlungsfähigkeit in der institutionell und lebensweltlich vermittelten Spannung zu gesellschaftlich freigesetzten Bewältigungsaufforderungen* als ein sozialisationstheoretisches Vermittlungskonzept dar, das zum Einen sowohl in das personale Innere des Subjekts als auch in seine Interaktionssphäre reicht. Von der Annahme her, dass Bewältigungsaufforderungen wie Bewältigungszwänge in den Entgrenzungsdynamiken der Zweiten Moderne gesellschaftlich *freigesetzt* werden, sind [...] zum Zweiten [...] nicht nur [die mannigfaltigen Formen] zu analysieren, wie Gesellschaftliches subjektiv erlebt wird, sondern genauso, wie sich ein sozialisationswirksames gesellschaftliches Magnetfeld aufbaut und [...] eigendynamische Vermittlungskontexte zwischen Gesellschaft und Subjekt formt“ (ebd.: 28f).

Arbeitslosigkeit formuliert als Lebenslage höchst indifferente Ansprüche an die persönliche Bewältigungsfähigkeit. Die „Eigendynamik von Arbeitslosigkeit, depressivem Zirkel, Armut und Elend, aus der mit bloßen individuellen Anstrengungen so schwer wieder herauszukommen ist“ (NEGT 2008: 253), beweist, dass die objektive Zuteilung von Problemlagen im Zuge der gesellschaftlichen Entgrenzungsdynamik nur noch auf

theoretischer Ebene möglich zu sein erscheint. Der Bewältigungsanspruch im Einzelfall setzt sich dagegen aus einer Vielzahl unterschiedlicher Faktoren zusammen, die in der biographischen Rückkopplung Einschränkungen der intentionalen Handlungs- und Planungsfähigkeit aufzeigen.

Die frühe Marienthal-Studie von 1931 (vgl. JAHODA/LAZARSELD/ZEISEL 1975) brachte ihre Beobachtungsergebnisse noch mit objektiven Bedarfslagen in Zusammenhang, die mit der Arbeitslosigkeit einher gehen würden: Die AutorInnen sprechen u.a. von dem Entstehen einer „müden Gemeinschaft“ (ebd.: 55), in der sich die soziale Teilhabeaktivität (insbesondere der Männer) im Vergleich zu dem lebendigen Dorf vor den Massenkündigungen stark reduziert hatte. Entsprechend wurden die „Ansprüche an das Leben [...] zurückgeschraubt; der Kreis der Dinge und Einrichtungen, an denen noch Anteil genommen wird, schränkt[e] sich immer mehr ein; [viele konzentrierten] die [verbleibende] Energie [...] in die Aufrechterhaltung des immer kleiner werdenden Lebensraums“ (ebd.: 101). Gleichzeitig verloren viele MarienthalerInnen mit dem Wegfall ihrer Arbeitsstelle ihre Alltagsordnung, das Gefühl für Zeit und konnten beispielsweise Orten, die zuvor der Freizeitbeschäftigung dienten, keine Relevanz mehr zuweisen. Auf diesen und weiteren Ergebnissen aufbauend entwickelte Marie Jahoda die Theorie der „manifesten und latenten Funktionen von Erwerbsarbeit“ (vgl. JAHODA 1983), die die sozialwissenschaftliche Aufmerksamkeit – im Besonderen die der Psychologie – auf den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und einem sich verschlechternden Gesundheitszustand lenkte. Die differentielle Arbeitslosenforschung (vgl. WACKER 1983) nahm diese Ansätze zwar auf, warnte anfangs aber noch davor, „das Problem der Arbeitslosigkeit zu individualisieren bzw. gar zu psychologisieren“ (BRINKMANN 1984: 470). Weitere Erklärungstheorien wie das „Vitamin-Modell“ (vgl. WARR 1987) verfestigten die Perspektive auf die gesundheitlichen Aspekte und operierten gleichfalls über Coping-Ansätze, die Arbeitslosigkeit als „kritisches Lebensereignis“ auffassen (vgl. KIESELBACH 1994, KIESELBACH/WACKER 2000), das Stress über mehrere Formen der „Viktimisierung“ (ebd.) verursache und dem ein geeignetes Bewältigungskonzept gegenüber gestellt werden müsse. Mit der Zeit gerieten die arbeitsgesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Hintergrund, so dass sich die psychologischen Modelle als anschlussfähig an die neokapitalistische Individualisierungslogik erwiesen: Arbeitslosigkeit erschien als ‚therapierbares‘ Defizit der Betroffenen. Die psycho-sozialen und gesundheitlichen Risiken von Erwerbslosigkeit wurden einerseits immer detaillierter beschrieben (vgl. HOLLEDERER 2011), können allerdings andererseits mit dem Verweis auf die „Leistungsgesellschaft“ bis heute als zusätzliches

Druckmittel für die in den Arbeitsmarkt ‚Integrierten‘ genutzt werden, damit diese auch ja ‚integriert‘ bleiben. Der negativ-dynamische Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Gesundheit wurde selbst zu einem bestimmenden Stressor.

Auch in diesem Punkt werden die Paradoxien entgrenzter Lebensbewältigung erkennbar, die nicht nur für die Betroffenen, sondern über diese ebenfalls für die Soziale Arbeit spürbar wurden. Mit Aufkommen der Massenarbeitslosigkeit im Laufe der 1980er Jahre konnte man immer mehr Rufe nach sozialpädagogischen Hilfestellungen und Betreuung bei Arbeitslosigkeit hören (vgl. KLEIN/STRASSER 1997). So stellen die Entgrenzungstendenzen der Zweiten Moderne an Soziale Arbeit die komplexe und fortwährende Aufgabe, „das Hilfesystem und die Veränderungen der Lebensverhältnisse und der Bewältigungsformen der Adressaten aufeinander zu beziehen“ (SCHEFOLD 2004: 173), um mithilfe angepasster und verbreiteter Falldeutungen und Handlungsweisen an die arbeitsgesellschaftlichen Dynamiken anschlussfähig zu bleiben.

### ***b) Aktivierung als moderne Hilfeform?***

Die „Hilfe zur Arbeit“ war bereits seit längerem als Handlungsfeld in der Sozialen Arbeit präsent (vgl. BURGHARDT 2005), hat jedoch im Zuge der zum sozialpolitischen Programm erhobenen Aktivierungsstrategie neue Brisanz erlangt. In Europa formierte sich im Nachklang des „Wirtschaftswunders“ nach dem Zweiten Weltkrieg ein zentrales Strukturproblem konservativer Wohlfahrtsstaaten (vgl. ESPING-ANDERSEN 1990): Der in diesem Kontext prägende Begriff „welfare without work“ (vgl. ESPING-ANDERSEN 1996) verwies auf die besondere Verbindung von Wohlfahrtsstaat, Familienpolitik und Arbeitsmarktstrukturen, die sich in einer „Stilllegungspolitik auf dem Arbeitsmarkt“ (vgl. HASSEL/SCHILLER 2010) ausdrückte. So wurden über die Jahre hinweg wohlfahrtsstaatliche Strukturen und Leistungen geschaffen, die unterschiedliche Optionen anboten, die Zahl an Arbeitslosen und auch das Arbeitsangebot zunehmend zu reduzieren, anstatt „Beschäftigung zu schaffen, um Arbeitslose wieder in den Arbeitsmarkt zu integrieren“ (ebd.: 56). Als Reaktion auf diese zunehmende Belastung der sozialen Sicherungssysteme infolge der neokapitalistischen Entwicklung, sahen sich viele europäische Staaten zum Handeln veranlasst, um etwaige ‚Welfarizationseffekte‘ zu überwinden:

„Sozial- oder Wohlfahrtsstaaten entwickeln im Rahmen politischer Prozesse Institutionen zur Abmilderung von Risiken, die im Rahmen familialer, lokaler oder auch klassenspezifischer Selbsthilfe nicht (mehr) ausreichend bewältigt werden können. Diese – bisweilen fordistisch genannte – Entwicklung teilen alle europäischen Kernstaaten. Als mit dem Ende der Wirtschaftswunderära und ihrer Familien- und Sozialmodelle gleichzeitig Erwerbsbeteiligung

und Arbeitslosenzahlen stiegen, reagierten diese Institutionen – Kranken-, Renten-, und Arbeitslosenversicherung sowie Sozialhilfe – vielfach zunächst mit einem Ausbau ihrer Leistungstiefe und -breite. Getreu der Logik des Deficit Spending, jedoch meist ohne die von Keynes vorgesehene erhöhte Abschöpfung in Prosperitätsphasen, schöpfte man dabei aus dem Vollen, gestützt auf zunehmende Staatsschulden. Ein wirtschaftswissenschaftlicher Paradigmenwechsel zu Monetarismus und (Neo-)Neoklassik, veränderte Vorstellungen von der Rolle des Staates in der Wirtschaft und die Schulweisheit, dass man nicht dauerhaft mehr ausgeben könne als man einnimmt, machten jedoch bald Haushaltskonsolidierung und Geldwertstabilität zum Credo einer neuen wirtschaftspolitischen Ära, die von Thatcher und Reagan eingeläutet und einigen anderen europäischen Regierungen verzögert und unvollständig nachvollzogen wurde. Einschnitte in Sozialprogramme, Verschlinkung des Staatsapparats, Privatisierung von Staatsvermögen und Staatsbetrieben, aber auch von Sozialeinrichtungen schritten fort, konnten die Arbeitslosigkeit nur bedingt bekämpfen und erzeugten ein Klima der ‚sozialen Kälte‘ – was dann wiederum zur Attraktivität von Tony Blairs unter wissenschaftlichem Flankenschutz (Giddens [1999]) entwickeltem Dritten Weg beitrug.“ (LUDWIG-MAYERHOFER/PROMBERGER 2008: 3f)

Der „Dritte Weg“ in Richtung eines „aktivierenden Sozialstaates“ (vgl. LESSENICH 2008) sollte in Deutschland durch das Reformpaket „Agenda 2010“ der rot-grünen Bundesregierung und die in diesem Zusammenhang bestellte „Kommission Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ beschritten werden, die als „Hartz-Kommission“ – benannt nach ihrem Vorsitzenden Peter Hartz – bekannt wurde. Neben vielen anderen Reformvorschlägen, die in die Gesetzgebungsschritte I bis IV eingeteilt wurden, waren es insbesondere die Änderungen des vierten Schrittes („Hartz IV“), die eine breite gesellschaftspolitische wie auch wissenschaftliche Debatte auslösten. Ziel war es mit Blick auf Langzeitarbeitslose und „Personengruppen, deren Beschäftigungsfähigkeit beeinträchtigt ist, die Stärkung der Eigenverantwortung durch verhaltensstützende und –beeinflussende Maßnahmen, die Individualisierung des Instrumenteneinsatzes und die klare Ausrichtung der Instrumente auf den ersten Arbeitsmarkt“ (KOMMISSION 2002: 19) als neue Form der *Aktivierung* zu forcieren und so eine höhere Integrationsquote in Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Damit wurde eine „Doppelstrategie“ verfolgt:

„Einerseits sollte die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe bzw. die Abschiebung der Langzeitarbeitslosen in die Fürsorge den stark defizitären Staatshaushalt entlasten, andererseits wollte man durch materiellen Druck und Einschüchterung der Betroffenen mehr bzw. stärkere ‚Beschäftigungsanreize‘ schaffen. Die teils ausgesprochen drastischen Leistungskürzungen sowie erneut verschärfte Zumutbarkeitsklauseln zwingen Langzeitarbeitslose, ihre Arbeitskraft zu Dumpingpreisen zu verkaufen. Ein staatlich geförderter Niedriglohnsektor, wie ihn die Hartz-Gesetze errichten halfen, verhindert weder Arbeitslosigkeit noch Armut, sondern vermehrt Letztere eher. Weil das Alg II als ergänzende Sozialleistung zu einem sehr niedrigen Lohn konzipiert war, hebelte es die Mindestlohnfunktion der Sozialhilfe aus.“ (BUTTERWEGGE 2012: 191)

Das bis heute die Sozialgesetzgebung und -politik prägende Aktivierungsparadigma „Fordern und Fördern“ sollte als vorrangige Beschäftigungsstrategie (vgl. BRÜTT 2003) einerseits dafür sorgen, dass „möglichst viele Arbeitslose eine Chance auf Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt bekommen“ und mithilfe einer Umstrukturierung der damaligen Bundesanstalt für Arbeit in die aktuelle Bundesagentur für Arbeit „intensiver betreut“ werden, jedoch erwartete man „von ihnen größere Anstrengungen bei der Suche nach neuer Beschäftigung“ (vgl. BUNDESREGIERUNG 2003). Die so beschleunigten arbeitsgesellschaftlichen Subjektivierungstendenzen sorgten dafür, dass Personen in Lebenslagen der verstetigten Arbeitslosigkeit über die neue Betonung von „Eigenverantwortung“ vermehrt eine mangelnde Motivation und Bereitschaft zur Anpassung ihrer Lebensumstände an einen sich verändernden Arbeitsmarkt vorgeworfen wurde (vgl. MARQUARDSEN 2007). Zugleich setzte sich mit der „Ökonomisierung des Sozialsektors wie der Sozialpolitik [...] ein staatlich inszenierter und gesteuerter Prozess [in Gang], in dem Staat und Verwaltung mittels betriebswirtschaftlicher Instrumente und managementwissenschaftlicher Leitbilder die Zielvorgaben bestimmen und versuchen, ganz im Sinne eines Konzernleitbildes [...] Leistungserbringer aber auch Bürger und Bürgerinnen, als MitarbeiterInnen der sich im globalen Wettbewerb befindenden Deutschland AG zu betrachten“ (DAHME/WOHLFAHRT 2008: 43).

Den Engpässen des Arbeitsmarktes, der weite Teile seiner Integrationsfähigkeit verloren hatte, wurde lediglich die Verbreiterung der prekären Beschäftigungsfelder gegenüber gestellt. Verbunden mit stark vereinfachten Zumutbarkeitsregelungen und einem existenzbedrohenden Sanktionssystem als ‚welfare to work‘-Prinzip wurden die Legitimationsgründe für den Bezug von Lohnersatzleistungen reduziert: Erwerbsarbeit, wenn auch in nicht existenzsichernder und prekariert Form, sei ja vorhanden, die Arbeitslosen müssten nur ‚wollen‘ und im Zweifelsfall ihre eigenen ‚Ansprüche‘ reduzieren. Viel radikaler als in den wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystemen zuvor, definierten die Hartz-ReformerInnen Arbeitslosigkeit zu einem Verhaltensdefizit um und fanden in Teilen der o.g. Arbeitslosenforschung viele, meist verkürzte wissenschaftliche Anknüpfungspunkte.

Eine so beschaffene „repressive Aktivierung“, die sich „von einem Verständnis sozialpolitischer Regelungen ab[grenzt], in dem die Sicherung des Lebensunterhaltes in prekären Lebenssituationen mit dem Ziel der Bewältigung bzw. mit dem Ziel einer menschenwürdigen Teilhabe an der Gesellschaft im Vordergrund steht“ (VÖLKER 2005: 70, vgl. ebenso SPINDLER 2003), hat sich als Handlungsprinzip längst auf die Soziale Arbeit übertragen (vgl. KESSL 2005a, SEITHE 2012). Unter dem Gewand einer „fürsorglichen Aktivierung“ (vgl. GALUSKE 2008) verstecken sich alle ökonomisierten Deutungsmuster der



„neuen“ sozialstaatlichen Logik. So ging es bereits vor den Arbeitsmarktreformen als Anspruch an Soziale Arbeit im „Rahmen kommunaler Beschäftigungsförderung [...] darum, LeistungsbezieherInnen [...] zur Arbeitsaufnahme zu aktivieren oder zumindest über Beschäftigungsförderergesellschaften aus dem Sozialhilfebezug raus und in das System der Arbeitsförderung zurückzuschleusen“ (MEYER 2003: 38f). Im neuen SGB II hatte der Gesetzgeber diesen Anspruch ausgebaut, der Aktivierungsmodus blieb aber derselbe. Bis heute besteht insbesondere am ‚unteren Ende‘ der gesetzlich festgelegten und medizinisch zu überprüfenden Erwerbsfähigkeit bei drei Stunden/Tag (vgl. §8 SGB II – Erwerbsfähigkeit) eine Verschiebungsdynamik behördlicher Zuständigkeit zwischen SGB II und SGB XII, welche SozialpädagogInnen allzu häufig diagnostische Aufgaben zukommen lässt; sie sollen u.a. bestätigen, ob jemand noch ‚in den Arbeitsmarkt integrierbar‘ ist oder nicht, welche Maßnahme die richtige ist, ob die betroffene Person eine vorgesehene Ausbildung bestehen kann. Nicht selten stehen sozialpädagogische Maßnahmen dabei im Konflikt zwischen dem sie finanzierenden und Fälle zuweisenden Jobcenter und Hilfeanliegen der AdressatInnen. Soziale Arbeit wird zur Vermittlungsinstanz zwischen unterschiedlichen Interessenlagen, die sich im Grunde gar nicht unterscheiden dürften, da die Vermittlungsbehörden gem. der sozialpolitischen Idee als ‚Dienstleister‘ der ‚KundInnen‘ auch in deren Interesse handeln sollten. Über das neue wohlfahrtsstaatliche Prinzip „activation without work“ (vgl. LESSENICH 2005) soll zwar „eine bestimmte Form der Inklusion herbeigeführt werden, die (oberflächlich betrachtet) dem alten Ziel der Profession – Integration in Lohnarbeit – sehr nahe kommt. Bei genauerer Betrachtung sind die Koordinaten allerdings anders gesetzt: das Passungsverhältnis zwischen sozialpolitischen Regulierungen und subjektiven Dispositionen der Individuen herzustellen, auf das Soziale Arbeit immer schon ausgerichtet ist, verschiebt sich“ (DAHME/WOHLFAHRT 2005: 8). Als „Instrument im Instrumentenkasten“ der Arbeitsvermittlung wird Soziale Arbeit ebenso in eine asymmetrische Herrschaftsarchitektur eingebaut, in der ihre eigenen Hinsichten und Handlungslogiken beinahe nicht mehr zählen. Ob die Ziele der Reformen und der ihnen innewohnende Aktivierungsstrategie tatsächlich erreicht wurden, darüber herrscht noch immer eine rege Debatte. Während insbesondere von politischer Seite gerne die positiven Wirkungen auf den deutschen Arbeitsmarkt gepriesen werden (vgl. STEINBRÜCK 2010), wie dies u.a. im dritten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung zu lesen war (vgl. BMAS 2008), stellen aktuelle Studien diesen Kausalzusammenhang grundlegend in Frage (vgl. MÜLLER 2009). Zudem bescheinigen selbst wirtschaftswissenschaftliche Untersuchungen den im vierten gesetzgebenden Schritt der Hartz-Reformen vorgenommenen Veränderungen der sozialen Sicherungssysteme –

„Hartz IV“ – eine geringe Akzeptanz bei den Betroffenen (vgl. YOLLU-TOK 2010). Nüchtern wurde vermerkt: „Die Gesetzgeber haben, wie sich im weiteren Verlauf der Stufenheuristik herausstellte, neben dem Homo Oeconomicus wirkende und verhaltensbeeinflussende soziale Faktoren nicht berücksichtigt. Zu einem wurde nicht berücksichtigt, dass es neben rein monetär übersetzten eigennützigen Präferenzen auch soziale Präferenzen gibt, die sich in diesem Fall als ‚Status‘ übersetzen lassen. Die ‚Verlierer‘ der Hartz IV-Reform sind nicht bereit für einen geringeren Lohn als den vorherigen Lohn zu arbeiten, da sie weiterhin von einer traditionellen, stuserhaltenden Versicherungsleistung ausgehen“ (SESSELMEIER/YOLLU-TOK 2007: 27f). So zeigte sich gleichzeitig aus einer weiteren disziplinären Perspektive, inwiefern sich im aktivierenden Sozialstaat der Bezug von Lohnersatzleistungen selbst als ausschließende und problematisierende Zuschreibung und Bewältigungsaufforderung manifestiert, wenn sich gar „die ‚Gewinner‘ [der Reform] erst als Teil der Gesellschaft [fühlen], wenn sie keine Bezüge aus Hartz IV bekommen“ (ebd.: 28). Die Idee einer fürsorglichen Absicherung von Lebensrisiken wurde zugunsten einer Abwehrstrategie gegen deren Inanspruchnahme durch den Aufbau von weitreichenden Statusängsten fallengelassen, die sich über die Konzeption von „Bedarfsgemeinschaften“ in die jeweiligen Familien u.a. in Form von Armutrisiken ausbreiten; insofern hat Hartz IV in der Tat seine Wirkung nicht verfehlt.

Damit ist aber ebenso klar, dass die in einer Lebenslage der Arbeitslosigkeit ausgesetzte Personengruppe weit über die Anzahl der statistisch als „Arbeitslose“ gezählten BürgerInnen hinausgeht. Zur Verdeutlichung können einfach jene Zahlen jeweils der Summe aus den BezieherInnen von Arbeitslosengeld I (als Versicherungsleistung) und Arbeitslosengeld II (als steuerfinanzierte Grundsicherung) gegenüber gestellt werden (s.u.). Dabei zeigen sich mehrere Auffälligkeiten:

- a) Die statistische Arbeitslosenzahl bzw. –quote, die monatlich von der Bundesagentur für Arbeit veröffentlicht wird, stellt zwar einen der wichtigsten Wirtschaftsindikatoren dar, ist allerdings mit Vorsicht zu betrachten. Seit diese Zahlen erhoben werden, wurde die Personengruppe, die damit abgebildet werden soll, mehrfach entlang sozialpolitischer Veränderungen neu zusammengestellt, was sich in der Darstellung der Arbeitslosigkeitsentwicklung nur dann zeigen lässt, wenn man in aufwendiger Weise die einzelnen Änderungsschritte mit einzeichnet. Besonders deutlich wird dies an der als „Hartz IV-Effekt“ (vgl. Bundesagentur 2011) bezeichneten Zunahme in 2005 und 2006, bei der die hohen Werte „auch als Folge der anfänglich sehr weitreichenden Statuszuweisung ‚arbeitslos‘ für erwerbsfähige Hilfebedürftige im

Zuge der Einführung des SGB II gelten. Der deutliche Rückgang [ist] damit teilweise einer Bereinigung der übererfassten Fälle insbesondere in den ersten drei Jahren des SGB II geschuldet. So wurden im März 2006 noch 52 Prozent der erwerbsfähigen Leistungsberechtigten in der Grundsicherung für Arbeitsuchende als arbeitslos geführt. In späteren Jahren ist der Anteil der Leistungsberechtigten mit dem Status ‚arbeitslos‘ wieder gesunken und lag im März 2011 zuletzt bei 44 Prozent“ (ebd.: 9).

- b) Wie erwähnt liegt die Zahl der EmpfängerInnen von ALG I und II deutlich über der Zahl der Arbeitslosen. Dabei bezieht sich der Wert der ALG II-BezieherInnen auf alle als „erwerbsfähig Leistungsberechtigte“ geführte Mitglieder einer Bedarfsgemeinschaft, so dass sich die Höhe der absoluten Zahl auch durch die Erfassung von ggfs. gesamten Haushalten ergibt, obwohl sie weitaus höher sein könnte, nähme man die „nicht erwerbsfähigen Leistungsberechtigten“ mit hinzu. Nichtsdestotrotz wird damit auch der ‚sozialrechtliche Hartz IV-Effekt‘ deutlich, der die Statuszuweisung eines Haushaltsmitgliedes auf die anderen zu übertragen und damit auch deren Lebenslage zu problematisieren weiß. Ferner ist zu beachten, dass es bei der Summe als ALG I- und ALG II-EmpfängerInnen zu Doppelnennungen kommt, da ein vergleichsweise geringer Teil der Betroffenen ihr Arbeitslosengeld mit der Grundsicherung aufstocken muss („Parallelbezug“), damit also in beiden Rechtskreisen bezugsberechtigt ist.

<b>Jahr</b>	Arbeitslose	ALG I- EmpfängerInnen	ALG II - EmpfängerInnen	Summe EmpfängerInnen ALG I und II
2002	4.061			
2003	4.377			
2004	4.381			
2005	4.861	1.728	4.982	6.710
2006	4.487	1.445	5.392	6.837
2007	3.760	1.080	5.278	6.358
2008	3.258	917	5.012	5.929
2009	3.415	1.141	4.909	6.050
2010	3.238	1.024	4.894	5.918
2011	2.976	829	4.616	5.445
2012 <sup>3</sup>	2.982	864	4.479	5.343

Abb. 1 *Arbeitslose in Deutschland (Jahresdurchschnitt in 1000)*  
(Quelle: Bundesagentur für Arbeit)

<sup>3</sup> Durchschnittswert der Monate Januar – August 2012

Nicht abgebildet ist zudem die sog. „Stille Reserve“ (vgl. HOLST 2000, FUCHS/WEBER 2008) außerhalb von arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen, die beispielsweise aufgrund zu hohen Alters oder einer fehlenden behördlichen Meldung nicht erfasst werden. Diese Menschen können objektiv ebenfalls als „arbeitslos“ gelten; inwieweit diese Zuschreibung subjektiv zutrifft, wäre eine spannende Frage, insbesondere da damit ein massives Unterversorgungsrisiko angesprochen ist. Und nicht zuletzt muss angemerkt werden, dass die Anzahl der als arbeitslos geltenden Personen, die zum Rechtskreis des SGB III gezählt werden nur zum Teil die ALG I-EmpfängerInnen umfassen und umgekehrt. So ist es interessant zu beobachten, dass die Gesamtzahl Ersterer zumeist über der Anzahl Zweiterer liegt (vgl. FUCHS ET AL 2011), da gem. SGB III auch Nicht-EmpfängerInnen von Arbeitslosengeld „statistisch arbeitslos“ sein können.

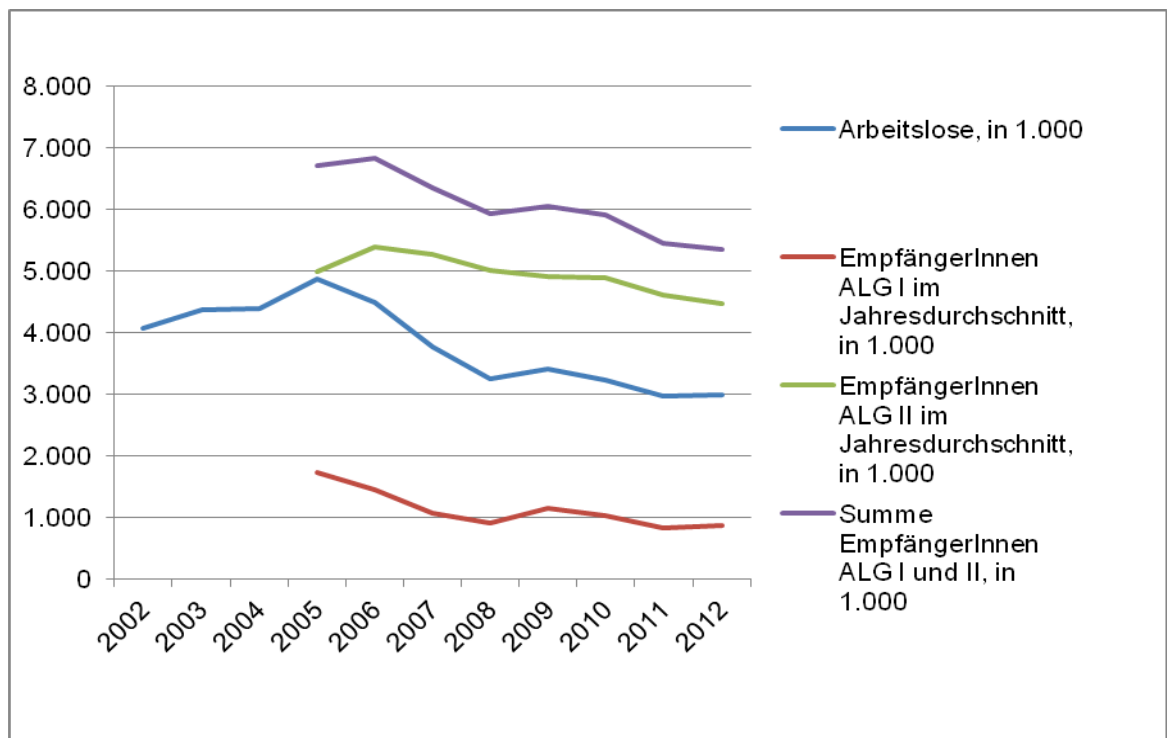


Abb. 2 Zahlen zur Arbeitslosigkeit in Deutschland als Diagramm  
(Quelle: Bundesagentur für Arbeit)

- c) Natürlich lässt sich ein Rückgang der Arbeitslosigkeit in Abhängigkeit der Reduzierung der ALG-BezieherInnen beobachten. Doch zeigt sich Letzere bei weitem nicht so stark wie jener Rückgang, auch wenn sich addierende Effekte mit beachtet werden müssen. Einzelnen betrachtet relativiert sich der positive Eindruck dadurch, dass die Anzahl der ALG I-EmpfängerInnen eher stagniert als zu sinken und es im ALG II-Bereich nur zu einer leichten Abflachung kommt, während der davorliegende Anstieg im Jahr 2006 bei gleichzeitiger Abnahme der absoluten Arbeitslosenzahl die o.g.

veränderte Statuszuweisung abbildet: Die Betroffenen waren zwar nicht mehr „arbeitslos“, mussten allerdings weiterhin ALG II beziehen, da sie keiner existenzsichernden Beschäftigung nachgehen konnten, entweder im Niedriglohnsektor tätig waren und die SGB II-Grundsicherung als Aufstockung ihres prekären Einkommens nutzen mussten oder in eine Arbeitsgelegenheit (AGH) vermittelt wurden, von denen die Mehraufwandsvariante als „1-Euro-Job“ weitläufig bekannt wurde.

Die statistische Größe „Arbeitslosigkeit“ erweist sich also als hoch-fluide Kennzahl, bei der eine Verringerung mitnichten einen Zusammenhang zu einem „Funktionieren“ des Vermittlungssystems generiert. Vielmehr zeigt sich einfach, dass sich die Statuszuweisungen geändert haben; in welcher Weise, bleibt im Verborgenen bzw. eröffnet sich erst mithilfe weiterer Indikatoren. Beispielsweise finden sog. „Drehtüreeneffekte“ aufgrund von Abgängen in prekäre Beschäftigung (vgl. KONLE-SEIDL 2008) keine Beachtung, die u.a. auf die Verschiebedynamik zwischen den Rechtskreisen hinweisen. Auch sagt die Arbeitslosenzahl wenig darüber aus, wie groß die Bevölkerungsgruppe ist, auf die sich „Hilfen zur Arbeit“ beziehen bzw. die sich einer entsprechenden sozialen Problemzuschreibung ausgesetzt sieht. Zu den jenen Personen müssen u.U. noch FrührentnerInnen, BezieherInnen von Hilfe zum Lebensunterhalt nach SGB XII, Reha-Fälle etc. hinzu gezählt werden. Doch würde eine solch ausführlichere Analyse bei Weitem den Rahmen dieser Arbeit sprengen, ebenso wie eine noch detaillierte Darlegung der erwähnten statistischen Bezugsgrößen.

Aus diesem Grund dienen die o.g. Daten an dieser Stelle lediglich der Unterstreichung der Tatsache, dass eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Arbeitslosigkeit jene uneindeutigen, sozialpolitischen Zuschreibungen mit einbeziehen muss, die ihr Äquivalent in den indifferenten Bewältigungslagen auf subjektiver Ebene finden (s.o.). Sie muss der Tatsache Rechnung tragen, dass es sich generell und insbesondere bei der Gruppe der Langzeitarbeitslosen um eine sehr heterogene Klientel handelt (vgl. MUCHE ET AL 2010), die für sozialpädagogische Hilfen in diesem Handlungsfeld eine ständige Herausforderung darstellen. Außerdem wird hier aus Mangel an eindeutigen Aufgabenzuweisungen an Soziale Arbeit über Konstrukte wie „Beschäftigungsfähigkeit“ operiert, die sich weniger aus der direkten Bedarfslage der betroffenen ‚Arbeitslosen‘ herleitet, sondern vielmehr auf statistischen Werten wie den bereits genannten aufbaut.

In der Fallbearbeitung der Arbeitsvermittlung dringen jene Konstrukte in die Biographien der AdressatInnen ein und codieren dort mehrere Fragmente zu „*Vermittlungshemmnissen*“ um.

Dieser Begriff erlangte als Defizitindikator für die Vermittlungswahrscheinlichkeit (vgl. ACHATZ/TRAPPMANN 2011) eine zentrale Bedeutung; im Rahmen der „Job-Perspektive“ (§16e SGB II) wurde er gar zum diagnostischen Parameter, der den Bezug bestimmter Fördermöglichkeiten begründete. In der politischen Debatte sprach man in diesem Zusammenhang von „Menschen, die seit langem arbeitslos sind und besondere Vermittlungshemmnisse haben: Gesundheitliche Probleme, Alter, fehlende Schul- oder Ausbildung nur als Beispiele“ (vgl. THÖNNES 2007). Für die Fachkräfte der Vermittlungsbehörden bilden Vermittlungshemmnisse bis heute eine wichtige Argumentationsgröße, um auf die Schwierigkeiten in ihrer Arbeit und die zunehmend anspruchsvolle Klientel aufmerksam zu machen und mithilfe eines so beschaffenen Merkmalskatalogs subjektive Falldeutungen vornehmen zu können:

„Alle Befragten geben an, dass sich die Struktur des zu betreuenden Personenkreises geändert hat. So berichten vor allem die Reha-Berater in den Arbeitsagenturen, dass ehemals klassische Reha-Fälle, wie Handwerker mit Rückenleiden nicht mehr das typische Profil darstellen. Vielmehr betreuen sie vermehrt Personen mit Mehrfachdiagnosen. Insbesondere in Kombination mit länger andauernder Arbeitslosigkeit treten ihrer Erfahrung nach zusätzliche psychische Beeinträchtigungen und Erkrankungen auf.

Diese Einschätzung wird von den Gesprächspartnern in den SGB-II-Institutionen geteilt, die anmerken, dass gesundheitliche Probleme oft kumuliert auftreten, häufig in Verbindung mit persönlichen Schwierigkeiten. Dazu zählen ein geringeres Bildungsniveau, familiäre Probleme, aber auch Schulden und Sucht. Dies führe zu multiplen Vermittlungshemmnissen, die in ungünstigen Eingliederungschancen resultieren. Die Befragten sind sich einig, dass in der täglichen Arbeitsroutine die am schwierigsten sowie zeitaufwendigsten Fälle zu diesem Personenkreis gehören. Insgesamt schätzen die Gesprächspartner in den SGB-II-Institutionen, dass mindestens jede dritte von ihnen betreute Person gesundheitliche Einschränkungen aufweist. Viele Vermittler geben an, dass sie bei SGB-II-Empfängern mit diesen komplexen Problemlagen oft die allgemeine Stabilisierung der betreuten Person in den Vordergrund zu stellen.“ (RAUCH ET AL 2008: 3f)

Hier werden Vermittlungshemmnisse insbesondere an den gesundheitlichen Diagnosen fest gemacht, hinzu kommen weitere Merkmale, die sich beliebig erweitern lassen, so dass „neben der Dauer der Arbeitslosigkeit vor allem die Qualifikation und das Alter“ (HEINZ ET AL 2007: 15) häufig hinzugezählt werden. Eine einfache gesetzliche Beschreibung trat vor der „Job-Perspektive“ bereits als Grund für die Gewährung von Eingliederungszuschüssen nach §218 SGB III und in dem damit zusammenhängenden Grundsatz in §217 SGB III als „in der Person liegende Umstände, die eine Vermittlung erschweren“ auf.

Vermittlungshemmnisse sind deswegen so interessant für die vorliegende Forschungsarbeit, da sie objektivierte Bedarfslagen entwerfen, nach denen sich die Handlungsstrategien der Fachkräfte als aktivierende Variante von „Hilfen zur Arbeit“ ausrichten, und diese

gleichzeitig als unbestimmte Größe negativ flankieren. Und weiter verweisen Vermittlungshemmnisse auf Ansprüche an professionelles Handeln, das aufgefordert wird, jene Hürden vor einer Arbeitsmarktintegration zu identifizieren und mithilfe der ‚richtigen Instrumente‘ abzubauen. Damit treten Fragen nach der ‚Vollständigkeit des Hilfebedarfs‘ oder auch der ‚Diagnosekompetenz‘ der Fachkräfte in den Vordergrund und daran anschließend im Besonderen, welche Arten von sog. ‚sozialen Dienstleistungen‘ damit verknüpft werden und wie diese wirken. In diesem Zusammenhang wurden gerade in den letzten Jahren einige aufwendige Studien veröffentlicht, von denen im Folgenden nur ein kleiner, begrenzter Ausschnitt dargestellt werden soll.

Besonders hervorzuheben ist zunächst die Konzeptstudie des Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) Göttingen mit dem Titel ‚Neue soziale Dienstleistungen nach SGB II‘ (vgl. BAETHGE-KINSKY ET AL 2007). Das AutorInnenteam stellte fest, dass die Forschungsnotwendigkeit bzgl. ‚Dienstleistungen am Arbeitsmarkt‘ ‚vermutlich [nur] deshalb so lange übersehen werden [konnte], weil die Forschungslücke so groß‘ (BAETHGE-KINSKY/BARTELHEIMER/HENKE 2007: 70) gewesen sei. So sprachen sie im Hinblick auf die Abläufe im Inneren der Arbeitsvermittlung von einer ‚black box‘, die Idealvorstellungen und Mutmaßungen beinhalte und dabei generell unklar sei, wie sich ein ‚guter Vermittlungsprozess‘ überhaupt darstelle und welche Dienstleistungen die AdressatInnen tatsächlich benötigten. Mithilfe von Fallbeobachtungen begleiteten sie intensiv insgesamt 20 Fälle und ihre Bearbeitung. Auf diese Weise entstand zum ersten Mal ‚ein dichtes Bild des sozialen Handelns von Fachkräften und Adressat/inn/en im gesetzlichen Rahmen der Grundsicherung für Arbeitsuchende. Auch wenn die Studie nicht den Anspruch hatte, das beobachtete Fallgeschehen zu bewerten oder Empfehlungen zur Ausgestaltung der Leistungsprozesse zu formulieren, ergeben sich aus dem Material sowohl Schlussfolgerungen um Charakter der Dienstleistungsarbeit als auch Fragen für die weitere Untersuchungsarbeit (BAETHGE-KINSKY ET AL 2007: 60). Der Blick wurde auf die Ermittlung des jeweiligen ‚Aktivierungsbedarfs‘ geschärft und aus dienstleistungstheoretischer Perspektive die notwendige Ko-Produktion der ‚KundInnen‘ hinsichtlich einer *latent asymmetrisch-hierarchischen Aushandlungssituation* in Frage gestellt.

Das durch die Bundesagentur für Arbeit geförderte Projekt ‚Organisationsreform der Arbeitsagenturen und neue Maßnahmen für Arbeitssuchende: Soziale Ungleichheit und Partizipationschancen Betroffener‘ an der Universität Siegen konnte u.a. auf diesen Ergebnissen aufbauen und untersuchte Deutungsmuster von ArbeitsvermittlerInnen und LeistungsempfängerInnen im Rechtskreis SGB II (vgl. LUDWIG-

MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009). Mit offen geführten, leitfadengestützten Einzelinterviews mit ArbeitsvermittlerInnen sowie mit LeistungsempfängerInnen wurde u.a. auch nachgezeichnet, wie Letztere ihren Bedarf an Einkommen definieren, wie sie ihre Zukunft einschätzen und welche Sicht sie auf die beteiligten Institutionen haben. So konnten die AutorInnen im Kontrast aufzeigen, wie sich die Praxisformen der Arbeitsvermittlung aus dem meist konflikthafte Aufeinandertreffen unterschiedlicher Hinsichten auf den jeweiligen „Aktivierungsbedarf“ ableiten lassen. Mit dem Fokus auf jugendliche EmpfängerInnen von SGB II-Leistungen blickte das Forschungsprojekt „Gesprächspraktiken in JobCentern im Rechtskreis des SGB II (Bereich der unter 25-Jährigen) – eine konversationsanalytische Studie“ der Universität Hildesheim auf die institutionelle Kommunikation und das Beratungshandeln in administrativen Kontexten durch Beobachtungen von Einzelgesprächen und Vermittlungsprozessen (vgl. BÖHRINGER ET AL 2012). In einer Studie für den deutschen Caritasverband wurde an der Universität Heidelberg dagegen die Maßnahmeart „Job-Perspektive“ untersucht und damit eher eine „Aktivierungsform“ selbst, wobei die damit zusammenhängenden positiven Effekte für die Betroffenen hervorgehoben werden, die die „Abwärtsspiralen der Arbeitslosigkeit nicht nur temporär zu stoppen“ (POHLMANN 2009: 15) vermochten.

Diese und weitere Forschungsergebnisse gewähren wertvolle Einblicke in die Abläufe der – in diesem Fall – SGB II-Fallbearbeitung, die entsprechend der begrifflichen Vorprägung zumeist mithilfe der Dienstleistungstheorie analysiert wurden. Für Soziale Arbeit ist es in diesem Kontext immer mehr von Bedeutung, wie sie als ‚Instrument aus dem Instrumentenkasten‘ bzw. Vermittlungsinstanz (s.o.) insbesondere bei Langzeitarbeitslosen mit „multiplen Vermittlungshemmnissen“ in diese Aktivierungsbemühungen eingebunden werden kann. Auch wenn sozialpädagogische Handlungsformen in den letzten Jahren immer vehementer selbst als „soziale Dienstleistungen“ betrachtet und untersucht werden, lenkt der Begriff der „Hilfe zur Arbeit“ gerade im Aktivierungsdiskurs „die Aufmerksamkeit in zwei [weitere] Richtungen: in die Richtung der Gestaltung eines Hilfeprozesses und in die Richtung der Arbeit, zu der verholpen werden soll“ (BURGHARDT 2005: 42). Ferner weist ein Ergebnis der o.g. SOFI-Studie darauf hin, dass sich bei „Fällen, in denen prekäre Lebensumstände der Adressaten einer Orientierung auf dem ersten Arbeitsmarkt entgegenstanden oder diese nach langer Arbeitslosigkeit resigniert hatten, [...] eine andere Konfliktkonstellation ab[zeichnete]: Das Arbeitsbündnis geriet in Gefahr, weil die ‚aktivierenden Fachkräfte‘ an die Grenzen des Maßnahmeangebots oder des örtlichen Arbeitsmarkts stießen“ (BAETHGE-KINSKY/BARTELHEIMER/HENKE 2007: 74). Unter



der Beachtung der vielfältigen Ansprüche an eine entgrenzte Lebensbewältigung, wie sie die Lebenslage der Arbeitslosigkeit u.a. aufgrund ihrer indifferenten Zuschreibungsmuster nach sich zieht, drängen sich also aus der Perspektive der Betroffenen die Fragen in den Vordergrund, welche *Hilfe* einerseits benötigt bzw. eingefordert wird und andererseits angeboten bzw. angenommen werden kann; oder präziser formuliert: Inwiefern ist Hilfe in die aktuelle sozialstaatliche Aktivierungslogik des „Forderns und Förderns“ eingebunden?

In seiner Regierungserklärung zur Agenda 2010 stellte der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder eine ähnliche Frage:

„Wir müssen auch über das System unserer Hilfen nachdenken und uns fragen: Sind die sozialen Hilfen wirklich Hilfen für die, die sie brauchen?“ (vgl. SCHRÖDER 2003)

Der Hilfebegriff wurde im politischen Diskurs fest mit dem der Aktivierung verbunden (nicht zuletzt wegen seiner historischen Verwurzelung in der Sozialgesetzgebung), wenn auch natürlich in einer anderen, individualisierenden Lesart. Selbst die immer wieder angeführte Stärkung der „Eigenverantwortung“ wurde nicht ohne einen Hinweis auf den damit zusammenhängenden Hilfeprozess gefordert, der „in erster Linie Hilfe zur Selbsthilfe“ (GLÜCK 2000: 3) meine. So müsse der „moderne Sozialstaat [...] seine Maßnahmen so ausgestalten, dass sie ausreichenden Anreiz bieten, sich anzustrengen und die eigenen Möglichkeiten in vollem Umfang zu nutzen“ (ebd.). Trotz der begrifflichen Nähe wird hier jedoch mehr als deutlich, dass „diesem Verständnis zufolge nichts anderes als die Eigentätigkeit des Aktivierten [gemeint ist], [da] alle Aktivierung [...] im Kern Selbstaktivierung [darstelle]. Maßnahmen der aktivierenden Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik sollen folglich Initialzündungen für einen Selbsttragenden und nachhaltigen Eingliederungsprozess des Hilfebedürftigen sein. Ob dies gelingt, hängt dann gemäß dieser Logik entscheidend davon ab, welche Eigenaktivität und welches Engagement der Empfänger aktivierender Leistungen an den Tag legt“ (WENZEL 2008: 63). So tritt an dieser Stelle die neoliberale Architektur des aktivierenden Sozialstaates zutage, die den Aktivierungs- und den daran gekoppelten Hilfebegriff zu einer euphemistischen Formel umdeutet, um sozialstaatliche Leistungsformen zu reduzieren:

„Die sozialen Transfersysteme der Arbeitslosen- und Sozialhilfe erfüllen die Ansprüche nicht die an sie gestellt werden: sie sind keine Hilfe zur Selbsthilfe. [...] Nur wenn es gelingt, die Sozialhilfe effizienter zu administrieren und zu organisieren, sie anreizkompatibler auszugestalten [...], kann sie eine wirkliche Hilfe zur Selbsthilfe werden.“ (BERTHOLD 2002: 19)

Lösungsvorschläge, die darauf aufbauen, drängen auf einen langfristigen Aufbau eines Niedriglohnssektors (vgl. BOSCH/WEINKOPF 2007) v.a. für sog. „geringqualifizierte Langzeitarbeitslose“, die wegen ihrer Leistungsdefizite und multiplen Vermittlungshemmnisse nicht mehr in den „ersten Arbeitsmarkt“ zu integrieren seien. Arbeitsmarktpolitik solle dahingehend „in ihrem Maßnahmenportfolio eine gesunde Balance zwischen wettbewerbsstärkeren und wettbewerbsschwächeren Personen wahren“ (MÖLLER/WALWEI 2009: 11) und neben Qualifizierungsangeboten, die die Flexibilität des/der Einzelnen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen, auch den Niedriglohnbereich so ausstatten, dass etwa durch die Subventionierung von Lohnkosten eine bedarfsgerechte Entlohnung gewährleistet sei (vgl. BRAUN/DALLMANN/PFEIFFER 1998).

Jenseits dieser arbeitsmarktpolitischen Implikationen wird im Gesetzestext des SGB II schließlich von „Hilfebedürftigkeit“ i.S. einer Anspruchsberechtigung für den Bezug von Grundsicherungsleistungen gesprochen:

### **§9 SGB II – Hilfebedürftigkeit**

- (1) Hilfebedürftig ist, wer seinen Lebensunterhalt nicht oder nicht ausreichend aus dem zu berücksichtigenden Einkommen oder Vermögen sichern kann und die erforderliche Hilfe nicht von anderen, insbesondere von Angehörigen oder von Trägern anderer Sozialleistungen, erhält.
- (2) Bei Personen, die in einer Bedarfsgemeinschaft leben, sind auch das Einkommen und Vermögen des Partners zu berücksichtigen. Bei unverheirateten Kindern, die mit ihren Eltern oder einem Elternteil in einer Bedarfsgemeinschaft leben und die ihren Lebensunterhalt nicht aus eigenem Einkommen oder Vermögen sichern können, sind auch das Einkommen und Vermögen der Eltern oder des Elternteils und dessen in Bedarfsgemeinschaft lebender Partnerin oder lebenden Partners zu berücksichtigen. Ist in einer Bedarfsgemeinschaft nicht der gesamte Bedarf aus eigenen Kräften und Mitteln gedeckt, gilt jede Person der Bedarfsgemeinschaft im Verhältnis des eigenen Bedarfs zum Gesamtbedarf als hilfebedürftig, dabei bleiben die Bedarfe nach § 28 außer Betracht. In den Fällen des § 7 Absatz 2 Satz 3 ist Einkommen und Vermögen, soweit es die nach Satz 3 zu berücksichtigenden Bedarfe übersteigt, im Verhältnis mehrerer Leistungsberechtigter zueinander zu gleichen Teilen zu berücksichtigen.
- (3) Absatz 2 Satz 2 findet keine Anwendung auf ein Kind, das schwanger ist oder sein Kind bis zur Vollendung des sechsten Lebensjahres betreut.
- (4) Hilfebedürftig ist auch derjenige, dem der sofortige Verbrauch oder die sofortige Verwertung von zu berücksichtigendem Vermögen nicht möglich ist oder für den dies eine besondere Härte bedeuten würde.
- (5) Leben Hilfebedürftige in Haushaltsgemeinschaft mit Verwandten oder Verschwägerten, so wird vermutet, dass sie von ihnen Leistungen erhalten, soweit dies nach deren Einkommen und Vermögen erwartet werden kann.

Ohne nun auf die juristischen Feinheiten jenes Hilfebegriffes gem. einer wohlfahrtsstaatlichen Versorgungslogik und das damit verknüpfte Subsidiaritätsprinzip im Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft einzugehen, kann man in dem Ausschnitt erkennen, dass Hilfe zur

Bewältigung von Arbeitslosigkeit als rechtliche Kategorie und Ressource mit dem Vermittlungshandeln bzw. Aktivierung auch gesetzlich verwoben ist. Dies lässt sich selbstverständlich rechtshistorisch bereits aus älteren Sozialgesetzen herleiten, wo sich ebenso u.a. „Fürsorge“ und „Unterstützung“ als meist unbestimmte Rechtsbegriffe finden lassen, und ist keine ‚Neuerfindung‘ innerhalb der Agenda 2010. Auch die zuvor nach altem SGB III in §190ff gewährte „Arbeitslosenhilfe“ berief sich auf diesen Begriff und im früheren Bundessozialhilfegesetz (BSHG) bestanden noch weitaus vielfältigere Hilfevarianten als sie im aktuellen SGB II und SGB XII zu finden sind. Im direkten Vergleich fällt auf, dass „Hilfebedürftigkeit“ heute mehr im Sinne einer „Leistungsberechtigung“ verstanden wird und auf diese Art begrifflich substituiert wird. Allerdings lässt sich im dienstleistungsfixierten Trend der Verkürzung auf eine „Berechtigung“ nicht darüber hinweg täuschen, dass sich Hilfe im Kontext „Sozialer Arbeit und Sozialpolitik des neuen Jahrtausends“ (vgl. BOCK/THOLE 2004) auf immer mannigfaltigere Bedarfslagen beziehen muss und nicht schematisch zuzuteilen ist, insbesondere wenn *Hilfe* zunehmend als *aktivierendes Handlungsmuster* gesehen wird:

„Sowohl Überwindung als auch Verstetigung von Hilfebezug und Hilfebedürftigkeit lassen sich als prozesshaftes Geschehen begreifen, das u.a. bestimmt wird durch die unterschiedlichen biographischen Lagen der Hilfebezieher und ihre jeweiligen konkreten zeitlich-räumlichen Lebensumstände, zuhandene Handlungsressourcen und entsprechend wahrnehmbare Optionsräume in den übersubjektiven Strukturen von Lebenswelten und gesellschaftlichen Funktionssystemen.“ (HIRSELAND/RAMOS LOBATO 2010: 6)

Dieses Prozessgeschehen werde zentral beeinflusst „durch die subjektiven Wahrnehmungen und Situationsdefinitionen von Hilfebeziehern sowie dem daraus resultierenden Umgang mit den Hilfeangeboten des SGB II“ (ebd.). Darüber hinaus ist bezugnehmend auf Ergebnisse aus der Sozialhilfeforschung festzuhalten, dass die Hilfeanstrengungen nicht beim Ausstieg aus dem Leistungsbezug enden dürfen, sondern oftmals eine „Nachsorge“ erfordern (vgl. HAGEN/NIEMANN 2001).

Über vielfältige Wege lässt sich also feststellen, dass Hilfen für arbeitslose BürgerInnen als Zielkategorie sozialstaatlichen Handelns einer wissenschaftlichen Klärung bedürfen. Dabei gilt es nicht nur zu analysieren, in welcher Beziehung sie zu den Aktivierungsstrategien der Arbeitsverwaltung stehen, insbesondere wenn man die Sanktionspraktiken des SGB II (vgl. AMES 2009, GÖTZ/LUDWIG-MAYERHOFER/SCHREYER 2010) betrachtet. Sondern es ist in erster Linie ebenfalls zu ermitteln, wie sich der jeweilige Hilfebedarf in der Lebenslage der Arbeitslosigkeit überhaupt biographisch entwickelt und wie er sich darstellen lässt. Hilfe wird zu einem zentralen Forschungsgegenstand, um von den Betroffenen ausgehend die

Interaktionen zwischen ihnen und den Vermittlungsfachkräften rekonstruieren zu können, und darüber hinaus arbeitsmarktpolitische Interventionen unter dem Sammelbegriff „Aktivierung“ beurteilen zu können.

## **2. Soziale Hilfe in der theoretischen Reflexion**

Greift man auf die sog. „Klassiker“ der Sozialpädagogik zurück, so lässt sich leicht feststellen, dass der Hilfebegriff in verschiedenen Varianten bereits sehr früh mit Sozialer Arbeit verknüpft wurde. Alice Salomon etwa nahm ihn auf und sprach von „Hilfstätigkeit“, unter der „alle diejenigen Bestrebungen einzureihen [seien], die gesellschaftlichen Missständen gegenüber Hilfe schaffen wollen, die auf Förderung eines gesunden Volkslebens in körperlicher und geistiger Beziehung abzielen“ (SALOMON 1901: 4) und beruhe auf „dem Gedanken des Helfens und Heilens, um Einzelnen oder der Gesamtheit bessere Daseinsmöglichkeiten zu schaffen“ (ebd.). Angelehnt an die Wohlfahrtspflege war im Aufkommen von „helfenden Berufen“ auch ein staatlicher Auftrag formuliert, der sich nicht nur auf die Sozialpolitik bezog, sondern ebenfalls auf die Schaffung von Praxisfeldern Sozialer Arbeit. Zudem wurde der Hilfebegriff alsbald mit dem Erziehungsbegriff gekoppelt, so dass sich konkretere Ansätze einer Sozialpädagogik erkennen ließen (vgl. NOHL 1927, 1949). Möglich war dies „vor allem durch die Betonung einer spezifischen Interaktionsform [...] : Wie bei der erzieherischen handelt es sich auch bei der helfenden Beziehung um eine asymmetrische Interaktion mit normativen Intentionen“ (GÄNGLER 2001: 779). Sicherlich auch aus diesem Grund verschwand der Begriff im Laufe der 1970er Jahre aus den sozialpädagogischen Theoriedebatten (ebd.), da Hilfe als professionelles Handeln in den Verdacht geriet, in erster Linie Macht und Herrschaft der Helfenden i.S. sozialstaatlicher Ägide auszuüben (vgl. GUGGENBÜHL-CRAIG 1971, HOUTMAN 1978). Somit erwies sich die Verbindung von Hilfe und Erziehung unter dem Deckmantel der Sozialen Arbeit keinesfalls günstig für den Diskurs, da die Überwindung des Kontrollarguments ein schwieriges Unterfangen darstellte. Auch eine allgemeinere erziehungswissenschaftliche Perspektive erschien nicht dienlich, wie etwa zu argumentieren, dass alles „Erziehen [...] in irgendeinem Sinn Hilfe“ (MOLLENHAUER 2001: 99) sei, so dass die beiden Begriffe von der Sozialen Arbeit getrennt wurden. Hier zeigte sich schnell, dass Hilfe „im Sprachgebrauch eine viel zu allgemeine Bedeutung hat, um noch einen bestimmten Aspekt der Erziehungstätigkeit bezeichnen zu können“ (ebd.).

**a) Hilfe und Kontrolle**

Anders als der Hilfebegriff erlebt jedoch Erziehung durch das Wiedererstarken des Bildungsbegriffs eine Renaissance (vgl. THOLE/PFAFFENBERGER 2002). Dies wird u.a. an den zunehmenden, punitiven Tendenzen im praktischen, sozialpädagogischen Handeln sowie im sozialpolitischen Diskurs (vgl. DOLLINGER 2010, DOLLINGER/SCHMIDT-SEMISCH 2011) deutlich, die immer wieder auf restriktive Formen der Erziehung verweisen und in erster Linie pädagogische Kontrollfunktionen betonen. Legitimiert werden soll dies über ein paternalistisches Begriffsverständnis, das Versorgungsaspekte mit Disziplinierungsaspekten verknüpft (vgl. GUMPINGER 2007) und das Soziale Arbeit „als öffentlich organisierte Dienstleistung [...] über ihre helfenden Bildungs- und Unterstützungsleistungen zugleich eine kontrollierende Leistungs- und Erziehungsinfrastruktur etabliert“ (BOCK/THOLE 2011: 8). Hilfe scheint hier komplett in den Hintergrund zu treten, schon alleine hinsichtlich der berechtigten Frage, ob Soziale Arbeit unter den aktuellen Rahmenbedingungen wenigstens noch „als Garant für ‚das Soziale‘ in der Kontrolle“ (vgl. ZIEGLER 2005) zu bezeichnen ist:

„Die Asymmetrie im pädagogischen Arrangement verführt zur Macht, zur Identifikation mit der Macht der Gesellschaft und zur Macht in der eigenen Position. Die Geschichte der Sozialen Arbeit ist in ihrem Mainstream Unterdrückung, Disziplinierung und Stigmatisierung. Soziale Arbeit vermittelt Normen an ihre Adressaten im Zeichen gegebener Herrschaftsstrukturen als Instrumente von Anpassung und Unterdrückung oft mit jener besonderen Unnachgiebigkeit und demonstrativen Deutlichkeit, die den Abschreckungs- und Durchsetzungsinteressen der Macht entspricht.“ (THIERSCH 2009: 34)

Aufgrund dessen plädiert Hans Thiersch für „ein Verständnis von Sozialer Arbeit, die ihren Ausgang nimmt in den lebensweltlichen Verhältnissen, also den Räumen, Zeiten, Netzen und Traditionen, in denen Menschen sich vorfinden. Damit die Menschen in ihren Ressourcen lernen können, muss die pädagogischen Konstellation bestimmt sein durch Liebe, Vertrauen und Neugier“ (ebd.: 32). Das ist ein bedeutendes Postulat, doch lässt es wiederum erkennen, dass darin eingeschlossene Formen sozialer Hilfe verschwimmen, je weiter das Erzieherische in sozialpädagogischem Handeln betont wird.

Gerade weil Soziale Arbeit trotz alledem als der „Haupt- und Kernbereich eines gesellschaftlich dafür notwendig erachteten und gewollten Systems des Helfens“ (BOCK/THOLE 2011: 6) und Helfen gar als „Ur-Kategorie des menschlichen Handelns überhaupt“ (SCHERPNER 1962: 122) bezeichnet werden kann und „in der Neuzeit Formen des Helfens entstehen, die nicht mehr nur zufällig und spontan zustande kommen oder über kollektiv verbindliche Weltbilder und soziale Kontrollmechanismen gesteuert werden,

sondern als gesellschaftliche Aufgabe betrachtet, staatlich organisiert und von eigens dafür ausgebildetem professionellem Personal durchgeführt werden“ (GÄNGLER 2001: 773), gilt es den ‚Bildfokus‘ neu zu justieren, um die unscharfen Konturen von Hilfe schärfer zu stellen, sichtbar zu machen und entsprechend zu analysieren und zu diskutieren. Da in den Handlungsfeldern der Sozialpädagogik aufgrund der historischen Verwobenheit eine „Initiierung von Bildungsprozessen vornehmlich außerhalb des formalen Bildungssektors“ (THOLE/HUNOLD 2011: 153) stattfindet, können Bildung oder auch Erziehung natürlich nie vollends ausgeblendet werden. Doch müssen beide die Vorderbühne verlassen und damit der Hilfe ihren Platz einräumen, soll sie in den Mittelpunkt des Interesses rücken.

So wenig Hilfe im Kontext Sozialer Arbeit von Erziehung getrennt werden kann, so kann noch weniger ihre Kontrollfunktion als „unauflösbarer Widerspruch“ (vgl. BOMMES/SCHERR 2000) unterschlagen werden, was nicht nur in der Asymmetrie der Hilfebeziehung begründet liegt:

„Die Doppelfunktion von Hilfe und Kontrolle verdeutlicht, dass bei einer Begegnung zwischen Klient und Sozialarbeiter – insbesondere dann, wenn der Klient nur bedingt von sich aus Kontakt aufgenommen hat – tatsächlich ein unsichtbarer Dritter mit im Spiel ist: der Auftraggeber, der Gesetzgeber, die Person im Hintergrund, die – aus welchen Gründen auch immer – dazu beigetragen hat, dass es zu dieser Begegnung gekommen ist.“ (KÄHLER 2005: 12f)

Auch die gesellschaftlichen, sozialpolitischen oder einfach die persönlichen Rahmenbedingungen, unter denen Hilfe stattfinden soll, konstituieren die Hilfesituation und zeigen damit auf, dass „Helfende und Hilfebedürftige [...] nicht allein [sind], sondern getrennt und verbunden durch ein Zwischen, das sie vergesellschaftet und beheimatet in der Welt“ (WEBER 2003: 325). Für die professionellen HelferInnen wird so noch einmal stärker ein Konflikt entworfen, der sie zum einen als „AnwältInnen der Hilfebedürftigen“ und zum anderen als „KontrollleurInnen im Auftrag des Staates“ anspricht und mit einer „Professionalisierungsfalle“ (vgl. THOLE/KÜSTER-SCHAPFL 1997) sowie der „Paradoxie professionellen Handelns“ (vgl. GILDEMEISTER 1993) konfrontiert. Für eine Analyse von Hilfe ergeben sich genau an jenen Stellen Zugriffspunkte, an denen die Ambivalenz zwischen Hilfe und Kontrolle besonders deutlich hervorsticht, so dass sie als theoretische Ressource reflexiv mitgedacht werden kann und als *Interaktionsprozess* ein „eigenes empirisches Feld“ (SCHEFOLD 2011a: 13) eröffnet. So treten Hilfen in unterschiedlicher Weise biographisch in Erscheinung und „werden von [weiteren] Prozessen in einer Biographie, einer Familie, einer Schulkarriere, einer abweichenden Karriere ‚begleitet‘“ (ebd.: 19). Da dies „in sozialstaatlichen Hilfen weniger systematisch reflektiert wird als dies für Lebensbedingungen

gilt“ (ebd.), und auch hinsichtlich der nicht nur sozialpolitischen „Tendenz zur Entgrenzung von Hilfen [...] unter den Stichworten Bedarfs-, Ressourcen- und Sozialraumorientierung“ (ebd.: 13), ergibt sich die Aufgabe erziehungswissenschaftlicher Forschung, *sozialpädagogische Hilfen als Prozesse* zu analysieren und theoretisch zu klären, um sie nicht zu einer positiv-aufgeladenen Begriffshülse werden zu lassen, in der zunehmend fremdbestimmende, sozialstaatliche Zugriffe auf die Lebensführung der BürgerInnen ihre Legitimationsvorlage finden:

„Hilfe und alles, was dazu gehört, scheint als Grundbegriff des Fallverstehens überaus brauchbar und hinreichend allgemein, um die Komplexität der diagnostisch erschließbaren Fälle auf das zu reduzieren, was letztlich für die Hilfen [im sozialpädagogischen Kontext, wie etwa Hilfen] zur Erziehung wichtig ist: Die Möglichkeiten zu helfen.“ (SCHEFOLD 2009: 4)

### **b) Ein hilfetheoretischer Zuschnitt**

Systemtheoretische Arbeiten benennen Hilfe als einen gesellschaftlichen Teilbereich, als „sekundäres Funktionssystem“ (vgl. LUHMANN 1973, BAECKER 1994, ergänzend HILLEBRANDT 2012). Sie bieten damit eine spezielle Hinsicht (häufig auf der Makro-Ebene) an, doch gilt es die mannigfaltigen „Hilfeformen“ (vgl. THOLE/HUNOLD 2011) und den Begriff mit seinen unterschiedlichen Facetten, die sich historisch immer entlang bestimmter, gesellschaftlicher Problembezüge entwickelt haben (vgl. NIEMEYER 2002), bis hin zu einfachen Dichotomisierungen zwischen „Hilfe und Fürsorge“ (vgl. LUDEWIG 1999), für die Sozialpädagogik auch aus anderen Perspektiven theoretisch greifbarer zu machen, insbesondere mit Blick auf ihre AdressatInnen. Werner Schefold war es etwa mithilfe vieler empirischer Forschungsarbeiten möglich, Hilfe als sozialpädagogisch-analytische Größe zu beschreiben, die von dem/der HilfeempfängerIn her gedacht wird, und wie folgt zu definieren:

„Hilfe ist [...] ein vielfältig situierter sozialer Interaktionsprozess zwischen mindestens zwei Akteuren mit unterschiedlichen Perspektiven und Interessen, in dem ohne unmittelbare Gegenleistung Ressourcen transferiert, Projekte realisiert werden; dies unter der Sinngebung, dem anderen Akteur die Bewältigung von Problemen, die durch diesen, durch Zweite oder Dritte definiert werden, zu ermöglichen.“ (SCHEFOLD 2011a: 15)

Die beiden Perspektiven von Hilfebedürftigen und Helfenden sind also „mit ihren unterschiedlichen Zeithorizonten in einem weiten Bogen bis hin zur Lebensbewältigung der ‚Geholfenen‘ einzubeziehen“ (ebd.), welche die zentrale Zielrichtung des Hilfeprozesses bestimmt und damit jenseits anderer theoretischer Bezugnahmen aufzeigt, wie eine ‚gelingende Hilfe‘ hergestellt werden kann. Die Begegnung der AdressatInnen mit den

sozialstaatlich-gesellschaftlichen Normierungen (vgl. KESSL/PLÖSSER 2010) in der Person der Professionellen macht in dieser Hinsicht einerseits auf das Problem der jeweiligen Handlungslogik aufmerksam, die vom Staat auf den/die Einzelne/n je nach institutionellem Kontext übertragbar sein *muss*, um Hilfe überhaupt entstehen zu lassen, und verweist andererseits auf die damit zusammenhängende *Aushandlungsnotwendigkeit des Hilfebedarfs*. Dabei gilt es, die Gefahr zu umgehen, dass helfendes Handeln zur „Sozialdisziplinierung“ (WEBER 2003: 275) wird und den Hilfebezug rationalisiert, bis Hilfe nicht mehr „als fürsorgliches Sicheinlassen auf denjenigen [geschieht], der Hilfe braucht, sondern in rationalisierender Parzellierung und Klassifizierung Hilfebedürftiger“ (ebd.) endet. Der/die Hilfebedürftige/r wird zum „Fall“ verdinglicht und institutionell bearbeitbar gemacht:

„Der Fall ist nicht mehr, wie in der Kasuistik oder der Jurisprudenz ein Ganzes von Umständen, das eine Tat qualifiziert und die Anwendung einer Regel modifizieren kann; sondern der Fall ist das Individuum, wie man es beschreiben, abschätzen, messen, mit anderen vergleichen kann – und zwar in seiner Individualität selbst; Der Fall ist aber auch das Individuum, das man zu dressieren oder zu korrigieren, zu klassifizieren, zu normalisieren, auszuschließen hat usw.“ (FOUCAULT 1977: 246)

Auf diese Weise wird ein doppeltes Dilemma sozialpädagogischer Hilfen angesprochen, innerhalb dessen „der individualisierte Einzelne [einerseits] nicht als Symptomträger, sondern als alleiniger Verursacher seines Problems wahrgenommen“ (WEBER 2003: 275) wird, so dass sozialstrukturelle Faktoren aus dem Blick geraten und die Problemlage wie auch der damit zusammenhängende Hilfebedarf einfach als Defizit zugeschrieben werden. Und andererseits werden „die nunmehr isolierten einzelnen Hilfebedürftigen, die Klienten, die auf die Behebung ihrer individuellen Not zurückgeworfen sind, einer Klassifikation unterworfen, insofern nur die Klassifizierung eine rationale Umgangsweise mit diesen Klienten garantieren kann. Mit der Isolierung ist eine Objektivierung verbunden, und auf der Grundlage dieser Objektivierung kann der isolierte Klient wieder mit der Gesamtheit in Beziehung gesetzt werden“ (ebd.: 276). In Form von Fremdzuschreibungen werden die Betroffenen also über die ihnen zugewiesene Hilfebedürftigkeit definiert, an die entsprechende Unterstützungslogik eingepasst, kategorisiert und der ‚Hilfe‘prozess entlang von Strategieschemata geformt. Eine solche Form der „Individualisierung im Bereich des Helfens bedeutet somit vor allem [eine] Defektorientierung“ (ebd.), innerhalb welcher Interaktionsprobleme dazu tendieren, sich „vor die Ausgangsprobleme der Hilfe“ (SCHEFOLD 2011a: 20) zu schieben.

Von den HelferInnen verlangt jene Gefahr „eine doppelte Reflexivität: auf die Eigenschaften und Probleme von Hilfe (Bedarf, Ressourcen, etc.) allgemein wie auf die Hilfeprozesse, gleichsam unter besonderer Berücksichtigung der Partizipation der Betroffenen“



(SCHEFOLD 2008: 277), so dass ein „Helfen in Freiheit“ (vgl. WEBER 2003) verwirklicht werden kann. Zu beachten ist

- (1) die *Initiativität* des/der Betroffenen, die die „subjektiven Hilfepläne“ (SCHEFOLD 2011a: 16) mit ihren individuellen Logiken hervorhebt und eine Vorlage dafür liefert, mit der das soziale Setting organisiert wird, in dem die Hilfe und damit die Bewältigung der spezifischen Problemlage stattfinden soll: „Hilfe wird notwendig, wenn etwas fehlt, wenn eine andere Form der Ressourcenbeschaffung [...] nicht funktioniert hat“ (ebd.: 22). Damit wird für die „Analyse von Hilfeprozessen [...] die Autonomie der Adressaten von Anfang an Thema“ (ebd.), die auf die jeweilige, individuelle „Autonomie der Lebenspraxis“ (vgl. OEVERMANN 1996) zurück geht. Ist kein initiatives Handeln gegeben, so dass beispielsweise Zwang zum Einsatz kommt und der/die Helfende in eigener Veranlassung handelt, so steht dieses stellvertretende Handeln jeweils unter einem Legitimationsvorbehalt gegenüber dem/der Betroffenen. Hilfe kann nicht einfach „oktroiert [werden]; das Agieren gegen Willen und Absichten der Adressaten dürfte nur in Grenzfällen und da auch nur als Phase eines Prozesses, der als interaktiver Hilfeprozess gedacht werden muss, möglich sein“ (SCHEFOLD 2011a: 16f). Andernfalls lässt sich nur schwerlich von Hilfe sprechen.
- (2) Der/die HelferIn muss auf die Initiativität reagieren und im Idealfall eine *Anknüpfung* daran aufbauen: Beide Seiten treten ein in den Interaktionsprozess, der ein „Minimum an Konsens und Kooperation voraus[setzt]“ (ebd.: 16). So findet u.a. eine „Verständigung“ über das [Hilfe]Projekt“ (ebd.: 19) statt; ein Aushandlungsprozess wird gestartet, währenddessen beide Sichtweisen miteinander konfrontiert werden und aus dem subjektiven ein *gemeinsamer ‚Hilfeplan‘* entsteht. Die Asymmetrie der Hilfebeziehung ermöglicht es natürlich auch hier „Kontraktierungen, Beeinflussung, Manipulationen bis hin zum mittelbaren Zwang“ (ebd.: 23) von Seiten der Helfenden anzuwenden, wodurch der Hilfeprozess wie o.g. etwa über externe Defizitzuschreibungen ständig bedroht wird. Doch muss eine solche, in diesem Fall einseitige Projektdefinition ebenfalls durch die Geholfenen legitimiert werden, denen die Deutungshoheit über das Interaktionsgeschehen nicht entrissen werden kann.
- (3) Im Anschluss daran wird die *Realisierung des Hilfeimpulses* durch die Handlungsimpulse des/der HelferIn angestrebt, wobei nicht „nur der Hilfebedürftige, sondern auch der

Helfende [...] eine Aufwertung seines Tuns [erfährt]. Helfende reagieren nicht nur auf die Maßgaben eines anderen, sondern antworten selbstverantwortlich und selbstbestimmt auf das Tun anderer. [...] Helfen vollzieht sich prinzipiell im Modus des ‚Gegenhandelns‘, es ist wesentlich friktiv“ (WEBER 2003: 307). Allerdings wird an dieser Stelle ein „Regimewechsel“ eingeleitet, mit dem die „Führung der Interaktion [...] vom Empfänger auf den Helfer über[geht]“ (SCHEFOLD 2011a: 20), ohne dass jedoch der/die Hilfebedürftige ihre Deutungshoheit verliert. Das erfordert von den Helfenden ein hohes Maß an *Transparenz*, mit der ihr Handeln während des gesamten Prozesses nachvollzogen, verstanden und damit weiterhin als ‚hilfreich‘ i.S. des Projektes gedeutet werden kann, was auf die notwendige reflexive Bezugnahme des Helfenden zu sich und seiner Rolle selbst verweist (s.o.). Zudem gerät die Interaktion als *Vertrauensbeziehung* in den Blick, denn beinahe durchgehend muss der/die Hilfebedürftige dem/der HelferIn das Vertrauen zuteilen, dass die Bedarfslage gem. den vereinbarten Vorstellungen bearbeitet werden kann. Es ist also ein bestimmtes Verhältnis von Nähe und Distanz der interagierenden Akteure während des gesamten Hilfeprozesses notwendig, in dem sie feststellen, dass alle nur zusammen arbeiten können: ein „acting in concert“ i.S. von Hannah Arendt (1993).

- (4) Hilfeprozesse sind aufgrund ihres Interaktionsgeschehens immer *ergebnisoffene Prozesse*, auch wenn Vorstellungen eines Endzustandes auf Grundlage der Problemdefinitionen vorherrschen und bestimmte Ziele vorgeben mögen. Jene sind jedoch paradoxerweise umso vager, je detaillierter sie ausdifferenziert werden. Da „Hilfeprozesse [...] zu ihrer eigenen sozialen, sachlichen und zeitlichen Erweiterung“ (SCHEFOLD 2011a: 20) führen, bringen sie weitere Prozesslinien auf unterschiedlichen Handlungsebenen mit ins Spiel. Diese Dynamik entwirft eine Kontingenz in doppelter Weise, die Hilfe auch immer als *Risiko* darstellt, nämlich ob der/die Helfende tatsächlich ‚helfen‘ kann: a) als Risiko für den/die Hilfebedürftige/n, dessen/deren Problemlage einfach unverändert bleibt oder sich ggfs. auch verschärfen kann; b) als Risiko für den/die HelferIn, der/die ggfs. Ressourcen investiert, welche am Ende auch trotz hohem Engagement und Aufwand ihre Wirkung nicht i.S. des Hilfegegenstandes entfalten konnten.

Jene Feststellung darf allerdings nicht dazu führen, Hilfe immer zu hinterfragen, sondern führt auf jenes „acting in concert“ zurück, auf eine vertrauensvolle, transparente Hilfebeziehung. Die Kontingenz erscheint hier nicht nur als Risiko, sondern v.a. als *Chance*, welche Hilfe freiheitlich gestalten lässt. Eventuelle ‚Grenzen‘ helfenden

Handelns, ob nun struktureller Natur bzw. hinsichtlich der zur Verfügung stehenden Ressourcen, erscheinen damit nicht als Hürden, die Hilfe beenden können, sondern viel eher als Leitplanken, die als Rahmenbedingungen mit einbezogen werden müssen und den Prozess mitgestalten. Im Zuge der „Situationsemergenz“ (FALTERMEIER/GLINKA/SCHEFOLD 2003: 134) der Hilfeinteraktion entsteht immer wieder etwas Neuartiges, mit dem die Prozessbeteiligten umgehen müssen; Beziehungen verändern sich, Situationsdefinitionen müssen von beiden Seiten (Helfende und Hilfebedürftige/r) stets neu erarbeitet werden, so dass sich jeweils „Hilfeeinfahrungen [entwickeln], die in jede neue Hilfsituation fortwirken können“ (WEBER 2003: 309). Hilfen haben also „ihre eigenen ‚hidden curricula‘; sie generieren im Interaktionsverlauf Haltungen der Beteiligten zu den anderen und sich selbst“ (SCHEFOLD 2011a: 17), die Veränderungen der Relevanz- und Sinnsysteme der Beteiligten bewirken.

- (5) Es wird klar, dass sich ein ‚Ende‘ von Hilfe bzw. ein Erreichen von Teilschritten in der Bearbeitung des Hilfegegenstandes nur aus Sicht der AdressatInnen rekonstruieren lässt. Dabei werden unabhängig von einem dichotomen Verständnis von Erfolg/Misserfolg Handlungen von Seiten des/der Geholfenen unternommen, um „die soziale Konstruktion ‚Hilfe‘ zu ratifizieren und Rollen [auch reversiv] anzuerkennen“ (ebd.: 18), wobei „die Erstattung von Dank [...] die einfachste und häufigste, zugleich die minimale Form“ (ebd.) sein dürfte. Solche Versuche einer, „wenn auch imaginären, Reziprozität, Wertschätzung, Verschiebung [...] stabilisieren (oder destabilisieren) Hilfeprozesse, auch dann, wenn sie wie die sozialstaatlichen Hilfen durch eine von der Interaktion relativ unabhängigen Konstellation begründet sind“ (ebd.). Hiermit wird die Gegenseitigkeit aufgedeckt, die nahe legt, dass Hilfen eben nicht nur ein Handlungs‘gefälle‘ von der helfenden zur hilfebedürftigen Seite darstellen, sondern einen mehrseitigen Austauschprozess „als komplexes Geflecht von Interaktionen, in denen Scheitern und Gelingen nahe beieinander liegen“ (ebd.: 17).

Hilfe in einer solchen Prozessstruktur zu begreifen, macht es notwendig, den Faktor „Zeit“ zu berücksichtigen: „Hilfen brauchen Zeit, in der Zeit verändern sich Bedarfslagen, entstehen durch die Hilfe neue; verändern sich die sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren, verändern sich Personen [etc.]“ (ebd.: 18). Das hier skizzierte Ablaufmodell nimmt diesen Aspekt auf und bringt die professionellen Handlungsstrategien in Beziehung zu den Hilfelogiken der Betroffenen und verweist darauf, dass es die AdressatInnen sind, die Hilfe

erst ermöglichen und nicht umgekehrt. Desweiteren müssen weitere Dimensionen des Hilfeprozesses Beachtung finden:

- In der Dimension der *Sachlichkeit* stellt sich dar, dass Hilfen immer Transaktionen sind, über die „Ressourcen [...] als gleichsam äußere, zu transferierende Mittel zur Lebensbewältigung“ (ebd.: 21) befördert werden sollen. Dabei wird ein weitläufiger Ressourcenbegriff zugrunde gelegt, der „der gesellschaftlichen Konstituierung, der Unterschiedlichkeit wie den Hilfequalitäten von Ressourcen gerecht wird“ (ebd.: 20). Auf diese Weise wird also der konkrete Problem- bzw. Hilfegegenstand thematisiert, die die Veranlassung zum Handeln begründet. Es gilt zu klären, *was in welcher Form* gemacht wird, um zu helfen, und so die Hilfequalität der jeweiligen Ressource zu betrachten.
- Die *Sozialität* bzw. die sozialen Bezüge wurden bereits im Rahmen des o.g. Interaktionsschemas angesprochen. Diese Dimension „umfasst die institutionellen Arrangements von Hilfeprozessen und vor allem die Dynamik der sozialen Beziehungen, die sich in diesen – und gegen diese – Arrangements entfaltet“ (ebd.: 21f). Über die „Gleichzeitigkeit von Konflikt und Kooperation, die Hilfeprozesse kennzeichnet“ (ebd.), werden „Akteure der ‚Dritten‘ in höchst unterschiedlicher sozialer Form“ (ebd.) aufgedeckt, wodurch weitere Einflüsse auf das Interaktionsgeschehen sichtbar gemacht werden können. Im Einzelfall wird somit klar, inwiefern tatsächlich Hilfe- oder viel eher Kontrollaspekte den Prozess bestimmen (s.o.).
- Als eine weitere Dimension ist die *Selbstbezogenheit* von Hilfe zu nennen. Damit wird aufgenommen, „dass Hilfeprozesse Personen verändern (sollen) und faktisch verändern“ (ebd.: 23). Dies ist insbesondere auf den Interaktionsverlauf als ergebnisoffenes, kontingentes Geschehen zurückzuführen, das aufgrund der Situationsemergenz ständig Neues hervorbringt, mit dem alle beteiligten Akteure umgehen müssen, wodurch sich neue Deutungsformen, Sinnbezüge wie auch Handlungsrelevanzen entwickeln.

Neben dem Prozessverlauf und seiner biographischen Ein- und Rückgebundenheit v.a. bei den Hilfebedürftigen können jene Dimensionen für eine Analyse von Hilfeverläufen hervorgehoben werden und geben Aufschluss darüber, welche Faktoren im Einzelnen welchen Einfluss ausüben.

### **c) Hilfe im ökonomisierten Wohlfahrtsstaat**

In der sozialpolitischen Debatte um den richtigen Umgang mit Hilfebedürftigen i.S. des SGB II ist es auffallend, wie sozialstaatliches Handeln stets im Rahmen ökonomisierter Verlaufsmuster dargestellt wird und die AdressatInnen zu KundInnen werden, die sich ihre

sozialen Dienstleistungen ‚passend‘ zusammenstellen und abrufen können, sollten sie zu einem Bezug berechtigt sein. Was sich hier unter der Ägide des ‚Aktivierenden Sozialstaates‘ ereignet, stellt nicht nur eine Verantwortungsverschiebung für die jeweilige prekarierte Lebenslage hin zu Betroffenen dar, die entsprechend ‚selbst schuld‘ sind, sollten sie die sozialstaatlichen Angebote nicht nutzen, sondern ebenfalls der Versuch, Hilfe über den Dienstleistungsbegriff (vgl. SCHAARCHUCH 1999) einer marktwirtschaftlichen Logik zu unterziehen. Im selben Atemzug werden die Hilfebedürftigen mit ‚der Gestalt und den Reproduktionsformen ökonomischer und staatlicher Ordnung‘ (BOCK/THOLE 2011: 8) in Beziehung gesetzt und werden teils mit explizitem oder implizitem Sanktionszwang dazu veranlasst, sich daran anzupassen (vgl. HAMBURGER 2008). Zwar wird in ‚einer kritischen Überprüfung der konsumtionstheoretischen Grundannahmen [...] hinsichtlich des Verhältnisses von Produzent und Konsument im Dienstleistungsprozess [...] deutlich, dass diese der Forderung nach einer Privilegierung der Nachfrageseite nicht genügen, wie sie als Herausforderung in der Figur des ‚Kunden‘ der neueren, auf die effektivitäts- und effizienzorientierte Modernisierung der öffentlichen Formen von Dienstleistungserbringung ausgerichteten Ansätze [...] enthalten ist‘ (SCHAARCHUCH/FLÖSSER/OTTO 2001: 272), doch zeigen sich die Entwicklungstendenzen Sozialer Arbeit gegenüber dieser Einwände weitgehend resistent. Nimmt man Bezug auf das ‚von Marx [...] dialektisch gefasste Verhältnis von Produktion und Konsumtion[, so] wird der Konsument sozialer Dienstleistungen zugleich als der Produzent seines eigenen Lebens rekonstruiert, dem die Tätigkeit des Professionellen strukturell nachgeordnet sein muss‘ (ebd.), was wiederum den Hilfebegriff, wie er hier dargestellt wurde, vor den der sozialen Dienstleistung schieben würde. Letzterer ‚negiert [u.a. vor dem Hintergrund des ‚Fördern und Fordern‘-Paradigmas] die nutzerorientierten Grundprämissen von Dienstleistung. Soziale Arbeit, die mit Zwang und Strafe operiert, ist keine Dienstleistung‘ (ebd.: 273).

Im Zuge des ‚New Public Management‘ (vgl. SCHEDLER/PROELLER 2009) und damit verbundener finanzieller Effektivitätszwänge gerät die Anerkennung kontingenter Hilfeprozesse zunehmen ins Wanken und wird von der Interaktionsbeziehung zwischen dem/der HelferIn und dem/der Hilfebedürftigen abgelöst und lediglich als (finanzielles) Risiko auf die Ebene des ‚Zwischen‘ bis hin zur Gesellschaft an sich verschoben und gleichzeitig – in zynischer Weise – als solidarische Verantwortung der Betroffenen gegenüber den Nicht-Betroffenen getarnt. An das nicht lösbare Kontingenzdilemma wagt man sich mithilfe immer ausgefeilterer, managerialistischer Modelle heran, die einen *objektivierbaren Hilfebedarf* sowie ein messbares Ergebnis, einen ‚Erfolg‘ simulieren und damit eine

institutionelle Steuerbarkeit inszenieren. Parallel dazu werden – notwendigerweise – sozialstaatliche Kontrollmechanismen verstärkt, die evtl. Hilfeanstrengungen von vorne herein negativ flankieren.

Über Maßnahmen, die den Kaufaspekt sozialer Dienstleistungen betonen möchten, wie etwa die Ausgabe von „Gutscheinen zur Bildung und Teilhabe“ (vgl. KRATZ/SCHEFOLD 2012), die dann wieder von professioneller Seite aufgegriffen werden (müssen), verselbstständigt sich die „Vermarktlichung Sozialer Arbeit“ (vgl. SEITHE 2012), die dazu tendiert, Hilfe als sozialpädagogische Handlungsform zu verdrängen. Denn auch „wenn es naheliegt, Hilfen immer wieder als Tausch zu konzipieren, auch in der Sozialen Arbeit von Kunden zu reden, damit die Souveränität der Geholfenen zu betonen – Hilfen sind keine Kaufakte“ (SCHEFOLD 2011a: 17). In der gleichen Weise argumentiert Hannah Arendt, dass sich im Marktgeschehen die Menschen „nicht in ihrer Eigenschaft als Personen, sondern [...] als Warenbesitzer“ (AHREND 1992: 149) begegnen: „Diese eigentümliche, menschliche Kontaktlosigkeit in einer Warengesellschaft hat Marx als Selbstentfremdung und Entmenschlichung des Menschen angeprangert, und das in ihr herrschende Primat des Warentauschs schließt in der Tat das Personale aus dem öffentlichen Bezirk aus und drängt alles eigentlich Menschliche in den Privatbereich der Familie oder der Intimität der Freundschaft“ (ebd.: 205). Mit dem Verschwinden von Menschlichkeit aus der sozialpädagogischen Beziehung und einem Aufkommen einer beinahe mechanisierten Dienstleistungsarchitektur, wird Hilfe immer weiter aus sozialpolitischen Programmatiken verdrängt oder bestenfalls als ‚Schleier‘ über kontrollierendes Handeln gelegt und muss deswegen mehr denn je in den Fokus sozialpädagogisch-analytischer Betrachtungen gestellt werden.

#### ***d) Hilfe zur Selbsthilfe***

Stattdessen wird der Slogan der „Hilfe zur Selbsthilfe“ als langfristig ‚effektivere‘ Variante zum ‚einfachen‘ Helfen laut. Man könnte dies als „ein Label dafür [ansehen], wie tief Hilfe respektive Helfen in gesellschaftliche Zusammenhänge des sozialen Miteinanders nicht nur als Ausdruck von Handlungen, sondern auch als damit verbundener Hoffnungen eingebunden ist“ (BOCK/THOLE 2011: 8). Doch ist hier ebenfalls Vorsicht geboten, da Hilfe zur Selbsthilfe hierzulande u.a. ein reflexives Begriffsverständnis entwirft, das im Anschluss an eine im Idealfall einmalige Hilfestellung die Hilfebedürftigen wieder in ihre jeweilige Autonomie entlässt. Darin lässt sich erneut die Übertragung von „Eigenverantwortung“ erkennen, über die verhindert werden soll, dass der/die Geholfene in Zukunft ähnliche Hilfen

erneut in Anspruch nehmen muss. In diesem Blickwinkel versucht Hilfe zur Selbsthilfe einen präventiven Mechanismus zu entwerfen, um zugunsten der ‚Solidargemeinschaft‘ evtl. Abhängigkeiten von sozialstaatlichen Leistungsbezügen zu verhindern. Das geht so weit, dass man frühzeitig, bevor eine Bedarfslage entstanden ist, versucht zu intervenieren und ‚risikobehafteten‘ Bevölkerungsteilen ein gewisses ‚Rüstzeug‘ an die Hand zu geben, um erwartete Hilfebedarfe selbst zu bearbeiten. Zuschreibungen dieser Art sind allerdings „ausschließlich auf einer wahrscheinlichkeitsprognostischen Basis möglich. Nur gegenüber einer statistisch aggregierten Entität kann die für eine präventive Logik zentrale Behauptung aufrecht erhalten werden, die Dynamiken – die Ursachen, Auslöser oder begünstigende Umstände – eines nicht eingetretenen Phänomens [, wie etwa eines erneuten Hilfebezuges] seien bekannt“ (ZIEGLER 2005: 61). Als „Teil der neueren post-sozialpräventionistischen Strategien[, die] in eine emanzipatorische Semantik gehüllt [werden]“ (ebd.: 63), verschließt Hilfe zur Selbsthilfe eher den Zugang zu Hilfe, als dass sie ihn erweitert und damit zukünftige Bedarfslagen i.S. der Hilfesuchenden mit bedenken würde. Hilfebedarf wird nicht in einem interaktionistischen Prozess von den zu Helfenden aus gedacht, sondern als Risiko einfach sozialstaatlich festgelegt und als Defizitzuschreibung übertragen (s.o.).

Weiterhin ist kritisch anzumerken, dass jener Slogan über seine „ordnungspolitische[n] Wurzeln [...] gegenwärtig zu einem bildungspolitischen Programm transformiert“ (SCHEFOLD 2011a: 24) und damit Hilfe in der Sozialen Arbeit wieder mehr als Lernprozess gedacht wird:

„Angesichts der tiefgreifenden Mutlosigkeit und Unsicherheit der Klientin bzw. des Klienten ist es dann natürlich oftmals erforderlich, daß die exemplarischen Beispiele *mehrfach* wiederholt werden. Es ist im Zuge eines solchen Wiederholungszwangs entsprechend nicht leicht abschätzbar, wann für die Klientin bzw. den Klienten aus dem exemplarischen Vormachen eine Dauerhilfe wird, die ihre bzw. seine Kompetenzen zum Handeln und Sich-Verändern langfristig behindert oder gar einschneidend reduziert. Hinzu kommt, daß sich Sozialarbeit in ihren Grundorientierungen nicht nur an der Maxime der Förderung von lernender Identitätsveränderung ausrichtet, sondern auch an der Maxime der tiefgehenden, ernstgemeinten Hilfe. Gerade wenn Klienten die professionelle Hilfbereitschaft einklagen, kommen Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen in den Zugzwang, ihre Hilfestellungen, die zunächst nur als exemplarisches Vormachen gedacht waren, zu intensivieren und auf Dauer zu stellen. Hilfe zur Selbsthilfe ist als grundlegende, umfassende Orientierungsmaxime, die partiell konträre Orientierungen auf paradoxe, aber produktive Weise vereint, dann nur noch ein Lippenbekenntnis.

[...]

Der systematische Verzicht auf das exemplarische Vormachen ist das Ende des zentralen paradox-produktiven Sozialwesen-Orientierungsprinzips der Hilfe zur Selbsthilfe. Auch wächst durch den Verzicht die Gefahr, daß sich bei Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen systematische Vorkehrungen der Ausgrenzung der Klienten aus sozialen Zusammenhängen (einschließlich denen des Sozialwesens), das Leiden der Klienten abschottende absolut-

moralische Anstaltsmythen in den Einrichtungen und Trägerorganisationen des Sozialwesens und zynische Haltungen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter – sich selbst fälschlich als Sachwalter eines abstrakten Staates oder Trägerverbandes ansehend – gegenüber den Klienten ausbreiten.“ (SCHÜTZE 1992: 161f)

Neben diesem Ausschlussrisiko der Hilfebedürftigen aus dem sozialpädagogischen Kontext, ist gem. dieser Ausführungen anzumerken, dass das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ entgegen der weitläufigen Annahme, hiermit würden ‚effizientere‘ Handlungsmuster in die Soziale Arbeit eingeführt, einen durchaus komplexen, pädagogischen Prozess darstellt, der im Grunde ein weitaus höheres Maß an Ressourcen und im Besonderen mehr Zeit benötigen würde. So wird „trainiert“ und „qualifiziert“, dass der/die – in diesem Fall – Lernende am Ende auf die induzierte Problemlage in der beabsichtigten Weise selbstbestimmt reagieren kann. Ist dies nicht der Fall, ist es möglich jenes „Fehlschlagen“ wiederum als Defizit, als „nicht erreichtes Qualifikationsziel“ den AdressatInnen zuzuschreiben. Hilfe ist aber „nicht a priori ein pädagogischer Begriff“ (SCHEFOLD 2011a: 24), doch rückt ein Programm „Hilfe zur Selbsthilfe“ in Gestalt eines Lernprozesses sozialpädagogisches Handeln wieder in die Nähe des Bildungs- und auch des Erziehungsbegriffes und vollzieht somit entlang des Trends zur „Aktivierung“ eine sozialpolitische Akzentuierung des Kontrollaspekts.

Hilfe funktioniert in der Tat anders, was nicht bedeuten soll, dass Hilfe zur Selbsthilfe nicht auch in einer entsprechenden Form gedacht werden kann. Dabei muss der Begriff der „Selbsthilfe“ mehr Beachtung finden, der – so lässt sich annehmen – insbesondere die zur Verfügung stehenden Ressourcen der Geholfenen ins Zentrum des Transferprozesses rückt. Wenn man „sich selbst helfen“ könnte, so bestünde gar kein Hilfebedarf; oder reichen die eigenen Ressourcen doch aus, was man zuvor anders beurteilt hatte? Daran schließt sich die Frage an, ob reflexive Bezüge auf vorhandene Kompetenzen, die subjektiv zu deren Erweiterung führen, schon als Hilfe zu werten sind. Oder ist auch hier vielmehr von einer Art interaktiven Beziehung zu einer, wenn auch imaginären, etwa medialen Person auszugehen, die zumindest Ressourcen in Form von Wissen, neuen Sinnbezügen usw. transferieren könnte; quasi als „Man hat gehört, wie etwas funktioniert, und versucht sich selbst an der Aufgabe“? Selbsthilfe in einer solchen ‚Do-it-yourself‘-Manier würde allerdings erneut zu sehr als Bildungsprozess rekonstruierbar werden, weswegen der Aspekt der ‚Hilfe‘ in diesem Zusammenhang wenigstens angezweifelt werden kann.

Auch gilt es sich zu fragen, auf was sich das „Selbst“ in „Selbsthilfe“ beziehen mag, etwa die hilfeschuchende Person oder möglicherweise eine Gruppe Betroffener in ähnlicher Bedarfslage, die ohne zusätzliche ‚professionelle Hilfe‘ in gegenseitiger Unterstützung selbstentworfene Hilfemodi entwickelt und ausführt? Die zuletzt genannte Begriffsdeutung nennt einen



organisationalen Aspekt, der sich konkret von üblichen, sozialstaatlichen Handlungslogiken absetzen möchte und die Betroffenen zu „ExpertInnen ihres eigenen Falls“ macht. Außerdem lässt sich Selbsthilfe als (kommunal)politisches Paradigma beschreiben, das etwa die Abschwächung einer regionalen Notlage auf die dort lebenden BürgerInnen zurückführt und die über diese im politischen Handeln zur Verfügung stehenden Ressourcen. Man könnte behaupten, dass je „größer (z.B. im Sinne der Personenzahlen) der betrachtete Gegenstandsbereich ist, desto mehr kann man von ‚Selbst‘hilfe sprechen – auch wenn diese in spezifischen Situationen (Erdbeben; Finanzkrise einer Bank, Familienkonflikt) durch die Hilfe Dritter ergänzt werden kann (muss)“ (GRUNOW 2011: 174). Bei all diesen Beispielen wird dagegen klar, dass sich *Selbsthilfe* weniger auf den Hilfeprozess an sich bezieht, sondern vielmehr auf eine *objektive Bedarfslage*, die gesellschaftlich grundsätzlich als solche anerkannt bzw. konstruiert wird – unabhängig von dem tatsächlichen Empfinden des/der Hilfebedürftigen. Die Bearbeitung eines solchen Bedarfs wird damit generell zur Hilfe erklärt, welche in eigener Verantwortung der Betroffenen stattfindet, die sich damit sozusagen selbst ‚helfen‘.

In Anbetracht jener vielfältigen Auslegungen und Zuschreibungen wird Hilfe in analytischer Hinsicht zu einem *kritischen Begriff*, der es erlaubt eben jene sozialpolitischen Slogans und Programmatiken zu entschlüsseln und damit auch praktisches Handeln Sozialer Arbeit zu hinterfragen.

### 3. Fragestellung

Diese theoretische Hinführung macht auf einen Forschungsgegenstand aufmerksam, der bislang in der wissenschaftlichen Betrachtung eher eine Nebenrolle spielte, allerdings im Hinblick auf die Praxisformen der Arbeitsvermittlung und insbesondere der SGB II-Fallbearbeitung eine hohe Relevanz besitzt: *Was ist soziale Hilfe im Kontext von Lebenslagen, die im Deutungszusammenhang mit Arbeitslosigkeit stehen?*

Möglicherweise beruht die vergleichsweise geringere Beachtung von *Hilfe an sich* in diesem Kontext darauf, dass Hilfeprozesse einerseits immer unter andere Interaktionsformen subsumiert werden und andererseits eine relativ diffizile Analyseeinheit bilden:

„Hilfeprozesse sind [...] Teil der *Conditio humana*, gesellschafts- und subjektbezogen, interaktiv, immer auch chaotisch, emergent, als Prozesse von nahezu grenzenloser Vielfalt – weil einerseits Gesellschaften und Personen so vielseitig sind, vor allem aber: weil Hilfe

selbst, für sich, als Prozess zur Vielseitigkeit führt. Dies freilich wird durch die manageriellen Tendenzen in der Sozialen Arbeit eher verdrängt. Über die Programme der Organisationen und Professionen hinaus scheint mir daher eine sozialwissenschaftlich-sozialpädagogische Aufmerksamkeit angebracht, welche die unterschiedlichen Dimensionen der Hilfeprozesse – sachliche, soziale, auf das Selbst der Beteiligten und deren Entwicklung bezogene, zeitliche und sozialräumliche Dimensionen – in ihren ‚Eigenlogiken‘ und koproduktiven wie ko-destruktiven Interaktionen sorgfältig analysiert und genau rekonstruiert, was in der gegenwärtigen Gesellschaft unter dem label ‚Hilfe‘ so alles geschieht.“ (SCHEFOLD 2011b: 183)

Umso mehr bietet sich gerade in Bezug auf „Hilfen zur Arbeit“ ein Forschungsansatz an, der eine *empirische Vermessung von Hilfeprozessen* aus sozialpädagogischer Perspektive vornehmen möchte und mittels differenzierter „Analysen der Formen der Regulierungsmodi von Hilfe, etwa die Leistungen und Ausgleichserwartungen, [...] der normativen Begründungen und der gesellschaftlich kodifizierten Hilfecodes anhand ihrer Initiierung über Betroffenheit, Ideologie und Moral oder über soziale Programmatiken oder der Zeiträumungen und der Verlässlichkeit von Hilfeleistungen [...] Kenntnis über die Regierungs- und Beteiligungsformen einer Gesellschaft“ (BOCK/THOLE 2011: 7) zu erlangen sucht. Aus diesem Blickwinkel besitzt eine rekonstruktive „Forschung entlang der Lebens- und Hilfestories der AdressatInnen [...] nicht nur ihren großen Wert für die Praxis, sie hat auch ihr zeitdiagnostisches Potential. Erlebte soziale Wirklichkeit kommt relativ ungefiltert zur Sprache. Auch und gerade hoch marginalisierte Schicksale zeigen auf, was in unserer Gesellschaft möglich ist; ‚Verlaufskurven‘ verweisen zwangsläufig auch auf soziale und kollektiv-historische Prozessstrukturen“ (SCHEFOLD 2005a: 895).

Wie bereits mehrfach dargelegt, stellt sich Arbeitslosigkeit als durchweg indifferente Statuszuweisung dar, die mit mannigfaltigen weiteren sozialen Problemlagen und sozialwissenschaftlichen Phänomenschreibungen wie „sozialer Exklusion“ (vgl. BUDE/WILLISCH 2008, KRONAUER 2010) in Verbindung stehen kann, aber nicht muss. Inwiefern sie eine „Hilfebedürftigkeit“ entwirft und welche Gestalt jene einnimmt, lässt sich weniger über den sozialrechtlichen Status i.S. des SGB II ermitteln, sondern erwächst aus der Rückkopplung mit der jeweiligen Biographie (vgl. II.1). Für die Vermittlungsbehörden und für Soziale Arbeit im Handlungsfeld wird damit ein zentrales Interesse aufgegriffen, das sich über die gesamten Integrationsprozesse erstreckt. Jedoch weist die o.g. Statusindifferenz darauf hin, dass das Untersuchungsfeld für einen Forschungsansatz reduziert und spezifiziert werden muss.

Die Lebenslagen von sog. *Langzeitarbeitslosen* oder auch *Hartz IV-EmpfängerInnen* gelten aus vielerlei Gründen als besonders prekär. Nicht nur dass jene Personen mehrfachen

Stigmatisierungstendenzen ausgesetzt sind, sie stellen ebenso häufig komplexe Anforderungen an die Fachkräfte der Arbeitsvermittlung, die das institutionelle Setting zu überladen drohen – und nicht selten mit Sanktionen beantwortet werden (vgl. BAETHGEKINSKY ET AL 2007), die die Lebenssituationen der Betroffenen zusätzlich in existenzbedrohender Weise belasten (vgl. AMES 2009). Nicht nur deswegen wurden Befürchtungen laut, dass mit Einführung der ‚Hartz-Gesetze‘ „der Anspruch an Soziale Gerechtigkeit nur noch sehr eingeschränkt aufrechterhalten würde, dass das für Soziale Arbeit typische Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle einseitig zugunsten letzterer kippe, dass einseitig das Individuum und nicht mehr die Lebensverhältnisse der Adressaten zu ändern versucht würden, dass aber gleichzeitig die Adressaten selbst kein Gehör mehr fänden“ (KARL 2011:180).

Bereits seit einiger Zeit beschäftigt sich sozialpädagogische Forschung mit den als „soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ zu erbringenden, ‚aktivierenden‘ Praktiken Sozialer Arbeit (vgl. BURGHARDT/ENGGRUBER 2010), doch wird hier in erster Linie der Fokus auf Jugendliche und junge Erwachsene (unter 25 Jahren) und das Spannungsfeld im Übergang zwischen Schule und Beruf sowie die damit verbundenen Bezüge zur Jugendhilfe gelegt (vgl. ARNOLD/BÖHNISCH/SCHRÖER 2005, STAUBER/POHL/WALTHER 2007, ARNOLD/LEMPP 2008). Umso mehr lohnt es sich die Lebenslagen und Bewältigungsformen von *erwachsenen Arbeitslosen* in den Mittelpunkt von Forschungsanliegen zu rücken, die sich nicht nur in biographischer Hinsicht von den jugendlichen AdressatInnen unterscheiden, sondern auch die Vermittlungs- und Maßnahmelogiken anderen Prämissen folgen.

Die vorliegende wissenschaftliche Arbeit hat aus diesen Gründen die analytische Betrachtung unterschiedlicher Biographien erwachsener Langzeitarbeitsloser zum Thema, die mit institutionellen Aktivierungsbemühungen in Beziehung stehen, und gewährt auf diese Weise vielfältige Einblicke in subjektive Konstruktionen sozialer Hilfe. Wie stellt sich individuelle Hilfebedürftigkeit im Kontext entgrenzter Lebensbewältigung in der Lebenslage der Arbeitslosigkeit dar? Wie lässt sich die Arbeitslosigkeit biographisch einordnen, welchen Anspruch erhebt sie an das individuelle Bewältigungsvermögen und inwiefern wird sie als ‚Krise‘ erlebt, wie dies immer wieder angenommen wird (vgl. LUWIG-MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009)? Wann beginnen, wann enden die entsprechenden Hilfeprozesse und wie werden sie im jeweiligen Setting der Arbeitsvermittlung arrangiert?

Von Seiten der Arbeitsvermittlung besitzen diese Fragen insbesondere deswegen eine hohe Relevanz, da die „passgenauen, aktivierenden Hilfen“ im Kontrast einer hohen Heterogenität der Klientel (vgl. RUDOLF/NIKANT 2007) immer wieder zum Ideal erhoben werden. Das subjektive Hilfeverständnis sieht aber zu Beginn der Interaktion „zunächst bei allen Beteiligten grundsätzlich anders aus, weil insbesondere die biographischen und berufsbiographischen Hintergründe, auf denen sich die je spezifischen Sinn- und Relevanzsysteme herausgebildet haben, völlig verschieden sind.“ (FALTERMEIER/GLINKA/SCHEFOLD 2003: 123.) Hieraus erwächst die Frage, ob und wenn ja in welcher Weise es die Fachkräfte schaffen, dementsprechend eine „Öffnung und Erweiterung des Sinnhorizonts bei den Betroffenen unter besonderer Berücksichtigung der individuellen und sozialräumlichen Ressourcen und bei gleichzeitiger ‚Befreiung‘ aus Verlaufskurvenstrukturen“ (ebd.: 130) zu bewirken. Damit geraten die professionelle Arbeit und der Umgang mit Menschen in prekären und krisenhaften Lebenssituationen in den Blick, die in neokapitalistischer Deutungslogik zu einem „Mangel an Beschäftigungsfähigkeit“ verdichtet werden. Hier treten immer wieder Einschätzungen auf, die von einer Klientel sprechen, die – salopp formuliert – nie wieder „aus dem Bezug“ herauskommen werde. Diesen Personen wird von fachlicher Seite entgegen dem o.g. Postulat eine Zukunft prophezeit, die jenseits arbeitsgesellschaftlicher Erwartungsmuster liegen. Welche Berechtigung haben solche Prognosen mit Blick auf die Betroffenen, geben sie doch an, dass es eine Hilfebedürftigkeit jenseits institutioneller Zugriffsmöglichkeiten gäbe? Wieso scheinen hier die Integrationsbemühungen von Seiten der Vermittlungsbehörden und auch der daran angeschlossenen Sozialen Arbeit fehlzuschlagen? Und welche Rolle spielen dabei die als Begründungsfundament immer wieder auftauchenden „Vermittlungshemmnisse“ und wie schlagen sich diese als Merkmalszuschreibungen biographisch nieder? Dieses breite Forschungsinteresse lässt sich in insgesamt drei Leitfragen aufteilen, die sogleich den Aufbau dieser Arbeit widerspiegeln:

- 1) *Wie lässt sich das Erleben erwachsener Langzeitarbeitslose hinsichtlich ihrer (Berufs)Biographie beschreiben und wie bildet sich dabei Lebensbewältigung ab?*
- 2) *Welche Folgerungen kann man aus dieser Perspektive für die Herstellung und Gestaltung von Hilfeprozessen ableiten und was bedeutet dies für Soziale Arbeit als „Hilfe zur Arbeit“?*
- 3) *Inwiefern lassen jene Ergebnisse daran anschließend Hinsichten auf aktuelle Integrationskonzepte im Vermittlungsregime zu?*

Der letzte Punkt verweist auf aktuelle Rahmenkonzeptionen wie das „arbeitsnehmerInnenorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit“ oder auch „4-Phasenmodell“. Es wird angenommen, dass deren Hilfe- bzw. Vermittlungslogik über die Arbeitsverwaltung an die arbeitsmarktpolitischen, sozialpädagogischen Maßnahmen weitergegeben wird und somit die Praxisformen Sozialer Arbeit im Handlungsfeld der „Hilfen zur Arbeit“ maßgeblich zu prägen versteht.

In wenigen Worten zusammengefasst ist das Ziel der vorliegenden Forschungsarbeit aus den autobiographischen Konstruktionen erwachsener Langzeitarbeitsloser heraus die aktuelle Handlungspraxis der Arbeitsvermittlung hinsichtlich der Gestaltung von Hilfeprozessen zur Bewältigung der Lebenslagen der AdressatInnen zu hinterfragen und neue Ansätze für die Soziale Arbeit im Umgang mit dem Problemfeld der Arbeitslosigkeit zu entwickeln.

## II. Methodischer Zugang

---

Die empirischen Zugangswege zur Bearbeitung der Fragestellung legen grundsätzlich die Anwendung qualitativ-sozialwissenschaftlicher Verfahren (vgl. u.a. FLICK 2009, FRIEBERTSHÄUSER/LANGER/PRENGEL 2010) nahe. Dies geht v.a. auf die Annahme zurück, dass hinsichtlich Langzeitarbeitslosigkeit als Lebenslage mit indifferenten Bewältigungsanforderungen sowie den damit zusammenhängenden Hilfeprozessen und deren institutioneller Anbindung eine Methodik zu präferieren ist, die analytisch an den Biographien der Betroffenen anzugreifen und relevante Prozesslinien freizulegen weiß. Dabei war es ein Anliegen, den Forschungsprozess bis zum Ende hin so weit offen zu halten, so dass jene AdressatInnen-Perspektive in Gänze in den Blick genommen werden und hieraus in abduktiver Logik theoretische Ressourcen generiert werden können, die daran anschließend in Kontrast zu relevanten, wissenschaftlichen Diskurslinien zu stellen sind und nicht schon vorher an das Material herangetragen werden dürfen. Aufgrund dessen fiel die Wahl auf das autobiographisch-narrative Interview (vgl. GLINKA 2003, 2008a) als Erhebungs- und Auswertungsinstrument, was anfolgend näher erläutert wird. Zudem werden das empirische Vorgehen und einige zentrale, analytische Begriffe dargestellt.

### 1. Arbeitslosigkeit in Biographie und Lebenslauf

Im Zusammenhang mit dem Problemaufriss zu Arbeitslosigkeit wurde bereits auf den Unterschied zwischen „Lebenslauf“ und „Biographie“ aufmerksam gemacht. Dieser soll im Folgenden besonders hinsichtlich des methodologischen Aufbaus der Untersuchung näher beleuchtet werden.

Die beiden Konzepte *Lebenslauf* und *Biographie* stehen in einem dialektischen Zusammenhang. Sie stellen eine „Doppelstruktur des modernen Lebens“ (vgl. SCHEFOLD 1993a) dar und bilden so die „Risiken der Lebensführung“ (ebd.) ab, die sich zwischen Standardisierung und Individualisierung, Anpassung und Eigensinn etc. erstrecken:

„Lebensgeschichten haben ihre soziale Ordnung und ihren individuellen Verlauf. Unter dem Konzept des Lebenslaufs wird die institutionalisierte, also soziale geregelte Abfolge und Entfaltung von sozialen Zugehörigkeiten, Positionen, Rechten und Pflichten u.a. eines durchschnittlichen Erwachsenenlebens in der modernen Gesellschaft verhandelt – als die

„soziale Tatsache‘ der Ordnung des Lebens entlang der Achse Lebenszeit. [...] Über das Konzept der Biografie wird das Geschehen entlang der Lebenszeit aus der Binnenperspektive des sich erinnernden, erzählenden oder seine Zukunft entwerfenden Subjekts gesehen. [...] Die biografische Ebene betont die Handlungs- und Deutungsabhängigkeit dieses Geschehens, bringt somit in hohem Maße die Offenheit, prinzipielle Unabschließbarkeit des Horizonts sozialer wie individueller Entwicklung zum Ausdruck.“ (SCHEFOLD 1993b: 22)

Biographie lässt sich „als Folie vorstellen, auf der sich die komplexe Wechselwirkung zwischen biographischen Prozessen und der Konstitution von sozialer Wirklichkeit abbildet“ (GLINKA 2001: 208) und ebenfalls als „geronnene Erfahrungsaufschichtung über die Dauer der Lebenszeit. Diese Erfahrungsaufschichtung kann im Wege der Kommunikation verflüssigt und damit wieder verlebendigt werden.“ (ebd.: 210). Empirische Forschungsansätze, die über das Handlungsschema des Erzählens operieren (wie die hier angewandte Methode des narrativ-biographischen Interviews) bieten somit das notwendige Instrumentarium an, um jene *Lebensgeschichten* im Kontext ihrer sozialen Bedingtheit eingehend zu untersuchen.

Biographien werden im Lebenslauf an *standardisierte Erwartungsmuster* angeglichen und auf eine gesellschaftliche Vermittlungsebene transformiert. Hier wird der Blick „auf die Strukturbildungen [gerichtet], welche den Einzelnen als sozialstrukturelle, sozialpolitische, institutionelle und normative Rahmen für ihre Lebensführung in der Zeit vorgegeben sind und die es ermöglichen, soziale Ordnungen und individuelle Lebensführung aufeinander zu beziehen“ (SCHEFOLD 2001: 1122). Der Begriff des Lebenslaufs ist damit ebenfalls von Konzepten, wie dem „des ‚*Lebensverlaufs*‘ als Abfolge relativ standardisierter Lebensereignisse [...] und *Karriere* als strukturierter Weg durch gesellschaftliche Teilbereiche, Institutionen und Organisationen“ (ebd.) abzugrenzen. Als „institutionalisierter Lebenslauf“ (vgl. KOHLI 1989) weist der Begriff darauf hin, dass sich die Lebensgestaltung in modernen Gesellschaften von dem Regime einer „Zufälligkeit der Lebensereignisse“ (ebd.: 5) entfernt hat und entlang vorgeprägter Ablaufmuster durch unterschiedliche, lebenszeitlich klar verortbare Institutionen sequenziell geordnet wird; sie wird in aufeinander folgende Phasen wie die der Bildung, der Erwerbsarbeit und des Ruhestands segmentiert, wobei insbesondere sozialstaatliche Zugriffsmöglichkeiten entsprechende Rahmungen konstituieren (vgl. MAYER/MÜLLER 1989) und als „sekundäre Normalisierung“ (vgl. HEINZ 1993) wirken. Die Entgrenzungstendenzen der neokapitalistischen Moderne lösen diese Struktur allerdings zunehmend auf, was sich einerseits in instabilen Berufsbiographien und damit ebenfalls im Lebenslauf niederschlägt, so dass man hier von einem Bild der „Viel-Phasigkeit“ (vgl. KRÜGER 1995) spricht. Andererseits werden die Erwartungsmuster an eine

„erfolgreiche Karriere“ durch diese Entwicklung negativ flankiert (vgl. Kap. I.1) Zwar wird heutzutage generell eine höhere Flexibilität im Lebenslaufregime erwartet, jedoch muss sich diese anhand ökonomistischer Wert- und Leistungsvorstellungen messen lassen, um eine hinreichende Akzeptanz zugewiesen zu bekommen.

Unter diesen Bedingungen des gesellschaftlichen Wandels begann sich das Bild von sozialen Problemlagen, wie etwa Armut, als „stabiler Zustand“ eines bestimmten Teils der Bevölkerung zu verwischen:

„Armut ist nicht mehr ein fester Zustand oder eine Eigenschaft von Personen oder Personengruppen, sondern zunächst ein Ereignis, eine Phase im Lebenslauf, die sich nicht notwendig als Zugehörigkeit zu einer sozialen Randgruppe verfestigen muss. Armut ist ‚verzeitlicht‘ und ‚biographisiert‘.“ (LEIBFRIED/LEISERING ET AL 1995: 298)

Infolge dieser sozialen Entbettung breitete sich das Risiko, mit solchen Lebenslagen individuell konfrontiert zu werden, gesellschaftlich aus. Zudem unterscheiden sich die betroffenen Personengruppen insbesondere bzgl. der Dauer der prekären Situation, wobei multiple Übergangsstrukturen zwischen verschiedenen phasenhaften Verläufen sichtbar wurden, die immer wieder an die verfügbaren Ressourcen der Lebensbewältigung rückgebunden sind. Tendiert eine solche Phase aber dazu, sich biographisch zu verstetigen, können krisenhafte Erlebensformationen entstehen, die sich zu massiven Belastungsanhäufungen verdichten (vgl. SFB 186 2000). Versteht man in diesem Zusammenhang „individuelle Armutsverläufe als Interaktion institutionalisierter Arrangements und individuellen biografischen Handelns“ (LEISERING 2008: 119) und setzt diese in Bezug zu Langzeitarbeitslosigkeit als verfestigte Lebenslage in Erwerbslosigkeit, die weit über eine ‚Lücke‘ im institutionellen Lebenslauf hinaus wächst (vgl. Kap. I), so wird erneut die Arbeitsvermittlung als sozialstaatlich intervenierender Akteur angesprochen. Ergebnisse aus Studien zur Sozialhilfeverwaltung haben gezeigt, dass das Handeln der Sozialbehörden selbst dazu neigen kann, jene individuellen Problemlagen zu verstetigen (vgl. VON HARRACH/LOER/SCHMIDTKE 2000, MAEDER/NADAI 2004). So wird deutlich, dass ein empirischer Forschungsansatz, der die Biographien von AdressatInnen sozialstaatlicher Hilfe fokussiert, gleichzeitig analytische Einblicke in das Handeln jener Institutionen ermöglicht (vgl. SCHEFOLD/GLINKA/NEUBERGER/TILEMANN 1998, SCHEFOLD 2006), da eine angestrebte Passung zwischen Hilfevermögen und -bedarf und deren Vermittlung im Hilfeprozess auch und v.a. sozialstrukturelle Voraussetzungen benötigen (vgl. SCHEFOLD 1999), um ihre Wirkung i.S. des Geholfenen entfalten zu können (vgl. Kap. I.2):



„Die Reflexion von Verläufen kann zutage fördern, was in einem Hilfeprozess schlecht gelaufen ist, warum Interaktionen abgebrochen worden sind, die Zusammenarbeit der Dienste nicht geklappt hat u.v.m. [...] Die Reflexion von Hilfeprozessen wird dabei immer auch thematisieren, dass die Inszenierung von Hilfen, die definierten Problemstellungen und die Ressourcen, die zur Verfügung gestanden haben, einfach nicht die ausreichende Passung aufweisen, um erwünschte Ziele zu erreichen. Dies weist über die professionelle Reflexion hinaus auf Alternativen, um die Probleme der Lebensbewältigung von Adressaten anzupacken – vor allem auf die Sozial- und Gesellschaftspolitik.“ (SCHEFOLD 2011a: 25)

Anknüpfend an die Ausführungen zu den im Einleitungsteil dieser Arbeit thematisierten institutionellen Aktivierungsstrategien im Zuge einer intendierten Arbeitsmarktintegration der Hilfebedürftigen wird damit eine wichtige Fragestellung an wissenschaftliche Untersuchungen zu modernen Formen der Arbeitslosigkeit formuliert; nämlich „ob und unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen es zu jener gesetzlich intendierten Überwindung von Hilfebezug durch (Re-) Integration in Erwerbsarbeit kommt oder im Gegenteil zu einer immer auch institutionell mitbedingten Verstetigung von Hilfebedürftigkeit und/oder jener in der welfarization-Debatte unterstellten subjektiv mentalen Verfestigung eines Selbstbildes als Wohlfahrtsempfänger und daraus abgeleiteter Erwartungshaltungen und Lebensführungsmuster“ (HIRSELAND/GRIMM/RITTER 2010: 3).

Ferner bringt die Analyse von biographischen Verläufen subjektive Bedeutungszuschreibungen hervor und zeigt Relevanzen der alltäglichen und lebensgeschichtlichen zeitlichen und räumlichen Ordnungsstrukturen auf. Zudem können über die Extraktion von Verlaufskurven (s.u.) Einbrüche in der intentionellen Handlungs- und Planungsfähigkeit festgestellt werden; und damit ebenso, in welcher Weise die Lebenslage der Arbeitslosigkeit biographisch zu rekonstruieren ist und wie sie sich im Kontext der sozialen Rahmensetzung verfestigt hat. Das Verlaufskurvenkonzept bietet Hinsichten darauf an, ob und inwiefern sich der „oder die Arbeitslose als Klient/in der Arbeitsverwaltung [...] je nach Lebensumständen in einer mehr oder weniger umfassenden Krise“ (LUWIG-MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009: 26) befindet und dabei seine/ihre Situation als Erleidende/r erlebt. Hat diese Einordnung – sollte sie objektiv getroffen werden – subjektiv eine Relevanz für die individuelle Lebensführung? Lebensbewältigung kann in biographischen Erzählungen u.a. als sog. Wandlungsprozesse zutage treten, die intentionale Handlungsfähigkeit aufbauen, und steht als theoretisches Konzept damit in direktem Zusammenhang, versteht man unter Krisen „Ereignisse, die Betroffene aus ihrer normalen Lebensführung reißen und deren Bewältigungsfähigkeiten und -möglichkeiten überfordern. Sie sind durch eine gegenläufige Entwicklung von Herausforderungen und Bewältigungsmöglichkeiten gekennzeichnet. Herausforderungen werden gesteigert,

Bewältigungsmöglichkeiten gehen zurück“ (SCHEFOLD 2008: 275). Da „Hilfeprozesse im Gefolge von Krisen [...] in individuell-biografisch entstandenen Settings statt[finden]“ (ebd.: 277), rücken die angesprochenen sozialstrukturellen Bedingungen von Hilfe, wie sie in der Arbeitsvermittlung vorgegeben werden genauso in den Fokus wie mögliche alternative Settings, die relevante Bewältigungsfunktionen einnehmen.

## 2. Das narrative Interview als Erhebungs- und Auswertungsmethode

Entsprechend dieser methodologischen Überlegungen wurde die Entscheidung für die Anwendung des narrativen Interviews als *Erhebungsinstrument* gefällt, das „eine besondere Form des offenen Interviews“ (GLINKA 2003: 9) darstellt und gleichfalls ein vielfältiges Analyseinstrumentarium bereit hält. Dadurch lässt sich ein Forschungsprozess anhand einer abduktiven Forschungslogik gestalten, in dem eine permanente Kontrastierung des Datenmaterials mit gewonnenen Erkenntnissen stattfindet und auf diese Weise Theorie generiert wird. Die Fallauswahl richtet sich nach einem *theoretical sampling*, das sich an den Grundsätzen der *Grounded Theory* (vgl. GLASER/STRAUSS 1967) orientiert:

„Hier bezeichnet *sampling* eine Art Konzentrationsprinzip: die bewusste *Auswahl charakteristischer Fälle* oder Elemente, die während der Analysetätigkeit in dem aktuellen Projekt eine besondere theoretische Bedeutung erhalten haben. [...] Die Datenbasis wird also nicht nur einmal zu Beginn, sondern während des gesamten Forschungsprozesses sukzessive geschaffen.“ (HÜLST 2010: 290)

Mithilfe des narrativen Interviews werden Stegreiferzählungen über die eigene Lebensgeschichte gewonnen, die – rückbeziehend auf die Fragestellung – von der/dem Interviewten zeitlich jeweils selbst interpunktierte Teile der Erwerbsbiographie einschließen und bereits erste Relevanzsetzungen über „Zugzwänge des Erzählens“ als autobiographische Ordnungsprinzipien (vgl. KALLMEYER/SCHÜTZE 1977) vornehmen. Jene Erzählungen enthalten im Idealfall lange, ausführliche narrative Passagen über die Erlebnisse und Erfahrungen im bisherigen Erwerbsverlauf, die mit deskriptiven und vor allem argumentativen Passagen zur Lebensgeschichte durchsetzt und verwoben sind. Hierin wird die autobiographische Arbeit der InterviewpartnerInnen während der Narration deutlich, innerhalb derer sich die Erfahrungsaufschichtung aktualisiert und in der erzähltheoretisch begründeten Selbstläufigkeit ‚eins nach dem anderen‘ zur Sprache kommt:

„Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt nur möglich ist. Nicht nur der ‚äußerliche‘ Ereignisablauf, sondern auch die ‚inneren Reaktionen‘, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern gelangen zur eingehenden Darstellung.“ (SCHÜTZE 1983: 285)

Die Erhebung erfolgt entlang eines spezifischen Verlaufsmusters, das die spätere Gestalt des Interviews maßgeblich prägt und bzgl. seines jeweiligen Verlaufs und den räumlichen wie zeitlichen Rahmenbedingungen in der Auswertung mit zu berücksichtigen ist. In einer *Anbahnungs- und Aushandlungsphase* findet der erste Kontakt zu potentiellen InterviewpartnerInnen statt, welcher zu der Festlegung eines Interviewtermins führt.

Das Interview selbst wird im Normalfall per Diktiergerät aufgezeichnet und zur Auswertung nach bestimmten Regeln transkribiert<sup>4</sup>. Es beginnt mit einem *Erzählstimulus* seitens der befragenden Person. Diese „erzählgenerierende Anfangsfrage [...] bezieht sich auf eine abgegrenzte (autobiographische, interaktionshistorische oder kollektiv-historische) Geschichtengestalt“ (GLINKA 2003: 136), die sich in der Frage nach dem „Wie“ kristallisiert. Damit wird die interviewte Person aufgefordert, mit dem Handlungsschema „Erzählen“ zu reagieren und die Narration zu beginnen. In der Praxis hat sich gezeigt, dass dieser das Interview fundamental prägende Erhebungsschritt sich je nach Situation als sehr komplex erweisen kann, so dass einfache, teils zu Formeln verdichtete Erzählgeneratoren keine allgegenwärtige Anwendbarkeit finden können. Idealerweise befindet sich der Stimulus mit auf der Tonbandaufnahme, die unmittelbar davor gestartet werden sollte. Dies konnte in dieser Untersuchung nur in einem Fall aufgrund einer komplexeren Anbahnungsphase nicht gewährleistet werden. Der daraus hervorgehende höhere Anspruch an die Auswertungsschritte wurde entsprechend berücksichtigt.

Der weitere Aufbau des Interview lässt sich grob in zwei Abschnitte unterteilen: Es beginnt normalerweise mit einer *Haupterzählung*, in der der/die Befragte „ohne thematische Interventionen“ (ebd.: 145) ihre Lebensgeschichte so erzählen kann, wie sie möchte. Jene Erzählung endet mit einer Abschlussmarkierung (z.B. „*Das wär’s jetzt mal im Groben.*“ (5/19f / Inge)), die meistens mit einer Redeübergabe z.B. einer Frageaufforderung an die interviewende Person verbunden wird. Auch wenn Letzteres nicht erfolgen sollte, richtet sich der/die InterviewerIn in einem anschließenden *Nachfrageteil* erneut an den/die Befragte/n, um

---

<sup>4</sup> Die in dieser Arbeit verwendeten Transkriptionsregeln sind im Anhang zu finden.

offen aus der bisherigen Erzählung abgeleitete Fragen zu stellen, evtl. Ungewissheiten zu klären und so zusätzliches Erzählpotential abschöpfen zu können.

Um die Erfahrungsaufschichtungen in dem so gewonnenen Datenmaterial entlang des Forschungsinteresses sichtbar und analysierbar zu machen, wurde die mit dem narrativen Interview verknüpfte, gleichnamige *Auswertungsmethode* angewandt (vgl. GLINKA 2003, 2008a). Diese ist unter anderem geprägt von einer notwendigen Übernahme der Perspektive der Interviewten durch die ForscherInnen:

„Das Forschungsinteresse ist darauf gerichtet, wie die Akteure und Betroffenen die soziale Wirklichkeit erfahren und an ihrer Herstellung beteiligt sind. Dabei geht es keineswegs um eine bloße Wiedergabe subjektiver Sichtweisen der jeweiligen Untersuchungspersonen, sondern die Analyse zielt darauf, Sinnmuster und Prozessstrukturen zu rekonstruieren, die in den autobiographischen Darstellungen enthalten, dem Erzähler oder der Erzählerin i.d.R. selbst jedoch nicht als theoretisches Wissen über die eigene Person und die Motive des eigenen Handelns verfügbar sind.“ (JAKOB 2010: 222)

Von der Perspektive der befragten Person ausgehend, führen die weiteren Auswertungsschritte hin zu einer Abstraktionsebene, die jenes Wissen frei legt und zu theoretischem ‚Baumaterial‘ umgestaltet, das schließlich zur Modellbildung verwendet werden kann. An dieser Stelle kommt wiederum die bereits erwähnte abduktive Forschungslogik zum Ausdruck, nämlich in der Tatsache, dass bereits bestehende, theoretische Ressourcen bzgl. des im Datenmaterial abgebildeten Forschungsfeldes zunächst ausgeblendet bleiben, um einen möglichst offenen Erkenntnisprozess zu ermöglichen:

„Wir werden die etablierten Theorien und Hypothesen also erst zu einem späteren Zeitpunkt bewusst in den Aufmerksamkeitsfokus nehmen, dann nämlich, wenn wir bereits die allgemeinen Gesichtspunkte auf der Grundlage des zu untersuchenden Datenmaterials herausgearbeitet haben und wenn dann die allgemeinen Merkmale von Prozessmechanismen und ihre Rahmenbedingungen durch die bereits etablierten Theoriebestände zusätzlich erkenntnisgewinnend erklärt werden können.“ (GLINKA 2003: 40)

Sollten sich einzelne theoretische Bezugnahmen an bestimmten Stellen nicht vermeiden lassen, wie etwa eine notwendige Einbindung von kollektiv-historischem Hintergrundwissen, so gilt es jene Bezüge strikt am Material zu orientieren und darauf zu achten, dass dieses nicht ‚überladen‘ wird. Daran wird deutlich, dass das der Untersuchung zugrunde gelegte ‚Prinzip der Offenheit‘ keineswegs mit einer ‚Theorielosigkeit‘ gleichzusetzen ist. Ein bestimmtes Kontextwissen ist über den gesamten Forschungsprozess hin notwendig, so auch bei Fallauswahl und den analytischen Schritten bis hin zur Theoriebildung (vgl. STRAUSS 1998). Hierbei kommt der sog. *Forschungswerkstatt* (vgl. GLINKA 1997) eine wichtige Bedeutung zu. Innerhalb dieses Kolloquiums werden die Interviews besprochen und in Teilen

analysiert, so dass sowohl die schwierige Balance zwischen genereller Offenheit und theoretischer Fixierung, als auch „Übertragungs- und Gegenübertragungseffekte sowie Ausblendungsmechanismen bei den Forschenden“ (JAKOB 2010: 226) kontrolliert werden können.

Nach einer sequenziellen Analyse der Textoberfläche folgt der Arbeitsschritt der *strukturellen Beschreibung*, die das Fundament für den weiteren Auswertungsprozess darstellt. Dabei werden die kleinflächigen Segmente der Darstellungsarbeit untersucht, die die/der InterviewpartnerIn unbewusst vornimmt und die in ihrer Gesamtheit die Erzählung mit ihren einzelnen, erfahrungsaufschichtenden Einheiten abbilden.

„Die Grundstruktur eines Segments hat folgenden Aufbau:

- einen oder auch mehrere *Erzählgerüstsätze*, in die durchaus beschreibende bzw. erläuternde *Detailierungen* eingebaut sein können;
- eine *Ergebnissicherung*, in der das Ergebnis der segmentalen Darstellungseinheit inhaltlich und häufig auch mit einem Ausdruck der Haltung den Ereignissen gegenüber dargeboten wird;
- an die Ergebnissicherung anschließend hin und wieder einen Kommentar, in dem der Erzähler – beispielsweise in Form eines biografischen Kommentars, einer Eigentheorie oder auch einer Erklärungstheorie, die durchaus auch von anderen übernommen sein kann – zu seiner vorangestellten Ergebnispräsentation Stellung bezieht, seine diesbezügliche Haltung kommentiert und/oder theoretisierend abzusichern bemüht ist.“ (GLINKA 2008a: 14)

Im Normalfall wird jedes Segment separat beschrieben und interpretiert, so dass es mit einer themenzentrierten Überschrift versehen werden kann. Natürlich sind viele Erzählstrukturen teils so komplex, dass sie keine eindeutige Segmentierung zulassen, etwa durch *Hintergrunderzählungen* unterbrochen sind oder sich in Teilsegmente zersplittern, die über supra-segmentale Markierer und/oder eine gemeinsame Ergebnissicherung zusammen gehalten werden. Durch die Beschreibung jener Strukturen insbesondere bzgl. ihrer kontextuellen Einbindung lassen sie weitere Deutungshorizonte erschließen.

Im nächsten Schritt, der *biographischen Gesamtformung*, schauen die Forschenden „sozusagen aus der Vogelperspektive auf den Gesamtkontext der dargestellten Geschichte“ (GLINKA 2003: 33). Die gesamte Darstellungsarbeit des/der Interviewten rückt in den Fokus, so dass die großen Prozessstrukturen in ihrem Verlauf und in ihrer Beziehung zueinander herausgearbeitet und die in den Prozessen wirkenden Mechanismen offen gelegt werden können. Dabei lassen sich lt. Fritz Schütze vier Arten von lebensgeschichtlichen Prozessabläufen unterscheiden, die in differenzierten Ausformungen in jeder Lebensgeschichte präsent sind (vgl. SCHÜTZE 1984): (1) die *institutionellen Ablaufmuster*, (2) die *biographischen Handlungsschemata* als Muster intentionalen Handelns, (3) der

Verlust intentionalen Handelns und fremdbestimmte Überformungen, die sich in *Verlaufskurven* abbilden (s.u.) und (4) *biographische Wandlungsprozesse*, die auf Veränderungen der Identität hindeuten. In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass die vorliegende Untersuchung diese Prozessabläufe zwar stets beachtet, dabei aber auf die teils heuristisch anmutenden Unterscheidungen jener Verlaufsstrukturen verzichtet hat. Damit wurde der nicht seltenen Kritik am Auswertungsinstrumentarium des narrativen Interviews begegnet, die jener Methode eine starre begriffliche Fixierung vorwirft, über die präinterpretative Bezüge in Form von Strukturmodellen von außen in den Analyseprozess eingeführt würden und diesen auch inhaltlich vorzuprägen drohten. Aus diesem Grund wurde auch die Extraktion von Verlaufskurven, die in den Biographien zwar vermutet, doch nicht an diese in der o.g. Weise herangetragen werden sollten, von diesem Arbeitsschritt getrennt. Das hatte den zusätzlichen Vorteil, dass eine weitere Abstraktionsebene eingezogen werden konnte, auf der man das Verlaufskurvenkonzept als analytische Kategorie in detaillierter Form auf das Datenmaterial anwenden konnte, ohne eine theoretische Überlagerung befürchten zu müssen. Auf diesem Wege waren weitergehende Abstraktionen in der Gestalt von bildlichen Darstellungen möglich (s.u.).

Die analytischen Hinsichten aus der sog. „pragmatischen Brechung“ (vgl. SCHÜTZE 1994a) wurden in die biographische Gesamtformung integriert. Dabei wurden die Prozessstrukturen aus der strukturellen Analyse mit den eigentheoretischen, argumentativen Passagen des Interviews in Kontrast gesetzt, so dass Unausgesprochenes, Darstellungslogiken, Inszenierungsabsichten, Verblendungsmechanismen usw. sichtbar gemacht werden können. Zudem wurde beim dritten Eckfall zugunsten einer kürzeren biographischen Portraitierung auf eine Gesamtformung verzichtet, was sich insbesondere aus der Komplexität des zugrunde liegenden Materials erklärt. Hinsichtlich des enormen Aufwandes der beiden genannten Auswertungsschritte, bei dem man sich „von einer Zeitkalkulation in Tagen verabschieden und [...] an Zeiträume gewöhnen muss, die schnell ein Vierteljahr erreichen können“ (GLINKA 2003: 33f), wurden während der Forschungswerkstätten weitere sog. *Abkürzungsstrategien* diskutiert und festgelegt, welche die notwendige Flexibilität generierten, die die Analyse der teils durchaus anspruchsvollen Interviewstrukturen erforderte. Sie werden im folgenden Kapitel III einleitend erläutert.

Der dritte Arbeitsschritt besteht aus der Bildung vorläufiger, *analytischer Kategorien*, die bereits erste Umriss für eine spätere Modellbildung erkennen lassen. Es handelt sich dabei um die in Schlüsselkategorien verdichteten Erkenntnisse aus den vorangegangenen Auswertungsteilen, die – nachdem weitere Interviews analysiert wurden – kontrastiv

verglichen werden. Jene Kontrastierung wird zur Geburtshelferin eines neuen *theoretischen Modells*.

Im Folgenden werden in Form von Exkursen die beiden analytischen Konzepte „Verlaufskurve“ und „signifikante Andere“ vorgestellt, die in der Auswertung eine besondere Rolle spielen werden.

#### **a) EXKURS: Das Konzept der Verlaufskurve**

Die Verlaufskurven-Kategorie ist aus der systematischen, biographieanalytischen Erforschung von Krankheitsverläufen durch Anselm Strauss und anderen hervorgegangen (vgl. STRAUSS 1981, STRAUSS/GLASER 1975, CORBIN/STRAUSS 1992). Auf diese Weise wurden vor rund 40 Jahren Erleidensprozesse und ihre identitätsverändernden Wirkmechanismen zum ersten Mal theoretisch erfasst und bis heute innerhalb vielerlei empirischer Studien sowie insbesondere durch die Arbeiten von Fritz Schütze weiter bearbeitet:

„Die Biographieforschung hat die analytische Kategorie ‚Verlaufskurve‘ aus dem englischen Begriff ‚trajectory‘ (die Flugbahn eines Geschosses) entlehnt. Damit haben wir das Bild von einem einmal in Gang gesetzten Geschoss, das – einmal auf den Weg gebracht – nicht mehr gestoppt werden kann, vor Augen. Und eben diese fremdgesteuerte, selbstläufige Dynamik charakterisiert die Verlaufskurve, von der sich der Betroffene gefangen erlebt.“ (GLINKA 2003: 224)

Interessanterweise wird teils auch die prozessuale Integrationslogik der Arbeitsvermittlung an diesen Begriff angelehnt und das „gesetzlich verankerte Ziel der bedürfnisverringenden oder –überwindenden Erwerbsintegration [...] in den Maßnahme- und Förderstrategien der SGB II-Träger [...] als geplante Verlaufskurve (trajectory) zur Erwerbsintegration [konkretisiert], die eine je fallbezogene stufenweise Annäherung an einen Beschäftigungseintritt und schließlich die Überwindung der Schwelle von Erwerbslosigkeit zu Erwerbstätigkeit vorsieht“ (HIRSELAND/GRIMM/RITTER 2010: 72). Mit der in dieser Arbeit verwendeten analytischen Kategorie hat jene Begriffsverwendung jedoch nichts gemein, außer man würde jenes Integrationskonzept als generell fremdbestimmenden Prozess verstehen. Die Biographieforschung hat den Begriff „Verlaufskurve“ zwar ebenfalls von der englischen „trajectory“ abgeleitet, doch möchte sie damit auf „das Bild von einem einmal in Gang gesetzten Geschoss [anspielen], das – einmal auf den Weg gebracht – nicht mehr gestoppt werden kann“ (GLINKA 2003: 224).

Grundlegend für das *Verlaufskurvenkonzept in biographieanalytischer Tradition* sind sozialbiographische Prozesse, die auf bestimmte, teils schmerzhaft Erfahrungen und Ereignisse im Alltag des/der Betroffenen zurückgehen, welche sich als „unüberwindbares Hindernis [...]

aufzutürmen“ (GLINKA 2008a: 159) beginnen. Dabei wird der Fokus auf das individuelle Erleben sowie die retrospektive Konstruktion von Sinnzusammenhängen gelegt, die innerhalb der Forschungsmethode des narrativ-biographischen Interviews zu Tage gefördert werden können. So kann man ableiten, in welcher Weise Betroffene ihr bisher *intentionales Handeln* durch o.g. Ereignisse innerhalb der Situationsentwicklung als mehr und mehr ausgehebelt und durch externe Rahmenbedingungen determiniert, als *fremdbestimmt* empfinden: die *biographische Handlungsfähigkeit* wird also zum zentralen Thema. Im Verlaufskurvenprozess kommt es zu einem Zustand, in dem der Akteur auf konditionelle Relevanzen lediglich reagieren kann; er fühlt sich „getrieben“ und kann keinen Ausweg aus dieser Situation mehr erkennen. „Ein Ereignis scheint nun das andere zu bedingen, und es kommt zu einer verhängnisvollen Verkettung von Ereignissen für den Betroffenen“ (ebd.). Dieses Erleben hat weitreichende Folgen für das gesamte soziale Umfeld des/der Betroffenen. So besteht u.a. die Möglichkeit, dass das Vertrauen nicht nur in das eigene Handeln, sondern auch in andere nahestehende Personen schwindet, soziale Netzwerke brüchig werden, etc.

Kritisiert wurde das Verlaufskurvenkonzept u.a. durch den Einwand, dass jede „als relativ unausweichlich dargestellte ‚Verlaufskurve‘ des Lebens auch individuellen Gestaltungsspielraum enthalte, der über idealtypische Konstruktionen und interindividuelle Vergleiche zu ermitteln sei“ (SACKMANN 2007: 65f). Uta Gerhardt (1984) führte in diesem Zusammenhang beispielsweise positive biographische Gestaltungen in Reaktion auf schwere Erkrankungen an. Hier ist allerdings zu entgegnen, dass innerhalb von Verlaufskurven sehr wohl Bearbeitung- und ‚Ausstiegs‘möglichkeiten für den/die Betroffene bestehen, welche zwar in erster Linie vom individuellen Gestaltungsspielraum bzw. den Handlungsressourcen bedingt werden. Doch wird dieser Gestaltungsspielraum, der zu Beginn der Kurve noch ausgeprägter ist und zum Höhepunkt hin immer enger wird, besonders durch andere Personen, wie z.B. Fachkräfte, oder auch durch sozialräumliche Bedingungen beeinflusst. Genau diesen Einfluss unterschiedlichster Faktoren auf die individuelle Handlungsfähigkeit hat das Verlaufskurvenkonzept immer im Blick und denkt dabei nicht in einem Automatismus, welchen ihm einige KritikerInnen wohl unterstellen mögen. Denn gerade das Erlangen bzw. die Entdeckung von Ermöglichungskontexten und „neuem“ biographischen Gestaltungsspielraum – und genauso die Mechanismen der Einschränkung desselben – sind ein Kerninteresse bei der Anwendung des Verlaufskurvenkonzeptes. So ist nicht nur das strukturelle Vorhandensein von individuellen Gestaltungsmöglichkeiten für ein Ausbrechen aus der Verlaufskurve von Nöten, sondern v.a. in welcher Weise die/der Einzelne fähig ist,



diese auch zu erkennen und zu nutzen oder auch – sollten die Möglichkeiten auch sozialstrukturell zu sehr beschnitten sein – wie diese wieder hergestellt werden können.

Insbesondere am Höhepunkt einer Verlaufskurve ist die Fremdbestimmung dem eigenen Handeln gegenüber bis hin zum Fremdwerden der eigenen Biographie (vgl. RIEMANN 1987) eine zentrale Empfindung des/der ErzählerIn, indem er/sie „lediglich noch auf die äußeren Rahmenbedingungen, die [...] von den übermächtigen Ereignissen diktiert werden, reagieren“ (GLINKA 2003: 224) kann. Es entsteht ein Prozess, aus dem die/der Betroffene aus eigener Kraft scheinbar nicht mehr entkommen kann und sich den übermächtigen Ereignisketten sowie deren Auswirkungen ergeben muss. Parallel greifen mehrdimensionale Entfremdungsprozesse i.S. eines *Fremdwerdens*, die schließlich „in einen Orientierungszusammenbruch einmünden [können], der wiederum typisch für einen Verlaufskurvenhöhepunkt ist“ (ebd.: 226).

Der Ablauf einer Verlaufskurve lässt sich in mehrere Stadien einteilen, die durch die Arbeiten von Fritz Schütze wie auch Hans-Jürgen Glinka zunehmend empirisch fundiert wurden (vgl. SCHÜTZE 2006, GLINKA 2008b). Obwohl das Auftreten dieser unterschiedlichen Stadien und damit auch ein Orientierungszusammenbruch im Verlauf nicht zwangsläufig determiniert sind, so lässt sich doch feststellen, dass die Reihenfolge einiger Stadien aufgrund der prozessuralen Gestalt des Konzeptes festgelegt ist und diese aufeinander aufbauen. Dies sind:

- der Aufbau des Verlaufskurvenpotentials, welcher in eine *Grenzüberschreitung* mündet, die durch einen Schock bewusst werden kann,
- die darauf folgenden Reaktionen in der Alltagsbewältigung zur Herstellung eines *labilen Gleichgewichts*,
- die *Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts*, welche auch als Phase des „Trudelns“ bezeichnet wird,
- der *Zusammenbruch* der Alltagsorganisation und -orientierung

Es ist zu jedem Zeitpunkt möglich diesen Verlauf zu unterbrechen oder zu verändern, sei es durch

- eine *Transformation* der Verlaufskurve in andere Bereiche,
- passive *Entkoppelungen* des Erleidensprozesses, beispielsweise durch strukturellen Zwang (u.a. Haft),
- aktive *Bearbeitungsversuche* auf der Grundlage spezifischer Bewältigungsressourcen auf unterschiedlichen Ebenen (z.B. strukturell oder psychosozial) und u.a. dadurch

- ein mögliches *Entkommen* aus der Verlaufskurve.

Insbesondere für die beiden letzten Punkte zeigt sich in der Empirie, dass eine (professionelle) Hilfe von Fachkräften oder auch signifikanter Anderer (s.u.) notwendig ist, um den Erleidensprozess auszuhebeln und die Situation zu normalisieren. So wie die Entfaltung einer Verlaufskurve wachsenden Einfluss auf die Lebensgestaltung einer Person und die damit verbundene Bereitstellung von Handlungsressourcen ausübt, so wirkt sie dabei grundlegend auf Sozialisierungsprozesse und damit auf die Identitätsentwicklung. Auf dieser Erkenntnis aufbauend wird schnell klar, welcher hohe Anspruch besonders in Richtung eines möglichen externen Hilfeangebotes formuliert wird. Es gilt nicht nur den Erleidensprozess zu unterbrechen, sondern gegenläufige Prozesse zu generieren und aktiv zu begleiten, die am Ende (wieder) zu einem selbstständigen, eigenverantwortlichen Handeln der/des Betroffenen führen.

Zu einer möglichen Entkoppelung einer Verlaufskurve ist anzufügen, dass diese – v.a. wenn sie mit strukturellem Zwang verbunden ist – häufig weitere Verlaufskurven hervorrufen kann ohne den eigentlichen Prozess vollständig zu stabilisieren oder als Ausgangspunkt für Transformationen der Verlaufskurve dienen kann. Hier sei vor allem das Beispiel eines Haftaufenthaltes genannt: Zwar wird so ein delinquentes Verhalten und ein damit möglicherweise verbundenes Handlungsumfeld (Verlaufskurve „Kriminalität“) durchbrochen, in dem vielleicht am Ende kein selbstbestimmtes Handeln mehr möglich war, doch besteht die Gefahr dadurch weitere Potentiale aufzubauen bzw. die Verlaufskurve in einen anderen Bereich zu transformieren. Exemplarisch kann man die gesellschaftliche Stigmatisierung anführen und die damit einhergehenden geringeren Chancen auf dem Arbeitsmarkt oder auch familiäre Schwierigkeiten, die beispielsweise zur Beendigung einer Ehe führen können. Hinzu kommt, dass die Verlaufskurve „Kriminalität“ – sollte sie während der Haft nicht hinreichend bearbeitet werden – nach der Entlassung wieder einsetzen und sich zusammen mit denkbaren weiteren Verlaufskurven stärker als bisher auf die individuelle Lebensgestaltung auswirken kann.

Häufig und besonders deutlich treten Verlaufskurvenstrukturen innerhalb von Suchtverläufen<sup>5</sup> zu Tage. Hier bestimmt das Suchtmittel bzw. das suchtauslösende Verhaltensmuster mehr und mehr die Handlungen der/des Betroffenen bis hin zu einer völligen Selbstaufgabe und

---

<sup>5</sup> Dabei dient dieses Beispiel in erster Linie dazu, die Stadien der Verlaufskurve etwas plastischer zu erläutern. Es ist klar, dass die Problematik, die sich dahinter verbirgt, weit komplexer ist, als dass sie hier in Kürze und v.a. als beispielhafter Verlauf dargelegt werden könnte.

Sinnentleerung. So kann bei substanzgebundener Sucht häufig die erste Erfahrung mit dem Suchtmittel als Auslöser betrachtet werden, aus dem sich ein individuell unterschiedlicher Prozess ergibt, den die/der Einzelne immer weniger selbst zu beeinflussen weiß. Das auslösende Ereignis wird zumeist als eine Art „Übertreten einer Grenze“ erlebt, welche in „Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung“ (vgl. SCHÜTZE 2006: 215) münden. Die Betroffenen werden mit „einer Verkettung übermächtiger äußerer Ereignisse“ (ebd.) konfrontiert, die einen Kontrast zu einem davorliegenden „Zustand geordneter Erwartung und aktiver Gestaltung von Lebensereignissen“ (vgl. GLINKA 1997) bilden. Aus diesem Grund wird das (erste) Stadium der Verlaufskurve als *Grenzüberschreitung* bezeichnet. Zu finden sind solche Auslöser u.a. auch bei Migrationsbiographien, die hier in Gestalt von Überschreitungen von Ländergrenzen zu Tage treten können. Ebenso können traumatische Ereignisse, wie Unfälle oder das Miterleben von Attentaten, oder auch die Diagnose von schweren Krankheiten solche Auslöser sein, die den Betroffenen auch erst einige Zeit später (möglicherweise erst in der Interviewsituation) bewusst werden können. In dem Hinwirken auf das Ereignis der Grenzüberschreitung lassen sich in vielen Fällen Strukturen erkennen, die in der Aufschichtung unterschiedlicher Ereignisse und Entscheidungen bestehen und den Eintritt in die Verlaufskurve vorbereiten. Diese Strukturen haben die Gestalt einer *Anhäufung des Verlaufskurvenpotentials*. Bei einer substanzgebundenen Suchtproblematik könnte das z.B. der Kontaktaufbau zu DealerInnen oder auch die Liebesbeziehung zu einer abhängigen Person sein (vgl. KRATZ 2004).

Ist anfangs (oft für einen längeren Zeitraum) der Suchtmittelkonsum gut in den Alltag integrierbar, so entfaltet sich i.S. des Verlaufskurvenkonzeptes das Potential innerhalb dieser instabilen Situation weiter. Für die Betroffenen geschieht dies unbemerkt, oder es wird bewusst verdrängt. Auf destabilisierende Ereignisse wird mit einem entsprechenden Handlungskonzept reagiert, so dass ein *labiles Gleichgewicht* aufrecht erhalten werden kann. So kann der Suchtmittelkonsum vor anderen verheimlicht werden und fällt nicht auf. Kommt es zu Unregelmäßigkeiten auf der Arbeitsstelle, werden diese mit einleuchtenden Argumenten erläutert, und lassen damit keinen Rückschluss auf ein süchtiges Verhalten zu. Ebenso kann es genauso gut sein, dass der zunehmende Suchtmittelkonsum von dem sozialen Umfeld zwar erkannt wird, dies jedoch von dem/der Betroffenen ausgeblendet wird und so Hintergrundprozesse (beispielsweise der sozialen Ausgrenzung) entstehen, die ihm/ihr langsam den Boden unter den Füßen wegziehen.

Erst mit dem Eintreten von Ereignissen, für deren Bearbeitung die notwendigen Handlungsroutinen nicht mehr ausreichen, sind das Ausbalancieren der Lebenssituation und

damit das Aufrechterhalten des labilen Gleichgewichts nicht mehr möglich. Fritz Schütze bezeichnet dieses Stadium der *Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts* auch als „*Trudeln*“. Die betroffene Person hat das starke Gefühl, das Chaos nicht mehr beherrschen zu können. Um bei dem Beispiel des Suchtverlaufes zu bleiben: Hier könnte es durch den Verlust der Wohnung oder der Arbeitsstelle zu so einschneidenden Erlebnissen kommen, welche durch die zunehmende Abhängigkeit vom Rauschmittel nicht angemessen bewältigt werden können und von den Betroffenen im Nachhinein als „unabwendbar“ und natürlich „fremdgesteuert“ interpretiert werden. Die folgende verzweifelte Suche nach Auswegen führt leider allzu häufig in die falsche Richtung: eine Zunahme des Rauschmittelkonsums, welcher die Probleme auch auf Lebensbereiche ausweitet, die vorher möglicherweise nur bedingt davon betroffen waren.

Sollte kein Ausweg aus der letzten Phase (z.B. durch eine Suchttherapie) gefunden werden, so wird zwangsläufig ein Verlaufskurvenhöhepunkt angesteuert, welcher in das Stadium des *Zusammenbruchs* mündet. Intentionales Handeln wird von den Betroffenen nicht mehr wahrgenommen und es geschieht „eine totale Falsifikation des Erwartungsfahrplans für das tägliche Leben“ (SCHÜTZE 2006: 215), die biographisch als Zustand des „Nur-noch-reagieren-Könnens“ (vgl. GLINKA 1997) auf äußere Ereignisse zu erkennen ist. Schon allein aus dieser Darstellung geht hervor, welche destruktive Kraft darin steckt, so dass das Erreichen dieses Verlaufskurvenstadiums nicht selten in suizidalen Handlungen endet, sollten adäquate Hilfeangebote ausbleiben:

„Der endgültige Zusammenbruch der Handlungsorientierung („Höhepunktskrise“) kann durch ein beliebiges Krisenereignis beschleunigt sein, welches das ‚Fass zum Überlaufen‘ bringt, ist aber grundlagentheoretisch gesehen das notwendige Endstadium eines endogenen Wandlungsprozesses der Kompetenzdegradation. (D.h. es müssen gezielte handlungsschematische, häufig nur noch von signifikanten Interaktionspartnern oder Professionellen initiiierbare Gegenmaßnahmen ergriffen werden, um jenen Zusammenbruch zu verhindern.) Der Zusammenbruch hat die Gestalt einer fremdartigen Aktivitätseruption (Flucht, Freitodversuch usw.), die aus dem Betroffenen scheinbar hervorbricht; d.h. die Aktivitätseruption ist jenseits aller überschaubaren, plausiblen Reaktivität. Der Zusammenbruch der Handlungsorientierung ist nicht nur als eine Bankrotterklärung der bisherigen Identitätskonzeption und ihrer handlungsschematischen Entwürfe anzusehen; zugleich kommt es zu einer totalen Entstabilisierung der ‚me-Bilder‘ bzw. Identitätsbilder, die der Betroffene seinen signifikanten Interaktionspartnern in Bezug auf sich selbst unterstellen darf, zur Störung der Reziprozitätskonstitution in Interaktionen mit signifikanten Interaktionspartnern und zur Zersetzung der vom Betroffenen adressierten moralischen Universalisierungsmechanismen. In besonders schwerwiegenden Fällen erleidet der Betroffene einen partiellen Verlust an Basisregelkompetenz zur Weltaufordnung, Aktivitätsorganisation und Sozialitätskonstitution.“ (SCHÜTZE 1981: 99f)

Der *Zusammenbruch* besitzt also einen eruptiven und damit zeitlich-punktuellen Charakter und unterscheidet sich damit in seinem strukturellen Auftreten von den davor beschriebenen Stadien. Dies verbindet ihn mit der *Grenzüberschreitung*, die ebenfalls innerhalb eines auslösenden Ereignisses zum Vorschein kommen kann.

**b) EXKURS: Signifikante Andere**

In Anlehnung an die Ausführungen von G.H. Mead – stellvertretend für viele weitere theoretische Arbeiten zu den Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft, Sozialisation und Identität – werden mit **signifikanten Anderen** Personen bezeichnet, die innerhalb der Sozialisation „die Entwicklung [...] [der] eigenen Persönlichkeit kontrollieren.“ (MEAD 1991: 195). Mead macht den Begriff am Beispiel von Rollenspielen („play“) von Kindern fest, in denen diese in die Rolle von signifikanten Anderen schlüpfen, wie beispielsweise einen Elternteil. Signifikante Andere halten den Betroffenen im Sozialisationsprozess quasi einen Spiegel vor und werden damit zu biographisch-relevanten Schlüsselfiguren in der Entwicklung der Identität:

„Die signifikanten Anderen, die ihm [, dem Menschen,] diese [objektive gesellschaftliche] Welt vermitteln, modifizieren sie im Verlauf der Übermittlung. Sie wählen je nach ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort und ihren eigenen biographisch begründeten Empfindlichkeiten Aspekte aus. [...] Das Kind identifiziert sich mit seinen signifikanten Anderen emotional in mancherlei Weise. [...] Durch seine Identifikation mit signifikanten Anderen wird es fähig, sich als sich selbst und mit sich selbst zu identifizieren, seine eigene subjektiv kohärente und plausible Identität zu gewinnen. Mit anderen Worten ist das Selbst ein reflektiert-reflektierendes Gebilde, das die Einstellungen, die Andere ihm gegenüber haben und gehabt haben, spiegelt. Der Mensch wird, was seine signifikanten Anderen in ihn hineingelegt haben. Das ist jedoch kein einseitiger, mechanischer Prozeß. Er enthält vielmehr eine Dialektik zwischen Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität.“ (BERGER/LUCKMANN 2004: 141f)

Verbunden mit dieser zentralen Funktion im Vergesellschaftungsprozess und dem „Selbst-Werden“ eröffnen oder schließen signifikante Andere auch Handlungsoptionen und nehmen damit Einfluss auf die biographische Handlungsfähigkeit sowie die Lebensbewältigung. Generell kann jede Person innerhalb einer Biographie zu einer/m signifikanten Anderen werden, wenn ein bestimmter Einfluss auf die Gestaltung und Fortführung des Lebens und insbesondere eine entsprechende Gefühlsbindung identifiziert werden kann (ebd.), wobei jene Person zumeist älter ist und u.U. sogar in einem asymmetrischen Machtverhältnis zu dem/der Betroffenen steht, wie Eltern, LehrerInnen aber auch möglicherweise enge FreundInnen. Josef Faltermeier (2001) betont in diesem Zusammenhang folgenden Aspekt:

„Ein signifikanter Anderer erkennt beim Betroffenen die in ihm schlummernden Anteile seiner kreativen Identität und versteht sie hervorzulocken. Gerade diese gestalterischen Potentiale in der Identität des Betroffenen wurden ja durch die alles überformende Wirkung der Mechanismen, die durch die Entwicklung der Verlaufskurve freigesetzt wurden, regelrecht verschüttet und im schlimmsten Fall abgetötet.“ (FALTERMEIER 2001: 66f)

Hier wird die die Lebensbewältigung unterstützende Funktion von signifikanten Anderen deutlich hervorgehoben. Zudem wird eine Verbindung zum Konzept der Verlaufskurve aufgebaut. In Phasen der Biographie, in denen das intentionale Handeln überformt wurde, können signifikante Andere mit ihrer Fähigkeit zur Perspektivenübernahme dazu beitragen, dass biographische Handlungsfähigkeit neu gewonnen werden kann. In diesem Blickwinkel, der insbesondere die Kategorie der biographischen Begleitung ins Zentrum stellt (ebd.), darf man allerdings nicht darüber hinwegsehen, dass der Begriff weitaus breiter zu fassen ist. So muss nicht zwingend eine als durchweg positiv empfundene emotionale Beziehung zwischen dem Subjekt und dem/der signifikanten Anderen bestehen, damit die entsprechende biographische Relevanz entsteht; auch in Abgrenzungsbewegungen zu anderen werden Rollenzuweisungen erprobt, Identitätsfragmente erschlossen usw. Dies zeigt wiederum, dass die Figur des/der signifikanten Anderen lediglich als biographieanalytische Größe auftreten kann und nur am Einzelfall rekonstruktiv zu bestimmen ist. Ihre Gestalt hängt maßgeblich von der jeweiligen lebensgeschichtlichen Darstellungsarbeit ab, legt jedoch wichtige Deutungshorizonte frei.

Dem gegenüber stellt Mead den generalisierten Anderen („generalized other“), der als „die organisierte Gemeinschaft oder gesellschaftliche Gruppe, die dem Einzelnen seine einheitliche Identität gibt“ (MEAD 1991: 196), versinnbildlicht werden kann. Er entwickelt sich innerhalb des Wettkampfes („game“), bei dem man im Gegensatz zu dem (Rollen)Spiel nicht nur die Rolle einer Person, sondern die Rolle aller teilnehmenden MitspielerInnen einnimmt. So verschachteln sich die von der/dem TeilnehmerIn angenommenen Haltungen der MitspielerInnen zu einer Organisationseinheit, die wiederum die Reaktion der/des Einzelnen kontrolliert. Somit entspricht die Haltung des generalisierten Anderen der Haltung der gesamten Gesellschaft.

Neben signifikanten Anderen können natürlich noch weitere externe Faktoren identifiziert werden, die biographische Lenkungs-kraft besitzen. Zu nennen wären hier vor allem *regelnde* wie auch *helfende Instanzen* (vgl. KRATZ 2004). Regelnde Instanzen bezeichnen Personen oder Ereignisse, die eine/n HandlungsträgerIn dadurch beeinflussen, dass aufgrund von moralischen o.a. Vorstellungen oder Einstellungen ein Regelwerk aufgestellt wird, das aktiv zu einer so empfundenen Verbesserung bzw. Stabilisierung der Lebenssituation beiträgt. Als

einfaches Beispiel kann eine Geburt dienen, die dazu führt, dass ‚alte Laster‘ der neuen Eltern (z.B. Rauchen, ungesunde Ernährung) abgelegt werden. Als helfende Instanzen sind Personen oder Ereignisse zu bezeichnen, die durch ihr eigenständiges Handeln die Lebenssituation einer/s HandlungsträgerIn stabilisieren. Sie besitzen jedoch bei weitem nicht die biographische Bedeutung einer/s signifikanten Anderen. Beispielsweise kann man hier eine nette Vermieterin nennen, die trotz Mietschulden eine Familie weiter in der Wohnung leben lässt. So wird zwar die prekäre finanzielle Situation nicht bewältigt, allerdings wird die Gefahr der Obdachlosigkeit etwas entschärft. Mit regelnden wie auch helfenden Instanzen hängen auch sehr häufig sog. *positive biographische Passungen* zusammen, in der sich mehrere günstige Ereignislagen in einer Situation verschränken, verdichten und potenzieren.

### **c) Zur graphischen Darstellung der qualitativen Daten**

In mehreren qualitativen Studien werden Verfahren verwendet, um textbasierte Daten als bildliche Darstellung zu abstrahieren. Dies geschieht aus vollkommen unterschiedlichen, am Forschungszweck orientierten Gründen, beispielsweise um eine zeitlichen Strukturierung der biographischen Daten vorzunehmen und aufgrund einer größeren Datenmenge eine Übersichtlichkeit zu garantieren (vgl. HIRSELAND/GRIMM/RITTER 2010). Oder bildliche Darstellungen sind das Ergebnis der Erhebung, wie etwa sog. „Lebenslinien“ (vgl. MOLDASCHL 2002) in der Organisationsforschung, die in die Auswertung von Sekundärdaten mit einbezogen werden.

Im vorliegenden Fall wurden die analytischen Erkenntnisse aus der Anwendung des *Verlaufskurvenkonzeptes* (vgl. SCHÜTZE 2006, GLINKA 2003, 2008a, 2008b) in eine graphische Form gebracht, die auf den ersten Erfahrungen aus einer anderen Untersuchung aufbaute, bei der eine ähnliche Verbildlichung angewandt wurde (vgl. KRATZ 2004). Die Intention dieser Abstraktionsart ist es zum einen bzgl. der *zeitlichen Zusammenhänge* biographischer Ereignisse einen *besseren Überblick* zu gewähren und zum anderen ggfs. *gegenseitige Einflusststrukturen* der Prozessverläufe transparenter aufzuzeigen, als das in reiner Textform gegeben wäre. Keine Anwendung – und das gilt es zu betonen – fand jener Schritt etwa als eine Art vorgreifende Verbildlichung, sondern er stellte das *Ergebnis* vorangegangener analytischer Schritte unter Nutzung des Verlaufskurvenkonzeptes dar. Die generelle Darstellung des Schaubildes gliedert sich in:

- ein kartesisches *Koordinatensystem*, bei dem auf der x-Achse die Jahreszahlen aufgetragen sind, die sich nach dem jeweiligen Alter des/der Befragten richten. Der Nullpunkt stellt die Geburt dar. Auf der y-Achse befinden sich vertikal aufsteigend die

Stadien der Verlaufskurve (s.o.), die in Form von horizontalen Linien die Stadienübergänge markieren. Entsprechend der o.g. Gedanken zum Verlaufskurvenkonzept bildet die *Grenzüberschreitung* den Übertritt der untersten Linie ins *labile Gleichgewicht*, worauf die Phase der *Entstabilisierung* bzw. des „*Trudelns*“ folgt. Ein zwischen x-Achse und Grenzüberschreitung verlaufender Graph stellt den *Aufbau von Potentialen* dar. Die oberste Linie markiert den *Zusammenbruch* der Handlungsorientierung.

- mehrere *Graphen*, die – logischerweise – mit dem Interviewzeitpunkt enden. Sie sind die Abbildungen der *Verlaufskurvenpotentiale*, die entlang mehrerer dynamisierender Ereignisse geformt werden, die sich wiederum den entsprechenden Potentialdimensionen (Erlebens- oder Prozessdimensionen) zuordnen lassen. Welche Farbe zu welchem Potential gehört, wird pro Schaubild in einer kleinen Legende erläutert, die im Anhang zu finden ist; eine punktierte Linie weist auf verborgene Verlaufskurvenpotentiale hin oder auf eine *Transformationsbewegung*. Ereignisse, die zu einer Potentialdimension gehören, wurden ebenfalls farblich markiert, zudem wurden Momente intentionalen Bewältigungshandelns eingezeichnet.

### 3. Zugang zum Forschungsfeld und Verlauf der Untersuchung

Über praktische Erfahrungen sowie eine berufliche Anbindung an arbeitsmarktpolitische, sozialpädagogische Projekte eines gemeinnützigen Trägers zur Integration langzeitarbeitsloser ALG II-EmpfängerInnen war es möglich, erste Bezüge zum Forschungsfeld aufzubauen und damit potentielle InterviewpartnerInnen zu befragen, also i.S. der Fragestellung *erwachsene Langzeitarbeitslose (über 25 Jahren)*. Dabei wurde schnell klar, dass die *Fallauswahl* selbst in diesem begrenzten, institutionellen Rahmen aufgrund der extremen Heterogenität der TeilnehmerInnen bzgl. ihrer biographischen Variabilität und im Hinblick auf ein theoretical sampling einen stark *explorativen Charakter* einnehmen musste. Viele Fälle besaßen laut Aktenlage bereits gewisse Problemzuschreibungen, Merkmalskombinationen und Negativprognosemuster durch die Fachkräfte in der Arbeitsverwaltung und auch das Projektpersonal, die interessanterweise nicht immer mit der Begründung der Zuweisung zu der jeweiligen Beschäftigungsmaßnahme in Einklang zu bringen waren. Zunächst bestand die Idee, sich auf jene Zuschreibungen zu beziehen, die als „Vermittlungshemmnisse“ thematisiert wurden, und die Fallauswahl danach auszurichten. Da diese Kategorie allerdings



einerseits vollkommen indifferent und andererseits weder objektiv noch subjektiv greifbar war, um als Auswahlkriterium zu genügen, wurde die umgekehrte Strategie präferiert: Es gerieten Personen in den Fokus, die eben keine (oder nur ‚geringe‘) Formen dieser problematischen, integrationshemmenden Merkmale besaßen und von den Fachkräften als „*paradoxe Grenzfälle*“ beschrieben wurden, denen der Arbeitsmarkt gleichzeitig offen und verschlossen gegenüber steht. Diese Personengruppe repräsentierte wahrlich nur einen geringen Teil der MaßnahmeteilnehmerInnen, so dass vorerst drei Interviews geführt wurden, um einen ersten Eindruck von dem so gewonnenen Datenmaterial zu bekommen und zu klären, ob die angewandte Auswahlstrategie tatsächlich gangbar war. Dazu ist anzumerken, dass die Befragten während der Interviewanbahnung den Ort und den Zeitpunkt des Interviews selbstverständlich selbst wählen konnten. Die Rolle des Interviewers (d.h. des Autors) stellte in dieser frühen Phase insofern eine Besonderheit dar, da er nicht nur als Forscher, sondern ebenso als Mitarbeiter des Trägers erkannt und an einigen, wenigen Interviewstellen auch als solcher angesprochen wurde. Dies wurde bei der Datenanalyse entsprechend berücksichtigt. Alle während dieser Untersuchung erhobenen Interviews wurden von dem Autor selbst geführt, mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und im Anschluss von ihm auch selbst transkribiert und gleichzeitig anonymisiert.

In ersten Auswertungssitzungen innerhalb einer Forschungswerkstatt stellte sich heraus, dass der o.g. Fokus der Fallauswahl hervorragende Ergebnisse versprach, jedoch einige ‚weiche‘ Auswahlkriterien und weitere Kontrastfelder angelegt werden mussten, um das Sampling fortzuführen. Darunter wurden das Alter der interviewten Personen sowie das Geschlecht als Bezugspunkte gesetzt, die unterschiedliche Lebenslaufregimes (vgl. KRÜGER 1995) vermuten ließen. Interessanterweise zeigte sich zudem, dass bei den erhobenen Fällen ebenfalls Merkmale sichtbar wurden, die u.U. als objektive Problemzuschreibungen hinsichtlich einer eingeschränkten „Beschäftigungsfähigkeit“ dienen könnten (vgl. Kap. I.1), wie etwa eine Suchterkrankung, doch schienen sie für die Vermittlungsbemühungen nur eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Für die folgenden Erhebungen wurde außerdem der institutionelle Rahmen verbreitert, indem in einem ersten Schritt weitere Beschäftigungsprojekte mit einbezogen wurden. In einem zweiten Schritt wurde der Sampling- bzw. Auswahlradius noch einmal vergrößert: Es begann die explorative Suche nach Fällen, die nicht direkt in jenen Maßnahmen eingebunden waren; sie endete bei einer Erwerbsloseninitiative. Bei den dort geführten Interviews stand zuvor nicht fest, ob sie tatsächlich i.S. der Untersuchung geeignet waren. Die anschließenden Auswertungssitzungen zeigten aber, dass auf diesem Wege die theoretische Varianz weiter

abgedeckt werden konnte. Bis dahin waren insgesamt *sieben Interviews* geführt worden. Aufgrund dieser auf den ersten Blick gering anmutenden Fallzahl wurde über eine Fortsetzung der Erhebungen nachgedacht. Dagegen sprach jedoch, dass eine weitere Öffnung des Auswahlprozesses, ohne dass die ersten Daten intensiv analysiert werden konnten, auch im Rahmen eines explorativen theoretical samplings eine zu große Beliebigkeit entfalten würde. Zudem boten sich unter den erhobenen Interviews bereits *drei Eckfälle* an, so dass man sich in der Forschungswerkstatt darauf einigte, jene zunächst auszuwerten und das Sampling für diesen Forschungsprozess zu schließen. Dies beruht auf der Überlegung, dass erst durch die so gewonnen empirischen Erkenntnisse das Forschungsfeld weiter erschlossen werden kann.

### **III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“**

---

#### *Empirische Analysen*

Das Zitat in der Überschrift stammt aus dem Interview mit Inge<sup>6</sup>, das in diesem Kapitel wie auch die anderen Fälle besprochen wird. Zunächst werden die Analysen der drei Eckfälle in aller Ausführlichkeit in jener Reihenfolge präsentiert, die sie auch im Forschungsprozess eingenommen haben. Jeder Fall wird dabei kurz durch die Erläuterung der Interviewanbahnung und des Settings eingeleitet. Die Unterkapitel bilden gleichfalls die jeweiligen Auswertungsschritte von der strukturellen Analyse über die biographische Gesamtformung bis hin zu der Entwicklung erster, fallbezogener Kategorien ab. Abkürzungsstrategien wurden in stark begrenzter Form wie folgt angewandt:

- *Markus*: Die Analyse wurde in detaillierter Form durchgeführt, ohne dass bestimmte Arbeitsschritte abgekürzt wurden.
- *Inge*: Die strukturelle Beschreibung wurde auf die Haupteerzählung eingeschränkt, zu der relevante Segmente aus dem Nachfrageteil hinzu gezogen wurden.
- *Gerd*: Zwar wurde das gesamte Interview strukturell beschrieben, doch wurde wegen der starken Vermischung unterschiedlicher Textsorten für die verschriftlichte Analyse der Fokus auf die relevanten, narrativen Passagen gelegt. Die Argumentationsstrukturen wurden im Unterschied zu den beiden anderen Fällen in schematischer Weise dargestellt. Aus diesem Grund wurde im Anschluss daran ein biographisches Portrait angefertigt, das allerdings nur eine leicht verkürzte Version einer Gesamtformung darstellt.

#### **1. Markus**

Zum Zeitpunkt des Interviews war Markus Teilnehmer eines Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojektes mit Mehraufwandsentschädigung (AGH). Das Interview fand in einem Beratungsraum eines Verwaltungsgebäudes statt, in welchem sich daneben auch ein Büro des projekteigenen Sozialdienstes befand. Vor unserem Termin hatte Markus eines

---

<sup>6</sup> Alle personenbezogenen Daten wurden im Datenmaterial selbstverständlich anonymisiert bzw. äquivalente Daten (wie Namen, Datumsangaben usw.) verwendet, die jedoch nicht auf die ursprünglichen hindeuten.

seiner regelmäßigen Bewerbungstrainings absolviert, welches sehr lange (ca. 2 Stunden) gedauert hatte. Aufgrund dessen bat er zuerst um eine kurze Pause, die ihm natürlich eingeräumt wurde. Danach wurde ihm erneut der Interviewverlauf erläutert und offene Fragen geklärt. Dabei wurde bereits ein Teil des Erzählstimulus<sup>7</sup> gesetzt, der aus diesem Grund leider nicht mit aufgezeichnet wurde.

Während des Interviews kam es zu keinen erwähnenswerten Unterbrechungen, so dass eine ungestörte und entspannte Atmosphäre möglich war. Markus erzählte sehr ruhig, in freundlicher Art und Weise mit wenigen, kurzen Pausen und lachte zwischendurch immer wieder kurz auf.

Die Anbahnung des Interviews lief über den Sozialdienst seines Beschäftigungsprojektes, worüber die persönliche Ansprache von Markus ermöglicht wurde, der wiederum gleich seine Bereitschaft erklärte. Der Interviewtermin musste daran anschließend zweimal verschoben werden; dies lag im ersten Fall an einer Erkrankung von Markus und im zweiten Fall an organisatorischen Gründen bzgl. seines Beschäftigungsträgers. Über die gesamte Zeit der Anbahnung war Markus sehr interessiert, dieses Interview zu geben, und bat jedes Mal persönlich (und nicht etwa über den Sozialdienst) um eine Verschiebung des Termins.

### ***a) Strukturelle Beschreibung***

#### **1. Interviewbeginn – „Biographie in Kürze“**

Seite 1, Zeile 3 – 20<sup>7</sup>

[ANFANG]

Interviewer: *So ...*

Erzähler: *Hmhm*

I: *Dann bitte ich einfach mal anzufangen, von vorne ...*

E: *Ok, (starkes Ausatmen) also ich bin geboren in A-Stadt ... 4.5.1980 ... Eltern vielleicht: Mutter Hausfrau, Vater Zimmermann ...ähm (kurzes doppeltes Ausatmen durch die Nase („Nasenlachen“)) ...ähja bin normal aufgewachsen, hab zwar noch Bruder und*

---

<sup>7</sup> Durch Änderungen am Layout entsprechen die Interviewauszüge vor den jeweiligen Segmenten von der Zeilenzahl wie auch der Strukturierung nicht immer dem Original. Die Voranstellung der Auszüge soll lediglich der besseren Orientierung und Lesbarkeit dienen.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*Schwester, sind aber schon groß, weg ...ähm, ja ganz normal zur Schule gegangen, Kindergarten, alles normal ...äh ja ... ähm (leichtes Schmatzen) ja, großer Freundschaftskreis ..ähm ja ... (leichtes Lachen durch die Nase)*

I:

Ok

Der eigentliche Erzählstimulus ist leider nicht Teil der Tonaufnahme. Bevor die Aufnahme beginnt, wurden die Forschungsmethode und die Vorgehensweise während des Interviews durch den Interviewer erläutert (u.a. mehrfach in der Anbahnungsphase des Interviews). Markus scheint etwas aufgeregt, so dass ihm trotzdem nicht einfallen mag, wie er auf die Aufforderung „Dann bitte ich einfach mal anzufangen, von vorne“ antworten soll. Dies ist auch an seiner Reaktion (starkes Ausatmen) zu erkennen, ebenso an den häufigen „äh“-Unterbrechungen.

Markus gibt mit einer gewissen Unsicherheit seine Biographie in Kürze an, beginnt mit der Geburt, also dem Ort und dem Datum. Im Anschluss bietet er die nächste Kategorie „Eltern“ an und behandelt diese kurz durch die Nennung durch die Berufe von Vater und Mutter. Er verwendet den Begriff „normal aufgewachsen“. Wenn man hierzu den folgenden Satz, in dem er auf seine beiden Stiefgeschwister eingeht in Beziehung setzt, so meint „normal“ wahrscheinlich ein Aufwachsen wie ein Einzelkind, da seine Geschwister beide „schon groß“ und „weg“ sind. Das „zwar“ dient hierbei als Verstärkung, dass die Geschwister keine oder eine untergeordnete Rolle in Markus' Kindheit gespielt haben könnten. Ebenso kann „normal“ den Ausschluss von ungewöhnlichen Belastungen oder Problemen sowie Besonderheiten im Verlauf der Kindheit meinen. Festzustellen ist, dass die Bezeichnung „normal“ im Anschluss häufiger gebraucht wird. So wie das Auswachsen normal verläuft, so verläuft einer Aufzählung gemäß ebenso die Schulzeit, der Kindergarten und als Steigerung „alles“ normal.

Markus will nach einem ersten, kurzen Blick auf seine Biographie nichts wirklich Besonderes einfallen. Dies ist möglicherweise ein Anzeichen dafür, dass zu diesem sehr frühen Zeitpunkt des Interviews noch keine tiefere selbstreflexive Sichtweise eingenommen werden kann. Markus braucht hierfür mehr Hilfestellung. Der Erzählstimulus war hierfür nicht ausreichend. Hinzu kommt eine gewisse Unsicherheit in der Interviewsituation, die erst schrittweise abgebaut werden muss.

Am Ende fügt er noch beiläufig hinzu, dass er einen großen Freundeskreis habe, was hier auf den ersten Blick aus der Suche nach Themen in seinem Lebenslauf resultieren mag, vielleicht auch eine Nennung aufgrund mehrerer Themenvorgaben innerhalb der Interviewaushandlung darstellen könnte.

## 2. Kindheit und Schulzeit 1

Seite 1, Zeile 21-32

E: (Stoß-Lachen) *Ähm, ja ... was soll ich generell erzählen, also soll ich irgendwo näher eingehen jetzt?*

I: *Ja, Sie können in Ihrer Kindheit beginnen, wie war denn Ihre Kindheit, ähm ... wo haben Sie gespielt? Dann vielleicht Grundschulzeit, was gab es / gab es da irgendwas Besonderes ähm. Dann, wie ging die Schullaufbahn weiter? Was hatten Sie für Träume, Wünsche?*

E: *Also die Kindheit war eigentlich sehr gut, ein gutes Elternhaus gehabt, genug Freunde. Schulzeit war eigentlich auch in Ordnung. Jo, es gab hier und da Probleme halt, wie immer, man immer hat. Ja, war vielleicht immer der Größte in der Schule, schon immer (leichtes Nasenlachen)*

Die Verunsicherung, die in dem vorangegangenen Segment deutlich wurde, wird nun von Markus in der Frage formuliert, was er „generell erzählen“ soll bzw. ob er auf ein bestimmtes Thema näher eingehen soll. Der Interviewer nimmt diese Frage auf und möchte durch eine Nachfrage eine Hilfestellung anbieten. Er fordert Markus somit zur Erzählung über seine Kindheit auf und schließt Fragen nach der Schulzeit und darin enthaltenen Besonderheiten an bis dahin, dass auch Träume und Wünsche erzählt werden sollen. Leider ist diese Nachfrage scheinbar zu vollgestopft mit Einzelfragen, so dass sie Markus zu wenig zu helfen scheinen. Bereits in diesem frühen Interviewstadium drängt sich die Vermutung auf, dass das Interview keine klassische Haupterzählung haben wird, sondern dass immer wieder Zwischenfragen des Interviewers notwendig sein werden.

Markus nimmt den Input des Interviewers auf und wiederholt gleich zu Beginn seiner Antwort den Begriff „*Kindheit*“ und bringt ihn mit „*eigentlich sehr gut*“ in einen positiven Kontext. Dies präzisiert er durch den Verweis auf ein „*gutes Elternhaus*“ und „*genug Freunde*“. Beide Bedingungen stellen wohl für Markus Qualitätsmerkmale für eine gute Kindheit dar. Er wiederholt die Aussage, dass er einen großen Freundeskreis – oder wenigstens einen für ihn ausreichend großen – gehabt habe. Diese Aussage scheint ihm sehr wichtig zu sein. Die Einschränkung „*eigentlich*“ im folgenden Satz weist darauf hin, dass es sehr wohl Besonderheiten in seiner Schulzeit gab, die für Markus nicht „*in Ordnung*“ waren. Dies verdeutlicht auch der daran anschließende Satz, dass es „*hier und da Probleme*“ gegeben habe, wobei Markus dieser Aussage gleich durch normative Zuschreibung „*normal*“ ihre Besonderheit nimmt. So könnte dies u.a. darauf hindeuten, dass Probleme in der Schule für Markus ebenfalls zu einer „normalen Kindheit“ gehören. Als Begründung bringt er einen

Verweis auf seinen opulenten Körperbau<sup>8</sup> und umschreibt diesen als „groß“ und diese Größe als Alleinstellungsmerkmal; „*schon immer*“ stellt dieses Merkmal als einen zentralen Erfahrungshintergrund heraus. Dies deutet darauf hin, dass Markus sich aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes in Personengruppen von Gleichaltrigen spätestens seit der Schulzeit (wahrscheinlich eher seit dem ersten Kontakt mit Gleichaltrigen überhaupt) als ein Individuum empfunden hat, das intern wie extern gleich von den anderen Gruppenmitgliedern visuell zu unterscheiden war und somit eine Art „Außenseiterposition“ eingenommen hat. Die Übernahme einer solchen Rollenzuschreibung als „Größter“ ist jedoch nur durch die entsprechende Rückmeldung Anderer möglich, auf die Markus hier zurückgreift.

Das Segment schließt mit einem kurzen Nasenlachen, das als emotionale Äußerung die letzte Aussage „*schon immer der Größte*“ unterstreicht und herausstellt, jedoch weder positiv noch negativ beeinflusst.

### 3. Berufswunsch

#### Seite 2, Zeile 32-41

E: *Ja, äh, Berufswunsch war damals eigentlich auch von meinem Vater Zimmermann, Schreiner. Habe aber das mehr mit Kunst verbunden, dann.*

I: *Hmhm*

E: *Mein Vater hat mehr, also Bilder hat der gemacht, Bilder, Kupferbilder auch Drechslereien gemacht. Und ääh mach' das auch privat schon seit der Schulzeit. Auch schon ein paar Ausstellungen schon gehabt. Hm, ja, und habe in der Schule also als Praktikum auch hauptsächlich immer Schreiner gemacht, ne auf dieses Gebiet.*

Markus nennt „*Schreiner*“ als seinen Berufswunsch und stilisiert damit seinen Vater als berufliches Vorbild, der ebenfalls Zimmermann und/oder Schreiner war. Zurückgreifend auf das erste Segment soll an dieser Stelle der strukturellen Beschreibung zur Vollständigkeit noch die Mutter genannt werden, die „*Hausfrau*“ war. Markus wuchs also in einem Elternhaus auf, das die Aufgabe Erwerbsarbeit auf den Vater fokussierte, während die Mutter die Hausarbeit und das Aufziehen des Kindes (Markus) übernommen hatte. Während er seine berufliche Orientierung über die Erwerbstätigkeit des Vaters generiert, erweitert er diese jedoch um die Besonderheit einer alternativen Auslegung der beiden genannten Handwerksberufe hervor, da er „*das mehr mit Kunst verbunden*“ hat. Markus hat eine eigene

---

<sup>8</sup> Markus ist sehr korpulent.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Definition von Handwerk, die im Vergleich zu gängigen Orientierungen auf diesem Berufsfeld eine Sonderposition einnimmt. Warum er diese Auslegung, mag vorerst nur in seiner Persönlichkeit und/oder seinen Erfahrungen im elterlichen Kontext begründet liegen.

Die folgende Aussage weist auf Letzteres hin, so dass auch hinsichtlich der künstlerischen Ausrichtung eine Orientierung am Vater stattfand, der (vermutlich in der Freizeit) Kunststücke durch Drechselarbeiten erstellt hat. Dies hatte eine so positive Wirkung auf Markus, dass er sich nicht nur entsprechend beruflich orientiert, sondern auch mit dem Hobby „Kunstschreinerei“ bereits während der Schulzeit beginnt. Dabei lässt er anklingen, dass er einige Werke auch in Ausstellungen veröffentlicht habe. Welche Gestalt diese Ausstellungen hatten, wird jedoch nicht genannt, wobei durch das Adjektiv „privat“ eine gewerbliche Tätigkeit ausgeschlossen wird.

Festzustellen ist, dass es bei Markus' Vater eine Trennung zwischen Erwerbsarbeit und Freizeitbeschäftigung gab, die Markus versucht zusammenzuführen, indem er seine Berufsvorstellung „mehr mit Kunst“ verbindet. Somit drängt er in eine berufliche wie auch gesellschaftliche Nische.

Als Praktikum diente während der Schulzeit „hauptsächlich“ der Schreinerberuf, was darauf hindeutet, dass erstens mehrere Praktika zu absolvieren waren und zweitens dass Markus auch andere Berufe angeschaut hat, er jedoch am Schreinerberuf festhielt. Er konzentrierte sich „auf dieses Gebiet“.

#### 4. Schulzeit 2

##### Seite 1, Zeile 41-51

E: *Und... in der Schule war eigentlich hauptsächlich, also mein Lieblingsfach vielleicht, das war Biologie.*

I: *Hmhm*

E: *(leichtes Lachen) also das heißt Naturkunde...also was alles mit der Natur zusammenhängt. Bin aber dann weiter auf ähh Kunstschreiner, und hab dann auch angefangen als Schreiner. Erstes Berufsgrundschuljahr ... ähh aber halt hat nicht weiter geführt, weil halt die Ausbildungsstellen nicht so rar waren.*

I: *Hmhm*

In diesem Segment kommt nach der vorherigen Konzentration auf den Schreinerberuf eine zweite Interessenlage von Markus zum Tragen, die seine weitere Berufsorientierung



beeinflusst. So stellt er als sein Lieblingsfach „*Biologie*“ klar heraus und betont es entsprechend stark. Durch „*eigentlich*“ stellt er diese Aussage in Kontrast zu seinem im vorherigen Segment erwähnten Berufswunsch, stellt sie mit „*hauptsächlich*“ sogar darüber. Ihm scheint dieser Kontrast ebenfalls bewusst zu sein, was er in der emotionalen Äußerung des Lachens zeigt.

Im Folgenden erklärt Markus den Begriff Biologie und weitet ihn aus: über „*Naturkunde*“ bis hin zu „*was alles mit der Natur zusammenhängt*“. Dem widerspricht er in seiner ersten Berufswahl, die „*Kunstschreiner*“ lautet, und stellt diesen Umstand durch ein „*aber*“ heraus. Markus begann mit dem ersten Berufsgrundschuljahr einer Schreinerlehre, jedoch findet er keine Lehrstelle und begründet dies damit, dass Ausbildungsstellen „*rare*“ gewesen sind. Zwar verwendet er dabei eine Verneinung („*nicht so rare*“), liegt es aufgrund des Kontextes nahe davon auszugehen, dass es sich hierbei um einen Versprecher handelt.

Interessant ist, dass er trotz des Umstandes, dass er nie wirklich als Schreiner oder wenigstens als Lehrling gearbeitet hat, den Beginn des Berufsgrundschuljahres als „*angefangen als Schreiner*“ bezeichnet. Hieran wird deutlich, wie Markus den Eintritt in einen Beruf definiert, nämlich mit dem Beginn der Lehre, womit für Markus der feste Entschluss Schreiner zu werden zusammenhängt. Er hat sich trotz seiner Affinität zur Biologie für den Schreinerberuf entschieden und markiert diese Entscheidung als Berufseinstieg.

## 5. Schreinerei in der Freizeit

### Seite 2, Zeile 1-4

*E: Und hab auch weiter privat immer wieder; hab da ne kleine Werkstatt zu Hause. Auch selber privat stell ich Zeug her und restauriere Stühle und so, so was und ... hab auch hier und da was verkauft schon, ja und ... Wir haben ein großes Haus, auch so ist immer Arbeit, wo so was immer schön gebrauchen kann.*

Markus deutet darauf hin, dass er trotz fehlendem Ausbildungsplatz (s. vorheriges Segment) weiterhin (seit der Schulzeit s.o.) Schreinertätigkeiten als Hobby nachging. So kann er sogar „*hier und da was*“ verkaufen, und scheint dennoch keine vollständige gewerbliche Tätigkeit anzustreben. In einer kleinen Werkstatt bastelt er vor sich hin und restauriert alte Sachen. Dies setzt er mit dem großen Haus der Familie in Beziehung, in dem es „*immer Arbeit*“ gebe und in dem man seine hergestellten Dinge Gebrauch finden. Der Begriff „*auch so*“ zeigt auf, dass es auch ohne die Beschäftigung in seiner Werkstatt genug anfallende Arbeit für Markus gebe.

Welche Dinge genau hergestellt werden bleibt unpräzise. Zudem ist es naheliegend das hier eine stärkere Kontrastierung – ob bewusst oder unbewusst – zum vorangegangenen Segment aufgezeigt wird. Im Gegensatz zum Ausbildungsmarkt schätzt man zu Hause seine Arbeitskraft, hier finden seine gebastelten Gegenstände Gebrauch, hier gibt es genug Arbeit im Gegensatz zur Gesellschaft, in der Arbeitsplätze immer rarer werden. Das Haus stellt das „behütete Heim“ dar.

## 6. Wechselentscheidung zum Beruf Forstwirt

Seite 2, Zeile 4-27

E: *Und, äh, ja und danach halt, hab ich doch mehr auf Forstwirt umgeschwenkt, ... weil es auch mehr mit der Natur verbunden hat, und Holz auch zu tun hat. ... ähm auch privat so mehr im Gärten/Gartenbereich immer gearbeitet auch. Und hab dann meiner Ausbildung begonnen in C-Stadt.*

I: *Wann haben Sie da umgeschwenkt? Also so kurze Zwischenfrage, also wann haben Sie gedacht, oder was so der Ausgangspunkt?*

E: *Ja, das war ähm kurz nachdem ich Berufsgrundschuljahr „Holz“ absolviert hatte.*

I: *Ja?*

E: *Und als Schreiner keine Lehrstelle bekommen habe.*

I: *Hmhm*

E: *Dann hab ich mir gedacht: Schwenk mal um auf diesen Bereich, weil ich da nicht weiter gekommen bin. Auch, was auch mit Holz zu tun hat und mit halt mit Natur.*

I: *Hmhm*

Markus änderte seine Berufsvorstellungen in Richtung Forstwirt und begann seine Ausbildung in diesem Bereich. Warum er diesen Schritt tätigte ist dem Interviewer auf den ersten Blick nicht klar. Deswegen wird durch eine Nachfrage eine Begründung eingefordert, die sehr schlüssig und kurz ausfällt: Aufgrund dessen, dass Markus nach dem Berufsgrundschuljahr keine Lehrstellte als Schreiner bekommen konnte, schwenkt er um. Zusätzlich begründet er diese Entscheidung durch seine Affinität zur Gartenarbeit im privaten Bereich – hier wieder der Bezug zur häuslichen Arbeit –, seine Naturverbundenheit, die er

bereits in der Schule durch das Lieblingsfach Biologie entwickelt hat, und seinen Wunsch zur Arbeit mit Holz. Innerhalb der Antwort auf die Nachfrage wiederholt Markus die letzten beiden Punkte: *„Auch, was auch mit Holz zu tun hat und mit halt mit Natur.“*. Er kennzeichnet diese Entscheidung zudem als Suchbewegung; die Suche nach einem Weg in eine berufliche Zukunft, da er auf dem ersten *„nicht weiter gekommen“* ist.

## 7. „Weitervermittlung“

### Seite 2, Zeile 28-34

E: *Und ... ja habe dann auf dem Bereich halt weiter aufgebaut. Habe dann auch ne Stelle bekommen ... in A-Stadt. Allerdings haben die mich dann wieder weitervermittelt, weil sie keine Ausbildungsplatz auf/auf/ auf jeden Fall mehr hatten auf einmal. Erst wollten sie mich haben, dann wieder nicht.*

I: *Hm*

Auf dem Bereich „Forst“ will Markus weiter aufbauen. Diese Wortwahl zeigt nun sehr deutlich, dass Markus zwei berufliche Bereiche unterscheidet, die augenscheinlich gleichberechtigt nebeneinander stehen, jedoch nicht gleichzeitig beruflich ausgeübt werden können. Sie müssen teilweise in der Freizeit als Hobby weitergeführt werden. Der Bereich „Kunstschreiner“ ist für Markus von zentraler Bedeutung. Die berufliche Ausübung dieses Bereiches hat sich jedoch leider nicht verwirklichen lassen.

Markus bekommt eine Lehrstelle als Forstwirt in A-Stadt. Jedoch will auch hier der Einstieg in den Beruf nicht ohne Hindernisse glücken, denn er musste schon nach kurzer Zeit die Lehrstelle wechseln. Markus wurde, wie er es ausdrückt, *„weitervermittelt“*. Durch die Aussage *„Erst wollten sie mich haben, dann wieder nicht.“* zeigt er deutlich, dass dieser Wechselentschluss nicht von ihm ausging und diese Entscheidung über ihn hinweg getroffen wurde. Zudem drückt Markus damit sein Unverständnis darüber aus, aus welchen Gründen er weitervermittelt wurde. Möglicherweise verschweigt er auch die wahren Gründe dadurch, dass er dem Arbeitsgeber ein ambivalentes, unverständliches Verhalten nachsagt. Er benutzt die Formulierung *„gewollt werden“*, die in ihrer Verneinung an dieser Stelle eine Ablehnung bis in den persönlichen Bereich ausdrückt; jedenfalls drängt sich im Kontext die Vermutung auf, dass Markus die Weitervermittlung als persönliche Kränkung empfindet.

Ohne genaue Hinweise darauf, dass Markus die Gründe für die Vermittlung tatsächlich bekannt sind und er diese wie erwähnt an dieser Stelle verschweigt, muss jedoch vorerst angenommen werden, dass Markus die wahren Gründe für das Handeln des ehemaligen

Arbeitsgebers nicht einleuchten bzw. nicht bekannt sind. In diesem Falle ist es sehr gut möglich, dass er bis heute annimmt, dass er damals im übertragenen Sinne betrogen wurde.

## 8. Wechsel des Ausbildungsortes

Seite 2, Zeile 35-41

E: *Dann bin ich äh hab ich die Wahl gehabt, entweder nach B-Stadt oder nach C-Stadt. Joa, und C-Stadt habe ich dann genommen. Da hab ich dann September 99 begonnen zu lernen. Das war vielleicht doch schwerer als ich dachte. Also vom Körperlichen her.*

I: *Hmhm*

Markus bekommt die Wahl zwischen zwei Ausbildungsorten, zwischen denen er sich entscheiden muss. Nachdem er dies getan hat, beginnt seine Ausbildung. Eine direkte Bewertung der Wahlmöglichkeit findet nicht statt, also ob Markus diese Freiheit als gut oder schlecht bzw. belastend empfindet. Trotzdem bleibt Markus in einem negativ geprägten Kontext, denn er erwähnt nicht seine Erfolge, sondern fährt damit fort, dass die Ausbildung für ihn eine große körperliche Belastung darstellt – eine größere Belastung als er vermutet hatte. Somit reiht sich hier eine weitere Negativerfahrung in seine berufliche Biographie ein. Die vormals positiven Aussichten auf einen Beruf als Forstwirt („in der Natur und mit Holz arbeiten“) werden durch die körperlichen Anforderungen negativ überschattet.

Es stellt auf jeden Fall ein Eingeständnis an die eigene unrealistische Vorstellung des Berufsfeldes und dessen Anforderungen dar, denn Markus bezieht die Aussage in 2/37f konkret auf sich. Hiermit endet das Segment und lässt die „körperliche Überforderung“ als Ergebnissicherung unkommentiert im Raum stehen.

## 9. Probleme in der Ausbildung

Seite 2, Zeile 42 – Seite 3, Zeile 23

E: *Ja, und ...habe in diesen drei Jahren, wo ich gelernt habe eigentlich mehr Unfälle gehabt als ich gelernt habe (kurzes Lachen). Habe aber nicht aufgegeben. Ähm, meine ganze Lehrzeit war eigentlich in Ordnung. Der Betrieb war in Ordnung, Kollegen auch. Bloß von der Schule gab es hier und da ein paar Probleme. Und ähm, na ja, das Forstamt ist nicht so ...äh ... gut zu sprechen gewesen, wie man dachte. Also man hatte keine Ansprechpartner gehabt vom Forstamt her.*

I: *Hmhm*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: (Husten) *Und ... hab also selber viel einstecken müssen in dieser Lehre. Also mehr schlechte Dinge erlebt statt gute, am Schluss. Habe dann durch die vielen Unfälle, habe ich halt dann äh die Lehre nicht komplett beenden können. Ich habe zwar schon früh aufhören sollen, aber ich dachte: „Nein, 3 Jahre lerne ich auf jeden Fall durch. Das ist wichtig.“*

I: *Hmhm*

E: *Und habe dann im Juli 2002 leider beenden müssen.*

I: *Hmhm*

E: *Gezwungenermaßen.*

I: *Vorzeitig.*

E: *Genau ...dabei bin ich ja immer noch am Versuchen, das irgendwie*

I: *Hmhm*

E: *anständig zu beenden.*

Die Ausbildung verläuft problematisch, wie sich aus dem Ende des vorangegangene Segmentes vermuten lässt – von der körperlichen Anstrengung kommt er zum Thema „Krankheit“ und markiert somit eine Verbindung zwischen den Themen. Markus erwähnt, dass er mehr „Unfälle“ als Lehrzeit gehabt habe und benutzt dabei eine übertreibende Formulierung, die er mit einem kurzen Lachen abschließt. Dieses Lachen unterstreicht die Besonderheit, die er diesem beruflichen Verlauf möglicherweise einräumt.

Jedoch hat Markus „nicht aufgegeben“, bescheinigt sich somit Durchhaltewillen und beschreibt die Situation implizit als solche, in der ein „Aufgeben“ legitim gewesen wäre. Möglicherweise stand diese Option für Markus immer wieder zur Wahl.

Anders als erwartet fährt Markus mit einer positiven Bewertung der Lehrzeit fort. Er bezeichnet die Zeit als „*eigentlich in Ordnung*“, ebenfalls den Betrieb und die KollegInnen. Diese Bezeichnung benutzte Markus schon in früheren Segmenten und deutet damit auf eine Passung zu seiner Normalitätskonstruktion hin. Zudem wird hier eine Belegstruktur im „Dreischritt“ genutzt: Markus beginnt auf der höheren Ebene „Lehrzeit“ und markiert diese als Ergebnissicherung „in Ordnung“. Hinzu kommen zwei Belege aus dem Alltag, also dem Betrieb gefolgt von den KollegInnen. Im folgenden Satz fährt Markus mit Negativbelegen als Kontrast zu den Positivbelegen fort. So treten in der Schule „*hier und da Probleme*“ auf, und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

er findet keinen geeigneten Ansprechpartner im Forstamt – für welche Angelegenheit bleibt verborgen. Markus personifiziert das Amt und beschreibt es dahingehend, dass es auf ihn nicht „gut zu sprechen gewesen“ sei, „wie man dachte“. Letztere Anfügung deutet auf ein Fehlen von Personen im beruflichen Umfeld hin, an denen er sich orientieren kann und die ihm mit Rat und Tat weiterhelfen können, was im darauf folgenden Satz präzisiert wird.

Zudem habe Markus „viel einstecken müssen“, was er damit erläutert, dass er mehr Negativerfahrungen machen musste als Positiverfahrungen. Dass er dies mit „am Schluss“ abschließt, deutet auf die Ergebnissicherung hin, die Markus mit dieser Aussage trifft. Die Ausbildung wird demnach nicht wie erwähnt als positive Erfahrung bzw. als „in Ordnung“ verbucht. Ebenfalls möglich ist, dass Markus in diesem kurzen Abschnitt zwei Definitionen von „Lehrzeit“ verwendet und sich jeweils auf unterschiedliche Aspekte der Arbeit bezieht. Dies kann jedoch nicht hinreichend geklärt werden.

Markus muss die Lehre abbrechen und kann sie demnach nicht abschließen. Als Grund hierfür führt er die „vielen Unfälle“ an. Welcher Art diese sind, wo die Ursache jeweils liegt – also u.a. Fremd- oder Eigenverschulden – wird nicht erwähnt. Es fällt bereits nach diesen wenigen Segmenten auf, dass Markus in vielen Erläuterungen sehr verkürzt vorgeht, teilweise nur in Erzählpapfen berichtet.

Wegen der problematischen Lehrzeit wurde Markus dazu gedrängt seine Lehre zu beenden. Von wem wird wiederum verschwiegen, ebenso der eigentliche Grund, wobei auf eine hohe Fehlzeit geschlossen werden kann. Die Betonung von „sollen“ erhöht den Kontrast zu der folgenden Aussage; nämlich seinen Widerstand und seinen Willen, die komplette Ausbildung durchzuhalten. Wieder stellt er klar heraus, dass er Durchhaltefähigkeit besitzt und auch gegen Schwierigkeiten ankämpfen möchte. Mit dem Kommentar „Das ist wichtig.“ versucht Markus zu zeigen, dass ihm der Abschluss seiner Lehre viel bedeutet und dass er diesem Abschnitt hohe biographische Bedeutung zuweist.

Jedoch muss Markus sich dem externen Druck ergeben. Wiederum wird die Fremdbestimmung hervorgehoben (Betonung auf „müssen“ und der Anschluss von „gezwungenermaßen“), die seine Lebensplanung negativ beeinflusst. Er hat keine Chance dagegen anzukämpfen und erlebt sich gefangen innerhalb der Umstände. Auf die Nachfrage „vorzeitig“ des Interviewers reagiert Markus bejahend und führt weiter aus, dass er immer noch versucht, die Ausbildung im Nachhinein „anständig“ zu beenden. Auch hier möchte er Durchhaltefähigkeit demonstrieren, die er als kontrastierendes Element nutzt, um Schuldfähigkeit von sich abzulenken. Verantwortung für seinen vergangenen Lebenslauf möchte Markus in seinen bisherigen Ausführungen nicht übernehmen – abgesehen von dem

erwähnten Eingeständnis an die mangelnde körperliche Fitness in 2/37f – und beschränkt sich auf Verweise auf ein fremdbestimmendes Umfeld.

## 10. Weitere Berufsfelder 1 – Landschafts- und Gartenbau

Seite 3, Zeile 23-26

E: *Ja ...In der Zeit danach äh war ich erstmal arbeitslos und äh habe, ja, mehr im Gartenbereich versucht. Also äh Praktikums gemacht auch im Gartenbereich, um dort vielleicht irgendwie unterzukommen. Hat aber auch nicht so ganz funktioniert.*

Markus stellt das Scheitern seines bisherigen Berufsweges und damit seiner Versuche der Arbeitsmarktintegration durch eigenes Handeln und ohne fremde Hilfe fest und erwähnt, dass er „arbeitslos“ gewesen sei. Jedoch schließt er gleich Erzählungen von weiteren beruflichen Suchbewegung an, die vorerst in Richtung „Gartenbereich“ gehen – das ist soweit logisch, wenn man es in Verbindung mit seiner bisherigen berufsbezogenen Biographie sieht. Es ist eine Arbeit, die vor allem aus seinem privatem Umfeld kennen sollte. Die Suchbewegung ist jedoch leider wiederum nicht erfolversprechend. Obwohl er Praktika macht, gelingt es ihm nicht, in dieser beruflichen Sparte „unterzukommen“. Die Gründe hierfür führt er nicht aus, verschweigt sie mit der Aussage „Hat aber auch nicht so ganz funktioniert.“, die die Ergebnissicherung darstellt.

## 11. Weitere Berufsfelder 2 – Sicherheitsdienst

Seite 3, Zeile 26-38

E: *Hm ...Danach bin ich halt, weil ich ein Nachtmensch bin, mehr auf Sicherheitsdienst gegangen. Habe auch äh/äh ne zeitlang gearbeitet, bei der Firma A in D-Stadt.*

I: *Hmhm*

E: *Habe...ja für ein halbes Jahr gearbeitet. War eigentlich in Ordnung. Bloß halt die Nachtschichten, die waren schon extrem lang. Und jedes Wochenende war doch irgendwann zu viel. Naja, und dann habe ich das äh leider abbrechen müssen...und äh ha/war dann wieder (klatscht in die Hände) arbeitslos*

I: *Hmhm*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus wechselt das Berufsfeld zum Sicherheitsdienst. Im Gegensatz zu seiner Wechselentscheidung begründet er hier lediglich die Berufswahl mit seiner persönlichen Lebensweise: Er sei ein „*Nachtmensch*“, also vorwiegend nachts auf den Beinen. Dies deutet darauf hin, dass Markus seine Alltagsgestaltung soweit geändert hat, dass atypische Elemente in seinen Tagesablauf integriert wurden, wie unregelmäßige Schlafzeiten. Zudem zeigt sich hier eine Abwendung von seinen bisherigen beruflichen Zielen „mit Holz Arbeiten“ und „in der Natur Arbeiten“. Beides sind keine Eigenschaften einer Tätigkeit im Sicherheitsdienst. Welche Faktoren ebenfalls zu dieser Wechselentscheidung beigetragen haben, bleibt verborgen.

Markus arbeitet ein halbes Jahr bei der Sicherheitsfirma. Die Zeit bewertet er (wie vorangegangene Zeiten der Berufstätigkeit und Ausbildung) als „*eigentlich in Ordnung*“. Und wiederum mag diese Aussage aufgrund des Kontextes nicht schlüssig sein, da Markus gleich daran anschließt, dass für ihn die Nachtschichten „*extrem lang*“, also belastender als gedacht waren. Markus hatte sich die Arbeit anders vorgestellt und war entsprechend von der Realität enttäuscht. Zudem fehlt in diesem Segment die Argumentationslogik, wenn er anfangs erwähnt, dass er ein „*Nachtmensch*“ sei, er diese Eigenschaft als Qualifikation für den Beruf als Sicherheitsbediensteter anführt, jedoch am Ende genau die sich auf diese Eigenschaft beziehenden Arbeitsbedingungen als belastend darstellt.

Zu den langen Nachtschichten kommen die Wochenenden, an denen ebenfalls gearbeitet werden muss. Unklar bleiben die weiteren Wochenarbeitstage; nur das Wochenende als Dienstzeit wird genannt. Es könnte also sein, dass es sich hierbei lediglich um eine „*Wochenend-Arbeit*“ handelt. Fest steht, dass neben den Nachtschichten auch die Wochenendearbeitszeiten für Markus zur Belastung werden und er die Arbeit bei der Sicherheitsfirma beendet. Hier ist ein klarer Bezug zu der Arbeit im Forst erkennbar, bei der ebenfalls die Belastung im Beruf für Markus zu stark wurde, obwohl die Belastungen sich unterscheiden (in Fall der Forstarbeit körperliche Arbeit, im Fall des Sicherheitsdienstes die Belastung durch Schicht- und v.a. Nachtarbeit). Wie in vorangegangenen Segmenten spricht Markus nicht davon, dass er selbst diese Entscheidung getroffen hatte, sondern dass er die Arbeit abbrechen „*musste*“, womit wiederum der fremdbestimmte Charakter dieses Abbruchs hervorgehoben werden soll.

Die Konsequenz aus diesem Abbruch bzw. die Ergebnissicherung – Arbeitslosigkeit – unterstreicht Markus durch ein Händeklatschen. Zusammen mit diesem Klatschen klingt die Aussage wie die Frage: „*Tja, was soll man da machen?*“. Es kann als Anzeichen der Deutungs- und Hilflosigkeit gegenüber der Situation und des wiederholten Scheiterns gesehen



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

werden. Markus weiß einfach nicht, wie er weitermachen soll und wo seine Fehler zu suchen sind. Dies könnte eine Begründung für die wiederholt erwähnte und empfundene Fremdbestimmung bzw. die fehlende Orientierung sein.

## 12. Der Beschäftigungsbeginn in Projekt A

Seite 3, Zeile 39 – Seite 4, Zeile 5

E: *Und habe mich dann halt so weiter beworben, entweder wieder als Schreiner irgendwie zu gehen oder doch im Gartenbereich irgendwie ...und äh, ja, das ... das war dann 2005? Ja, so 2005. Und dann hätte ich bei Projekt A anfangen sollen. Erst wollte ich nicht direkt, weil ich dachte: „Ja, das ist eh so ein Muddel-Muddel.“ Und äh, wobei das Projekt A mir eigentlich versichert hat, so lange da zu arbeiten, bis ich was Richtiges habe.*

I: *Hmhm*

E: *Habe leider doch erfahren müssen, dass das Projekt A nicht viel für die Arbeiter tut, sondern nur kuckt, dass sie in Arbeit sind und sonst nichts.*

I: *Hmhm*

In der Zeit der Arbeitslosigkeit fährt Markus mit Suchbewegungen fort. Er orientiert sich dabei wieder an seinen traditionellen Berufszielen und nennt „wieder als Schreiner irgendwie“ und „Gartenbereich irgendwie“. Er habe sich weiter beworben, wobei mit Blick auf die Wortwahl interpretiert werden kann, dass dies mit mäßiger Motivation betrieben wurde. Markus hat bereits lange Zeit damit verbracht in beiden Bereichen Anschluss zu finden, ist jedoch jedes Mal gescheitert. Er schafft es nicht – und möchte auch nicht – nach der Negativ-Erfahrung in einem Berufsfeld, das nicht zu seinen traditionellen Zielen passt, sich von diesen Zielen zu lösen und neu zu orientieren. Stattdessen hängt er fest in einer Berufsvorstellung, der er von vorne herein nicht viel Aussicht auf Umsetzbarkeit gibt, auch wenn wahrscheinlich kein selbstkritischer Blick eingenommen werden kann und die Gründe für ein Scheitern (wiederholter Gebrauch von „müssen“) bei Anderen oder den äußeren Rahmenbedingungen gesucht werden.

Markus legt sich auf einen Zeitraum fest und nennt das Jahr 2005. In diesem Jahr trat die „Hartz IV“-Reform in Kraft. So wurde Markus in eine arbeitspolitische Maßnahme (Projekt A) vermittelt, wobei die Vermittlung über die zuständige ARGE gelaufen sein muss (in Projekt A sind nur ALG II-EmpfängerInnen beschäftigt). Dies bedeutet, dass Markus zu diesem Zeitpunkt ALG II-Empfänger war. Er steht dem Beginn in der Maßnahme kritisch

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

gegenüber. Er nimmt an, es sei „so ein *Muddel-Muddel*“. Diese Bezeichnung ist dem Begriff „Kuddel-Muddel“ ähnlich und sicherlich synonym bzgl. des Deutungsgehalts. Markus verweigert sich der Vermittlung, was er mit der Formulierung „*hätte [...] anfangen sollen*“ deutlich macht. Er bekommt in Projekt A jedoch das Versprechen der MitarbeiterInnen, nur solange in der Maßnahme arbeiten zu müssen bis er „*was Richtiges*“ gefunden habe. Unter diesem Umständen sieht Markus die Beschäftigung als eine Art Übergangslösung an.

Die Wirksamkeit des Projekts bewertet Markus jedoch negativ und begründet dies mit seinem Erfahrungshintergrund: Die Maßnahme tut „*nicht viel für die Arbeiter*“ und „*kuckt*“ lediglich „*dass sie in Arbeit sind und sonst nichts*“. Dies deutet darauf hin, dass er einen bestimmten Anspruch an den Verlauf seiner Zeit im Projekt hat und dieser durch das Projektpersonal nicht erfüllt werden kann: Das Personal soll „etwas“ für die TeilnehmerInnen tun – was genau bleibt jedoch unklar. Nur „*in Arbeit*“ zu sein – wahrscheinlich wird der Begriff „Arbeit“ hier in der Bedeutung „Erwerbsarbeit“ oder „Erwerbstätigkeit“ verwendet – ist für Markus als Projektteilnehmer jedoch zu wenig.

Fest steht, dass er sich hier in die Position des Hilfesuchenden begibt, jedoch nicht die erwartete Hilfe vorfindet, worüber er sichtlich enttäuscht ist. Des weiteren möchte Markus über das Interview möglicherweise seine Kritik an Projekt A sowie sein Misstrauen gegenüber dem Projektpersonal deutlich machen.

#### 13. Beschäftigungswechsel in den Forstbereich in Projekt A

##### Seite 4, Zeile 6-19

E: *Ja,*  
*und bin ich seit 2 Jahren mittlerweile da drin. Habe ich erst in der Schreinerei habe ich gearbeitet einen Monat, und dann in den Wald.*

I: *Hmhm*

E: *Ich bin da herzlich aufgenommen worden, da sie angeblich keine anderen Leute haben. Also nur mit wegen mir ist da oben im Forstrevier A überhaupt was entstanden.*

I: *Hmhm*

E: *Ja, und, ja jetzt schau ich mal weiter.*

Im ersten Monat der Maßnahme „Projekt A“ arbeitet Markus in einer Schreinerei und wechselt dann die Tätigkeit innerhalb des Projektes „*in den Wald*“ – beides eigentlich

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Tätigkeiten, die mit Markus' beruflichen Zielvorstellungen übereinstimmen sollten. Den Beginn der Beschäftigung „im Wald“ schildert er aufgrund einer herzlichen Aufnahme als sehr positiv, schließt jedoch gleich eine negative Relativierung an: „*da sie angeblich keine anderen Leute haben*“. In diesem Deutungszusammenhang könnte die positive Interpretation von Markus zu Beginn des Satzes mit Bezug auf die negative Relativierung mit Ironie erklärt werden. Fest steht, dass er durch diese Formulierung klarstellen möchte, dass er den Beginn des Einsatzes im Forst nicht auf seine Fähigkeiten zurückführt, sondern nur darauf, dass niemand anderes für diese Tätigkeit zur Verfügung steht.

Dennoch schließt Markus an diese Aussage eine auf sich fokussierte Personalisierung der Entstehung des Tätigkeitsbereiches „Forst“ in Projekt A an. Der Satzanfang „*Also nur wegen mir*“ bezieht sich in diesem Kontext lediglich auf Markus' Bereitschaft zum Einsatz im Forst. Diese Bereitschaft allein habe dazu geführt, dass der Tätigkeitsbereich gestartet werden konnte. Im Deutungszusammenhang interpretiert Markus dies für sich als eine besondere Leistung, die ungleich höher als mögliche organisatorische Handlungen des Projekt-Personals sei, um ein solch neues Tätigkeitsangebot überhaupt stattfinden zu lassen. Er betreibt hier also eine Heraushebung der eigenen Person und zeigt damit eine klare Abgrenzung zu dem in seinen Augen untätigen Projektpersonal.

Festzuhalten ist hier, dass Markus eine Situation in seiner Berufsbiographie als positiv erlebt, die er an dieser Interviewstelle selbstbewusst als Herausstellungsmerkmal für seine aktive berufliche Gestaltungsfähigkeit nutzt – hier am Beispiel des Einsatzes im Forst zu sehen. Dabei stellt er einen Kontrast zu den vorher als Prozesse des Erleidens geschilderten beruflichen Suchbewegungen her, die zusammengefasst als gescheitert angesehen werden müssen. Letztere wurden zwar zu Beginn als selbstbestimmte Entscheidung, im Verlauf jedoch beinahe durchgehend als fremdbestimmt erlebt. Bei dem Einstieg in Projekt A ist dies umgekehrt: der Einstieg in die Maßnahme wird durch die ARGE fremdbestimmt, den Verlauf der Beschäftigung stellt Markus jedoch als selbstbestimmt dar. Als Parallelisierung bietet sich der Wechsel des Ausbildungsortes zu Beginn seiner Forstlehre an, der im Gegensatz zu dem Tätigkeits- und Ortswechsel an dieser Stelle negativ mit einem Gefühl der externen Ablehnung gedeutet wird.

Das Segment schließt mit einem Bezug zur heutigen Situation, die als offen geschildert wird. Markus „schaut mal weiter“, scheint also an einem Punkt angelangt zu sein, an dem er sich neu orientieren muss bzw. nicht aus seinen Suchbewegungen herausgekommen ist. Die Formulierung dient als Zusammenfassung seiner Berufsbiographie, die jedoch zu keinem

befriedigenden Ergebnis führt. Das Dilemma der Berufsorientierung im Zusammenhang mit einer fehlgeschlagenen Integration in den ersten Arbeitsmarkt konnte nicht gelöst werden.

Im Anschluss an dieses Segment beginnt der eigentliche Nachfrageteil, auch wenn die Haupterzählung bereits durch Zwischenfragen unterbrochen wurde. Markus ist in seiner bisherigen Erzählung im hier und jetzt angekommen.

#### 14. Unfälle

Seite 4, Zeile 20-44

I: *Hmhm, ja ... Sie haben von ein paar Unfällen erzählt in Ihrer Lehrzeit*

E: *Hmhm, ja*

I: *und ein paar Problemen. Was gab es denn da so zum Beispiel. Oder an was erinnern Sie sich noch so dran?*

E: *Also ich erinnere mich, ich bin äh ein paar Mal den Hang runter gestürzt mit laufender Motorsäge. Also ich habe schon viel Glück gehabt.*

I: *Hmhm*

E: *Geschnitten eigentlich direkt Motorsäge habe ich mich gottseidank nicht, aber durch ein Unfall äh wo ich den Hang runter gestürzt bin, habe ich mir ein paar Bänder abgerissen am Knöchel. War so eine Zeit lang außer Gefecht. Dann habe ich ääh im Kreuz, habe ich einen Bandscheibenvorfall bekommen.*

I: *Hmhm*

E: *Der hat sich leider dann verschlimmert. Und ähm das war der Hauptgrund eigentlich wo sie dann sagten: „Hören Sie auf! Machen Sie was Anderes!“ Aber ich gebe nicht so leicht auf, habe weitergemacht, weitergemacht. Gut zum Schluss ist es doch anders gekommen.*

Der Interviewer beginnt das Segment mit einer Nachfrage. Diese nimmt Bezug auf die geschilderten Unfälle und Probleme während der Lehrzeit, die in früheren Segmenten nicht hinreichend erklärt wurden. Durch den schnellen Einwurf „Hmhm, ja“ zeigt der Erzähler, dass er die Frage verstanden hat und beginnt zugleich mit der Erzählung einiger Unfälle.

Er beginnt mit einem Vorfall, bei dem er mit laufender Motorsäge einen Hang heruntergestürzt ist – eine sehr gefährliche Situation. Diese Gefahr ist Markus auch bewusst, denn er fügt an, dass er „schon viel Glück“ gehabt habe. Es fällt auf, dass er dies nicht als

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

singuläres Ereignis kennzeichnet, sondern dieser Sturz „*ein paar Mal*“ passiert sei. Das wäre bei der Beschäftigung als Forstarbeiter ein unhaltbares Sicherheitsrisiko. Weswegen er gestürzt ist – z.B. durch Unachtsamkeit, fehlende motorische Koordinationsfähigkeit oder durch das Handeln Dritter – bleibt unerwähnt. Markus fährt mit der Relativierung der gefährlichen Situation fort, indem er anfügt, dass sich mit der Motorsäge „*eigentlich direkt*“ nicht geschnitten habe, was wiederum impliziert, dass Schnittverletzungen mit anderen Werkzeugen und/oder Maschinen ebenfalls vorgekommen sein könnten. Das Nicht-Vorkommen von Verletzungen durch eine Motorsäge beschreibt Markus ebenfalls als Glückfall („*gottseidank*“) und stellt damit einen Bezug zu dem vorher erwähnten Hangsturz mit laufender Motorsäge her. Er geht davon aus, dass der Interviewer durch letztere Schilderung gleich eine Schnittverletzung impliziert und markiert so diese Möglichkeit als in seinem Sinne logische Schlussfolgerung (zurückgehend auf seinen Erfahrungshintergrund).

Dennoch zieht sich Markus „*durch ein Unfall*“ bzw. einen Hangsturz einen Bänderabriss am Knöchel zu. Mit dieser Verletzung kann er längere Zeit nicht seiner Arbeit nachgehen und fällt wegen Krankheit aus. Er verwendet die Bezeichnung „außer Gefecht gesetzt“ und verdeutlicht so seine passive Lage und das Fehlen von Handlungsmöglichkeiten durch den Unfall.

Als nächste gesundheitliche Einschränkung nennt der Erzähler einen Bandscheibenvorfall. Wie dieser zeitlich in Beziehung zu dem Bänderabriss steht, bleibt unklar, wobei der Bandscheibenvorfall durch den Kontext an das Ende der Ausbildungszeit gerückt wird. Klar ist, dass es v.a. durch die Verschlimmerung des Bandscheibenvorfalles (4/41f) zu einer weiteren Ausfallzeit kommt, was er als „*Hauptgrund*“ für die Beendigung seiner Ausbildung markiert. Darauf reagieren „*sie*“ mit dem Rat, die Ausbildung abzubrechen und sich beruflich neu zu orientieren. Mit „*sie*“ können in diesem Kontext (Verwendung von „*Sie*“ in der direkten Rede bei „*Hören Sie auf!*“) nur die AusbilderInnen und/oder die Vorgesetzten gemeint sein. Den Rat zum Abbruch stellt Markus durch die direkte Rede als Aufforderung bzw. Befehl dar. Diesem widersetzt er sich und begründet dies mit seiner Durchhaltefähigkeit. Er möchte nicht „*so leicht*“ aufgeben und seine Ausbildung trotz der gesundheitlichen Einschränkungen fortsetzen. Am Ende des Segmentes steht die Ergebnissicherung „*Gut zum Schluss ist es doch anders gekommen.*“, mit der Markus wiederum sein Scheitern zugibt – sie stellt seine Durchhaltefähigkeit als nicht funktionierend dar.

## 15. Hirnhautentzündung

Seite 4, Zeile 44 – Seite 5, Zeile 10

E: *Aber dann zum Schl / mittendrin war das, dann bin ich ähh habe ich mich in äähm (Lippenschmatzen) E-Stadt, wo man die / haben wir eine Schulung gehabt. Habe ich mich irgendwie mit nem Virus angesteckt und habe danach Hirnhautentzündung bekommen.*

I: *Ach! Ok ...*

E: *War dadurch ziemlich lange außer Gefecht gesetzt. War also in D-Stadt lange,*

I: *Hmhm*

E: *Intensiv gelegen. Und .. ist alles ja und ... Ja und dann war ich auch schon kurz davor alles hinzuschmeißen. Joa ...*

I: *Hmhm*

Den folgenden Satz will der Erzähler mit „zum Schluss“ fortsetzen, berichtigt sich jedoch selbst, da diese zeitliche Einordnung für die folgende Erzählung nicht passen mag. Er erzählt, dass er sich zusätzlich zu den erwähnten Krankheitsfällen und Unfällen mitten in der Ausbildung eine „Hirnhautentzündung“ zugezogen habe, eine lebensbedrohliche Krankheit. Die Erläuterung im Vorfeld dieser Begriffsnennung fällt sehr holperig aus und ist durch viele „Ähs“ unterbrochen. Dies deutet auf eine gewisse Unsicherheit hin, die Markus bei der Erläuterung dieser Krankheitsphase hat. Es könnte aber auch auf ein traumatisches Ereignis hindeuten, das noch nicht hinreichend bewältigt werden konnte. Auf alle Fälle stellt dieses Ereignis mit seinen Folgen eine außergewöhnliche biographische Situation dar, die sicherlich starke Auswirkungen auf das zukünftige (Bewältigungs)Verhalten von Markus hat. Er sucht den richtigen Einstieg in die Erzählung und beginnt mit der zeitlichen Einordnung „mitten in der Ausbildung“ und „während einer Schulung in E-Stadt“. Den Beginn der Krankheitsphase schildert er mit den Worten „irgendwie mit nem Virus angesteckt“, dessen Folge die Hirnhautentzündung war. „Irgendwie“ zeigt entweder, dass Markus sich selbst nicht bewusst ist, wie die Infektion zustande gekommen sein könnte (z.B. einen Zeckenbiss), oder er verwendet hier eine Abkürzungsstrategie, um weiteren Erzählungen auszuweichen. Von Schuld oder Verantwortung kann bei diesem Ereignis nicht die Rede sein. Hier ist Markus lediglich Erleidender und muss mit der lebensbedrohlichen Situation umgehen.

Der Interviewer reagiert auf die Erzählung mit Verwunderung und verdeutlicht damit, dass eine Hirnhautentzündung auch für Außenstehende eine außergewöhnliche biographische Situation darstellt. Wiederum benutzt Markus den Begriff „außer Gefecht gesetzt“ und verbindet damit das Ereignis der Hirnhautentzündung mit seinem Bänderabriss und stellt es zudem in beruflichen Kontext. Markus muss längere Zeit ins Krankenhaus und liegt in D-Stadt auf der Intensiv-Station. Die Fehlzeit addiert sich zu seinen Ausfallzeiten während der Ausbildung. Es ist jedoch nicht der „Hauptgrund“, weswegen er zur Aufgabe der Ausbildung gedrängt wird (als Hauptgrund wurde der Bandscheibenvorfall markiert). Markus erwähnt jedoch eigene Überlegungen, ob er die Ausbildung wegen der Hirnhautentzündung bzw. der dadurch bedingten Ausfallzeit fortsetzen soll (5/6f) – die erste Erwähnung von Selbstzweifeln und einem bröckelndem Durchhaltewillen, der selbstbestimmten Charakter besitzt (davor „musste“ er immer beenden, auch wenn dieser Zwang zum Abbruch teilweise auf eine falsche Selbsteinschätzung der körperlichen Belastbarkeit zurückgeführt wird). Und dies ist verbunden mit einem Ereignis, das vom Grunde auf nicht auf Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit bzw. einen Mangel an sog. Arbeitstugenden oder fachlichem Können hindeutet, ganz im Gegensatz zu den erwähnten Hangstürzen, bei denen eine kritische Hinterfragung seitens des Arbeitgebers berechtigt erscheint. Markus ist bereit „alles hinzuschmeißen“ und verschärft diese Absicht damit, dass er „kurz davor“ gewesen sei. Zwar sind auch hier äußere negative Bedingungen einer der Faktoren, die zu den Abbruchüberlegungen führen, jedoch ist hier der Krankenhausaufenthalt lediglich als „Auslöser“ zu verstehen. Aus den vorangegangenen Interviewsegmenten kann geschlossen werden, dass andere Faktoren viel bestimmenderen Einfluss auf diese Abbruchüberlegungen hatten (Probleme in der Schule, keine Ansprechpartner, „viel einstecken Müssen“).

## 16. Zusammenfassung der Unfälle und Kreuzleiden

### Seite 5, Zeile 11-19

E: *Das waren eigentlich die Hauptunfälle (leichtes Lachen) Ein Kreuzleiden habe ich leider immer noch. Es wird zwar immer besser, weil ich Krankengymnastik mache. Ähm, aber ob das jemals so wird, dass ich wieder richtig normal arbeiten kann,*

I: *Hmhm*

E: *das weiß man halt nicht.*

Mit einem „joa“ und einer kurzen Pause leitet Markus zu der Schlussfolgerung der Erzählung über die Unfälle über. Dies seien die „Hauptunfälle“ gewesen, was impliziert, dass es sicherlich weitere Zwischenfälle und Krankheitszeiten gegeben hat, was ebenfalls durch das leichte Lachen unterstrichen wird. Markus erwähnt, dass sein Bandscheibenvorfall immer noch nicht ganz ausgeheilt sei, und er deswegen in physiotherapeutischer Behandlung sei. Er fügt an, dass er daran zweifelt, dass dieses „Kreuzleiden“ vollständig ausheilen wird und bringt diesen Zweifel in Verbindung mit seiner Arbeitsfähigkeit. Diese beschreibt er als die Fähigkeit „wieder richtig normal [zu] arbeiten“, was wiederum eine Umschreibung darstellt, die lediglich aus dem individuellen Erfahrungshintergrund geschlossen werden kann. Da in diesem Kontext von körperlicher Leistungsfähigkeit die Rede ist, ist davon auszugehen, dass Markus mit dieser Formulierung die Fähigkeit meint, einen Normalarbeitstag (in einem typischen Angestelltenarbeitsverhältnis) mit durchschnittlicher körperlicher Belastung im handwerklichen Bereich durchzustehen. Mit dem Abschluss „das weiß man halt nicht“ wird mit einbezogen, dass es sich bei der Einschätzung der körperlichen Einschränkungen nicht nur um Markus eigene Ansicht handeln könnte, sondern dass ebenso andere Personen in dessen Umfeld (Bekannte, Ärzte usw.) zum selben Schluss gelangt sein könnten. Eine solche Einschätzung, die sich auf die Definition individueller Leistungsfähigkeit auswirkt, reiht sich negativ in den persönlichen Erfahrungshintergrund von Markus ein und hat damit direkten Einfluss auf die zukünftigen beruflichen Suchbewegungen. Außerdem müssen die Zweifel bzgl. einer „normalen“ Arbeitsfähigkeit als Anzeichen für das Erleben einer Entfremdung von der (Mehrheits-)Arbeitsgesellschaft gewertet werden.

## 17. Probleme während der Ausbildung / Schule

Seite 5, Zeile 20 – Seite 6, Zeile 12

I: *Ja ...äh und was haben Sie so, Sie haben gesagt, Sie haben viel einstecken müssen.*

E: *Ja.*

I: *Was war da zum Beispiel, was haben Sie da viel einstecken müssen?*

E: *Generell in der Lehre?*

I: *Ja ...*



III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Ja, also die Schule, die war zwar in Ordnung, aber die Lehrer, die waren hauptsächlich, das waren äh Förster,*

I: *Hmhm*

E: *aber auch ein paar Studierte, Fachhochschule. Und die haben sich halt wenig um uns gekümmert. Haben ihr Fach, was sie bekommen haben, durchgezogen .. ohne Verluste.*

I: *Hmhm*

E: *Also wenn man da Probleme hatte, ich hatte mit einem Lehrer mal Probleme gehabt. Ähm, der hat mich vom persönlich nicht leiden können. Also richtig, und dann, wenn man dann zum Forstamt gegangen ist: „Na ja, haben Sie Pech gehabt.“*

I: *Hmhm*

E: *Bin ich zum Meister gegangen. „Haste halt Pech gehabt.“ Also überhaupt kein Ansprechpartner gehabt. Hab dadurch auch ein paar Noten bekommen, die ich normal nicht hätten kriegen sollen.*

I: *Hmhm*

E: *Ne ... ich habs zwar immer wieder ausgeglichen, aber das waren so Fälle, wo äh .. ja, das steht halt schwarz auf weiß. Aber .. so Zeugnisnoten, die aber nicht, die unfair praktisch waren.*

I: *Hmhm*

Der Interviewer nimmt in einer Nachfrage Bezug zu der häufig erwähnten Formulierung „viel einstecken müssen“ und verwendet sie deswegen ebenfalls zweimal in Verbindung mit der Erzählaufforderung. Der Erzähler bestätigt das Verstehen der Frage durch ein „Ja“ und das daran anschließende Erzählangebot „Generell in der Lehre?“. Diese thematische Fokussierung geschieht alleine durch den Erzähler.

Markus beginnt mit der Schule während der Ausbildung, die er in vergangenen Segmenten noch als problematisch gekennzeichnet hatte. Hier beginnt er damit, dass die Schule „zwar in Ordnung“ gewesen sei – eine nochmalige Wiederholung dieses Begriffs, der durch seine häufige Anwendung immer mehr erzählungsöffnenden Charakter bekommt, als beschreibenden, um im Anschluss besser negative Elemente kontrastieren zu können. Es scheint so, als würde der Erzählgegenstand, der mit „in Ordnung“ in Verbindung gebracht wird, keine wirkliche Bedeutung spielen, sondern lediglich der im Anschluss als negativ

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

bezeichnete Gegenstand. Als Gegensatz zu „in Ordnung“ erwähnt Markus hier kontrastierend die Lehrer, die wiederum als Förster, aber auch als „Studierte“ von der „*Fachhochschule*“ präzisiert werden. In der Betonung dieser Präzisierung schwingt bereits ein ablehnender Unterton mit. Als zentrales Problem identifiziert Markus, dass die LehrerInnen bzw. die „Studierten“ sich wenig um sie als SchülerInnen gekümmert hätten und im Gegensatz dazu „*ihr Fach, was sie bekommen haben, durchgezogen*“ hätten, und dies „*ohne Verluste*“. Darin spiegelt sich Markus' Bedürfnis nach Anleitung und orientierender Betreuung wider, das man als zentrales Bedürfnis seiner Bewältigungsstruktur bezeichnen kann. Dieses Bedürfnis findet innerhalb des Schulalltages keine Beachtung von Seiten der institutionell handelnden Personen. Diese (und besonders die „Studierten“) seien lediglich darauf bedacht gewesen, den Lehrplan in die Tat umzusetzen ohne darauf zu achten, dass alle SchülerInnen dem Unterrichtsstoff folgen können („*ohne Verluste*“), so dass hier eine gewisse Unmenschlichkeit und auch „unfaire Behandlung“ unterstellt wird. Was jedoch die genaue Erwartung an „gute LehrerInnen“ ist, führt Markus nicht näher aus, fährt jedoch mit einer Belegerzählung fort, die die negative Erfahrung etwas plastischer werden lässt. Somit kommt er von der „Wir“-Kategorie auf die „Ich“-Kategorie zu sprechen: Er habe mit einem Lehrer mal „*Probleme*“ gehabt. Diese seien der Art gewesen, dass ihn der Lehrer „*persönlich nicht leiden*“ konnte, wobei diese Aussage durch „*also richtig*“ unterstrichen und stärker betont wird. Zur Begründung verwendet er also keine Erzählung, bei der mehrere oder alle SchülerInnen betroffen waren, sondern bezieht sich lediglich auf sich. Das und der Umstand, dass er im Folgenden auch bei der „Ich“-Kategorie bleibt, deutet darauf hin, dass sich nicht um ein generelles Problem der SchülerInnen mit den LehrerInnen gehandelt haben muss, sondern, dass er durchaus eine „Sonderstellung“ eingenommen haben könnte – die Problematik also lediglich individuellen Charakter gehabt haben könnte. Wegen der subjektiven, negativen Behandlung durch einen Lehrer wendet sich Markus an das Forstamt, wahrscheinlich möchte er sich wegen der ungerechten, subjektiven Behandlung beschweren, hat damit jedoch keinen Erfolg. Ihm sei „*Naja, haben Sie Pech gehabt.*“ entgegnet worden. Dasselbe passiert ihm, als es sich an den Meister wendet. Er verwendet bei dieser Erzählung den argumentativen Stil einer Belegaufzählung, die sich bis zu 6/2f, der Ergebnissicherung, hinzieht. Damit sind für Markus die subjektiven Handlungsmöglichkeiten ausgeschöpft; er kann das Problem nicht lösen und vermisst HandlungspartnerInnen, die ihn bei der Lösung unterstützen könnten. Diese sind jedoch anscheinend nicht vorhanden, denn er fährt fort mit „*Also überhaupt kein Ansprechpartner gehabt.*“. Dies stellt eine Drei-Schritt-Steigerung von der Ebene „kein/e AnsprechpartnerIn beim Forstamt“ über die Ebene „Meister ist auch kein

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ansprechpartner“ bis auf die universale Ebene „überhaupt keine AnsprechpartnerInnen vorhanden“ dar. Auf diese Argumentationslinie folgt die Ergebnissicherung „schlechte, unfaire Noten“, die in 6/9 noch einmal präzisiert wird. Markus gibt wieder seine Durchhaltefähigkeit an, so dass er auch in dieser für ihn durchweg schlechten Situation seine ungerechtfertigten schlechten Noten „ausgeglichen“ habe. Dies relativiert jedoch nicht das schlechte Gefühl, dass er mit seinen unfairen Zeugnisnoten hatte. Mit dem Zeugnis wird für ihn „schwarz auf weiß“, also plakativ aufgezeigt, in welcher Situation er sich befindet, die ihn augenscheinlich gefangen hält.

Markus setzt den Satz „aber das waren so Fälle, wo“ nicht fort, sondern weicht auf die Erwähnung der Zeugnisnoten aus. Es ist für ihn die Situation der Zeugnisausgabe, bei der ihm das Gefühl der unfairen Behandlung am stärksten bewusst wird – eine Situation, in der er sich einfach betrogen fühlt.

Klar erkennbar ist in diesem Segment, dass Markus keinen Einblick in die Funktionsweise der Institution „Schule“ hat und ständig nach Unterstützungsstrukturen sucht, die jedoch nicht zur Verfügung stehen. Durch die fehlenden Handlungsoptionen erlebt Markus seine Ausbildung mehr und mehr fremdbestimmt, auch wenn er dies immer wieder durch die Erwähnung seines Durchhaltewillens zu relativieren versucht. Letztlich ist er auch dazu gezwungen die Situation „durchzustehen“ ohne sie direkt beeinflussen zu können.

Bezugnehmend auf davor liegende Segmente ist ebenso erkennbar, dass sich Markus mehr und mehr in der Position als „Benachteiligter“ gefangen sieht, dem alle Chancen genommen werden, seine Situation zu verbessern.

## 18. Region A – Hasser

### Seite 6, Zeile 13 – Seite 7, Zeile 3

E: *Und, ja .. In E-Stadt generell genauso. Diese Ausbilder, die sind richtige Region A – Hasser.*

I: *Hmhm*

E: *Heißt: Da kann man machen, was man will. Wenn einen nicht riechen kann, ist er unten durch.*

I: *Hmhm*

E: *Das heißt also, um eine Durchschnittsnote von 3 zu haben, muss man ein Einser-Kandidat sein.*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

I: *Hmhm*

E: *Das heißt, wenn man Durchschnitts- so wie ich war, ist man ganz unten.*

I: *Hmhm*

E: *Ja ..  
Und wenn man da auch Probleme hatte, konnte man auch niemanden ansprechen wieder. Aber obwohl das Forstamt weiß, dass es Region A – Hasser sind. Also generell, die aus Region A kommen, die Lehrlinge, müssen sich wirklich verdammt anstrengen.*

I: *Hmhm*

E: *Warum? Wer weiß ...*

I: *Ja, also ist es Ausbilder-abhängig,  
sagen Sie. Oder Anleiter-abhängig. ... Hmhm*

E: (Tiefes Einatmen) *Joa, also fast kann man sagen alle. Also, wenn man schon sagt: „Hallo, ich bin der und der. Ich komme aus hier dem Bereich.“ Und dann, warum, wieso, weshalb, das so ist, das weiß keiner. Aber das wird jeder Fö / äh / Förster und Forstwirt bestätigen, dass das Region A – Hasser sind. Also warum, was da damals vorgefallen ist: keine Ahnung.*

I: *Ja ...*

E: *Man muss also wirklich äh sich übermäßig anstrengen oder muss Kontakte haben. Dann kann man da wirklich gut bestehen.*

Markus fährt in diesem Segment mit der Begründung seiner Benachteiligung fort. Er zieht einen Vergleich der eben dargelegten Situation in der Schule zum Ausbildungszentrum in E-Stadt – möglicherweise ist auch die Rede von der gleichen Institution. Er parallelisiert LehrerInnen und AusbilderInnen (wahrscheinlich werden diese Begriffe synonym gebraucht) und fügt Letzteren damit das Attribut „unfair“ hinzu. Diese Attribuierung erläutert er in der Bezeichnung Region A – Hasser, so dass die Qualität der Benachteiligung von der Ebene der persönlichen Vorbehalte auf eine generalisierte, „fremden“ feindliche Ebene gehoben wird. Interessanterweise setzt Markus hier seine Negativbeschreibung von den „studierten“ LehrerInnen auf einer anderen Ebene fort und verdeutlicht noch einmal seinen Mangel an AnsprechpartnerInnen. Zudem ist es eine Steigerung in der Rollenzuschreibung als Benachteiligter.

Markus beschreibt, was diese Diskriminierung der Region A – Hasser für ihn bedeutet und leitet diese Erklärung mit „heißt“ ein: Man könne machen, was man will, und man sei „unten durch“, wenn die AusbilderInnen einen „nicht riechen“ könnten. Hiermit verdeutlicht

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus sehr klar seine Handlungsunfähigkeit, seine Situation zu verbessern bzw. positiv zu beeinflussen. Ebenso klingt es wie eine Entschuldigung für sein Scheitern wie auch seine schlechten Noten, was einen Bezug zum vorherigen Segment und den „unfairen LehrerInnen“ herstellt. Markus verbleibt also weiterhin in seiner Rollenzuschreibung als Benachteiligter und führt mehrere Belege dafür auf.

Ein Beleg bildet dabei Markus' Eigentheorie von der Notenbildung während seiner Ausbildung. So beschreibt er, dass man mit einer „Durchschnittsnote von 3“ schon zu den Spitzenleuten, sogenannten „Einser-KandidatInnen“, zählen müsse. So wird die Ungerechtigkeitserfahrung gegenüber den Leuten aus „Region A“ sehr deutlich, die stark pointiert wird. Zu dieser allgemeinen Regel „Spitzenleute aus „Region A“ bekommen nur Durchschnittsnoten“ fügt Markus seine eigene Situation hinzu. So beschreibt er sich ohne den „Region A“-Negativbonus als Durchschnittsschüler, der jedoch wegen der benachteiligenden Situation „ganz unten“ sei.

Markus ist also doppelt benachteiligt: einmal durch die LehrerInnen, die ihm gegenüber persönliche Vorbehalte haben und stur ihren Unterricht durchziehen, und durch die unfaire Benotung aufgrund seiner regionalen Herkunft. Beides addiert sich dazu, dass er am Ende von seinen Noten her „ganz unten“ ist, also sehr schlechte Noten hat, wobei er seine eigene Leistung als durchschnittlich einschätzt. Vernachlässigt man die Erwähnung der Benachteiligung und Diskriminierung, so könnte hierin (schlechte Noten) ein weiterer objektiver Grund für den Abbruch von Markus' Ausbildung bestehen.

Im Folgenden erwähnt Markus erneut den Mangel an AnsprechpartnerInnen, wenn er „Probleme hatte“. Er verstärkt damit, dass er ein Grundbedürfnis nach Unterstützungsstrukturen hat, da er selbst es aus unterschiedlichen Gründen nicht schafft lebenslaufrelevante Problemstellungen alleine zu bewältigen. Dies erscheint vorerst nicht ungewöhnlich zu sein, jedoch wird es durch die häufige Erwähnung gerade im Zusammenhang mit „Arbeit“ und „Ausbildung“ zu einem signifikanten Persönlichkeitselement. Ferner wiederholt Markus ungerechte Behandlung bzgl. der Benotung aufgrund der regionalen Herkunft und unterstreicht damit seine bisherigen Ausführungen. Er verstärkt seine Aussage dadurch, dass er dem Forstamt Mitwisserschaft unterstellt, welches dennoch nichts gegen die ungerechte Behandlung unternimmt. Hierin wird eine Skepsis und negative Haltung Ämtern – und allgemein Institutionen, vielleicht auch Autorität – gegenüber deutlich. Markus schließt als Wiederholung an, dass sich Lehrlinge aus „Region A“ „verdammte anstrengen“ müssten. Er zählt sich damit zu einer größeren gesellschaftlichen Gruppe, die sich innerhalb der Ausbildung als ForstwirtIn aufgrund ihrer

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Herkunft als diskriminiert verstehen müssen. Um bestehen zu können, muss man gem. Markus überdurchschnittlich gut sein. Eine leistungsgemäße Beurteilung gebe es demnach für die Lehrlinge aus „Region A“ nicht, stattdessen werden sie immer schlechter beurteilt, als ihr eigentlicher Leistungsstand ist. Für Lehrlinge anderer Herkunft besteht diese Hürde nicht.

Markus greift der Frage „Warum?“ vor und beantwortet sie damit, dass er keine Antwort habe. Ihm ist unklar, wie die diskriminierende Haltung der AusbilderInnen gegenüber den Lehrlingen aus „Region A“ entstanden ist. Gleichzeitig unterstellt er damit, dass diese Diskriminierung Prozesshaftigkeit besitzt, also irgendwann nicht vorhanden war und möglicherweise irgendwann auch wieder verschwinden könne.

Der Interviewer stellt die Nachfrage, ob die Diskriminierung bzw. die damit zusammenhängende schlechte Benotung abhängig von den AusbilderInnen sei. Markus verneint dies beinahe dadurch, dass er die diskriminierende Haltung auf alle AusbilderInnen projiziert. Er erläutert dies durch eine direkte Rede als Beispiel und schließt wiederum an, dass er die Genese dieser Haltung nicht erklären kann und generalisiert diese Aussage mit „das weiß keiner“.

Markus versucht nun innerhalb dieser Argumentation Belege für seine Behauptung zu finden. Deswegen führt er alle FörsterInnen und ForstwirtInnen als ZeugInnen auf, wobei davon ausgegangen werden kann, dass er sich dabei regional beschränkt. Er wiederholt darauf, dass er keine Erklärung für die diskriminierende Haltung besitzt, erwähnt dabei jedoch die Möglichkeit, dass etwas „vorgefallen“ sein könnte. Damit schildert Markus unbewusst eine Erklärungstheorie, die auf ein akzidentielles Ereignis hinweist, das er jedoch nicht kennt.

Das Segment schließt mit einer Wiederholung als Ergebnissicherung, welches Verhalten aus der Diskriminierung für die Region A – Lehrlinge resultieren muss: man muss „*sich übermäßig anstrengen*“, um am Ende „*gut [zu] bestehen*“. Jedoch wird ein Element in dieser Ergebnissicherung beigefügt, das vorher unerwähnt blieb: man „*muss Kontakte haben*“ als Alternative, wenn man keine überdurchschnittlichen Leistungen bringen kann. Durch den Kontext kann geschlossen werden, dass Markus neben den überdurchschnittlichen Leistungen auch die „*Kontakte*“ fehlen. Er ist auf der ganzen Linie benachteiligt und kann sich aus dieser Zuschreibung aus eigener Kraft (Leistungen) nicht befreien; zudem beklagt er einen Mangel an AnsprechpartnerInnen (Kontakte) – oder anders ausgedrückt an Unterstützungsstrukturen. Die beiden für ihn schlüssigen Auswege sind ihm verstellt. Ihm bleibt als einzige logische Konsequenz sich seiner Situation zu ergeben und sich mit einem wahrscheinlichen Scheitern in der Ausbildung abzufinden. Er ergibt sich also einem Erleidensprozess.

## 19. vorzeitige Beendigung der Ausbildung zum Forstarbeiter

Seite 7, Zeile 4-22

I: *Hm, was war dann nachher der Grund, dass Sie dann raus gefallen sind? Und das dann nicht beenden konnten, die Ausbildung?*

E: *Der Hauptgrund war dann mein Kreuz. Es wurde also immer schlimmer. Und zudem kurz vor der Prüfung hab ich noch mal einen ordentlichen Schlag bekommen ins Kreuz. Und da hat's geheißen: „Ja ok, Sie können die / die Endprüfung verschieben. Müssen Sie aber noch ein ganzes halbes Jahr noch mal dranhängen.“*

I: *Hmhm*

E: *Das war einfach gesundheitlich nicht mehr möglich. Und äh, da hab ich dann gesagt: „Na gut. Da bleibt mir nichts mehr anderes möglich als es zu beenden, abzuschließen.“ Wobei ich nicht gewusst habe, da bin ich jetzt gerade dran, dass ich von der Landwirtschaftskammer angeblich eine Bestätigung bekommen kann, damit ich diese Ausbildung praktisch für mich beendet habe. Oder es gibt vielleicht noch späterem Zeitpunkt noch andere Möglichkeit alles komplett normal zu beenden. Das steht noch offen.*

Das Segment wird durch eine Nachfrage des Interviewers intendiert. Sie bezieht sich auf die vorausgegangene Ergebnissicherung, in der Markus auf die Diskriminierung bzgl. seiner regionalen Herkunft und die damit zusammenhängende Notenvergabe eingeht. Als „Grund“ des Scheiterns in der Ausbildung werden hier indirekt die schlechten Noten thematisiert, welcher aufgrund der ausführlichen Schilderung in den beiden vorangegangenen Segmenten sehr nahe liegt.

Markus verneint diese Frage jedoch und nennt als „Hauptgrund“ körperliche Einschränkungen, konkret sein „Kreuz“. Gemeint ist sein Kreuzleiden aufgrund eines Bandscheibenvorfalles während der Ausbildung. Wiederum muss die Frage nach der körperlichen Eignung von Markus als Forstwart aufgeworfen werden. In den vorangegangenen Segmenten verweist er mehrfach auf seine Kämpfermentalität und dass er um alles in der Welt durchhalten will. In diesem Segment gibt er ein anderes Bild von sich. Nach einem weiteren „ordentlichen Schlag [...] ins Kreuz“ kann Markus nicht an der Abschlussprüfung teilnehmen. Er erhält deswegen das Angebot diese Prüfung ein halbes Jahr später nachzuholen. Dieses Angebot lehnt er mit dem Verweis auf seine körperlichen, d.h. gesundheitlichen, Einschränkungen ab. Diese Aussage wird mit einer direkten Rede unterstrichen und als ultima ratio gekennzeichnet: Markus habe durch diese Umstände keine

andere Möglichkeit mehr gehabt, als „es zu beenden, abzuschließen“. Merkwürdigerweise könnte man folgern, dass an dieser Stelle seine Kämpfermentalität gefragt wäre, um weiter dran zu bleiben. Jedoch fehlt diese Eigenschaft hier vollkommen. In einem vorangegangenen Segment stellt Markus dar, dass er von seinem arbeitsbezogenen Umfeld zum Abbruch der Ausbildung gedrängt wurde, er sich jedoch gegen diesen Rat gestemmt habe. Hier wird nun aufgezeigt, dass es nicht wie geschildert die AusbilderInnen und/oder Vorgesetzten waren, die Markus aus der Ausbildung entlassen haben, sondern er selbst, indem er die Möglichkeit zu einem weiteren Prüfungstermin ablehnt.

Diese Interpretation erschließt sich auch in der Erwähnung, dass er nun eine Bestätigung von der Landwirtschaftskammer besorgen will, die Markus bestätigt, dass er „diese Ausbildung praktisch für“ sich „beendet habe“. Dies weist darauf hin, dass der Abbruch nicht (nur) aufgrund von Noten o.a. zustande gekommen sein könnte, so dass er klassisch „durchgefallen“ wäre, sondern dass Markus von sich aus abgebrochen hat. Hierauf verweist auch der folgende Satz, in dem Markus erwähnt, dass er vielleicht irgendwann seine Ausbildung „komplett normal“ beenden möchte. Dies stünde allerdings noch offen, so dass sich diese Absicht noch nicht vollständig in Markus‘ Lebensplanung eingefügt hat. Woran dies liegt, ob die körperliche Leistungsfähigkeit bzw. die gesundheitlichen Einschränkungen aufgrund der Unfälle beispielsweise dafür verantwortlich sind, bleibt an dieser Stelle offen.

Zusammengefasst kann man sagen, dass hier die Ergebnisse von Markus‘ bisherigem beruflichen Lebenslauf gesichert werden. Dieser verlief so instabil, dass für ihn die Zukunft nun ebenfalls ungewiss erscheint. So ist es verständlich, dass in den letzten Äußerungen des Segmentes die Orientierungslosigkeit durchschimmert, die sich durch das gesamte Interview zieht.

## 20. Gangs in der Schule

Seite 7, Zeile 23 – Seite 8, Zeile 11

I: *Hmhm .. Ah ja, ok .. ok. Ähm, ja es gibt noch vie / noch einige Bereiche, die mich noch interessieren würden.*

E: *Ja, fragen Sie! (Lachen)*

I: *Ja, ok, ok. Ja äh, ich / ich überlege gerade welchen ich als erste frage. Ich glaube, wir gehen .. einfach äh chronologisch vor. Ähm, ja von der Schulzeit her. Sie haben gesagt, da gab es ab und zu mal was.*



III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Ja, normal.*

I: *Ein paar Dinge. An was erinnern Sie sich denn da noch? Oder .. wie / wie würden Sie im Nachhinein so Ihre Schulzeit, Ihre / Ihre Lehrer, Ihre Benotung, Ihre Fächer ...*

E: *(Ausatmen) Also von der Schulzeit eigentlich von der Benotung der Lehrer war ich eigentlich zufrieden. ... Das war vielleicht auch zusammenhängend, ich weiß nicht ob das normal ist. Man hat Freunde, man hat aber auch Feinde. (kurzes Lachen) Und äh das waren so manche Sachen, wo ich gesagt habe: „Na!“. Die Klasse war ein bisschen so aufgeteilt bei uns waren mehr so ne Gang.*

I: *Hmhm*

E: *Die halt jeden immer angestiftet hat. Und wär halt froh gewesen, wenn ich in einer Klasse wäre, wenn das ein bisschen verteilt wäre und man halt seine Ruhe hatte, ne. Und man sich nicht immer rumärgern müsste mit anderen Leuten.*

I: *Hmhm*

E: *Aber das war halt so aufgeteilt. Beispiel: Mein äh Kollege war ein Jahr höher. Der war in ner Klasse drin, da waren alle ganz normal. Der konnte sich auch normal konzentrieren. Aber wenn man jetzt zum Beispiel, ich sitze jetzt am Tisch mit so 'nem Gang-Mitglied.*

I: *Hmhm*

E: *Ja, da kann man schlecht sich irgendwie konzentrieren. Immer ne. Das war also das einzigste größte Problem, dass ich da immer wieder Konflikte hatte.*

Das Segment beginnt erneut mit einer Nachfrage des Interviewers, die den thematischen Fokus ändert. Es folgt ein kurzer Aushandlungsteil zu der Frage, wie nun im Interview weiter gemacht wird. Der Interviewer schlägt dabei die Schulzeit als nächstes Thema vor, und Markus lässt sich auf diesen Vorschlag ein.

Die Frage nach der Schulzeit gestaltet sich sehr offen („*Sie haben gesagt, da gab es ab und zu mal was.*“, „*An was erinnern Sie sich noch?*“), fügt jedoch noch einige Kriterien („*Schulzeit*“, „*Lehrer*“, „*Benotung*“, „*Fächer*“) ein, um diese Zeit zu beurteilen.

Auf diese Kriterien scheint Markus zunächst einzugehen. Er erwähnt die Benotung durch die LehrerInnen, mit der er „*eigentlich zufrieden*“ war. Doch dann folgt eine kurze Pause, und Markus lenkt auf ein Thema mit Bezug auf seine Schulzeit um und beginnt damit, diesen thematischen Übergang zu konstruieren. Er ist sich ein wenig unsicher, ob es für das Interview relevant sein könnte („*ich weiß nicht, ob das normal ist*“), fährt dennoch fort. Das

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Thema wird auf „GegenspielerInnen“ oder „FeindInnen“ in der Schule gesetzt. Zu Beginn der Überleitung erwähnt Markus, dass es mit der Benotung zusammenhängen würde.

Markus ist mit der personellen Zusammensetzung seiner ehemaligen Klasse unzufrieden und bezeichnet sie als „aufgeteilt wie eine Gang“. Aus dem Kontext geschlossen ist es sehr wahrscheinlich, dass hier mehr die soziale Struktur gemeint ist als ein krimineller Bezug, obwohl Markus mit der Präzisierung „*die halt jeden immer angestiftet hat*“ fortfährt. Es geht darum, dass durch ein hierarchisches System und den Druck dazuzugehören Markus Dinge machen musste, die er eigentlich nicht machen wollte. U.a. könnten auch Schulstreiche mit direkten negativen Auswirkungen – Sanktionen und schlechte Noten – dazu gehört haben. Dies ist sogar sehr wahrscheinlich, da Markus zu Anfang vom Thema „Benotung in der Schule“ auf das Thema „Gangs“ kommt.

Markus ist unzufrieden mit dem sozialen Gefüge in der Klasse, möchte „*seine Ruhe*“ haben. Mit „*ein wenig verteilt*“ wird der Bezug zu dem folgenden Beispiel gesetzt, so dass Markus damit meint, dass besser einige „Störenfriede“ auf andere Klassen verteilt worden wären, so dass nicht alle konzentriert in seiner Klasse sitzen. Er hatte also das Gefühl in einer unruhigen Klasse zu sitzen, in der die Lernbedingungen aufgrund der sozialen Umwelt denkbar schlecht waren. Er musste sich mit „*anderen Leuten*“ „*rumärgern*“. Hinzu kommt die Theorie, dass die Klassen vorher so zusammengesetzt wurden, dass alle „unruhigen“ SchülerInnen in einer Klasse versammelt sind und dass alle anderen Klassen aus „ruhigen“ SchülerInnen bestehen. Hierzu bringt Markus ein Beispiel als Beleg: Sein älterer „Kollege“ sei in einer „normalen“ Klasse gewesen, in der man sich „*normal konzentrieren*“ konnte. Markus scheint dagegen sogar dadurch benachteiligt gewesen zu sein, dass er in seiner Klasse mit einem „*Gang-Mitglied*“ gemeinsam am Tisch sitzen musste, so dass sich seine Konzentrationsfähigkeit während des Unterrichts stark verschlechterte. Diese Benachteiligung markiert er nicht punktuell, sondern weitet sie mit „*Immer ne*“ auf die gesamte Schulzeit aus. Zudem stellt er den Umstand der durch die soziale Gestalt der Klasse entstehenden „*Konflikte*“ und die daraus resultierende mangelhafte Konzentrationsfähigkeit als das „*einzigste größte Problem*“ in seiner Schulzeit heraus und misst ihm damit eine besondere Bedeutung zu.

In diesem Segment wird wiederum eine externe Bedeutungszuschreibung für schlechte Zensuren deutlich, die vergleichbar mit der Diskriminierung durch die Region A – Hasser ist. Dies schließt sich daraus, dass Markus erst durch das Thema „Noten“ zu dem Thema „mangelhafte Konzentrationsfähigkeit“ wegen der nachteiligen sozialen Struktur in der Klasse kommt. Klar wird hier erneut, dass Markus von eigenverantwortlichem Handeln in Bezug auf negative Biographieelemente absieht, sondern diese auf fremdbestimmende Elemente in

seinem Umfeld festschreibt. Diese Elemente werden immer wieder als besondere Bedingungen extrahiert, die nur ihn oder eine kleine Gruppe betreffen und damit besonders benachteiligend wirken. Hierzu dient der Verweis auf andere, die es besser haben als Markus. Durch diese Bedeutungszuschreibung findet eine durchgehende Reduzierung von Problemursachen statt. Dadurch, dass ansonsten alles in Ordnung gewesen zu sein scheint, werden die meisten Faktoren, die beispielsweise zu schlechten Noten geführt haben könnten, ausgeblendet und auf einen Faktor fokussiert, dem sich Markus fremdbestimmt ergeben muss und ihn nicht zu seinen Gunsten beeinflussen kann.

In 1/31 bezeichnet Markus sich als „Größter“ in der Schule und verweist damit auf seinen opulenten Körperbau als Herausstellungsmerkmal in der Klasse. Im gleichen Zusammenhang erwähnt er an gleicher Stelle, dass es hier und da Probleme gegeben habe in der Schule. Somit kann die Vermutung angestellt werden, dass Markus aufgrund seines Körperbaus öfter Ziel von Hänseleien wurde, was bei ihm die Übertragung von negativen Elementen in der Schulzeit auf die soziale Zusammensetzung der Klasse und deren starke Negativbesetzung durch den Begriff „Gang“ erklären könnte. Auch die Erwähnung, dass Markus mit einem Gang-Mitglied an einem Tisch sitzen musste, deutet darauf hin, dass er sich mit seiner/m TischnachbarIn nicht gut verstanden haben könnte und dass er durch sie/ihn selbst gehänselt wurde. Auf alle Fälle ist die Verbindung zu den bereits erwähnten „Konflikten“ klar zu erkennen, die sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auf genau diese Hänseleien beziehen.

## 21. Besonderheiten in der Grundschule: Keine, nur der „Größe“

### Seite 8, Zeile 12-21

I: *Hmhm, das war Hauptschule.*

E: *Hauptschule, genau. Grundschule war eigentlich ganz normal, ganz alles wunderbar.*

I: *Ja, gabs da noch irgendwas Besonderes?*

E: *Grundschule, ja, dass ich der Größte war (leichtes Lachen) wie immer.*

Innerhalb einer kurzen Nachfrage des Interviewers wird die Schulform erfragt, auf die sich Markus in seinen vorangegangenen Ausführungen beschränkt hat. Hierbei wird „Hauptschule“ bestätigt und ein Verweis auf die Grundschulzeit angeschlossen. Diese sei

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

„eigentlich ganz normal“ gewesen – eine Begrifflichkeit, die schon mehrfach im Interview vorkam. Sie wird sogar anschließend als „ganz wunderbar“ bezeichnet, wobei es sich hierbei wohl eher um eine Floskel als um eine ernst gemeinte Attribuierung handelt. Vielmehr wird hier darauf verwiesen, dass Markus nicht „Besonderes“ im Zusammenhang mit seiner Grundschulzeit einfallen mag, außer der wiederholte Verweis auf seine füllige Körperstatur; positiv umschrieben als „der Größte“. Die Anfügung „wie immer“ deutet erneut auf das Alleinstellungsmerkmal innerhalb einer Gruppe durch seine Körperstatur hin. In Verbindung mit der vorher immer wieder verwendeten externen Bedeutungszuschreibung, muss in der Deutung der Blick auf dieses Alleinstellungsmerkmal gerichtet bleiben

#### 22. Besonderheit in der Hauptschule – „Vertrauenslehrer“

Seite 8, Zeile 22-50

I: *Ja, Hauptschule, allgemein, irgendwas Besonderes.*

E: *Besonderes ...ähm ... was Besonderes, ja ...An was kann ich mich da erinnern? Besonderes. Das ist so lange her ... (leichtes Lachen) also ...*

I: *Ja, ok gut ... muss auch nix unbedingt.*

E: *Ich mein das einzige Besondere, ja mein letzter Lehrer, also äh 7 – 9 Klasse, der war eigentlich in Ordnung. Haben wir heute noch Kontakt, wo man sich ab und zu trifft und ein bisschen erzählt. Also das war eigentlich ein sehr guter Lehrer. Wobei am Anfang, er war sehr streng.*

I: *Hmhm*

E: *Hatten wir alle Angst gehabt. Aber dann nach nem Haupt / äh / lehrer bekommen haben, also ein wunderbares Verhältnis. Das war eigentlich ein schönes Erle / wir konnten mit ihm ü-a / über alles Reden. Ich war generell auch von äh vom Ausbildung her, von / von mein Ausbildungs, also mei / mein Meister.*

I: *Hmhm*

E: *Also wunderbar. Das / das war eigentlich, konnte immer mit reden.*

I: *Ja.*

E: *(Nasen-Lachen) Das vermisst man heutzutage. (leichtes Lachen)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Statt wieder zum Thema der „Gangs“ in der Hauptschule zurückzulenken, fragt der Interviewer zu Beginn des Segmentes erneut nach etwas „Besonderem“ während der Zeit in der Hauptschule. Hierdurch wird unbewusst die vorangegangene Erzählung von Markus als weniger relevant gekennzeichnet, so dass er mit Überlegungen beginnt, welches Thema eine höhere Relevanz besitzen könnte, also eine Besonderheit darstellen könnte. Markus denkt laut, so dass der Interviewer den Denkprozess verfolgen kann und frühzeitig (nach mehreren Pausen) beenden möchte, da er kein Ergebnis mehr erwartet oder den Druck aus der Aufforderung nehmen möchte.

Allerdings kommt Markus doch zu einem Ergebnis und beginnt mit der Erzählung über einen seiner letzten Lehrer. Er stellt diese Person nun als das „*einzig Besondere*“ heraus, obwohl er eine ähnliche Zuschreibung bereits im Zusammenhang mit der Klassenstruktur (Gangs) gebraucht hat. Gleich nach dieser Zuschreibung verwendet Markus die Bezeichnung „*eigentlich in Ordnung*“, die er ebenfalls bereits des Öfteren gebraucht hat und die im Gegenteil meist etwas nicht besonderes markiert. Aus dem Kontext kann jedoch geschlossen werden, dass Markus diesem Lehrer sehr wohl eine besondere Bedeutung zumisst, der Begriff „*eigentlich in Ordnung*“ sich eher auf dessen Persönlichkeit und den Umgang mit den SchülerInnen beziehen mag. Dies lässt sich auch daraus erkennen, dass Markus noch heute Kontakt zu seinem Lehrer hat und ihn „*ab und zu*“ trifft.

Er definiert diesen Lehrer als „*eigentlich sehr gut*“ und führt für diese Definition nur zwei Kriterien ein: ein Positiv- und ein Negativkriterium. Letzteres besteht in der Strenge; der Lehrer war anfangs sehr streng, was Markus als Kontrastierung zu „*guter Lehrer*“ einführt. Diese Strenge breitet sich zu „*Angst*“ aus, welche die SchülerInnen diesem Lehrer anfangs gegenüber empfinden. Dies ändert sich, als er ihr „*Haupt [...] lehrer*“ wird, was wahrscheinlich das Amt des Klassenlehrers meint. Dieses Ereignis besetzt Markus positiv und beschreibt das Verhältnis danach als „*wunderbares Verhältnis*“ und „*schönes Erle[bnis]*“. Anhand des Positivkriteriums „*Man konnte mit ihm/ihr über Alles reden*“ wird diese Änderung deutlich gemacht. Dieses Kriterium beschreibt neben „*Darf nicht zu streng sein*“ was eine/e gute/n LehrerIn in Markus' Augen ausmacht.

Dieser Lehrer ist auch während der Ausbildung für Markus da, wobei aus der Formulierung nicht klar erkennbar ist, in welcher Funktion der Lehrer tätig wurde. Markus bezeichnet ihn als seinen „*Meister*“. Jedoch kann neben der originären Wortdeutung, die ein Ausbildungsverhältnis beschreibt, ebenso eine Unterstützungsbeziehung gemeint sein, so dass der Lehrer liebevoll „*Meister*“ genannt wird.

Jenseits der einen oder anderen Sichtweise beschreibt Markus hier ein Ausbildungsverhältnis, dass er für „wunderbar“ hält und welchem er im Zuge der Ergebnissicherung im Gewand einer kleinen Gesellschaftskritik („Das vermisst man heutzutage.“) hinterher trauert. Es steht in starkem Kontrast zu den Ausbildungsverhältnissen, die er bisher beschrieben hat, bei denen die Umweltbedingungen von einer mangelhaften Unterstützungsstruktur und Benachteiligung geprägt waren.

## 23. Eltern und Familie

### Seite 9, Zeile 1-24

I: *Ja ... War das bei Ihren Eltern auch so, dass Sie da viel äh Strenge oder ziemlich befreit oder ...*

E: *Nein! ... ach Also, Elternhaus war eigentlich wunderbar. Also, ich hatte zwar noch einen Bruder und eine Schwester also von erster Ehe von meinem Vater und meiner Mutter. Die waren weniger, äh, so vom ääh also sie waren eher so, na ja nicht besonders .. was soll ich ausdrücken. Waren keine guten Kinder, sag mal so. Also mein Bruder hat viel Stress gemacht und meine Schwester. Und ich war eigentlich so das Nesthäkchen, also der Jüngste, aber von dem Sinne her, war ich eigentlich äh .. der Brävste, sagen wir so (leichtes Lachen)*

I: *Hmhm*

E: *Also ich hatte mit meinen Eltern nie Probleme gehabt, nein. Mit meiner Mutter bin ich jetzt enger zusammen seit mein Vater gestorben ist.*

I: *Hmhm*

E: *Hat man sich ein bisschen zusammengerauft, und so weiter. Und äh wir haben praktisch ein freundschaftliches Verhältnis. Weil ich denke mir, wenn man so Mutter und Sohn, ich meine, ich bin auch nicht der, denk mal, klein, (leichtes Lachen) würde glaube ich nicht mehr so funktionieren. Also eher freundschaftlich. Jeder hilft dem anderen.*

Der Interviewer nimmt in einer Nachfrage Bezug zu dem erwähnten Kriterium der Strenge und stellt es in einen familiären Kontext. Er fragt, ob Markus von seinen Eltern ebenfalls Strenge gewohnt war, wie von dem eben erwähnten Lehrer. Gleich nach dem Wort Strenge in der Nachfrage redet Markus dazwischen und verneint die Frage. Er benutzt dabei ein stark betontes, klares „Nein!“. Im Anschluss bezeichnet er sein Elternhaus als „*eigentlich wunderbar*“ – eine Formulierung, die mit der erzählungsöffnenden Bezeichnung „*eigentlich in Ordnung*“ vergleichbar ist, wobei „wunderbar“ eine Steigerung darstellt. Jedoch erkennt

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

man auch hier wie bei vorangegangenen Stellen, dass das eigentlich Bedeutsame im Anschluss an diese Formulierung folgt, das zudem meist in negativem Kontext steht.

Markus setzt seine Erzählung über seine Familie mit dem Thema „Geschwister“ fort. Er ist das jüngste Kind seiner Eltern und eines von drei Geschwistern. Sein Bruder und seine Schwester stammen jedoch aus ersten Ehen seiner Eltern, wobei hier unklar bleibt, wer von den beiden das Kind der Mutter bzw. des Vaters ist. Klar ist, dass Markus das einzige Kind in der Familie ist, das beide Elternteile als biologische Eltern besitzt. Dies zeigt sich in einer Sonderstellung, die Markus in der Familie eingeräumt wird: Er ist das „*Nesthäkchen*“ und „*der Brävste*“. Doch bevor er diese Begriffe als Kontrastierung zu seinen Geschwistern wählt, markiert er diese als „*keine guten Kinder*“. Diese Formulierung muss Markus erst mit sich selbst aushandeln; er weiß nicht, wie er sich „*ausdrücken*“ soll. Er springt von „*waren weniger*“ über „*waren eher so [...] nicht besonders*“. Den Begriff „*keine guten Kinder*“ erklärt er damit, dass seine Geschwister „*viel Stress*“ gemacht hätten und beginnt dabei zuerst mit seinem Bruder. Seine Schwester fügt er erst danach an und nennt nicht beide gleichzeitig, womit die Betonung auf seinem Bruder zu liegen scheint. So liegt die Vermutung nahe, dass Markus' Bruder mehr „*Stress*“ gemacht hat, als seine Schwester. Markus distanziert sich von beiden, indem er sich als „*Nesthäkchen*“ beschreibt, wobei er diesen Begriff durch die Adjektive „*jung*“ und „*brav*“ definiert.

Nachdem er seine Beziehung zu seinen Geschwistern erwähnt hat, kommt er auf sein Verhältnis zu seinen Eltern zu sprechen. Er habe „*nie*“ Probleme mit seinen Eltern gehabt. Nach diesem einleitenden Satz kommt Markus direkt auf den Tod seines Vaters zu sprechen, den er jedoch in einen positiven Kontext setzt. Statt thematisch bei seinem Vater zu bleiben, dreht sich die folgende Erzählung um die Beziehung zu seiner Mutter. Diese ist mit dem Tod des Vaters enger geworden („*enger zusammen*“). Mit der Formulierung „*ein bisschen zusammengerauft*“ soll diese engere Beziehung noch einmal verdeutlicht werden. Qualitativ gibt Markus ein „*freundschaftliches Verhältnis*“ an, das er mit „*jeder hilft dem anderen*“ umschreibt. Diese positiv besetzte Beziehung versucht er ebenfalls durch einen kontrastiven Vergleich zu verdeutlichen, wobei er bei der Konstruktion eines Gegenentwurfs ein wenig ins stocken gerät und nicht die richtigen Worte findet. Anhand der Worte „*so Mutter und Sohn*“ und der Aussage, dass er nicht mehr „*klein*“ ist wird deutlich, dass hier ein klassisch – konservatives Eltern-Kind-Verhältnis gemeint ist, bei dem die Eltern den Haushaltsvorstand bilden und die Kinder versorgen. Als Ergebnissicherung schildert Markus ein solches Modell für seine aktuelle Beziehung zu seiner Mutter allerdings als nicht praktikabel („*würde glaube ich nicht mehr so funktionieren*“).

Es wird an dieser Stelle klar, dass das krisenhafte Ereignis des frühzeitigen Todes des Vaters nachhaltige Wirkung auf die familiären Beziehungen wie auch die Rollenzuschreibung von Markus hatte. Die alte Beziehungsstruktur wurde neu geordnet, und das enge Familienkorsett passt für ihn nun nicht mehr auf die aktuelle Situation. Dies leitet er aus dem Erwachsenwerden für sich logisch ab. Neben der Bindung an den Vater zerbricht ebenso die Bindung zur Mutter und wird durch ein „*freundschaftliches Verhältnis*“ ersetzt, das – hält man sich an die Wortbedeutung – eine lockerere Beziehung impliziert, obwohl die Formulierungen „*enger zusammen*“ und „*ein bisschen zusammengerauft*“ auf das Gegenteil hindeuten. Auf alle Fälle macht Markus gezwungenermaßen eine akzidentielle Entwicklung vom „*Nesthäkchen*“ zum „*Freund*“ der Mutter durch.

## 24. eigene Wohnung

Seite 9, Zeile 25-30

I: *Ja, super! Also Sie wohnen  
aber nicht mehr zu Hause* ... *Ja.*

E: *Also wir haben ein Haus. Also ein 2-Familienhaus haben  
wir praktisch. Und äh da werde ich dann, wenn es endlich mal fertig werden würde,  
meine Wohnung, eine Wohnung haben.*

Auf Nachfrage des Interviewers, ob Markus noch zu Hause wohne, antwortet er, dass sie ein Zwei-Familienhaus hätten. Dass Markus im Plural redet, zeigt an dieser Stelle, dass er sich noch fest im familiären System verortet, wobei die Besitzansprüche auf alle Haushaltmitglieder aufgeteilt werden. „Wir“ meint also die Familie; im Endeffekt nur ihn und seine Mutter. In diesem Haus wird er „*eine Wohnung haben*“. Da er dies in die Zukunft legt, gibt er gleichzeitig an, dass er derzeit noch keine eigene Wohnung hat; wahrscheinlich ein eigenes Zimmer im Haus. Zugleich spricht Markus davon, dass die Wohnung irgendwann „*fertig werden*“ müsse, damit er einziehen kann. In einem früheren Segment hat er angegeben, dass es immer was zu tun gebe im Haus und dass er seine eigene Werkstatt habe, so dass diese Formulierung wohl auch damit zusammenhängen mag. Vielmehr ist es aber eine weitere Angabe zur Lebenswelt von Markus, wenn auch eine unpräzise. Wie „*unfertig*“ die Wohnung oder auch das Haus tatsächlich ist, lässt sich deswegen bisher nur erahnen. Sicher ist jedoch, dass Markus damit den Wunsch nach (weiterer) Veränderung seines Wohnumfeldes angibt.



## 25. Krankheiten der Eltern / Tod des Vaters

Seite 9, Zeile 30-49

E: *Und, vielleicht von der Familie her: Schicksale. Gut, mein Vater ist gestorben.*

I: *Hmhm*

E: *Tragisch eigentlich, kann man sagen. War ein Herzasthma-Anfall während der Operation. Kann man nicht nachvollziehen, wer war Schuld? Ärzte oder irgendwas.*

I: *Hmhm*

E: *Meine Mutter hat die letzten 3 Jahre äh viel Krankheiten mitgemacht. Also war ziemlich immer Stress zu Hause.*

I: *Hmhm*

E: *Wird das wieder, wird das nix. .. Und ähm, ja und seitdem halt es wird immer enger das Verhältnis. Ist man froh, dass man jemand noch hat. ... Genau*

I: *Absolut!*

In diesem Segment wird deutlich, dass Markus mit der Erzählung seines familiären Umfeldes noch nicht zu Ende gewesen zu sein scheint. Das zentrale Thema „Tod des Vaters“ wird von ihm noch einmal in Verbindung mit der Kategorie „Schicksale“ aufgegriffen und erläutert. Er beschreibt den Tod mit dem Adjektiv „tragisch“, so dass dieses Ereignis ebenfalls eine über die natürliche krisenhafte Gestalt herausgehobene biographische Bedeutung bekommt. Die Tragik des Todes beruht auf einem „Herz-Asthma-Anfall während der Operation“, also einer unvorhergesehenen Begebenheit, die von den Angehörigen so nicht erwartet wurde. Dies bedeutet neben dem hohen Anspruch an das psychische Bewältigungsvermögen ebenfalls einen plötzlichen Umsturz der bisherigen Lebensumstände bzw. des Alltags, der sich auch in der o.g. Neuordnung / Neuaushandlung der familiären Beziehungen niederschlägt.

Markus gibt an, dass „man“ den Tod des Vaters während der Operation „nicht nachvollziehen“ könne, und stellt die Schuldfrage. Die Schuldigen sucht er bei den ÄrztInnen, vielleicht auch diejenigen, die operiert haben. Da dies jedoch nicht erwiesen zu sein scheint und lediglich eine Vermutung von Markus ist, fügt er nach „Ärzte“ noch „oder irgendwas“ an.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Von der Person des Vaters als zentrale Figur der krisenhaften Belastung der Familie schwenkt Markus um zu seiner Mutter, die „*viel Krankheiten*“ mitgemacht habe. Hierdurch sei viel „*Stress*“ zu Hause entstanden, den er mit „*Wird das wieder, wird das nix*“ umschreibt und damit die unsichere Lebenslage bei ihm zu Hause zum Ausdruck bringt. Durch die gewählte Formulierung wird ebenfalls deutlich, dass die Krankheiten wohl schwerer Natur gewesen sein müssen (oder noch sind), so dass sie im Falle einer Verschlimmerung eine permanente Einschränkung für die Mutter bedeutet hätten (z.B. Bettlägerigkeit, Behinderung, möglicherweise bis hin zum Tode). So stellt sich das familiäre Umfeld neben der unbefriedigenden beruflichen Situation ebenfalls als stark belastend heraus: der Vater als zentrale Figur, an der Markus seine berufliche Orientierung ausgerichtet hat, verstirbt früh, seine Mutter kann diese Position nicht auffüllen, da sie selbst von Krankheiten geplagt wird, und die Beziehung zu den Geschwistern scheint stark belastet zu sein.

Wie bereits in einem vorangegangenen Segment berichtet Markus von dem engeren Verhältnis zur Mutter, das sich durch den Tod des Vaters entwickelt habe. An dieser Stelle kommt hinzu, dass ebenfalls die gesundheitliche Situation der Mutter zur Entwicklung dieser Beziehung beigetragen habe. Diese Belastung wird von beiden durch die o.g. Beziehungsänderung bewältigt. Dies wird von Markus mit der Ergebnissicherung „*Ist man froh, dass man jemand noch hat*“ ausgedrückt. In dieser Aussage kommt zum Ausdruck, dass die letzte verbliebene familiäre Beziehung für Markus die zu seiner Mutter (und umgekehrt) zu sein scheint. Sie ist das letzte Element, das die Familie zu einer Familie macht. Gleichwohl versuchen beide Akteure daran festzuhalten v.a. aufgrund der Angst um den Verlust dieser Beziehung.

## 26. Stiefgeschwister

Seite 9, Zeile 49 – Seite 10, Zeile 15

I: Und  
*Sie sagten, die anderen Geschwister waren aus erster Ehe, von jeder Seite jemand?*

E: Ja,  
*also mein Bruder war aus erster von meiner Mutter.*

I: Hmhm

E: Und meine Schwester aus erster  
*Ehe von meinem Vater. ... Die sind aber schon viel älter, sie sind fast 20 Jahre älter wie ich. (leichtes Lachen)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

I: *Ok, Sie haben auch keine Kontakt mehr jetzt?*

E: (kurzes Einatmen) *Bruder nicht, äh Schwester .. ist .. äh kein Kontakt, also si/sie wohnt zwar in F-Stadt, wo ich wohne, aber ist kein Kontakt da. Man will keinen Kontakt mehr haben. Da ist zu viele Sachen vorgefallen, und ... wir möchten einfach nicht mehr.*

Die Nachfrage des Interviewers zu Beginn des Segmentes zielt in Richtung der Geschwister von Markus. Der Interviewer benötigt eine Erläuterung zum Verständnis der bisherigen Ausführungen, ob jedes (Stief-)Geschwisterteil aus jeweils der ersten Ehe der beiden Elternteile stammt. Markus bestätigt dies und erläutert näher als bisher, dass sein Bruder aus der ersten Ehe seiner Mutter und seine Schwester aus der ersten Ehe des Vaters stammen. Der große Altersunterschied zu seinen Geschwistern von „fast 20 Jahre[n]“ stellt ein weiteres Merkmal dar, das Markus' besondere Position in der Familie unterstreicht. Spontan möchte man die Bezeichnung „Küken“ oder „Nesthäkchen“ verwenden, wie es Markus in 9/9 bereits selbst getan hat. Markus reagiert auf seine Aussage bzgl. des Altersunterschiedes mit einem leichten Lachen; dies könnte ein Anzeichen dafür sein, dass ihm diese Besonderheit ebenfalls bewusst ist und er deswegen eine kurze emotionale Reaktion zeigt. Der Interviewer drängt sich die Nachfrage nach dem Kontakt von Markus zu seinen Geschwistern auf – wohl auch deswegen, da bisher im Interview die Geschwister beinahe keine Erwähnung fanden.

Nach einem kurzen hörbaren Einatmen, beginnt Markus mit den Worten „*Bruder nicht, äh Schwester*“ sehr kurz zu antworten, holt bei seiner Schwester dann doch weiter aus. Er beschreibt, dass trotz dem gemeinsamen Wohnort kein Kontakt mehr gewollt sei und verwendet dabei das unbestimmte Wort „*man*“, so dass sich nicht erschließen lässt, ob diese Kontaktsperre von einer oder beiden Seiten aus geht. Als Begründung erwähnt Markus nur kurz, dass „*zu viele Sachen vorgefallen*“ seien, verwendet also eine Begründungsfloskel, um nicht näher darauf eingehen zu müssen. Er endet in der Ergebnissicherung „*wir möchten einfach nicht mehr*“. Dabei ist unklar, wen dieses „*wir*“ umschreibt. Hier könnten Markus und seine Mutter (als eine Seite) gemeint sein, nur seine Schwester und er (also beide Seiten). Fest steht jedoch, dass dieses „*wir*“ Markus mit einschließt, er also die Kontaktsperre mit befürwortet.

## 27. Gründe für die Kontaktsperre zur Stiefschwester

Seite 10, Zeile 16-33

I: Hmhm ...  
*Können Sie da was erzählen, was so vorgefallen ist, oder?*

E: *Ja, also .. mein/ich sag mal/*  
*meiSch/meine Schwester ist ja die/das Kind von der ersten Ehe gewesen und war mehr*  
*meinem Vater verbunden als meiner Mutter, jetzt. Und als ist mein Vater verstorben,*  
*hat sie nur eins im Sinn gehabt, das war das Erbe. Da gabs nen Riesen-Erbstreit.*  
*Danach wurde halt kein Kontakt mehr gegeben.*

I: Hmhm

E: *Sie hat bekommen, was sie .. Anwalt*  
*verlangt hat, und das/ss .. war .. da erledigt.*

I: *Ok, ... Hmhm, schade.*

E: *Ja, so kann's gehen. (kurzes*  
Lachen (nasal))

Der Interviewer fragt konkret nach den erwähnten Vorfällen. Bei der Konstruktion der Antwort kommt Markus anfangs ein wenig in Stocken und möchte erst grundlegend etwas zu seiner Schwester erklären. Er erwähnt erneut, dass sie aus erster Ehe des Vaters stammt und deswegen ein engeres Verhältnis zu ihrem Vater gehabt habe als zu Markus' Mutter, also ihrer Stiefmutter. Im Anschluss setzt er einen Zeitpunkt als Ereignisrahmen fest: den Tod des Vaters. Unklar ist, ob das Verhältnis zur Schwester schon vorher belastet war oder erst durch dieses Ereignis und das Verhalten der Schwester belastet wurde. Markus reduziert nämlich seine Schwester als habgierig, so dass sie nach dem Tod des Vaters „*nur eins im Sinn gehabt*“ habe, und zwar „*das Erbe*“. Es resultierte ein „*Riesen-Erbstreit*“, nach dem der Kontakt abgebrochen wurde. Markus kommentiert dies im Anschluss mit „*Sie hat bekommen, was sie .. Anwalt verlangt hat.*“ und impliziert damit die Einbeziehung von Rechtsbeistand und entsprechender belastender Kommunikation, so dass die familiäre Beziehung hier nachhaltig gestört ist. Er nennt noch als Ergebnissicherung „*und das/ss .. war .. erledigt*“. Hier ist es möglich, dass mehrere Sachverhalte gemeint sind, wobei der Schluss nahe liegt, dass Markus hiermit zum einen den Abschluss des Rechtsstreites um das Erbe ebenso wie das Ende des Kontaktes zu seiner Stiefschwester meint – diese beiden Ereignisse fallen meines Erachtens zusammen.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Der Interviewer wirft einen Kommentar des Bedauerns ein, den Markus mit einer eher gleichgültigen Bemerkung beantwortet. Die Antwort „so kann's gehen“ ist mehr als Floskel zu verstehen, kann aber ebenso als Anzeichen gesehen, dass Markus hier nicht mehr weiter erzählen möchte.

#### 28. Beginn der Arbeitslosigkeit und Geldsorgen

Seite 10, Zeile 34 – Seite 11, Zeile 16

I: *Machen wir nen kleinen Sprung. Und zwar in/äh die Zeit/ähm, wo Sie dann abbrechen mussten ihre äh/Ausbildung dann abbrechen mussten und zum ersten Mal arbeitslos wurden. Äh können Sie vielleicht da aus der Zeit was erzählen? Also wie war das gerade, also dann dieser Abbruch und dieser/dieser Übergang in die Arbeitslosigkeit. Was haben Sie dabei gefühlt? Wie ging's Ihnen dabei?*

E: *Also, erstmal war ich froh gut wenigstens einen Monat mal ausspannen zu können. Das war erstmal schonmal gut, wenn man 3 Jahre durchgearbeitet hat. Aber dann danach, ja, das war ... wenn man hört, dass andere Menschen immer höher steigen, gut Geld verdienen. Und dann sitzt man zu Hause, und denkt: „Na. Hat halt den Beruf .. nicht beenden können. Na, wie soll's weitergehen?“ Man macht sich schon seine Gedanken. Äh, aber hauptsächlich wär's halt war's wegen dem Geld. Weil Geld braucht man immer.*

I: *Hmhm*

E: *Und ich habe den Zeitraum ja auch ein Auto gehabt und das will auch verdienen. (leichtes Lachen) Und/äh, da war immer sehr knapp.*

I: *Hmhm*

E: *Hab versucht dann immer so als Aushilfe über Wasser zu halten. Aber das Gute war halt, dass ich ein Haus hab, also keine Miete zahlen musste. Das wär natürlich noch schlimmer. Und/äh meine Mutter ja unterstützt mich ja auch ein bisschen, wo sie kann.*

I: *Hmhm*

E: *Aber die Zeit, ja. Es/ ich hab mir alles nicht gewünscht. So dann, war das ähm ... also war keine schöne Zeit.*

Das folgende Segment beginnt mit einer längeren Frage des Interviewers, der nun einen „kleinen [zeitlichen] Sprung“ machen möchte. Er lenkt so die Aufmerksamkeit auf die Zeit des „Übergang[s] in die Arbeitslosigkeit“ und die Empfindungen von Markus nach dem Abbruch der Ausbildung.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Die erste Aussage von Markus hierzu ist, dass er sich über die freie Zeit freute und dass er „ausspannen“ konnte nachdem er „3 Jahren durchgearbeitet“ habe. Er belegt also den Lebenswandel vorerst sehr positiv. Diese positive Empfindung schränkt er jedoch zeitlich ein auf „einen Monat“ und kontrastiert sie zudem im Anschluss mit einer negativen. Diese besteht daraus, dass Markus das Gefühl hat, nicht von der Stelle zu kommen. Er macht dieses Gefühl an der Erfahrung fest, dass er davon „hört, dass andere Menschen“ in ihrem beruflichen Leben vorankommen („höher steigen, gut Geld verdienen“). Die reflexive Betrachtung der eigenen beruflichen Biographie führt bei Markus unweigerlich zu der Bezeichnung als Misserfolgserlebnis, und dabei vor allem der Abbruch der Ausbildung zum Forstwirt. In der direkten Rede „wie soll's weitergehen“ drückt Markus seine Orientierungslosigkeit aus, die sicherlich in dieser Zeit ebenso bestimmend war.

Als bestimmendes äußeres Merkmal für seine prekäre Situation markiert Markus seine Geldsorgen. Die Aussage „Weil Geld braucht man immer.“ lässt gleichzeitig eine Eigentheorie zur gesellschaftlichen Teilhabe durchscheinen. Vor allem hinsichtlich seines Autos kommt Markus in Finanzierungsschwierigkeiten. Das Auto steht gerade in der sehr ländlich geprägten Heimatregion von Markus für Mobilität und v.a. für die mit dieser Mobilität verbundenen Chancen zur Reintegration in den Arbeitsmarkt. Daran werden die sozial integrativen Bezüge deutlich, die Markus seinem Auto zuteilt, und die er auf keinen Fall verlieren will, auch wenn es mit dem Geld „immer sehr knapp“ gewesen sei.

Diesen Geldsorgen will Markus sich nicht ergeben, sondern versucht sich „als Aushilfe über Wasser zu halten“. Er wendet also kurzfristig angelegte Bewältigungsstrategien an. Hinzu kommen Unterstützungsstrukturen wie seine Mutter und die Möglichkeit zu Hause kostenfrei zu wohnen. Die Situation, wenn diese Hilfen gefehlt hätten, beschreibt Markus als „natürlich noch schlimmer“, was impliziert, dass er seine Situation nach Abbruch der Ausbildung nach dem anfänglichen Versuch einer positiven Verortung als „schlimm“ bezeichnen würde.

Diese Schlussfolgerung wird nochmal in der Ergebnissicherung dieses Segments deutlich, in der Markus den angesprochenen Zeitraum als „keine schöne Zeit“ bezeichnet. Anhand der Aussage, dass er sich „alles nicht gewünscht“ habe, lässt sich die Handlungsunfähigkeit und Fremdbestimmung herausstellen, die Markus in seiner Berufsbiographie begegnet. Er stellt sich als Erleidender dar, der mit dem negativen Ergebnis umgehen muss, dem jedoch dafür scheinbar die richtigen Bewältigungsstrategien fehlen.

## 29. Verlauf der Arbeitslosigkeit und Aushilfsjobs

Seite 11, Zeile 17 – Seite 12, Zeile 5

I: *Ja, ja. Wie ging das dann im Verlauf weiter, also, ja also, Sie haben gesagt: „Einen Monat ausgespannt.“ Ja, dann wurd's ein bisschen Decke auf den Kopf, vielleicht ein bisschen gefallen.*

E: *Genau!*

I: *Und/äh dann haben Sie ja da, dann/dann ging's ja weiter bei Ihnen. Sie haben ja, was haben Sie Gä/Gärtnerei dann angefangen bisschen mehr zu arbeiten?*

E: *Ja, ich habe Praktikums äh Aushilfen gearbeitet.*

I: *Hmhm*

E: *Mich über Wasser gehalten, halt versucht irgendwo im Beruf unterzukommen.*

I: *Hmhm*

E: *Aber das war alles immer so .. kurzfristige Stellen. Ich mein, ich habe ja auch ein ähm/Beispiel Inventuren gemacht .. bei Kaufhäusern. Ging halt ums Geld, halt ein bisschen über Wasser zu kommen. Ich hab zwar noch überlegt, noch ne Ausbildung anzufangen, aber das wär dann schon die dritte .. Ausbildung. Hab ich immer wieder gehofft ja eben in dem alten Beruf wieder einzusteigen. Ich hab in dieser Zeit, wo ich zu Hause war auch viel mit Ärzten gesprochen und .. habe .. auch Training gehabt, Krankengymnastik.*

I: *Hmhm*

E: *So wie ich jetzt immer noch hab. Aber/äh im Endeffekt hat's dann leider zu nix Positiven geführt.*

I: *Hmhm*

E: *Ok, ich bin wieder in den Wald gekommen, aber ... man sagt halt, ich sollte noch mal ne Ausbildung machen, aber ob ich das jemals noch mal will, ist die Frage.*

I: *Hmhm*

E: *Weil dann ist das Problem mit dem Geld wieder da.*

Der Interviewer präzisiert mit der nächsten Nachfrage die des vorangegangenen Segmentes und geht dafür auf die Aussage von Markus ein, dass er sich über die freie Zeit zum Ausspannen zu Beginn der Arbeitslosigkeit gefreut habe. So fügt der Interviewer an, dass

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus in diesem ersten Monat vielleicht ein wenig die „*Decke auf den Kopf*“ gefallen sein könnte. Markus bejaht diese Aussage mit dem Wort „*Genau!*“. Im Anschluss stellt der Interviewer den Bezug zu einem früherem Segment im Interview her, bei dem Markus bereits kurz über die Zeit nach dem Abbruch der Ausbildung gesprochen hatte (3/46 ff), und nennt dabei als Beispiel Markus' kurze Beschäftigung in einer Gärtnerei. Dieser geht darauf ein und ergänzt, dass er Praktika und Aushilfsjobs gemacht habe. Seine Ziele umschreibt er mit „über Wasser halten“ und „im Beruf unterkommen“. Das bedeutet, dass Markus hier selbstständig bei einem zunehmenden Verlust der sozialintegrativen Bezüge vermeintlich existenzsichernde Handlungen betrieben hat. Hierbei griff er allerdings nicht zu langfristigen Lösungsansätzen, sondern wick auf „*kurzfristige Stellen*“ wie „*Inventuren*“ aus. Und wieder erwähnt er das Medium, das ihm die sozialintegrativen Bezüge erhalten und einen sozialen Abstieg verhindern soll: „*Ging halt ums Geld*“.

Doch scheinbar beschäftigte sich Markus wenigstens gedanklich mit anderen bzw. zusätzlichen Lösungsansätzen. Einer dieser Ansätze bestand in einer weiteren Ausbildung, dem er jedoch das Argument entgegenhält, dass es seine „*dritte*“ Ausbildung sei. Dies deutet darauf hin, dass Markus auf der einen Seite einen weiteren Ausbildungsversuch als „zu viel“ einstuft, was die individuelle These implizieren würde, dass ein beruflicher Einstieg nach zwei Ausbildungsversuchen geschafft sein muss. Auf der anderen Seite deutet diese Aussage auf eine Angst vor Misserfolg hin, die sich nach den Erfahrungen im bisherigen Berufsleben manifestiert haben könnte. Vielleicht sieht Markus diese Zeit lediglich als Übergangszeit, da er hofft, seine bisherige Ausbildung fortzusetzen oder – wie er sagt – „*in dem alten Beruf wieder einzusteigen*“, so dass er sich gar nicht umorientieren will. Doch dieser Gedanke bringt ihn wieder zum Thema „Krankheit“, so dass er gleich danach erwähnt, dass er „*in dieser Zeit [...] viel mit Ärzten gesprochen*“ habe und physiotherapeutische Behandlungen durchlaufen habe, die bis zum Interviewtermin weiterhin andauern. Es zeigt sich also, dass Markus' gesundheitlicher Zustand, der bereits ausführlich in früheren Segmenten dargelegt wurde, eine von ihm bevorzugte Lösungsmöglichkeit und ein Fortsetzen seines bisherigen beruflichen Werdegangs behindert. Eine erneute Umorientierung möchte Markus nicht durchlaufen (u.a. aus Orientierungslosigkeit und der Angst vor weiteren Misserfolgen) und greift deswegen zu Übergangslösungen, die jedoch einen erhöhten Anspruch an seine Lebensbewältigungsstrategien stellen.

In Ergänzung an die Bewertung aus dem vorangegangenen Segment „*war keine schöne Zeit*“ fällt die Ergebnissicherung hier ebenfalls negativ aus, so dass er das Resümee angibt, dass die Strategie mit den kurzfristigen Beschäftigungen „*zu nix Positivem geführt*“ habe. Außer



dieser schlechten Strategie muss Markus auch die darauf folgenden Entwicklungen meinen, denn er fügt als kleine positive Relativierung an, dass er „wieder in den Wald gekommen“ sei, was nur die bereits geschilderte Beschäftigung bei „Projekt A“ andeuten kann. Dieser Umstand ist anscheinend trotz der Kritik an „Projekt A“ positiv besetzt. Jedoch stört ihn, dass „man“ ihn zu einer neuen Ausbildung drängen wolle. Im kontextualen Bezug liegt es nahe, dass „man“ die MitarbeiterInnen des „Projektes A“ meint. Unabhängig davon, wer gemeint ist, schließt Markus ein viel wichtigeres Detail an. Er bringt die individuelle Vorstellung seiner beruflichen Zukunft zur Sprache und erwähnt als Kritik „aber ob ich jemals noch mal will, ist die Frage“. Es klingt fast wie der Wunsch nach mehr Selbstbestimmung in seinem Leben, welche er in seiner aktuellen Situation zu vermissen scheint. Als neue Begründung dafür, dass Markus keine neue Lehre machen möchte, erwähnt er das „Problem mit dem Geld“, was auf die schlechtere Bezahlung als Lehrling hindeuten soll. Markus hat einfach Angst vor Misserfolg und vor dem gesellschaftlichen Absturz, den er selbst in der Möglichkeit eines neuen beruflichen Weges sieht. Möglicherweise ist auch die Situation zu Hause, d.h. die Unsicherheit im Zusammenhang mit der Krankheit der Mutter, ausschlaggebend, so dass Markus unter Druck gerät, zunehmend selbst für sich und die verbliebene Familie, also seine Mutter, sorgen zu müssen, und auch aus diesem Grund vor beruflichen Experimenten zurückschreckt.

### 30. Wechsel von ALG I in ALG II

Seite 12, Zeile 6 – Seite 13, Zeile 4

I: *Ja, ist klar, hmhm. Ähm, wie ist das äh oder: Wie ging's dann weiter? Ein Jahr haben Sie ja ganz normal Arbeitslosengeld I bekommen, wahrscheinlich?*

E: *Ääh, ja-ja genau, hmhm, genau.*

I: *Ja, und dann ging's für Sie noch in die Sozialhilfe dann damals über, oder?*

E: *Ähh, erstmal äh wurde, als dann gesagt worden ist, ich muss das umändern, Arbeitslosengeld II. Natürlich, ja da gab's auch ein paar Probleme, und zwar mit dem Geld, was ich noch zur Verfügung habe.*

I: *Hmhm*

E: *Weil man braucht ja einen bestimmten Satz, wo man nur haben darf. Es wurde mir aber damals nicht richtig erklärt, wie viel ich haben darf. Und da waren dann ein paar Euro oben*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*drüber, also nicht großartig, Und dann war ich praktisch 3 Monate ohne Geld da ... erstmal. Dann habe ich versucht einen neuen Antrag zu stellen, aber bis der durch war hat es noch mal 3 Monate gedauert. Also praktisch für ein halbes Jahr, wo ich praktisch überhaupt kein Geld zur Verfügung hatte.*

I: *Das war dann bei der ARGE schon?  
War das oder war das noch Sozialamt?*

E: *Ne, Sozialamt war ich ja nicht. Also ich habe ja praktisch direkt nach dem Arbeitslosengeld Eins wollte ich Arbeitslosengeld Zwei anfordern. Und dann hat es gehakt. Das waren aber wieder die / die Arbeiter schuld, die haben mich nicht informiert richtig.*

I: *Hmhm*

E: *Und dann haben Sie gesagt, wenn ich weiter, also ich war ja krankheits- / Probleme hatte. Wenn ich also krankgeschrieben bin,*

I: *Hmhm*

E: *kriege ich Krankengeld. Haben sie mir auch nicht rechtzeitig gesagt, somit war ich dagestanden mit nichts. Ne ...*

I: *Hmhm*

E: *Das war so ne-ne Zeit, also denke ich: Na, schlimm.*

I: *Ja,*  
... *ja*

E: *Also da ging's mir schon besser, jetzt. (leichtes Lachen) Ja ...*

I: *Auf jeden Fall!*

Auch mit seiner nächsten Nachfrage bleibt der Interviewer zeitlich bei der Zeit der Arbeitslosigkeit, lenkt jedoch auf die Zahlung des Arbeitslosengeldes um. Im ersten Jahr nach Abbruch seiner Ausbildung bekam Markus noch Arbeitslosengeld I, musste jedoch auf Arbeitslosengeld II ummelden, nachdem er keine längerfristige Arbeit gefunden hatte. Das bedeutet auch, dass Markus sich mehr als ein Jahr in diesem unsicheren „Schwebezustand“ befunden hatte, bei dem er nur kurzfristige Beschäftigungen annahm. Ob und wie er Hilfe von der Arbeitsagentur angeboten bekommen hatte, bleibt offen.

Markus erwähnt „ein paar Probleme“ mit der Geldzahlung, welche bei der Ummeldung auf ALG II entstanden sind. Diese Probleme versteht er mit dem Begriff „*Natürlich*“, womit er auf seine eigene Bürokratie-Skepsis hinweist. Markus führt diese Problematik im Folgenden

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

näher aus, wobei im Nachhinein durch die mehrdeutigen Formulierungen zum Teil nur vermutet werden kann, um welche Problematik es sich genau handelt. Mit dem Begriff „*einen bestimmten Satz, den man nur haben darf*“ ist sicherlich die Bedürftigkeitsgrenze gemeint, über der keine ALG II – Zahlung möglich ist. Es ist davon auszugehen, dass Markus auch beim Eintritt in den ALG II – Bezug Aushilfsjobs machte, wodurch das Geld jedoch nicht zum Bestreiten des Lebensunterhaltes reichte. Deswegen stellte er nach Auslaufen seines ALG I – Bezuges den Antrag auf Grundsicherung. Bei dieser Antragsstellung könnte er jedoch einen zu hohen Betrag der monatlichen Einnahmen und/oder der derzeitigen Vermögenswerte (was auch zur Ablehnung des Antrages führen kann) angegeben haben, so dass der Antrag nicht bewilligt wurde oder wenigstens keine Grundsicherung ausgezahlt wurde. Dies führte dazu, dass Markus einen neuen Antrag stellen musste und insgesamt ein halbes Jahr keine ALG II – Bezüge bekam. Diesen Umstand führt Markus auf eine mangelhafte Erklärung der Gesetzeslage – wahrscheinlich durch MitarbeiterInnen der ARGE – zurück. Hierdurch habe er einen zu hohen Betrag angegeben, was zur Nicht-Zahlung geführt habe.

Als Folge dieses Fehlers, für den er die Schuld bei den MitarbeiterInnen der ARGE sieht, gibt Markus an, dass er ein halbes Jahr „*praktisch überhaupt kein Geld zur Verfügung*“ hatte. Es scheint klar zu sein, dass sich Markus‘ Existenzsorgen vergrößerten, als er zusammen mit der belastenden Situation zu Hause alleine auf die prekäre Beschäftigungssituation gestellt war. Auch wenn er im Gegensatz zu vielen anderen Langzeitarbeitslosen sicherlich einige Einkünfte bzw. ein bestimmtes Vermögen vorweisen konnte, so waren diese von einer hohen Unsicherheit geprägt, was ihn zu dem Schluss kommen ließ, dass – überspitzt ausgedrückt – gar kein Geld zur Verfügung stand.

Auf Nachfrage erklärt Markus noch einmal, dass er gleich nach dem Auslaufen des ALG I – Bezuges Grundsicherungsleistungen bei der ARGE beantragen wollte. Nun nennt er auch die Schuldigen an der folgenden Misere: die „*Arbeiter*“, was in diesem Kontext – wie auch schon davor – sehr wahrscheinlich die MitarbeiterInnen der ARGE meint, die ihn nicht richtig „*informiert*“ hätten.

Ein nächstes Problem erwähnt Markus in dem Umstand, dass er die Möglichkeit nicht genutzt hatte, sich aufgrund seiner gesundheitlichen Lage (vermutlich die bereits geschilderten Knie- und/oder Rückenprobleme) Krankengeld auszahlen zu lassen. Dies impliziert, dass Markus in dieser Zeit häufiger krankgeschrieben gewesen sein muss, was die Möglichkeiten für ihn Gelegenheitsjobs auszuüben begrenzte. Die Schuldigen sind in diesem Fall mit „*sie*“ unbestimmt angegeben. Hier könnten neben den MitarbeiterInnen der ARGE auch

VersicherungsmitarbeiterInnen bis hin zu behandelnden ÄrztInnen gemeint sein. Klar ist jedoch, dass Markus an dieser Stelle ganz deutlich die Schuld für fehlende Information von sich auf andere überträgt, genauso wie die Schuld an den dadurch entstehenden Folgeproblemen, die er wieder überspitzt darstellt („*war ich dagestanden mit nix*“).

In der Ergebnissicherung gibt Markus mit „*schlimm*“ eine Bewertung der an die ALG I – Phase anschließende Zeit an. Chronologisch kann man hier die Stelle 11/13f hinzuziehen, bei der Markus eine ebenfalls eine negative Bewertung einer Lebensphase angibt, die sicherlich in großen Teilen deckungsgleich mit der in der Ergebnissicherung erwähnten Phase ist. Für Markus beginnt mit der Arbeitslosigkeit eine Zeit, in der mehr Ressourcen als vorher zur Lebensbewältigung benötigt werden, auch wenn die Ausbildungszeit ebenfalls nicht unproblematisch verlief.

In einem kontrastierenden Vergleich zu anderen Lebensphasen, die nicht näher beschrieben werden, endet das Segment, nachdem der Interviewer diesem Vergleich mit (der Floskel) „*Auf jeden Fall!*“ zugestimmt hat. Die kurze Ergänzung „*da ging's mir schon besser jetzt*“ durch Markus dient dazu, den Negativ-Aspekt der davorliegenden Aussage noch einmal zu verdeutlichen. Möglicherweise beinhaltet dieser Vergleich auch die Gegenwart, so dass Markus die Entwicklung der vergangenen Jahre als positiv bewertet.

### 31. Übernahme in Projekt A

Seite 13, Zeile 4-10

I: *Und dann, dann Projekt A war dann das erste, was Sie angeboten bekommen haben? Oder waren da noch andere Dinge dazwischen?*

E: *Also das erste Richtige, sagen wir mal so. Es waren viele, wo ich mich beworben habe auch, aber wo ich dann ähh gleich übernommen worden bin eigentlich bei Projekt A.*

Der Interviewer schließt an seinen bewertenden Ausruf „*Auf jeden Fall!*“ die nächste Frage an. Diese bezieht sich auf den Einstieg in das Projekt A, von dem in voranliegenden Segmenten bereits die Rede war. Der Interviewer fragt, ob es noch andere Maßnahmen gab, an denen Markus teilgenommen hatte, bevor er bei Projekt A beschäftigt wurde. Markus antwortet, es sei „*das erste Richtige*“ gewesen. Was dies bedeutet, erläutert er nicht genau, fügt lediglich an, dass er sich bei vielen Maßnahmen „*beworben*“ habe, bei Projekt A jedoch gleich übernommen worden sei. Die Bezeichnung „*das erste Richtige*“ könnte darauf hindeuten, dass Markus Projekt A nur deswegen diesen Titel verleiht, da er in Projekt A

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

schnell aufgenommen wurde und bei seinen anderen „Bewerbungen“ Ablehnung erfahren hatte. Zudem bezeichnet er damit alle anderen angebotenen Maßnahmen als „unpassend“ und spricht ihnen die Eigenschaft ab, hilfreich zu sein.

#### 32. Erster Kontakt mit der ARGE

Seite 13, Zeile 11-41

I: *Hm, ok. Ähm, ja wie-wie war das mit dem Fallmanager? Wie war das so in diesem Gespräch? Sie sagten, Sie wurden nicht richtig beraten.*

E: *Ja, genau!*

I: *Oder vielleicht gab's da ein paar offene Fragen, die nicht ganz geklärt wurden. Wie war das im Gespräch allgemein? Wie lief das ab?*

E: *Ja, also ich wurde benachrichtigt, dass das Geld ausläuft, Arbeitslosengeld I, und/äh, dass beantragen muss auf Arbeitslosengeld II. Und/äh dann bin ich hingegangen, hab ich mit denen gesprochen, dann haben sie gesagt: Ja, sie brauchen die Bankverbindung und alles, was Sie so haben. Habe ich gesagt: „Gut.“ Ich mein, ich habe keine Geheimnisse. Ich habe auch kein Vermögen. Haben aber weder gesagt, dass es ne Grenze gibt, noch dass ich, weil ich krank war, dass ich noch grade krankschreiben kann, um halt Krankengeld zu bekommen. Wurde mir alles verweigert.*

I: *Hmhm*

E: *Also nichts gesagt. Und, na ja, als ich das alles abgeschickt habe, meine ganzen Unterlagen, kam auf einmal ein Brief zurück: „Sie haben ein paar hundert Euro zu viel.“ Da wurde ausgerechnet, was noch reicht, das Geld, bis irgendwann der nächste Antrag in nem halben Jahr praktisch.*

I: *Hmhm*

E: *Nach 3 Monaten war es aber ein halbes Jahr dann gedauert. Ja, da war ich da gestanden. Was soll ich dann machen? ... [Genau - Genau]*

I: *Ja. ...*

Aufbauend auf Markus' Erwähnung der falschen Behandlung bei der ARGE wie auch der Zuweisung zu Projekt A stellt der Interviewer eine Nachfrage nach dem Verlauf des Gespräches mit der/dem zuständigen FallmanagerIn. Markus geht darauf seine Zusammenarbeit mit der ARGE chronologisch durch, so dass auch wieder die Desinformation

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

durch die ARGE zum Thema wird. Dabei beginnt er mit der Benachrichtigung über die ausstehende Beantragung von ALG II. In einem ersten Gespräch verlangten die ARGE-MitarbeiterInnen die Bankverbindung *„und alles, was Sie so haben“*. Dabei ist interessant, dass Markus nicht personalisiert erzählt, sondern bei der allgemeinen Bezeichnung *„sie“* bleibt – die MitarbeiterInnen der ARGE verschmelzen sozusagen zu einer Behörde. Es wäre ebenfalls denkbar, dass er sich lediglich auf eine/n MitarbeiterIn bezieht, die seinen Fall übernommen hat; dies findet allerdings nicht statt.

Markus versperrte sich damals den Vorgaben der ARGE nicht und kommentiert dies mit *„ich habe keine Geheimnisse. Ich habe auch kein Vermögen.“*. Daraufhin fügt Markus wiederum unpersönlich seine Kritik an, dass er nicht über eine *„Höchstgrenze“* sowie die Möglichkeit einer Krankengeldzahlung informiert worden sei. Somit erhärtet sich der Verdacht, dass Markus' erster ALG II – Antrag aufgrund seiner Vermögenswerte abgelehnt wurde. Er wiederholt sich mit *„Wurde mir alles verweigert. [...] Also nichts gesagt.“*, womit er den MitarbeiterInnen ein absichtliches Handeln unterstellt. Auch an dieser Stelle wird sehr deutlich, dass die Behörden für Markus Akteure darstellen, die vielleicht Informationen anbieten, zu denen er jedoch nicht vorzudringen vermag. Dies deutet er als gezielte Desinformation – quasi als Betrugsstruktur, die sich natürlich zu seinem Nachteil auswirkt, und erlebt es als Fremdbestimmung, die seine Handlungsfähigkeit deutlich einschränkt.

Auch die folgenden Sätze, in denen Markus den Inhalt der Benachrichtigung über Ablehnung seines ersten Antrages beschreibt, deuten darauf hin, dass Markus zu hohe Vermögenswerte besessen haben muss, dass sein Antrag abgelehnt wurde. Über die Ausübung von Aushilfsjobs während seiner Arbeitslosigkeit kann dementsprechend geschlossen werden, dass in dem Fall, dass Markus sie tatsächlich ausübte, dies nur in eingeschränktem Rahmen tat.

Die Bearbeitung des neuen Antrages dauert länger als von Markus erwartet, so dass er sich hilflos der Behördenwillkür gegenüber sieht: *„Ja, da war ich da gestanden. Was soll ich da machen?“* Mit diesen Sätzen drückt Markus seine Hilflosigkeit und auch Fremdbestimmtheit durch die Behörden aus. Er ist ihnen ausgeliefert und muss auf Nachricht warten. Bis dahin muss er ohne unterstützende Leistungen auskommen, was für Markus (womöglich auch seine Mutter, bei der er lebt) eine erhebliche Belastung darstellt.

### 33. Erstes Gespräch bei der ARGE

Seite 13, Zeile 41 – Seite 14, Zeile 12

[E: *Genau - Genau*]

I: *[Ja. ... ] Also, Sie kamen da rein, da so in diesen Raum, da saß dann der Fallmanager/Fallmanagerin, saß da. Und äh, ja: Wie lange hat das Gespräch dann gedauert insgesamt? ... Viertel Stunde, hmhm.*

E: *Viertel Stunde vielleicht. Also wurde nicht großartig geredet. Also der hat nur gesagt: „Hier machen Sie das. Tun Sie Ihre Ersparnisse, tun Sie offenbaren. Müssen Sie, sonst werden Sie gekürzt, oder so. Dann bekommen Sie überhaupt kein Geld. Naja, ich hab zwar alles offenbart, aber zum Schluss habe ich kein Geld bekommen, weil sie mich nicht informiert haben.*

I: *Hmhm*

E: *Und es waren wirklich nur ein paar hundert Euro, also nicht dass ich jetzt da 100.000 Euro irgendwo hätte oder so. Ja, und das sieht klipp und klar. Was ich jetzt aber auch vor erst vor ein paar Monaten erfahren habe, ist, dass es mit der Altersgrenze zusammenhängt. Alter Mal 200. Wusste ich vorher auch nicht. Obwohl ich schon so lange beim Arbeitsamt bin. (leichtes nasales Lachen)*

I: *Ja, gibt da – gibt da viele Punkte, die nicht so ganz klar sind. Ist teilweise auch sehr verwirrend,*

E: *Ja!*

I: *diese ganze Gesetzgebung.*

Der Interviewer fokussiert seine Nachfrage noch einmal auf die Situation von Markus' erstem Gespräch bei der ARGE. Hierzu versucht er die Situation so gut wie möglich bildlich ins Gedächtnis zu rufen mit Worten wie „*Sie kamen da rein, da so in den Raum, da saß dann der Fallmanager/Fallmanagerin*“ gefolgt von der Frage, wie lange das Gespräch gedauert habe. Markus antwortet „*Viertel Stunde vielleicht*“, was der Interviewer wiederholt.

Das erste untypische Merkmal für ein Beratungsgespräch ist, dass Markus angibt, es sei „*nicht großartig geredet*“ worden. So seien lediglich Forderungen von Seiten des Fallmanagers – er muss männlich sein, da Markus „er“ benutzt – an ihn herangetragen worden. Hier bezieht sich Markus wieder lediglich auf seine „*Ersparnisse*“, die er „*offenbaren*“ müsse. Die Konsequenz von Nichtbefolgung dieser Forderungen sei, dass Markus dann weniger bis gar kein Geld bekomme. Die Aushandlungssituation vor Ort wurde also von Markus als ungleichgewichtig erlebt. Aufgrund der Existenzbedrohung befindet sich

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus tatsächlich in einem System der Fremdbestimmung. Hinzu kommt jedoch auch an dieser Stelle wieder ein Mangel an Informationen, der dafür sorgt, dass Markus sich nicht an diese Forderungen halten kann, er am Ende auch keine Leistungen erhält. Dies erklärt er auch hier erneut mit Betrugsstrukturen, so dass er nicht „*informiert*“ worden sei, wobei er von der personalisierten Ebene wieder zur gesamten Behördenebene kommt („*sie*“ haben nicht informiert).

So findet Markus nochmals zum dem Thema „Vermögensgrenze“ zurück. Es ist ihm ein großes Bedürfnis, hier ganz klar zu machen, dass ihn keine Schuld trifft, die Verantwortung für seine – wie er bereits in einem früheren Segment erwähnt hat – „schlimme Zeit“ nach dem ALG I – Bezug nicht bei ihm liegt, sondern er hier abermals betrogen und benachteiligt wurde. So erwähnt er als weitere Besonderheit im Zusammenhang mit der Antragsablehnung, dass er lediglich „*ein paar hundert Euro*“ über der Grenze gelegen habe, um ALG II beziehen zu dürfen. Zur weiteren Erläuterung fügt er an, dass er nicht „*100.000 Euro irgendwo hätte oder so*“. Hier wird ein Gerechtigkeitskontext aufgemacht, in dem Markus seiner Situation gegenüberstellt, was seiner Meinung nach (etwas übertrieben) berechtigter Weise zu einer Ablehnung des Antrages geführt hätte („*Ja, und das sieht klipp und klar.*“). In seinem Fall dagegen findet er die Ablehnung ungerechtfertigt.

Am Ende des Segmentes erwähnt Markus, dass sich sein Informationsdefizit im Zusammenhang mit seiner Antragsablehnung aufgelöst habe. Er habe jedoch „*erst vor ein paar Monaten erfahren*“, dass die Schonvermögenssumme mit dem Alter der/des KlientIn zusammenhänge. Dies habe er vorher nicht gewusst, obwohl er so lange mit dem „*Arbeitsamt*“ zusammenarbeite. Er stellt hier den Mangel an Informationen als Besonderheit heraus und gleichzeitig die Annahme, dass er durch seine langjährige Erfahrungen mit dieser staatlichen Institution einen besseren Einblick in die ihn betreffende Gesetzeslage haben müsste, als es in dieser Situation zum Vorschein kam. Dies würde darüber hinaus bedeuteten, dass Markus davon ausgeht, dass das „*Arbeitsamt*“ ausreichend und an die/den KlientIn angepasst informieren müsse. In dem genannten Fall mögen vielleicht die Informationen von Seiten der/des FallmanagerIn erwähnt worden sein, doch konnte Markus sie dann nicht adäquat aufnehmen. Für ihn ist es bei dieser Betrachtungsweise so, als sei er nicht informiert worden. Auch ist es möglich, dass sich für Markus viele Fragen stellten, denen er nicht nachging bzw. sie gar nicht erst stellte. Aus welchen Gründen kann leider nur vermutet werden, so vielleicht ein Gefühl der Stigmatisierung oder Angst vor der Offenbarung, dass er etwas nicht verstanden habe.



Interessant ist darüber hinaus, dass Markus erst „erst vor ein paar Monaten“ die Frage nach der Vermögensgrenze beantwortet bekam bzw. die Frage sich erst zu diesem Zeitpunkt für Markus selbst beantwortet hatte. Alle anderen Gespräche vorher zu diesem Thema – sollte es diese gegeben haben – fanden nicht den Draht zu Markus, so dass er mehrere Jahre mit dieser unbeantworteten Frage leben musste.

Die Ergebnissicherung übernimmt in diesem Segment der Interviewer durch eine Kommentierung, die zur nächsten Frage weiterleiten soll. Mit „Ist teilweise auch sehr verwirrend, diese ganze Gesetzgebung“ scheint er jedoch für Markus den Nagel auf den Kopf zu treffen, der diese Aussage überschnell bejaht. Markus fühlt sich verloren im bürokratischen Apparat und weiß nicht, an wen er sich hilfesuchend wenden kann.

### 34. Die richtige Art von Hilfe?

Seite 14, Zeile 12 – Seite 15, Zeile 34

I: *Ähm, was mich jetzt aber auch interessiert, ja und, ist halt: Sie sagten, jetzt im Projekt selber, bei Projekt A, wird Ihnen, oder hätten Sie mehr verlangt. Also haben Sie gesagt, was-was hätte noch passieren sollen. Ist es vielleicht, hat es sich über die Jahre geändert äh ist es jetzt anders? Was-was würden Sie, genau: Wie/was würden Sie sagen, was Sie äh für ne Hilfe bräuchten oder für ne Unterstützung bräuchten?*

E: *..(4).. ne Hilfe .. Ich würde mir wünschen, wenn ähm wenn zum Beispiel, wenn man jetzt da arbeitet und man kommt an ein Jobangebot.*

I: *Hmhm*

E: *Dass man da vielleicht so als Probezeit arbeiten tut. Wenn es nicht funktionieren sollte, dann gleich wieder in die Maßnahme zurückkommt.*

I: *Hmhm*

E: *Und das Problem ist äh, wenn man – das hab ich ja auch gehabt. Ich war ein bisschen krank zwischendurch. – kommt man schlecht wieder da rein, wo man war. Obwohl die Stellen dann sagen: „Ja, Sie können sofort kommen.“ Aber das Arbeitsamt, braucht sehr, sehr, sehr lange dafür.*

I: *Hmhm ... Ja.*

E: *Und das würde ich mir wünschen vielleicht, dass man die Möglichkeit hat, äh, wenn's ein Mo/ein paar Wo/ein paar Wochen sind, auszusetzen, da zu arbeiten. Und wenn es nicht funktioniert, gleich*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

wieder zurückkommt. Weil dann geht die ganze Rennerei wieder los: Verträge und alles Mögliche.

I: Ja.

E: Das ist halt der Fehler an sich.

I: Ja, ist das schon mal passiert?  
War das schon mal der Fall?

E: Äh, nein, das nicht, aber das wurde mir so gesagt. Also wenn ich jetzt was kriegen würde, würde auf Probezeit arbeiten, dann müsste ich wieder komplett neuen Vertrag bekommen.

I: Ja.

E: Das Gleiche habe ich hier gehabt, wo ich krank geschrieben war. Da war mein Vertrag zu Ende. Wo ich, ah ja gut, jetzt kann ich hier arbeiten. Bin hingegangen. Ja, 3 Monate hat's gedauert, bis ich wieder da war.

I: Hmhm

E: Obwohl ich sofort angerufen bei Projekt A und meiner Einsatzstelle im Wald: „Ja, wunderbar. Sie können sofort kommen.“ Ja, da war das Arbeitsamt noch dahinter.

I: Hmhm

E: An das hat's gehangen.

I: Ah, ja.

E: Die haben zu langsam, die Mühlen! Also die haben Versicherungsnummer erst ähäh vergessen und dann/dann ist es hin und her. Also immer war/hat irgendwas gefehlt.

I: Hmhm

E: Also ich war mindestens 10-mal beim Arbeitsamt, bis ich wieder im Projekt A war.

I: Also die Bürokratie jetzt dann auch, ne?

E: Ja, Ja

...

I: Also die, die Ihnen da so ein paar Knüppel zwischen die Beine wirft.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Das folgende Segment beginnt damit, dass der Interviewer eine lange Herleitung für seine nächste Frage benutzt, die etwas unstrukturiert wirkt und Markus scheinbar verunsichert. Aufhänger bildet Markus' Aussage darüber, dass er im Projekt A „mehr verlangt“ habe oder – wie er es in 4/1f formuliert – dass er erkannt habe, dass „das Projekt A nicht viel für die Arbeiter tut“. Das Interesse liegt dabei auf der Tatsache, ob Markus damit einen eigenen Anspruch an eine bestimmte Art von Hilfe impliziert. Diese soll Markus definieren. Dabei unterteilt der Interviewer die Nachfrage während der Herleitung in mehrere Detailfragen mit verschiedenen Annahmen, wie z.B. ob das Projekt „sich über die Jahre geändert“ habe. Die endgültige Frage möchte von Markus wissen, ob er sich eine bestimmte Art von Hilfe und Unterstützung wünsche.

Markus reagiert mit einer Denkpause, die vier Sekunden anhält. Daraufhin wiederholt Markus das Wort „Hilfe“, was man als Anzeichen einer kurzen Konzentrationsphase werten könnte. Die Antwort formuliert er als Wunsch: Er wünsche sich die Möglichkeit für Probezeiten während der Maßnahme bei Projekt A, so dass er Jobangebote, die eine Probearbeit anbieten, annehmen könne und bei einem Scheitern der Probearbeit ohne bürokratischen Aufwand wieder zu seiner Arbeit bei Projekt A wechseln könne. Hieran wird Markus' Bedürfnis nach Sicherheit deutlich, was möglicherweise durch die Zeit der Unsicherheit während der Arbeitslosigkeit wenigstens verstärkt, wenn nicht sogar ausgelöst wurde.

Markus beschreibt etwas undeutlich anhand einer kurzen Belegerzählung, dass er nach einer längeren Krankheit Probleme hatte wieder in seine Maßnahme zu kommen. Dafür macht er die Institution „Arbeitsamt“ verantwortlich, wiederum unpersonalisiert, das „sehr, sehr, sehr lange“ brauche, auch wenn die „Stellen“ sagen, dass man „sofort kommen“ solle. Obwohl die „Stellen“ ebenso unpersonalisiert bleiben wie das Arbeitsamt, so erscheinen sie durch die Anwendung von direkter Rede etwas menschlicher als die starr wirkenden Institutionen, die innerhalb der Ausdrucksweise von Markus wie Mauern vor der möglichen Tätigkeit von Markus stehen. Somit würde das „Arbeitsamt“ seinem eigentlichen Zweck zuwider laufen. Wenn man der Argumentation von Markus folgt, so sieht man, dass er sich nach einer Absicherung von Übergängen sehnt, welche ihn nicht in eine Beschäftigungslosigkeit fallen lässt und keinen bürokratischen Aufwand nach sich zieht.

Im folgenden Absatz wiederholt Markus seinen Wunsch nach einer Möglichkeit zur Probezeit innerhalb des Projektes A erneut. Er verwendet dabei den Begriff „aussetzen“, welcher auf die Teilnahme an Projekt A abzielt. Für ihn ist diese Teilnahme zu der o.g. Absicherung geworden, solange der Einstieg in eine andere Beschäftigung nicht gelingen mag – und durch die bereits lange Laufzeit wurde sie zum Alltag. Das Bedürfnis nach Sicherheit kommt auch

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

in dem Begriff „nicht funktionieren“ – ein sehr technischer Ausdruck – zur Sprache, genauso wie bei „gleich wieder zurückkommt“. Diesmal fügt Markus statt einer Belegerzählung eine weitere Begründung an: die „*Rennerei*“ gehe ansonsten wieder los wegen der „*Verträge und alles Mögliche*“. Hier wird auf den bürokratischen Aufwand abgezielt, den ein Ende der Projektzeit und eine darauf folgende Wiederaufnahme hätten. Möglicherweise gehen auch diese Befürchtungen auf die Zeit ohne Bezüge zurück, in der Markus massiv mit der Bürokratie aneinander geraten ist – und sich sehr wahrscheinlich bis heute eine Skepsis behalten hat.

Der Interviewer signalisiert mit einem „Ja.“ seine Zustimmung, worauf Markus im Sinne einer Ergebnissicherung das hohe Bürokratie-Aufkommen und die damit verbundenen Wartezeiten und Zeiten der Unsicherheit als „*Fehler an sich*“ bezeichnet. Doch anstatt das Segment hier enden zu lassen, setzt der Interviewer eine Zwischenfrage an, die sich auf den konkreten Erfahrungshintergrund von Markus bezieht. Er will mit „*ist das schon mal passiert*“ wissen, ob Markus schon einmal wegen einer Probearbeit seine Maßnahme verlassen musste und dann nach dem Scheitern dieser Arbeit aus bürokratischen Gründen nicht gleich wieder zurück in die Maßnahme fand. Nach den bisherigen Ausführungen und dem formulierten Wunsch nach, würde man ein „ja“ als Antwort erwarten, jedoch verneint Markus überraschenderweise die Nachfrage. Es sei ihm allerdings „*so gesagt*“ worden, dass er durch eine Probearbeit die Maßnahme bei Projekt A beendet sei und er einen „*komplett neuen Vertrag bekommen*“ müsse, wenn er wieder zurück will. Aus dem Vorgang „komplett neuer Vertrag“ folgert Markus sicherlich, dass eine „*Rennerei*“ daraus hervor gehe, die er bereits vorher in diesem Zusammenhang erwähnt hatte. Zudem bringt er diesen Vorgang mit anderen Erfahrungen in Verbindung, die er innerhalb einer weiteren Belegerzählung darlegt. So lief sein Vertrag bei Projekt A während einer Krankheitszeit aus. Nachdem er diese Krankheit auskuriert hatte, wollte er in die Beschäftigung innerhalb des Projektes zurück. So meldete er sich bei der Leitung von Projekt A und auch bei seiner Einsatzstelle (Forstrevier A) zurück, die ihm beide in Aussicht stellten, gleich wieder anfangen zu können. Doch leider musste Markus drei Monate warten, bis er wieder in Projekt A aufgenommen werden konnte. Verantwortlich hierfür („*An das hat's gehangen*“) macht Markus das „*Arbeitsamt*“, das „*noch dahinter*“ stand. Die Erklärungstheorie für diese Anschuldigung greift Markus innerhalb der Metapher auf, dass Amtsmühlen langsam mahlen („*Die sind zu langsam, die Mühlen!*“). Begründet wird diese Theorie mit Vorfällen, dass seine „*Versicherungsnummer*“ vergessen worden sei, was den Prozess der Wiedereingliederung in Projekt A stark verzögerte. Es habe immer „*irgendwas gefehlt*“. Dieser Umstand führt am Ende dazu, dass

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus „*mindestens 10-mal beim Arbeitsamt*“ war, bis er wieder in Projekt A aufgenommen werden konnte. Auch dies stellt wiederum eine Ergebnissicherung dar. Verstärkt wird diese Sicherung durch die Nachfrage des Interviewers, der die Aussage von Markus versucht noch einmal auf den Punkt zu bringen und nennt die „*Bürokratie*“ als hindernden Faktor. Dies wird von Markus durch zwei kurze „*Ja*“ bestätigt.

Das ganze Segment enthält, wie an den Ergebnissicherungen klar wurde, zwei Subsegmente: Das erste in 14/30 beginnend bis 14/46 mit der Ergebnissicherung „*Das ist halt der Fehler an sich.*“ und das zweite von 15/3 bis 15/26 mit der Ergebnissicherung „*Also ich war mindestens 10-mal beim Arbeitsamt, bis ich wieder im Projekt A war.*“. Diese Subsegmente sind durch den Kontext und den immer wieder eingeschobenen Wunsch vom Anfang des Segmentes verbunden, ebenso durch die Nachfragen des Interviewers.

Festzuhalten ist, dass sich Markus' negative Erfahrungen zu seiner stark Bürokratie-skeptischen Meinung verdichteten und am Ende dazu führen, dass er seinen Appell an ein besseres Hilfesystem nicht komplett auf dem eigenen Erfahrungshintergrund aufbaut, sondern auf einer Konstruktion aus Hörensagen, verwandten Problematiken und damit zusammenhängenden Erfahrungen beruht.

Klar zu erkennen ist Markus' Bedürfnis im beruflichen Bereich eine Art Sicherheitsnetz zu haben, das ihn im Falle eines Scheiterns wieder auffängt. Vermutet werden kann, dass Markus Hemmungen vor einem neuen Schritt Richtung erster Arbeitsmarkt haben wird, solange ein solches Netz nicht existent ist. Sein Appell an Projekt A kann so gedeutet werden, dass er die Beschäftigung in diesem Projekt gerne als Sicherung nutzen möchte, dafür allerdings die systematischen Voraussetzungen nicht gegeben sind.

### **35. Ungerechtigkeit während der Arbeit in Projekt A – Entlohnung und berufliche Stellung**

**Seite 15, Zeile 35 – Seite 16, Zeile 14**

E: *Vielleicht dann auch äh über die Gesellschaft generell könnte ich sagen, also sie ist ..ähm.. würde ich sagen ein bisschen niedrig. Also ich meine, ich arbeite da oben praktisch für 4 Mann manchmal.*

I: *Hmhm*

E: *Dass dann nicht irgendwie, gut wir sind froh. Wir sind im Wald sind wir selbstständig. Also gut ab und zu mit dem Forstwirtschaftler oder dem Förster halten wie rum. Aber dass der nicht irgendwie ähäh, gut ich bin zum Beispiel ein Anführer sozusagen Chef, dass dann ein bisschen mehr dann abfällt.*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

I: *Hmhm*

E: *Weil ich ja auch mehr Verantwortung habe. Also ich kriege die Anrufe von oben: „So und so muss es sein.“ Oder ich kriege die Aufträge. Und ich muss dann immer für 4 Mann mitdenken.*

I: *Hmhm*

E: *Und wenn das so ist - ich meine, ich habe kein Problem damit – dass aber dann irgendwie ne Regelung ist, dass man sagt: „Ok, der macht mehr. Der wird entweder .. so ne Art Festanstellung irgendwas rausspringt, oder halt mehr Vergütung.*

I: *Hmhm*

E: *Dass das mit Arbeitsamt abgesprochen wurde: Gut, der hat ein bisschen höhere Position, mehr abfällt. Ne?*

I: *Ja.*

Markus wechselt ohne auf die Nachfrage des Interviewers (s. vorheriges Segment) zu antworten zum Thema „Gesellschaft“, welches durch eine Attribution eingeleitet wird. Er bezeichnet die Gesellschaft „generell“ als „ein bisschen niedrig“. Was er mit dieser Bezeichnung genau meint, ist auf den ersten Blick etwas schwer zu deuten. Das Bild einer – wie er sagt – „zu niedrigen Gesellschaft“ birgt einige interpretative Hürden, sollte „Gesellschaft“ im Sinne von „Öffentlichkeit“ verstanden werden. Näher am Kontext (in Beziehung mit Projekt A) läge die Deutung, dass mit „Gesellschaft“ der Träger des Projektes A (eine gGmbH) gemeint sein könnte. Dennoch scheint auch hier die gewählte Attribuierung nicht zu passen. Womöglich wird dies auch Markus bewusst, weswegen er gleich in eine Argumentationsstruktur wechselt, in der er durch eingeschobene Belege versucht seine Aussage nicht nur zu beweisen, sondern damit auch erklären will, was er genau meint.

Er arbeite „da oben praktisch für 4 Mann“. Hiermit ist seine Beschäftigung über das Projekt A in Forstrevier A gemeint. Er hebt mit dieser Wortwahl seine Arbeitsleistung weit über die eines „normalen“ Arbeiters, wobei er mit dieser Übertreibung mit Sicherheit lediglich einen größeren Kontrast zu den anderen MitarbeiterInnen in der Einsatzstelle setzen möchte. Gleichzeitig möchte er sich natürlich auch als Leistungsträger darstellen.

Markus will zur Aussage in 15/44 gelangen, dass „mehr dann“ abfallen sollte, womit eine Vernetzung von unterschiedlichen Aspekten gemeint sein könnte, die eine Verbesserung seines beruflichen wie auch sozialen Status bewirken wie auch anzeigen, wie u.a. ein höherer Lohn. Den ersten Ansatz auf dem Weg zu dieser Aussage „Dass dann nicht irgendwie“ muss

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus durch eine kleine Zwischenerläuterung unterbrechen, um seine Beschäftigung auch nach einer kritischen Bemerkung in ein positives Licht zu stellen. Er erwähnt deswegen, dass die erlebte Selbstständigkeit bei der Arbeit im Forstrevier A durch die MitarbeiterInnen sehr positiv eingeschätzt wird. Der folgende Satz ist von der Wortwahl her sehr undeutlich, kann aber im Kontext so gedeutet werden, dass die erwähnte Selbstständigkeit – für Markus als normal empfunden – bei der Aufgabenzuteilung durch den/die FörsterIn endet. Er versucht daraufhin einen weiteren Ansatz, um seine Aussage zu tätigen, kommt jedoch erneut ins Stocken und fügt eine weiteren Erläuterungsbeleg ein: Er sei „zum Beispiel ein Anführer sozusagen Chef“. Dieser Status in Verbindung mit den davor liegenden Zwischenbemerkungen bringt ihn zu der Anspruchshaltung, dass „mehr für ihn abfallen“ solle.

Diese Anspruchshaltung begründet Markus auch in den folgenden Zeilen 15/48ff. So schildert er, dass er die Aufgaben von seiner/m Vorgesetzten bekommt und dann entsprechend an die anderen MitarbeiterInnen verteilt, dadurch mehr Verantwortung habe und für vier Leute (vermutlich die Zahl seiner MitarbeiterInnen) mitdenken müsse. Wiederum erwähnt er seine MitarbeiterInnen als hierarchisch unter ihm stehend, diesmal nicht in ihrer Arbeitsleistung, sondern in ihrer mangelhaften Eigenständigkeit.

Somit hat Markus in seiner Einsatzstelle quasi den Status eines Vorarbeiters, welchen er allerdings nicht in seinem Arbeitskontext repräsentiert sieht, denn rechtlich (und auf von der „Entlohnung“ her) ist Markus ein normaler Teilnehmer des Projektes A. Hier passt Markus‘ eigenes Bild von der Arbeitsleistung nicht zu der Repräsentation innerhalb seiner Umgebung und nicht zu den ihn bewertenden Akteuren und Institutionen, wobei er als Maßstab in erster Linie seine monetäre Entlohnung wählt. Es ist offensichtlich, dass er diesen Umstand als sehr ungerecht ansieht.

Genau diesen Punkt führt Markus auch in den folgenden Zeilen 16/3ff noch einmal näher aus und nennt nochmal den Maßstab, was für ihn gerecht wäre: „so ne Art Festanstellung [...] oder halt mehr Vergütung“. Somit bezeichnet er den aktuellen Zustand als ungerecht, räumt jedoch (mehrmals) ein, dass er damit „kein Problem“ habe.

Und Markus erwähnt darauf folgend ebenso die Methode, die nach seiner Meinung den genannten Umstand gerechter gestalten könnte: „Dass das mit Arbeitsamt abgesprochen“ wird, dass ihm eine Festanstellung bzw. ein höherer Lohn zustehe. An diesem Punkt lässt sich Markus‘ Ansicht von Institutionen und hier natürlich der ARGE erkennen, sowie wem Markus Entscheidungs- und Aushandlungskompetenz und –macht zurechnet; in diesem Fall

recht eindeutig der ARGE und den MitarbeiterInnen von Projekt A bzw. vielleicht sogar den MitarbeiterInnen im Forstrevier A.

Markus wiederholt den Begriff des „mehr Abfallens“ im Zusammen mit dem Anspruch auf eine „höhere Position“ als Ergebnissicherung. Die minimale Nachfrage „Ne?“ soll den Interviewer auffordern ein Zeichen zu signalisieren, ob die sehr verschachtelte Aussage auf Verständnis gestoßen ist. Der Interviewer bestätigt dies mit einem „Ja.“.

Nun ist am Ende des Segmentes auch klarer, was mit dem Begriff einer „zu niedrigen Gesellschaft“ gemeint war: Setzt man den Träger des Projektes A an dieser Stelle ein, so zeigt sich, dass Markus hier bereits Kritik an seiner aktuellen Position als Projektteilnehmer üben will, wofür er den Projektträger verantwortlich macht (sowie alle weiteren angeschlossenen Institutionen).

### 36. Ungerechtigkeit während der Arbeit in Projekt A – Fahrtkosten

Seite 16, Zeile 15 – Seite 17, Zeile 36

E: *Und dann äh wegen dem, ich bin ja Fahrer, ja, und äh, ich bekomme zwar das Geld, aber das Projekt A hat damals auch Mist gebaut. Haben mir falsche Abrechnungen gegeben von Fahrtkosten her, wo sie wissen, dass sie einen Fehler gemacht haben. Rücken das aber nicht mehr raus. ..(3)..*

I: *Hmhm*

E: *Vielleicht wissen Sie es, ich weiß nicht. Ok, ok*

I: *Nein, nein, ich weiß da nix von!*

E: *(kurzes Lachen, dann Husten) Und zwar ähm, ich habe ausbezahlt bekommen ne Fahrkarte von äh, wie war das noch mal genau? Von F-Stadt über G-Stadt nach Forstrevier A.*

I: *Hmhm*

E: *Die hat, was das damals gekostet? Äh, ich weiß gar nicht mehr Monat-, ich glaube das waren so 90 Euro. Ich bin mir gar nicht mehr sicher. Auf jeden Fall, ähm, waren das .. da hab ich dann noch, weil ich extra Kilo/ne halt, stopp, na/nach H-Stadt war das, von F-Stadt nach H-Stadt. Die hat dann so und so viel gekostet. Ich weiß nicht genau den Preis mehr. Und die haben genau das Gleiche berechnet bis nach Forstrevier A, obwohl es weiter wäre.*

I: *Hmhm*



III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Dann haben sie gesagt: „Gut, dann schreiben Sie die paar Kilometer extra auf.“ Und es waren nicht viel, 12-13 Kilometer. Da hab ich die immer so aufgeschrieben, habe mein Geld bekommen. Und als ich, der Vertrag zu Ende war, als ich dann ausgesetzt war und ein anderer gefahren ist, hat der auf je/ auf jeden Fall die Fahrkarte bis nach G-Stadt bekommen und die Kilometer, die er dann extra gefahren ist – das waren über 50 Kilometer – extra aufschreiben können. Und das hat sich so ausgewirkt, dass fast Doppelte, dreimal soviel Geld war,*

I: *Hmhm*

E: *was ich bekommen habe. .. Und dann habe ich mal nachgefragt, und die haben gesagt: „Ja, das war ein Fehler.“ Jetzt bin ich aber schon ein ganzes Jahr da gefahren, und mir sind auch Kosten entstanden.*

I: *Hmhm*

E: *Mit dem Privatauto, ich hab Reparaturen gehabt, alles. Aber da haben sie: „Na“ – so wie bei der Lehre damals – „Haste Pech gehabt.“*

I: *Hmhm*

E: *Bin ich zum Arbeitsamt gegangen, da sagen die: „Sie müssen zahlen. Das ist Ihre Pflicht.“ Ja, sagen auch: „Haste Pech gehabt.“*

I: *Hmhm*

E: *So bin ich auf den Kosten halt sitzen geblieben.*

I: *Hmhm, das heißt: Derjenige hat mehr bekommen als Sie. So, umgekehrt war's. ... Ah, ja.*

E: *Genau, ... genau, viel mehr, viel mehr. Das hat sich äh, ja äh/fast das Doppelte. Hat sich ausgewirkt. Und das war zum Schluss der richtige Satz, der er bezahlt bekommen hat.*

I: *Hmhm*

E: *Aber solange ich da ge/äh/gearbeitet habe, hat mir niemand gesagt, dass das falsch wäre. Ich konnt's ja nicht wissen, ne, ich konnt's nicht wissen. ..(3).. (leichtes Lachen)*

I: *Nein ...(4).. Ähm ..(3)..*

Die vorangegangene Erzählung und die Konstruktion der Aussage des letzten Segmentes bringen Markus dazu eine nächste Geschichte / Erzählung einzuleiten. Beide Segmente sind

durch die zentrale Kategorie „Gerechtigkeit“ bzw. „erfahrene Ungerechtigkeit“ miteinander verbunden.

Markus erläutert, dass er „*Fahrer*“ sei. Dies deutet darauf hin, dass er eine bestimmte Fahrtätigkeit innerhalb seiner Beschäftigung bei Projekt A ausübt. Dass er dafür quasi entlohnt wird – Markus sagt, dass er dafür „*Geld*“ bekomme – kann nur bedeuten, dass diese Tätigkeit im Rahmen der Arbeitsgelegenheit entweder zusätzlich anfällt oder er dadurch einen besonderen Aufwand zu leisten hat. Im folgenden Kontext wird klar, dass es sich hierbei um einen Fahrtkostenausgleich vom Heimatort zum Beschäftigungsort handeln muss. Zusätzlich kann aus dem Wort „*Fahrer*“ geschlossen werden, dass Markus mit seinem „*Privatauto*“ anreist und nicht den öffentlichen Nahverkehr nutzt, was er in 17/10 bestätigt.

Im Anschluss an diese kurze Einleitung fährt Markus mit einer Aussage fort, die den Grundtenor des Segmentes und damit auch das genannte Thema „Gerechtigkeit“ prägt: Das Projekt A bzw. dessen MitarbeiterInnen haben „*Mist gebaut*“, denn sie hätten Markus „*falsche Abrechnungen gegeben*“ und wüssten zudem, dass sie „*einen Fehler gemacht*“ hätten. Hierbei handelt es sich wiederum sehr deutlich um eine starke Unrechtserfahrung zu Markus' Ungunsten; eine ungerechte Situation, die Markus auszugleichen versucht, jedoch an den ProjektmitarbeiterInnen scheitert, die Gelder, die Markus zuzustehen scheinen, „*nicht mehr raus*“ rücken wollen. So besteht die Ungerechtigkeit – wie bereits in anderem Kontext erwähnt, z.B. bei der fehlgeschlagenen Auszahlung von ALG II oder auch in der Schule bzgl. der Klassenzusammensetzung – besonders darin, dass Markus sich als handlungsunfähig den Umständen gegenüber empfindet.

Bevor er in seiner Erzählung fortfährt, fragt Markus bei dem Interviewer an, ob er von diesem Vorfall wisse. Markus nimmt damit an, dass der Interviewer die entsprechenden Einblicke in das Projekt A besitzt, und geht ebenso davon aus, dass er diese Geschichte bereits kennt<sup>9</sup>. Der Interviewer verneint dies jedoch, so dass Markus mit seiner Erzählung fortfährt. Das kurze Lachen als emotionale Äußerung oder auch Entladung tritt an dieser Stelle wieder in eine kurze Gesprächslücke herein und besitzt vermutlich keine besondere Bedeutung. Wenn, dann kann man es so deuten, dass Markus eine gewisse Unsicherheit bezüglich des gleichen Wissensstandes zwischen ihm und dem Interviewer im Hinblick auf die von ihm begonnene Geschichte hat. Die Klärung dieser Unsicherheit führt dann bei Markus zu einer gewissen Erleichterung, die sich u.a. in dem kurzen Lachen zeigt.

So steigt er in die Details seiner Geschichte ein: Grundsätzlich geht es darum, dass Markus wie bereits zu Beginn des Segmentes erwähnt die Fahrtkosten mit seinem Auto, die ihm von

---

<sup>9</sup> zur Rolle des Interviewers vgl. Kap. II.3

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

seinem Heimatort bis zu seinem Tätigkeitsort entstehen, durch das Projekt A ausgezahlt bekommt. Die Zahlung richtet sich nach den Kosten des öffentlichen Nahverkehrs, d.h. er bekommt den Preis einer Fahrkarte für diese Strecke ausgezahlt. Markus spricht von „so 90 Euro“, kurz darauf von „so und so viel“, was eine gewisse Unsicherheit bezüglich des tatsächlichen Betrags erkennen lässt. Da sich sein Tätigkeitsort und somit seine Anfahrsstrecke während seiner Beschäftigungszeit geändert hat, änderten sich auch die ihm zustehenden Fahrtkosten. Anstatt jedoch eine neue Berechnung der Fahrtkosten auf Grundlage der Fahrkarte von F-Stadt über G-Stadt nach Forstrevier A vorzunehmen, wurden Markus die gleichen Fahrtkosten wie vorher ausgezahlt. Der Grund hierfür bleibt verborgen; so könnte es sich um ein Versäumnis des Personals von Projekt A handeln oder aber, dass sich aufgrund eines Zonensystems im öffentlichen Nahverkehrs nichts an den Fahrtkosten geändert hätte. Fakt ist, dass es eine Absprache zwischen dem Projekt und Markus gegeben hatte: Da die neue Strecke um „12-13 Kilometer“ länger sei, könne er „die paar Kilometer extra auf[schreiben]“. Somit bekam Markus also zusätzlich zu den Kosten der Fahrkarte eine weitere Fahrkostenzahlung, die sich dann vermutlich nach einer Kilometerpauschale gerichtet hat. Auch hier können die Gründe für eine solche Regelung aus dem Kontext nur rudimentär geschlossen werden. Eine Vermutung ist, dass Markus die Einsatzstelle (Forstrevier A) mit den öffentlichen Verkehrsmitteln gar nicht komplett hätte erreichen können, so dass ein letzter Restweg irgendwie hätte überbrückt werden müssen. Somit hätten ebenso die Kosten einer Fahrkarte des öffentlichen Nahverkehrs nicht den vollen Fahrweg repräsentiert. Für die Vermutung spricht, dass ein anderer Teilnehmer, wie Markus erzählt, ebenfalls das Geld für eine Fahrkarte und zusätzliches Geld für einige Restkilometer bekommen habe.

Zu einer durch Markus empfundenen Unrechtsbehandlung und damit einem Konflikt mit Projekt A kam es allerdings nicht während seiner Tätigkeit, sondern erst, als Markus' Vertrag in der Maßnahme „Projekt A“ auslief, ein anderer Teilnehmer Markus Tätigkeit in Forstrevier A angenommen und dieser am Ende „fast [das] Doppelte, dreimal soviel Geld“ als Fahrtkostenerstattung bekommen habe. Hier schneidet Markus also im direkten Vergleich der Auszahlungen schlechter ab, was die Grundlage der Unrechtsempfindung bildet. Wie bereits erwähnt bleibt die Berechnung der Fahrtkosten selbst in beiden Fällen im Unklaren, so beispielsweise auch die Antwort auf die Frage, warum Markus lediglich zwölf bis dreizehn Kilometer zusätzlich anrechnen konnte, der andere Teilnehmer jedoch 50 Kilometer. Fakt ist, dass Markus bei den MitarbeiterInnen des Projektes A nachgehakt hat und diese ihm dann einen „Fehler“ eingestanden haben. Damit ist für Markus jedoch kein gerechter Ausgleich erreicht, sondern er verlangt eine Nachzahlung der Differenz zwischen dem „richtigen“ und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

dem ihm ausgezahlten Betrag. Als Begründung gibt er an, dass ihm innerhalb des gesamten Jahres, in dem er gefahren ist, u.a. durch „Reparaturen“ Kosten entstanden seien. Als er diesen Anspruch gegenüber dem Projekt-Personal artikuliert, wird dieser Anspruch jedoch abgewiesen. Er bringt dieses Ereignis in direkte Verbindung zu seiner Lehrzeit in 5/43ff, indem er die gleiche Formulierung wählt („*Haste Pech gehabt.*“) und die Erwähnung der „*Lehre*“ dieser Formulierung voranstellt. Er wählt zudem beinahe den gleichen Argumentationsstil wie in 5/43ff, so dass er zwei Akteure als Belegerzählung aufzählt, die die wortgleiche Aussage tätigen, um zu seiner Ergebnissicherung zu gelangen. Ferner will Markus damit aufzeigen, dass er Handlungsmöglichkeiten ergreift, die seiner Meinung nach erfolgversprechend sind, diese jedoch nicht ausreichen, um das Problem bzw. den Konflikt zu bewältigen.

Der zweite Akteur neben den Projekt-MitarbeiterInnen ist das „*Arbeitsamt*“, dem er den gleichen Spruch „*Haste Pech gehabt.*“ in den Mund legt. Hält man an der Verbindung zu dem früheren Segment fest, so kommt auch das Thema „Mangel an AnsprechpartnerInnen“ zum Vorschein, was Markus quasi zwischen den Zeilen anspricht. Die Klärung der Fahrtkostenfrage ist also wieder eine Situation, die er alleine nicht zu bewältigen vermag; eine Situation, in der er unterschwellig den Anspruch an eine professionelle Hilfe formuliert.

Die Ergebnissicherung in diesem Segment zeigt sich in der Aussage „*So bin ich auf den Kosten halt sitzen geblieben.*“. Mit diesen „*Kosten*“ sind wahrscheinlich die Betriebskosten für sein Privatauto gemeint, die Markus nicht in seiner Fahrtkostenleistung repräsentiert sah. Angenommen werden kann zudem, dass es zu der erwähnten Thematik „Reparatur“ ein den Konflikt verstärkendes Ereignis gab, das zu dem eben genannten Schluss „auf den Kosten sitzen geblieben“ geführt hat. Vielleicht hat Markus eine Reparatur an seinem Auto durchführen lassen müssen, die kostenintensiv war und die für ihn aufgrund der prekären finanziellen Lage eine stärkere Belastung darstellte und damit Markus' Einschätzung zur Gerechtigkeit im Vergleich zu den besseren Zahlungen an den anderen Teilnehmer stark beeinflusste. In diesem Zusammenhang ist es aus dem Kontext heraus vorstellbar, dass Markus bei den genannten Institutionen – Projekt A und Arbeitsamt bzw. ARGE – um einen Vorschuss oder die Zahlung der Reparaturkosten gebeten hat, dieser Wunsch jedoch nicht erfüllt wurde. Dies wäre auch eine Erklärung für Markus' Formulierung, die er dem „*Arbeitsamt*“ in den Mund legt: „*Sie müssen zahlen. Das ist Ihre Pflicht.*“.

Der Interviewer stellt kurz vor dem Ende des Segmentes eine Verständnisanfrage und stellt dadurch wie auch durch die bejahende Beantwortung von Markus die Sinnerschließung der Erzählung für sich richtig. Unklar war für den Interviewer durch eine missverständliche

Formulierung in 17/1, ob Markus oder der andere Teilnehmer durch die unklare Fahrtkostenregelung besser gestellt war. Markus greift somit seine Aussage wieder auf, dass der andere Teilnehmer „, viel mehr, viel mehr. [...] äh/fast das Doppelte“ bekommen habe, dass das jedoch „zum Schluss der richtige Satz [war], der er bezahlt bekommen hat“. Dies verstärkt natürlich die Unrechtsempfindung bei Markus, gegen die er sich nicht zu wehren weiß: Ihm wurde ein falscher Betrag ausbezahlt, der seine Unkosten nicht ganz zu decken vermochte, diese fehlerhafte Erstattungszahlung jedoch im Nachhinein nicht mehr ausgeglichen werden kann.

Am Ende zählt Markus einen der Gründe für das Dilemma auf, den er bereits in früheren Segmenten (z.B. 13/40ff) anspricht: Fehlende Information habe zu der problematischen Situation geführt. Niemand habe ihm „gesagt, dass das falsch wäre“. Mit dieser Aussage wirft Markus die Frage nach Schuld auf, die er klar von sich weist, da er seiner Meinung nach „nicht wissen“ konnte, dass er falsche Zahlungen bekommen habe.

Wie bereits in anderen Situationen, wobei v.a. die Ausbildungszeit zu nennen ist, steht Markus hier einem System gegenüber, das er als ungerecht empfindet, so dass er sich betrogen fühlt. Jedoch hat die Ungerechtigkeit an dieser Stelle nicht die existenzielle Bedeutung wie beispielsweise in der Ausbildungszeit. Zwar kennzeichnet er hier ebenso seine Handlungsunfähigkeit und den Mangel an Unterstützung bei der Durchsetzung seiner Rechte, doch besteht ein qualitativer Unterschied im biographischen Bezug. In direkter Beziehung steht die Unrechtsempfindung mit dem davorliegenden Segment, in dem Markus Anerkennung seiner beruflichen Stellung sowie die damit zusammenhängenden Umstände kritisiert. Allerdings nimmt Markus im Vergleich zu der Situation während der Ausbildung eine positive Umdeutung seiner beruflichen Stellung an sich vor, indem er bei der Beschäftigung im Forstrevier A nicht der „Auszubildende aus Region A“ ist, der viele Unfälle hatte, sondern nun der „Anführer“ und „Chef“. So wird zwar der institutionelle Rahmen als fremdbestimmt und ungerecht empfunden, in der Arbeitssituation selbst ist Markus jedoch handlungsfähig und gibt sogar den Rahmen für seine MitarbeiterInnen vor, denen er Anweisungen gibt.

### **37. das Hobby „Musik“**

**Seite 17, Zeile 36 – Seite 18, Zeile 25**

I:  
*schon fast am Ende, kann man fast sagen.*

*An/also wir sind*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

- E: *Schon?* (leichtes Lachen)
- I: *Sie haben schon sehr viele, joa, paar Dinge abgeklappert, ja ...*
- E: *Hobbies vielleicht noch ein bisschen* (kurzes leichtes Lachen)
- I: *Ja, gerne!*
- E: *Ja, gut, ich frag ja nur* (leichtes Auflachen) *Hobby ist eigentlich Musik.*
- I: *Ja.*
- E: *Groß! DJ und so weiter!*
- I: *Aha!*
- E: *Das wäre eigentlich auch ein äh Traum von mir gewesen: entweder als gut, als ganz groß/wenn man's ganz groß bezeichnet: Musikproduzent, mal ganz groß gesagt, in der Branche. Weil ich eigentlich, ich denke mir nach 14 Jahren, wo das jetzt schon mache tue, bin ich qualifiziert mich mit dieser Musik in Verbindung zu setzen.*
- I: *Hmhm*
- E: *Ich mache auch selber Musik ein bisschen, und ja, das ist also mein größtes Hobby.* (kurzes Auflachen)
- I: *Wie lange machen Sie das schon?*
- E: *14 Jahre!*
- I: *14 Jahre ...*
- E: *Also mit 13 habe ich angefangen.*

Das Segment wird durch die Feststellung des Interviewers eingeleitet, dass für ihn nun das Interview zu Ende sei. Er möchte nun ein paar abschließende Worte verlieren, obwohl die Formulierung „*schon fast*“ auf wenigstens eine letzte Frage hindeutet. Markus reagiert darauf mit der verwunderten Nachfrage bzw. dem Ausruf „*Schon?*“, wobei nicht genau klar ist, ob dies ironisch gemeint sein könnte. Auf alle Fälle schließt er ein kurzes Lachen an, wie es bereits aus dem restlichen Interview bekannt ist.

Daraufhin setzt der Interviewer zu einer kurzen Erklärung an, die augenscheinlich zu den o.g. abschließenden Worten führen sollen, und erwähnt, dass einige Themen bereits

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

„abgekläppert“ worden seien. Überraschend macht Markus darauf einen neuen Themenvorschlag: „*Hobbys vielleicht noch ein bisschen?*“. Dieser ist wie die auf den Ausruf des Interviewers „*Ja gerne!*“ folgende Aussage durch ein kurzes Auflachen begleitet. Die freundliche Reaktion von Markus zusammen mit diesem eingeschobenen Lachen zeigt, dass die Gesprächsatmosphäre an dieser Stelle sehr offen zu sein scheint.

Markus möchte also noch Einzelheiten zu dem Thema „Hobbys“ ergänzen. Dies ist ihm scheinbar ein großes Anliegen, und er bemisst dem Thema durch seine eigenständige Nennung (obwohl er das Interview jetzt auch hätte beenden können) eine besondere Bedeutung zu. Möglicherweise ist seine Gesamtbiographie für ihn an diesem Punkt nicht mehr vollständig darstellbar ohne das Thema Hobbys ergänzt zu haben.

Gleich in der ersten Erwähnung schränkt Markus das Thema auf den Bereich „*Musik*“ ein, kennzeichnet diesen Bereich als seine Hauptfreizeitbeschäftigung und gibt ihm mit dem Adjektiv „*Groß!*“ zusätzliche Bedeutsamkeit. „*DJ und so weiter!*“ erweckt beim Zuhörer den Eindruck, dass bei dem Hobby auch berufsbiographische Ansatzpunkte beinhaltet sein könnten, sollte Markus beispielsweise am Wochenende in einer Diskothek auflegen. Ebenso ist durch den Begriff „*DJ*“ eine gewisse Passivität bzgl. der Musik erkennbar. Als DJ spielt man nicht selbst ein Instrument, sondern legt „nur“ Platten auf und beschränkt sich dabei auf das Hören (wobei natürlich auch das Mixen und Zusammenschneiden von Musik nicht ausgeblendet werden sollen).

Markus ist der berufliche Bezug bewusst, weswegen er anschließt, dass sein Berufswunsch „*Musikproduzent*“ sei. Die Eignung für diesen Beruf spricht er sich selbst zu, in dem er das lange Betreiben des Hobbys („*14 Jahre*“) als Qualifikationsbeweis anführt. Dies bezeichnet er als „*qualifiziert [...] [sich] mit dieser Musik in Verbindung zu setzen*“. Auffällig ist die häufige Verwendung des Wortes „*groß*“ in Verbindung mit dem Berufswunsch, das genauso wie das Wort „*Traum*“ einmal stark betont wird. „Groß“ kann man in diesem Kontext mit „richtig“ übersetzen, wobei zusätzlich impliziert wird, dass Markus in der Branchenspitze arbeiten möchte – er möchte „groß“ einsteigen. Zusätzlich ist festzustellen, dass Markus ab 18/6ff im Konjunktiv bleibt bis zu der Stelle, an der er seine Qualifikation für den Beruf des Musikproduzenten angibt.

Nimmt man diese Details zusammen, so kann man sagen, dass Markus den Berufswunsch tatsächlich für eher unrealistisch hält. Es ist ein Teil seiner Biographie, der wahrscheinlich immer im „Was-wäre-gewesen-wenn“-Bereich verbleiben wird – als schöner Traum, von dem man immer behaupten wird, dass er Wirklichkeit geworden wäre, hätte man die Sache nur richtig angepackt. Der Traum vom Beruf des „großen“ Musikproduzenten ist Teil von

Markus' Hoffnung, wenn er in die unsichere Zukunft blickt, auch wenn er vielleicht nie erfüllt werden wird. Die reine Vorstellung davon reicht aus, um die aktuelle Situation ertragbarer zu machen.

Im Gegensatz zu der ersten Vermutung im Zusammenhang mit dem Begriff „DJ“ spielt Markus auch selbst ein Instrument, was er durch „*Ich mache auch selber Musik ein bisschen*“ anspricht. Welches Instrument bleibt allerdings an dieser Stelle verborgen. Markus bezeichnet in der Ergebnissicherung Musik nun gesteigert als sein „*größtes Hobby*“.

Abgeschlossen wird das Segment durch die Frage des Interviewers, wie lange Markus das Hobby schon ausübe. Obwohl er diese Info bereits im Vorfeld genannt und als „Qualifikationsbeweis“ angeführt hatte, beantwortet Markus die Frage freundlich mit „*14 Jahre*“ und fügt hinzu, dass er mit 13 Jahren angefangen habe.

### **38. Kenner der elektronischen Musik**

**Seite 18, Zeile 26-39**

I: *Und wie ging das los mit der Musik?*

E: *Also, ja meine Eltern haben auch gern Musik gehört auf jeden Fall immer. Und/äh ich hab halt durch Freunde und so weiter so diese elektronische Musik kennen gelernt. Und/äh ich hab irgendwie Klick gemacht, und sage: „Hey, das hört sich gut an.“ Und somit hat sich das immer weiter gesteigert auf mittlerweile einen Riesen-Bestand, den ich (kurzes Lachen) zur Verfügung habe und als Kenner der Musik sagen kann.*

I: *Hmhm*

E: *Also ich kann über die Musik alles erzählen, was man sich überhaupt vorstellen kann.*

Der Interviewer möchte wissen, wie Markus zu dem Hobby „Musik“ kam. Markus beginnt als Antwort damit, dass seine Eltern „*auch gern Musik gehört*“ hätten. Dies stellt erstmal keinen besonderen Umstand dar, denn man kann sicherlich behaupten, dass beinahe alle Menschen gerne Musik hören. Festzustellen ist jedoch hier ein passives Moment, ähnlich dem erstmaligen Nennen des Hobbys „DJ“. Es ist nicht so, dass seine Eltern selbst Instrumente gespielt hätten und er deswegen auch diese Instrumente erlernt hätte. Nein, der Bezug zu den Eltern wirkt an dieser Stelle sehr konstruiert und auf den ersten Blick nicht überzeugend. Auf den zweiten Blick nennt Markus allerdings zwei seiner (vielleicht maßgeblichen)



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Orientierungspunkte in Kindheit und Jugend: zum ersten die Eltern und zum zweiten seine Peers, durch die er „*diese elektronische Musik*“ kennen lernt.

Der Beginn seiner Affinität zu dieser Musikrichtung beschreibt Markus als Auslösemechanismus, so dass es „*irgendwie Klick*“ gemacht habe. Er spricht damit der Entwicklung seines Musikgeschmacks eine Prozesshaftigkeit ab und markiert ihn als punktuelles Ereignis. Ein Prozess wird erst im weiteren Ausbau dieses Geschmacks deutlich und lässt sich an der Menge der Tonträger ablesen. Denn Letztere wird Markus mit der Bezeichnung „*Riesen-Bestand*“ meinen, so dass sich das davor liegende „*immer weiter gesteigert*“ auf die steigende Menge an Tonträger bezieht. Von dieser Menge leitet Markus wiederum eine weitere Qualifikation ab: Er bezeichnet sich als „*Kenner der Musik*“ und verdeutlicht dies durch eine starke Betonung. Somit führt er „Menge an gesammelter Musik“ als formales Qualifikationskriterium ebenso ein wie „Anzahl der Jahre, in denen das Hobby betrieben wird“ im davor liegenden Segment. Wahrscheinlich trägt die Selbsteinschätzung als Kenner zu dem „Berufswunsch Musikproduzent“ verstärkend bei.

Abschließend erklärt Markus in diesem Segment die Bezeichnung „Kenner“ in einem Satz: Er könne über elektronische Musik („*die Musik*“ bezeichnet wohl nur diese Musikrichtung) „*alles erzählen, was man sich überhaupt vorstellen kann*“. Markus stellt sich innerhalb seines Hobbys als Experte dar, so dass er sich mit diesem Wissen von anderen Menschen abheben kann. Auch wenn diese vielleicht im direkten Vergleich in einigen Lebensbereichen besser sein mögen als er, kann er dennoch auf einen Bereich blicken, bei dem er besser ist als andere. Das festigt das Selbstwertgefühl und hilft andere Schwächen zu akzeptieren. Ob jedoch Musik als Hobby in Markus' Fall ausreicht, um andere „defizitäre“ Lebensbereiche auszugleichen, bleibt fraglich. Das Hobby ist für ihn auf jeden Fall ein Handlungsraum, in dem er selbstbewusst agieren kann, der ihm aber auch als Rückzugsort dient.

Dieses Expertenwissen ist dabei nicht direkt beruflich relevant. Es verbleibt in beruflicher Perspektive im Bereich des Möglichen, im Bereich des Traumes. Um diesen Traum aufrecht zu erhalten und als Hoffnung zu konservieren, stellt Markus seine eigenen Kriterien auf, nach denen er diesen Status weiter behalten darf. Vermutlich sind diese Kriterien so flexibel, dass sie zur Aufrechterhaltung des Expertenstatus jederzeit geändert werden können, sollte beispielsweise im direkten Vergleich jemand diesen Status gefährden.

### 39. nähere Bezeichnung der Musikrichtung (Hobby)

Seite 18, Zeile 40-49

I: *Hmhm, was ist das für ne Richtung, also ne gewisse Richtung oder allgemein?*

E: *Generell elektronische Musik, Techno ...*

I: *Elektronische, hmhm, ja*

E: *Gerne auch im härteren Bereich* (kurzes nasales Lachen)

Auf eine kurze Nachfrage geht Markus näher auf die Richtung bzw. das Genre der Musik ein, die sein hauptsächliches Hobby ausmacht. So legt es sich fest auf „*Generell elektronische Musik*“, die meist als „*Techno*“ bezeichnet wird. Markus nennt dabei als ein Merkmal, dass er gerne auch den „*härteren Bereich*“ dieser Musikrichtung hört, was ähnlich wie bei anderen Genres eine schnellere, aggressiv-emotionale musikalische Machart bezeichnet.

Markus gibt sich also nicht mit dem Durchschnitt bzw. dem Mainstream zufrieden, sondern bevorzugt eine Sparte in der elektronischen Musik, die nicht auf den Geschmack einer Mehrheit, also „Mainstream“, stoßen würde.

### 40. Keyboardspiel / Musik als Lebenseinstellung

Seite 18, Zeile 50 – Seite 19, Zeile 15

I: *Aha, machen Sie/ wie kamen Sie selber dazu Musik zu machen? Haben Sie ein Instrument dann erlernt?* ... *Hmhm*

E: *Also ich/äh spiele Keyboard, selbert, hab mir mir selber/äh beigebracht. Und ja, mit dem Mischpult, so DJ, wenn man hat, dann kauft man sich Zeug halt nach und nach, und dann übt man halt. Das ist halt so ein .. Lebenseinstellung.*

I: *Hmhm*

E: *Also ich könnte mir nicht mehr vorstellen ohne Musik zu leben.*

I: *Ja.*

E: *Ohne diese Musik, wohlgemerkt.* (leichtes Lachen)

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Auf Nachfrage erwähnt Markus, dass er sich selbst das Keyboard Spielen beigebracht hat – mehr aber auch nicht. Warum er gerade dieses Instrument spielen wollte und wie es genau dazu kam, bleibt verborgen, obwohl genau dies in der Frage durch den Interviewer angesprochen wurde. Markus geht stattdessen darauf ein, dass er sich weiteres DJ-Equipment gekauft hat, wie beispielsweise ein „*Mischpult*“. Dies war sicherlich nicht billig, so dass Markus hierfür sparen musste. Betrachtet man dabei, dass er bisher nie wirklich aus einem Niedriglohnbereich herausgekommen ist, so war dieses Ansparen wahrscheinlich nicht ohne größere Entbehrungen in anderen Lebensbereichen möglich. Auf diese Weise wird ein bestimmtes Präferenzsystem von Markus offensichtlich (besonders hinsichtlich ökonomischer Entscheidungen), in dem das Hobby „Musik“ einen sehr hohen Stellenwert besitzt.

Letzteres wird an der folgenden Aussage von Markus noch einmal deutlicher: Dieses Hobby (elektronische Musik und DJ) sei für ihn eine „*Lebenseinstellung*“ und er könne ohne „*diese Musik*“ nicht mehr leben. Er gibt also seinem Hobby und damit der Musikart „Techno“ eine zentrale Bedeutung innerhalb seines Lebens, welche auf alle anderen Lebensbereiche bis (wahrscheinlich) hin zu seiner Persönlichkeit ausstrahlt.

Interessant ist dennoch, dass beim Erlernen des Keyboard Spielens oder des DJ-Handwerks nie ein „Lehrer-Schüler“-Verhältnis vorlag. Markus war immer nur sich selbst zur Rechenschaft verpflichtet, ob beispielsweise geübt hat oder etwas gut oder schlecht gespielt hat. Es stellt sich die Frage, ob Markus überhaupt jemals einer Beurteilung von Außen ausgesetzt war; vor allem einer Beurteilung, die neutral zu seinen Kenntnissen und seinem Können Stellung nimmt, und der er dann auch die Kompetenz zuspricht, dies auch beurteilen zu können. Eine erste Vermutung muss wohl eher zur Antwort „Nein“ tendieren, v.a. wenn man die zuvor erwähnten Qualifikationskriterien im Zusammenhang mit Markus' selbsternanntem Expertenstatus betrachtet.

Auf der anderen Seite ist ein Handlungsrahmen, der derart freigesetzt und selbstbestimmt ist, einer besonderen Art der Selbstdisziplin unterworfen. Es ist fraglich, ob Markus in den 14 Jahren, die er das Hobby betreibt, diese Selbstdisziplin in erforderlichem Maße aufgebracht hat, um nun ähnlich gut wie ein Keyboard-Spieler zu spielen, der Musikunterricht genießen konnte.

#### 41. keine Auftritte

Seite 19, Zeile 16-22

I: *Ja .. treten Sie dann auch/auch/em/auch irgendwo am Wochenende, legen Sie dann irgendwo auf, oder?* ... *Hmhm*

E: *Ne, das eigentlich weniger. Also ich/äh, mehr im Privaten. Also ich habe nen eigenen Hobbykeller mir aufgebaut, also, der ziemlich gewaltig ist. (leichtes Lachen) Und, also des würd ich schon sagen, ist schon Lebenseinstellung.*

Markus muss die Frage nach öffentlichen Auftritten verneinen und verweist auf den privaten Bereich. Die eben erwähnte Vermutung (mangelnde Beurteilung der Leistungen im Hobby von Außen) muss also als immer wahrscheinlicher angesehen werden. Markus' Hobby scheint nur zu Hause stattzufinden; die Öffentlichkeit wird soweit wie möglich gemieden. Auf diese Weise liegt es alleine im geschützten Raum, in den öffentliche Kritik nicht hereinzudringen vermag.

So hat sich Markus einen „*eigenen Hobbykeller [...] aufgebaut*“, den er als „*ziemlich gewaltig*“ bezeichnet. Das durch diese Formulierung generierte Bild passt sehr gut zu dem als imposant präsentierten Selbstbild des Musikkenners. Der Keller ist nicht einfach nur groß, sondern „*ziemlich gewaltig*“. Auch hier besteht die Frage, ob diese Aussage einer neutralen Überprüfung standhalten würde.

Fest steht auf jeden Fall, dass das Hobby als stärkender Faktor zu Markus' Selbstbewusstsein auftritt – vielleicht sogar der einzige. Deswegen ist es für ihn so wichtig, dieses Hobby und seine eigenen Kenntnisse nicht nur als gut, sondern als beinahe unübertrefflich darzustellen. Es scheint so, als könne das Hobby nicht durch andere Lebensbereiche und mit ihnen verbundene positive Erfahrungen und Selbstwertkriterien substituiert werden. Auch aus diesem Grund nimmt es die zentrale Stellung ein, die Markus ihm am Ende dieses Segmentes erneut beimisst: Es ist seine „*Lebenseinstellung*“.

#### 42. Aktivitäten rund um das Hobby

Seite 19, Zeile 23-45

I: *Ja, wie viel Zeit verbringen Sie da die Woche mit?*

E: *Also Zeit, alle Zeit, die ich zur Verfügung habe, also jeden Tag eigentlich auf jeden Fall mindestens eine Stunde. Am Wochenende schon ein paar Stunden.*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

I: *Und dann machen Sie eigene Sachen, entwickeln Sie da auch.*

E: *Ja, ich mische, ich brenne, ich/äh/äh spiele Keyboard, alles, was drum gehört. Ich tue auch sehr viel schneiden, also mitschneiden und bin sehr viel auf/äh naja, CD-Märkten und so weiter. Und hab meine Kontakte .. bis ins Ausland .. aufgebaut schon.*

I: *Ok!*

E: *Ja, so (leichtes Lachen) oder auch ... ja natürlich!*

I: *Ja, das ist ja wichtig. Ist ja ein großer/großer Bereich Ihres Lebens, ne?*

E: *Jaja, natürlich!*

In diesem Segment geht es zentral um eine bessere Vorstellung von dem Hobby und damit auch der Tätigkeiten, die Markus in seinem Hobbykeller durchführt. Auf die Frage des Interviewers erwähnt er zunächst jedoch, dass er diesem Hobby täglich mindestens eine Stunde widme, am Wochenende „*ein paar Stunden*“, was im Verhältnis bereits einen hohen Zeitaufwand bedeutet und noch einmal die zentrale Bedeutung des Hobbys für Markus verdeutlicht.

Die fragende Unterstellung seitens des Interviewers, ob Markus dann auch „*eigene Sachen*“ entwickeln würde, wird nicht ganz zufrieden stellend beantwortet. So zählt Markus darauf mehrere Aktivitäten wie Mischen, (CD-)Brennen, aber auch Keyboard Spielen auf und schließt die Aufzählung mit der Verallgemeinerung „*alles, was drum gehört*“ ab. Hinzu fügt er lediglich noch das (Mit-)Schneiden, wobei nicht ganz klar ist, ob eigene Musik produziert und geschnitten wird oder lediglich Musik von anderen zusammen geschnitten bzw. neu gemixt und vielleicht mit eigenen Anteilen unterlegt wird. Die Vermutung geht eher zu Letzterem, vor allem, da Markus gleich dazu umschwenkt von seinen Besuchen auf „*CD-Märkten*“ zu berichten. Auch hier ist nicht klar, ob Markus als Verkäufer oder nur als Käufer auftritt. Aus dem Kontext (v.a. daraus, dass sich das Hobby im „*Privaten*“ abspielt) kann geschlossen werden, dass es eher um das Kaufen als ums Verkaufen von CDs geht. Dennoch stellt Markus diese Erwähnung wiederum als besonders herausragend dar, indem er erzählt, dass er Kontakte „*bis ins Ausland*“ aufgebaut habe – in Zeiten des Internets eigentlich keine Besonderheit mehr. Für Markus ist es jedoch ein weiteres Merkmal für die Zugehörigkeit zu der Gruppe der Musikkenner.

Das Ende des Segmentes besteht aus einer Nachfrage des Interviewers, durch die Markus lediglich noch einmal bestätigen kann, dass es sich bei diesem Hobby um einen „großen Bereich“ seines Lebens handelt, und so ein weiteres Mal die zentrale Bedeutung der Musik in seiner Biographie festgestellt wird.

#### 43. weitere Hobbys

Seite 19, Zeile 46 – Seite 20, Zeile 21

- I: *Gibt's da noch so nen anderen Bereich, der äh/genauso groß ist?*
- E: *So*  
*Nebenbereich: Film.*
- I: *Film, hmhm.*
- E: *Ja, also da bin ich so ein, ja, bestimmter Horror-Freak, sagen wir es so.*
- I: *Aha.*
- E: *Ich stehe so auf dieses .. Genre. Das ist so neben, wo ist sag: „Alla hopp, jetzt hast du mal genug Musik gemacht, jetzt hockst du dich hin und guckst nen guten Film.“*
- I: *Ja, ok.*
- E: *Zur Abwechslung. Und nebenbei halt ist halt das Künstlerische, bin Kunstschreiner. Jetzt wo ich ja viel im Wald bin, tu ich hat viel Holz so, wenn so Bäume Stämme verwachsen sind, tue ich mir mit heim nehmen. Dann werde sie geschliffen, lackiert und dann halt so Ständer draus gemacht.*
- I: *Ahja, aha ...*
- E: *(kurzes leichtes Lachen)*  
*So, so Sachen. Hm ...*

Der Interviewer möchte wissen, ob es noch andere Hobbys gibt, die bei Markus einen ähnlichen Stellenwert besitzen. Markus nennt sofort „Film“, was er aber im gleichen Atemzug als „Nebenbereich“ bezeichnet. Hiermit wird die herausragende Stellung des Hobbys „Musik“ noch einmal bestätigt.

Das Hobby „Film“ ist wiederum auf ein Filmgenre begrenzt (ebenso wie bei der Musik): auf Horrorfilme. Markus bezeichnet sich selbst als „bestimmter Horror-Freak“, und macht damit eine Außenseiterposition deutlich, die er im Betreiben dieses Hobbys sieht. Wiederum liegt

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

dabei der Fokus auf der Passivität des Anschauens; Markus produziert beispielsweise keine Filme (wenn auch nur im Amateurbereich) selbst. Er macht seine Affinität zu dieser Filmart durch die einfache Erklärung „*Ich stehe so auf dieses .. Genre.*“ deutlich. Horrorfilme sind meist geprägt von gewalthaltigen, anspannenden, aggressiv-emotionalen und auch männlich-dominanten Inhalten, weswegen man einen direkten Bezug zu Markus' Musikgeschmack (harter Techno) ziehen kann. Den Ablauf beschreibt er in der Reihenfolge, dass er sich zuerst seinem Hobby „Musik“ widme, und wenn er „*genug Musik gemacht*“ habe, dann hocke er sich hin und schaue „*nen guten Film*“. Auffällig ist die häufige Verwendung von „neben“: Markus möchte ganz klar stellen, dass es sich bei „Film“ um ein Neben-Hobby handelt, das dennoch in gewisser Weise mit dem Hobby „Musik“ in Verbindung steht. Mit „*guten Film*“ gibt Markus zugleich eine subjektive Bewertung des Horrorfilmgenres ab, die natürlich gut ausfällt.

Interessant ist die Bezeichnung „*Zur Abwechslung*“. Sie drückt die Beziehung zwischen den beiden Hobbys als Haupt- und Neben hobby noch einmal verstärkend aus. Fast scheint es so, als ob Markus von der Musik als Haupttätigkeit bei einem weiteren Hobby Entspannung suche. Es zeigt sich also erneut, dass das Hobby „Musik“ tiefere berufsbio graphische Bezüge enthält. Man könnte sagen, dass sich Markus im Hobbykeller eine „parallele Arbeitswelt“ aufgebaut hat, die nicht nach den Regeln des Marktes, sondern nach seinen eigenen Regeln funktioniert.

Ein weiteres „Neben hobby“ von Markus ist der Beruf, den er eigentlich von Anfang an ausüben wollte: „*Kunstschreiner*“. Doch anstatt hier ein Haupt hobby gefunden zu haben, das von ihm (bei allen Schwierigkeiten) als Beruf ausgebaut werden könnte, ordnet er es der Musik (als Traum) und wahrscheinlich auch dem Horrorfilme Schauen unter. So nimmt er sich durch seine Tätigkeit bei Forstrevier A immer wieder Holzstämmen mit, die er zu Hause bearbeitet und u.a. „*Ständer draus*“ macht. Was mit diesen Ständern passiert, bleibt unklar, wobei Markus bereits in 2/1ff erwähnt hat, dass er ab und zu schon was verkauft habe und der Rest für den Hausgebrauch verwendet werde (2/3f). Fest steht jedoch, dass Markus auch dieses Hobby, das einen klaren Bezug zu seiner Berufsbiographie besitzt, zum Großteil lediglich im Privaten betreibt, also einen Gegenentwurf zum realen Arbeitsmarkt entwickelt hat, was die o.g. These einer „parallelen Arbeitswelt“ stützen könnte.

#### 44. berufliche Zukunft / Selbstständigkeit

Seite 20, Zeile 22 – Seite 21, Zeile 11

I: *Ja, was/was wäre dann so Ihr Wunsch eigentlich für die Zukunft? Dass Sie sowas auch noch machen könnten, oder?*

E: *Auf jeden Fall als Berufswahl, gut: Musik ist natürlich sehr hoch. Das ist natürlich mein Hobby. Aber als Beruf auf jeden Fall Kunstschreiner. Halt irgendwas mit Künstlerisches, Schnitzereien. So den Bereich. Das wär schon ein schöner/schöne Sache. .. Aber es ist halt nicht einfach, das ist mehr halt alles privat.*

I: *Hmhm*

E: *Selbstständigkeit. Hab ich auch schon mal probiert, mich selbstständig zu machen. Aber das hat sich gleich .. ins Negative ver/..*

I: *Ja, was heißt das? Wie ging das los?*

E: *Ja, also/äh man kriegt ja an so als Startgeld. Und/äh aber man muss halt Kontakt haben. Man muss die Bedru/Produkte auch gleich wieder verkaufen. Und das ist das Schwere.*

I: *Hmhm*

E: *Man muss erst einen Namen machen, um dann diese Sachen halt zu machen und auch weiter zu verkaufen. Willst du es nur privat, ich meine ich/mich kennt jeder halt so: Ah gut, ich kenne da jemanden, der macht das so schön, ne. Aber halt so, dass ich jetzt sagen kann, ich kann das und das produzieren und auch gleich wieder verkaufen, ist halt nicht gewährleistet. Und dann natürlich, die Arbeit, in die sowas steckt, aus zu bezahlt zu kriegen, ist fast unmöglich. Also wenn man so an einem/ einem bestimmten Stück halt mal so 20 30 Stunden hängt und dann für ein paar Euro verkauft, das/das lohnt sich im Endeffekt nicht.*

I: *Hmhm*

E: *Obwohl es Handarbeit ist, obwohl es ja viel mehr wert ist als Maschinen jetzt da gemacht zu haben. Aber das ist halt die Schwere.*

I: *Hm*

E: *Ja (leichtes nasales Lachen) ..(4)..*

Als Reaktion auf die Herstellung eines aktiven Bezugs zwischen Hobby und Beruf durch das Thema „Kunstschreiner“ stellt der Interviewer die Nachfrage, wie sich Markus seine Zukunft vorstelle und ob Kunstschreiner (noch) eine berufliche Option für ihn sei. Beinahe instinktiv



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

beginnt Markus mit der Nennung der Musik als „*Berufwahl*“, klassifiziert sie als „*sehr hoch*“, also als sehr starken Wunsch. Es wird erneut offensichtlich, dass Musik für Markus einer der beruflichen Hauptorientierungspunkte darstellt, auch wenn er beteuert, dass es „*natürlich nur ein Hobby*“ sei. Es ist klar, dass Markus diesen Berufswunsch zwar vordergründig im Bereich der Träume und Wünsche belässt, dieser Wunsch allerdings im Hintergrund (vermutlich unbewusst) andere Zukunftsvorstellungen überholt und verdrängt hat. Ebenso ist es vorstellbar, dass durch die gebrochene Erwerbsbiographie und die vielen Negativerfahrungen im Berufsleben weitestgehend alle Berufsvorstellungen immer unkonkreter wurden und sich mit unrealistischen Träumen und Hobbys vermengt haben. So gesehen würde trotz der Nennung von „*Kunstschreiner*“ und „*irgendwas mit Künstlerisches, Schnitzereien*“ als berufliche Perspektive bzw. als „*schöne Sache*“ ersichtlich, dass Markus eigentlich gar keine konkrete berufliche Vorstellung besitzt und eher um berufliche Orientierung ringt. Ob er nun die Idee hat seine Ausbildung zum Forstwirt zu Ende zu bringen (wie in 7/17ff) und dies dann mit der Floskel „*Das steht noch offen.*“ (7/21) versieht oder ob er Kunstschreiner als Beruf von seinem Hobby Musik abzugrenzen versucht – diese Äußerungen scheinen durchweg orientierungslos zu sein und mangeln an genauen Zielvorstellungen. Den Grund hierfür nennt Markus unbewusst mit: „*Aber das ist halt nicht einfach*“. Es tauchten bei jedem Ansatz seine Wünsche in die Tat umzusetzen Schwierigkeiten auf, die Markus nicht zu bewältigen wusste. Deswegen tendierte er mit der Zeit immer mehr dazu seine Vorstellungen ins Private zu verlegen.

Hierfür fügt Markus eine Belegerzählung an. So habe er versucht sich selbstständig zu machen, was jedoch schief ging. Die Gründe seien der Mangel an „*Kontakt[en]*“ und die Schwierigkeiten beim Verkauf seiner Produkte gewesen. Letzteres sei „*das Schwere*“ gewesen. Markus fügt an, dass man sich „*erst einen Namen machen*“ müsse, um die Produkte „*auch weiter zu verkaufen*“. So sei diese Idee gescheitert, obwohl es ein Startgeld gebe, was den Start in die Selbstständigkeit einfacher gestalten soll.

Markus kontrastiert nun den Druck, dem er sich in einer Selbstständigkeit ausgesetzt sieht, mit dem Bereich des Privaten, in dem er keine Abhängigkeiten spürt. Hier beruht alles auf reiner Freiwilligkeit und auf Mundpropaganda, was für Markus viel attraktiver wirkt. Durch diese Kontrastierung schimmert die Angst zu versagen sehr deutlich hindurch. Anstatt auf sich und seine Leistung zu vertrauen, rettet sich Markus in Argumentationen, um seinen Berufswunsch im Privaten zu lassen. Dadurch wird das mangelhafte Selbstvertrauen und damit eine weitere Kontrastierung sichtbar: Die Kontrastierung mit dem Hobby „*Musik*“, in dem Markus sich als Experte und Kenner fühlt und in dem er in dem geschützten Raum

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

„Hobbykeller“ selbstbewusst agiert. Auch in dem Hobby „Kunstschreiner“ agiert Markus selbstbewusst, jedoch nur solange die Ergebnisse im privaten Bereich verbleiben und keiner größeren öffentlichen Kritik oder ad extremum dem Mechanismus des freien Marktes unterworfen werden. Die „Ausstellungen“ (1/39f), welche er zu Beginn des Interviews erwähnt, fanden vermutlich lediglich in kleinerem Rahmen statt, so dass ein öffentlicher Druck für ihn gerade so zu bewältigen war.

Man kann bezweifeln, ob eine Selbstständigkeit als Kunstschreiner in Markus' Erwerbsbiographie jemals tatsächlich stattgefunden hat, v.a. da im restlichen Interview keine Rede davon war. Viel wahrscheinlicher ist, dass er Machbarkeitsüberlegungen angestellt hat und am Ende dieser Überlegungen sich gegen einen solchen Schritt entschieden hat.

Markus führt noch ein weiteres Argument gegen eine Selbstständigkeit als Kunstschreiner an: Der Marktwert der Produkte spiegelt nicht die investierte Arbeitszeit wieder, weswegen sich ein solcher Beruf „im Endeffekt nicht“ lohne. Ohne nun zu sehr auf den Beruf eines/einer KunstschreinerIn einzugehen ist anzunehmen, dass es sich hierbei zwar um ein Nischenhandwerk handelt, allerdings eine gute Handwerksarbeit sicherlich mindestens mit dem Herstellungspreis (Material plus Arbeitszeit) entlohnt wird, auch wenn andere Berufe mehr Gewinn einbringen mögen. Es wäre interessant zu erfahren, auf welche Erfahrungen Markus seine Annahmen stützt und v.a. welche Produkte es sind, in die er „20 30 Stunden“ investiert hat und dann lediglich „für ein paar Euro“ verkaufen konnte. Es ist also auch fraglich, ob Markus je die Möglichkeit hatte, in den KunstschreinerInnen-Beruf richtig hineinzuschauen, d.h. ob die Erfahrungen, die er im Privaten (auch zusammen mit seinem Vater) gesammelt hat, hierzu ausreichen.

Am Ende des Segmentes zieht Markus noch einen Vergleich zwischen handgemachter Arbeit und „Maschinen“ – Arbeit. Dabei wertet er die Handarbeit besser als maschinell hergestellte Produkte. Hiermit versucht er klar zu machen, dass es für ihn nicht zu verstehen ist, dass seine Wertung scheinbar mit der Realität nicht übereinstimmt, wenn er beispielsweise für ein Produkt, das per Hand viele Stunden Arbeitszeit gekostet hat und am Schluss ein Unikat darstellt, im Vergleich zum einem Produkt aus der Maschine keine angemessen bessere Entlohnung (z.B. über dem bezahlten Preis) erhält. Dies empfindet Markus als Ungerechtigkeit, unterwirft sich dieser Logik jedoch, indem er seinen Berufswunsch „Kunstschreiner“ ins Private überführt.

#### 45. Ende des Interviews

Seite 21, Zeile 12-26

I: *Ok, so ich hätte jetzt direkt jetzt keine Fragen mehr. Wenn Sie nicht noch ne Frage hätten, oder was zu sagen hätten, oder zu wie eben ein Hobby, dass man dann ...*

E: *(schweres Ausatmen) Ja, eigentlich alles/alles gesagt, eigentlich groß. Ich müsste länger überlegen, was mir einfallen würde (leichtes Lachen) ja ...*

I: *Ok, gut, dann bedanke ich mich. Vielen Dank!*

E: *Bitte, ja ..*

I: *Dann war's das.  
Und joa, schalte ich ab.*

[ENDE]

Nach einer kurzen Nachfrage, ob Markus noch etwas hinzuzufügen habe, beendet der Interviewer das Interview und bedankt sich bei Markus.

#### **b) Biographische Gesamtformung**

##### *Vorbemerkung zu Markus' Argumentationslogik*

Während des Interviews ist es auffällig, wie Markus einen neuen Themenkomplex beim Einstieg kurz in Gedanken umreißt und mit Stichworten versieht. Hier schließt er häufig die Bewertung „in Ordnung“ oder „normal“ an. Das Interessante dabei ist, dass auch Ereignisse bzw. Lebensphasen anfangs so bezeichnet werden, die sich im weiteren Erzählverlauf als eben nicht „in Ordnung“ herausstellen, sondern besondere, meist negative Situationen darstellen (z.B. die Arbeit beim Sicherheitsdienst). Obwohl der Interpretationsspielraum an einigen Stellen zulassen mag, dass Markus auch für ihn negative biographische Situationen zu Recht als „normal“ bezeichnet, da ihm eventuell keine Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, so muss man ebenso beachten, dass die o.g. Bewertungen meist erzählöffnenden Charakter besitzen. Somit ergibt sich für Markus bewusst oder unbewusst die Gelegenheit darauf folgende negative Ereignisse und Situationen stärker zu kontrastieren und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

damit besser in den Mittelpunkt zu rücken. Auf der anderen Seite ist auch zu beobachten, dass es für Markus schwer ist spontan Bewertungen zu bestimmten Lebensphasen abzugeben und diese vorläufig in ein gutes Licht rückt, um im Laufe seiner Erzählung die eigentliche Bewertung zu konstruieren (z.B. bei seiner Ausbildungszeit).

An einigen Stellen verwendet Markus für die anfänglich positive oder wenigstens neutrale Bewertung weitere Umschreibungen, wie bei der Erzählung zu seiner Nacharbeit beim Sicherheitsdienst zu sehen. Hier beschreibt er sich vorerst als „*Nachtmensch*“ (3/26), um damit die besondere Passung des Berufs zu seinen individuellen Bedürfnissen und seiner Lebensführung zu zeigen. Gleichzeitig bezeichnet er den Job als „*in Ordnung*“ (3/32). Doch nur kurze Zeit später setzt er dagegen, dass die „*Nachtschichten*“ (3/33) sehr lange gewesen seien. Dies klingt nicht schlüssig innerhalb der Argumentationslogik, doch ist es unter Beachtung der o.g. Bewertungssystematik zu erklären, die Markus während des Interviews vornimmt.

Erwähnenswert ist zudem die Weise, mit der Markus zu generalisierenden Aussagen kommt, die sich dann in sein Weltbild einfügen. Hierfür kann man beispielsweise 5/37ff anführen, wo Markus beschreibt, dass er keine Unterstützung durch Dritte bei Problemen mit einem Lehrer an der Berufsschule erhalten habe. Er nennt zwei Belege und hebt diese dann als Aussage auf die verallgemeinernde Ebene: keine Hilfe beim Forstamt (1) – „*Na ja, haben Sie Pech gehabt.*“, keine Hilfe beim Meister (2) – „*Haste halt Pech gehabt*“ und als Schlussfolgerung „*überhaupt kein Ansprechpartner*“ (3). Diese schwierigen Umweltbedingungen nennt Markus als Begründung für seine „unfairen“ und wahrscheinlich schlechten Noten auf der Berufsschule. Die gleiche Argumentationsform findet man auch etwas später im Interview (17/11ff), wo Markus von der ungerechten Fahrkostenauszahlung durch Projekt A berichtet. Die Formel „*Haste Pech gehabt.*“ stellt den Ungerechtigkeitsfaktor noch einmal deutlich heraus ebenso wie Markus' Unmöglichkeit selbst an dieser Situation was ändern zu können.

#### *Gesamtformung*

Markus wurde 1980 geboren und ist demnach zum Interviewzeitpunkt 28 Jahre alt (2008). Er ist eines von drei Geschwistern. Seine Schwester und sein Bruder sind ca. 20 Jahre älter und stammen aus der jeweils ersten Ehe seiner Eltern. Er ist das einzige gemeinsame Kind des Elternpaares und wurde damit zu einem Symbol der Paarbeziehung der Eltern. So entwickelte sich für Markus eine biographische Rollenzuschreibung, die er mit Bezeichnungen wie „*Nesthäkchen*“ oder „*der Brävste*“ umschreibt und welche ihm eine zentrale Position innerhalb der Familie zuteilte. Zudem wird deutlich, dass er sich von seinen Geschwistern

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

distanziert (bzw. durch den großen Altersunterschied zwangsläufig eine Distanz aufgebaut wird), sich selbst eine positive und ihnen eine negative Zuschreibung erteilt, was sich in der Bezeichnung „*keine guten Kinder*“ erkennen lässt, die Markus für seine Geschwister wählt. Markus lebt im Konflikt mit seiner Schwester und seinem Bruder und macht hierfür besonders ein zentrales Ereignis und den daran anschließenden Verlauf verantwortlich: den Tod seines Vaters. Dessen zeitliche Einordnung fällt schwer, doch lässt sich aus dem Kontext schließen, dass als frühester Todeszeitpunkt Markus' späte Jugendzeit in Frage kommt, das Ereignis wahrscheinlich biographisch noch später zu verorten ist.

Der Tod des Vaters stellt für Markus ein Schicksalsereignis dar, was auch an der Wahl der Kategorie familiäre „*Schicksale*“ (9/30) zu erkennen ist. Besonders verschärfend kommen die tragischen Todesumstände hinzu, denn der Vater starb für alle unerwartet während einer Herzoperation an einem Herzasthma-Anfall. Die Bearbeitung dieses krisenhaften Ereignisses erforderte von der gesamten Familie ein hohes Maß an Bewältigungsressourcen und stellte das soziale Gefüge auf die Probe. Dieses hielt der Belastung jedoch nicht stand hält, was unter anderem einen Prozess anstieß, in dem familiäre Rollenzuweisungen neu ausgehandelt werden mussten. So wurde die Beziehung zwischen Markus und seiner Mutter als sich ab diesem Zeitpunkt verstärkend erlebt, jedoch veränderte sie sich qualitativ von (wahrscheinlich) elterlich zu „*freundschaftlich*“. Auf der anderen Seite zerbrach der Kontakt zu seinen Geschwistern vollständig. Als Katalysator hierfür nennt Markus die Gier seiner Schwester, die nach dem Tod des Vaters nur auf das Erbe im Kopf gehabt habe. Außerdem gibt es weitere Gründe, die unter dem Begriff „*viel vorgefallen*“ subsumiert werden. Klar ist, dass sich Markus' Position innerhalb der Familie durch das Krisenereignis „*Tod des Vaters*“ änderte und sich die Abgrenzungsbewegung weg von seinen Geschwistern und hin zum verbliebenen Eltern- und Familienteil, der Mutter, intensivierte. Die Rollenzuschreibung als „*Nesthäkchen*“ stieß dabei an die Grenzen eines geänderten familiären Systems. Durch die Beziehungsänderung zur Mutter, die Markus mit „*eher freundschaftlich. Jeder hilft dem anderen.*“ (9/23) umschreibt, wurde eine Anpassung an die neuen strukturellen Bedingungen versucht, welche ebenfalls eine hierarchische Aufteilung in Mutter- und Kindrolle überwinden sollte. Symbolisch kommt dies innerhalb der Aussage „*ich bin auch nicht der, denk mal, klein*“ (9/22) zum Ausdruck, bei der das Bild des kleinen Kindes gebraucht wird, das im Laufe der Zeit zu einer bestimmten Größe herangewachsen ist. Im Neuordnungs- und Aushandlungsprozess nach dem Tod des Vaters wurde diesem Wandel Rechnung getragen. Darüber hinaus darf die lange Krankheitsphase der Mutter mit unklaren Zukunftsaussichten, die nicht genau beschrieben wird, in ihrer Wirkung auf die Zweierbeziehung nicht

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

unterschätzt werden. Letztere ist für Markus zu einem Unterstützungssystem jenseits des gewohnten familiären Zusammenhalts geworden, obwohl dessen tatsächliche Funktionsfähigkeit wg. der gesundheitlichen Lage der Mutter kritisch hinterfragt werden muss. Es scheint eher so, dass Markus der starke Teil dieser Beziehung sein muss; diese also nicht ausgeglichen ist. Diese Tatsache steht allerdings diametral seiner Position als „Nesthäkchen“ gegenüber. So befindet sich Markus in einer Abhängigkeitssituation, die als Unterstützungssystem nicht hinreichend und zudem hoch belastet ist, aus der er jedoch aufgrund der externen Problemaufhäufungen (s.u.) nicht ausbrechen kann, wenn er nicht als letzte Konsequenz tatsächlich „alleine“ da stehen möchte. Außerdem darf der materiell-existenzsicherende Charakter der Beziehung trotz dieser kritischen Betrachtung nicht vernachlässigt werden, woraus sich ein Erklärungsansatz für die Wohnsituation zum Zeitpunkt des Interviews ergibt; denn Markus wohnt noch immer im Haus der Familie. Perspektivisch ist geplant, dass Markus dort irgendwann eine eigene Wohnung bekommt. Doch zum Interviewzeitpunkt ist dies noch nicht in Aussicht, so dass er wahrscheinlich noch immer sein Kinder- bzw. Jugendzimmer bewohnt. Hieran wird auch ein mangelhafter bis fehlgeschlagener Abnabelungsprozess deutlich, der in die Zuschreibung als „Nesthäkchen“ mit hineinspielt.

Neben dem „Nesthäkchen“ gibt Markus ein weiteres persönliches Alleinstellungsmerkmal an, das diesmal nicht mit seinem sozialen Status innerhalb der Familie zusammenhängt, sondern mit seiner körperlichen Konstitution und deren Wirkung in der Öffentlichkeit: Er sei immer „der Größte“ gewesen und spielt damit nicht auf seine körperlich-vertikale Größe an, sondern auf sein Übergewicht. Dieses wird im Interview beinahe gar nicht thematisiert, und wenn, dann nur durch o.g. Umschreibungen, obwohl oder auch gerade weil es in der Interviewsituation doch mehr als offensichtlich ist. Scheinbar ist dieses Thema bei Markus mit einem gewissen Schamgefühl besetzt, das verhindert, dass er offensiv mit seinem Gewicht und seinem entsprechenden Aussehen umzugehen weiß. Man kann annehmen, dass Markus gerade in Schulzeiten dieses körperliche Merkmal von seinen KlassenkameradInnen immer wieder vor Augen geführt wurde und es eher ausgrenzend wirkte als integrierend. In diesem Zusammenhang muss auch das Thema „Freundeskreis“ erwähnt werden, das ebenfalls im Interview eine eher geringe Rolle spielt. FreundInnen im peer-bezogenen Sinne werden nur sehr selten thematisiert und dann relativ kurz behandelt, so in 1/16 („großer Freundeskreis“) oder 1/29f („genug Freunde“) zu Beginn des Interviews. Auch bei den Ausführungen zu seinen Hobbys, auf die in diesem Kapitel später eingegangen wird und die häufig eine gewisse peer-Aktivierung mit sich bringen, findet der Freundeskreis keine Erwähnung. Somit

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

besteht die starke Vermutung, dass sich Markus' Freundeskreis – wenn vorhanden – nur auf wenige Personen begrenzen lässt, und dass diese dann bestenfalls den allgemeinen Status einer/eines besseren Bekannten besitzen. Sexuell-partnerschaftliche Beziehungen kommen während des Interviews gar nicht zur Sprache, woraus geschlossen werden kann, dass diese im biographischen Verlauf keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Die Interpretation, dass Markus' Alleinstellungsmerkmal durch seinen korpulenten Körperbau sich als positives Element in seiner Biographie wiederfinden lässt kann in der Gesamtbetrachtung verworfen werden. Hierzu fehlen Stellen im Interview, die die körperliche Statur in einen positiven Kontext stellen, wie z.B. kurze Verweise darauf, dass ihm wegen seiner Größe Respekt entgegen gebracht worden wäre oder er immer für „stark“ gehalten worden wäre.

Somit ist anzunehmen, dass Markus' Aussehen für ihn in erster Linie soziale Nachteile im Sinne von Ausgrenzung, vorurteilsbeladener Konfrontation und negativer Erwartungshaltung bedeutet hat. Es gibt darüber hinaus keinen Anhalt dafür, dass Markus bemüht war diese Nachteile abzubauen oder diese effektiv zu bewältigen – etwa durch Gewichtsreduktion und damit gleichzeitiger Reduktion der sozialen Diskriminierung oder durch den Aufbau eines tragfähigen, selbstbewussten Verhaltens. Es erscheint eher so, als dass Markus sich den Verhältnissen ergeben und deswegen eine non-konfrontative Vermeidungsstrategie gewählt hat. So muss in allen Situationen in seiner Biographie, in denen Markus von Diskriminierung redet, dieser Aspekt des Aussehens wenigstens mitgedacht werden.

#### *Schulzeit und berufliche Orientierung*

Es wird klar, dass sich Markus' Bewegung nach innen – zur Familie und auf sich selbst – durch einen sozialen Druck von außen immer weiter beschleunigte, wobei die körperlichen Aspekte lediglich einen Faktor unter vielen darstellen. Markus wurde zum Einzelgänger, was wiederum seine Position als „Nesthäkchen“ innerhalb der Familie verstärkte. Gestützt wird diese These dadurch, dass Markus zu Beginn erwähnt, dass die Schulzeit „in Ordnung“ gewesen sein, es jedoch „hier und da Probleme“ gegeben habe (1/30f) und erwähnt in diesem Zusammenhang gleich anschließend seine Körperstatur. So kann man davon ausgehen, dass Markus einen gedanklichen Bezug zwischen Problemen während der Schulzeit und seinem Übergewicht gezogen hat und dass diese beiden Punkte in seiner Erinnerung fest miteinander verknüpft sind, und so einen belastenden Faktor in Markus' Lebenslauf darstellen.

Markus nennt Biologie bzw. Naturkunde als sein Lieblingsfach und richtete darauf teilweise seine berufliche Orientierung aus. Daneben existiert noch der Berufswunsch des

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Kunstschreiners, welchen er als Idealvorstellung bis heute beibehalten hat. Dieser Wunsch resultierte aus der nebenberuflichen Tätigkeit des Vaters, der im Hauptberuf Zimmermann und Schreiner war, sich jedoch in seiner Freizeit künstlerisch u.a. mit Kupferbildern und Drechselarbeiten betätigte. Das ist auch der Grund, weswegen Markus bereits während seiner Schulzeit Schreiner werden wollte und entsprechende Praktika absolvierte. Jedoch drängte Markus mit seinem Berufswunsch, in dem er die Freizeit- und die berufliche Seite der Schreiner Tätigkeit seines Vaters in einem Beruf zusammenführen wollte, in eine berufliche Nische hinein.

Zudem muss man erwähnen, dass Markus die Kunstschreinerei zwar als Wunsch aufrecht erhält, sie dennoch als realistische berufliche Möglichkeit auslässt. Dies begründet er mit damit, dass seine in ein Kunststück investierte Arbeit nicht durch den Marktpreis aufgewogen werde und er dadurch einen zu niedrigen Gewinn erzielen würde (20/44ff). Dazu führt er den Unsicherheitsfaktor an, dass er keine Garantie dafür habe, dass seine Stücke auch KäuferInnen finden werden. Außerdem seien zusätzliche Voraussetzungen notwendig, um hier durch eine eigene Selbstständigkeit erfolgreich zu sein – zugleich spricht Markus sich diese Voraussetzungen ab, wie beispielsweise das Vorhandensein von Geschäftskontakten oder einem „guten Namen“ in der Branche. Zusammen mit einem Ungerechtigkeitsgefühl, das durch die von Markus erfahrene Gleichsetzung von Maschinen- und Handarbeit bzgl. ihrer Wertigkeit entstanden ist, entscheidet er sich gegen eine Selbstständigkeit. Es ist anzunehmen, dass es auch keinen wirklichen Versuch gab, diese Selbstständigkeit als Kunstschreiner zu gründen, da im gesamten Interview keine Rede davon war. Lediglich in den letzten Segmenten kommt sie zur Sprache, allerdings eher im Sinne von Machbarkeitsüberlegungen. Die Kunstschreinerei verbleibt im Bereich der Hobbys (s.u.).

Das Lieblingsschulfach Biologie – sowie seine private Tätigkeit im Garten – nutzt Markus zur Begründung seiner späteren Ausbildung im Forstbereich, die seiner Meinung nach diese fachliche Affinität repräsentiert. Daneben erwähnt er zwei weitere Punkte, denen er in seiner Schulzeit besondere Bedeutung zuweist. Zum einen ist dies die Situation in seiner Klasse während der Hauptschule. Markus erläutert, dass es eine Aufteilung wie „so ne Gang“ in der Klasse gegeben habe, was sich negativ auf die Konzentration ausgewirkt habe. Er selbst musste vermutlich neben einem „Gang-Mitglied“ sitzen, womit er darauf hinweist, dass für ihn eine verschärfte Situation gegolten hat. Obwohl er anfangs erwähnt, dass er mit der Benotung durch die Lehrer „eigentlich zufrieden“ gewesen sei (7/38f), so gibt er mit den folgenden Aussagen an, dass er mit den Noten an sich eben nicht zufrieden war. Diese empfindet er als ungerecht, auch wenn er die Schuld dafür nicht bei den LehrerInnen sucht,



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sondern diese an den schlechten Lernbedingungen in der Klasse fest macht. Dadurch, dass Markus die negative soziale Struktur „wie eine Gang“ auf seine Klasse fokussiert, da hier die „Gangmitglieder“ in konzentrierter Form zugeteilt wurden, wird eine negative biographische Passung offenbar: Markus erlebte sich durch die Klassenzuteilung in einem System der direkten Benachteiligung, was bei ihm zu schlechteren Noten und damit einer verschlechterten Ausgangsbasis für die berufliche Zukunft führte.

Diese Benachteiligung wird ihm darüber hinaus durch Hänseleien durch seine KlassenkameradInnen deutlich, auf die er indirekt zu sprechen kommt. Er berichtet von „Konflikten“ sowie davon, dass er sich „rumärgeren“ musste. Ob bzw. dass sein korpulentes Aussehen dabei eine Rolle spielte, ist stark anzunehmen.

Es war Markus nicht möglich, sich aus dieser Situation zu befreien, so dass er sich dieser unterwarf. Bezüglich seiner Benotung erlebte er sich als fremdbestimmt, ohnmächtig seine Noten zu verbessern, wenn sich nichts an der sozialen Situation in der Klasse ändert. Unklar ist, inwieweit Markus dies bei seinen Eltern, seinen Lehrern usw. angezeigt hat, denn davon wird nicht gesprochen. Lediglich ein Lehrer als besondere Bezugsperson wird genannt, mit dem Markus noch heute Kontakt hat. Allerdings wird die Bedeutung dieses Lehrers nicht vollständig klar. Markus' Beziehung zu ihm ist wahrscheinlich auf einige wohlwollende, vielleicht auch aufbauende Gespräche beschränkt. Dennoch führt er den Lehrer als positives Beispiel für eine Lehrperson ein, indem er ihn als „nicht zu streng“ und gleichzeitig als Person, mit der man gut reden konnte, beschreibt. Deutlich wird, dass Markus ihm viel Respekt entgegen bringt. Doch auch wenn man diese Tatsache beachtet, kann man nicht sagen, dass der Lehrer für ihn eine orientierende Funktion einnimmt, wenn auch sicherlich eine Funktion, die die negative Situation in der Schulzeit ein wenig auszugleichen vermochte. Es ist denkbar, dass Markus sich nach Hänselattacken an diesen Lehrer wandte, der ihn dann ein wenig aufzubauen vermochte, er also eine Unterstützungsfunktion übernahm.

#### *Einstieg in die Berufswelt*

Aus dieser ungünstigen schulischen Situation heraus begann Markus mit seinen ersten Schritten in den Arbeitsmarkt hinein und orientierte sich dabei vorrangig an seinen Erfahrungen im Privaten. Nach dem Hauptschulabschluss konnte er keinen Ausbildungsplatz ergattern, weswegen er ein Berufgrundschuljahr im Holzbereich absolvierte. Vielerorts ist es möglich sich dieses Jahr als erstes Lehrjahr anerkennen zu lassen. Allerdings fand Markus auch nach dem Abschluss des Berufgrundschuljahres keine Lehrstelle. Er wird quasi zu einem der vielen Opfer der sich spätestens seit Beginn der 1990er Jahren anhäufenden

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

Lehrstellenmisere auf dem deutschen Ausbildungsmarkt (vgl. GRANATO 2007). Die kollektiv-historische Ausgangslage wirkt sich nicht nur für Markus negativ auf seinen geplanten Lebenslauf aus, sondern vielen Jugendliche blieb der Übergang in eine gewünschte Ausbildung verwehrt, so dass sie sich auf einen kürzeren oder längeren Zeitraum in sogenannten Bildungsschleifen einstellen mussten. Oder es musste eine berufliche Umorientierung stattfinden, wie Markus sie nach einiger Zeit der erfolglosen Lehrstellensuche vornahm. Er schwenkte auf den Bereich „Forst“ um und begann dort seine Ausbildung. Begründet wird dieser Schritt mit seiner Affinität zur Holzarbeit einerseits und zum Fach „Biologie“ und der Naturverbundenheit andererseits. Zusätzlich kommt als Grund die häusliche Gartenarbeit hinzu, die Markus scheinbar gerne ausführte. Obwohl dieser berufliche Suchprozess anfänglich zu einem positiven Ergebnis geführt hat, muss man den Berufseinstieg von Markus als misslungen ansehen: Er stand in der Phase des Übergangs von der Schule in den Beruf gleich vor einer Problemkonstellation, die ihre Ursachen in erster Linie in einer systemischen, für ihn nachteiligen Entwicklung hat. In zweiter Linie kamen sicherlich auch Markus Schulleistungen zum Tragen, die wie o.g. aufgrund der Klassenzusammensetzung nicht so gut waren, wie sie unter „normalen“ Bedingungen gewesen wären – möglicherweise auch Markus‘ Leistungen in seinen Praktika, die er während dem Berufsgrundschuljahr absolviert hatte. Bis auf Letztere erlebte sich Markus als handlungsunfähig gegenüber den äußeren Gegebenheiten; er steckte in einer Sackgasse fest, aus der er nur entkommen könnte, wenn er seine bisherigen beruflichen Vorstellungen ändern würde. Bei der Auswahl der Alternative geht Markus pragmatisch vor und hangelt sich an weiteren individuellen Vorlieben entlang seines Präferenzsystems weiter voran.

Da die Kunstschreinerei als Beruf nicht verwirklicht werden konnte, wanderte sie mit Aufnahme der Ausbildung im Forst in den privaten Bereich. Sie wurde also nicht vollständig aufgegeben. Bereits hier begann Markus eine Aufteilung in zwei Berufswelten vorzunehmen: Die eine ist die Aufrechterhaltung der ersten Berufsorientierung und damit die Konstruktion einer privaten Arbeitswelt; die andere ist die Ausübung eines sogenannten „Brotberufs“, welcher sich anfangs noch an Markus‘ Interessenlage anlehnte.

Zudem fällt ins Auge, dass Markus erst 1999 mit der Forstausbildung begann. Geht man von einem Durchlaufen der Grund- und Hauptschule ohne Wiederholung aus, so muss er 1996 seinen Hauptschulabschluss gemacht haben. Darauf folgte das Berufsgrundschuljahr, an dessen Ende er wiederum keine Lehrstelle fand und frühestens 1997 seine Ausbildung im Forst hätte beginnen können. Es gibt also eine Zeit von ca. zwei Jahren, die Markus in einem Übergangstatus verbringt, und die er innerhalb des Interviews nicht aufgreift. Allerdings

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

wären weitergehende Aussagen aufgrund der fehlenden Informationen über diese Zeit an dieser Stelle zu spekulativ. Fest steht, dass Markus diesen Übergang trotz der zeitlichen Differenz als direkt darstellt: Er sei „kurz nachdem [...] [er das] *Berufsgrundschuljahr* „Holz“ absolviert“ (2/13) hatte in die Forstausbildung gegangen. Dies beachtend scheint diese Ungenauigkeit für ihn in der biographischen Aufarbeitung weniger ins Gewicht zu fallen.

Der berufliche Neuanfang begann für Markus ernüchternd mit einer für ihn bis heute unverständlichen Weitervermittlung von einem Ausbildungsort zum anderen. Er interpretiert diesen Stellenwechsel in negativer Weise und fühlte sich, als sei er nicht „gewollt“ gewesen. Der Beginn seiner „neuen“ Ausbildung stand also ebenfalls unter keinem guten Stern. Zu dem Gefühl des Nicht-Gewollt-Werdens kamen weitere negative Aspekte hinzu. Zum einen bemerkte Markus bald, dass der Job körperlich anstrengender war, als er vorerst gedacht hatte. Hinzu kam, dass mehrere Unfälle und Krankheiten den Ausbildungsverlauf überlagerten und er immer wieder aussetzen musste. Dies geht bis hin zu einem Rückenleiden, wegen dem er am Ende die Ausbildung abbrach. Zum anderen fand sich Markus innerhalb einer weiteren negativen biographischen Passung wieder: Seine AusbilderInnen in E-Stadt waren „*Region A-Hasser*“ – sie behandelten und benoteten Personen aus der Region A, aus der Markus ebenfalls stammt, schlechter als die übrigen Auszubildenden. Markus erlebte sich als Parallele zur Schulsituation wieder in einem System starker Diskriminierung, das erneut dazu führte, dass sich seine Noten verschlechterten. Der Grund für die Diskriminierung erschließt sich ihm nicht. Genauer betrachtet liegt hier eine negative biographische Passung sogar in doppeltem Sinn vor: Auf der einen Seite erhielt er aufgrund seiner regionalen Herkunft schlechtere Noten durch seine AusbilderInnen, auf der anderen Seite zogen die LehrerInnen an der Berufsschule ihren Stoff „*ohne Verluste*“ (5/39) durch. Fürsorgende Strukturen oder ein Unterricht, in dem „schwächere“ SchülerInnen gefördert werden, werden damit ausgeschlossen. Zudem findet er an der Schule keine AnsprechpartnerInnen als UnterstützerInnen bei Problemen. Dies bekam er vor allem zu spüren als er „*mit einem Lehrer mal Probleme*“ (5/44) hatte und sich an verschiedene Instanzen wandt, um Hilfe zu bekommen, wie das Forstamt und seinen Meister. Im Vergleich mit der Situation in der Schule ergab sich also eine Verschärfung: Wo Markus in der Schule wenigstens noch einen Lehrer als Ansprechpartner hatte, was er sehr zu schätzen wusste, so fehlte ein Unterstützungssystem in der Ausbildung vollkommen, obwohl sich die erfahrene Benachteiligung und der systemische Druck vervielfachten. Dies führte dazu, dass sich Markus weiterhin der Situation ergeben musste, die er nicht in seinem Sinne positiv zu

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

verändern wusste – sich retrospektiv also wiederum als handlungsunfähig beschreibt. Wie bei der Schilderung rund um eine mögliche Selbstständigkeit verweist Markus hier neben der Tatsache, dass man sich „*übermäßig anstrengen*“ (7/1f) müsse, um „*gut [zu] bestehen*“ (7/2), auf die Notwendigkeit von „Kontakten“. In beiden Fällen ist davon auszugehen, dass sich Markus diese Kontakte abspricht – er stand und steht alleine und abgeschottet vor diesen Aufgaben. Er kann nicht auf Unterstützungsstrukturen zurückgreifen, obwohl er sie einfordert. Im Gegenteil: Markus ist vielen negativen Faktoren ausgeliefert, die seine Situation weiter prekarisieren und ihn mehr und mehr in eine isolierte Position bringen. So spricht er beispielsweise im Zusammenhang mit seiner Ausbildung davon, dass er „*viel einstecken*“ (3/2) musste. Von den Noten her sei er „*ganz unten*“ (6/29) gewesen, auch wenn er sie immer wieder auszugleichen wusste, so dass er wenigstens nicht durchfiel.

Es ist logisch anzunehmen, dass sich Arbeitsmoral und vor allem die Motivation während dieser Zeit zunehmend verschlechterten. Hiervon berichtet Markus allerdings nicht, sondern stellt sich durchgehend als Kämpfer dar, der trotz der Widrigkeiten durchhalten und die Ausbildung abschließen wollte.

Allerdings kamen erschwerend gesundheitliche Einschränkungen hinzu, die teils durch viele Unfälle hervorgerufen wurden, die Markus zustießen und nachhaltigen Einfluss auf seine weitere berufliche Tätigkeit ausübten. Hierbei sind vor allem Stürze am Hang mit laufender Kettensäge zu nennen, die ein besonders bedrohliches Bild in Szene setzen. Doch Markus verletzte sich nicht an der Säge, sondern zog sich beispielsweise einen Bänderabriss zu, der ihn einige Zeit „*außer Gefecht*“ (4/36) setzte. Hinzu kamen eine Hirnhautentzündung und ein Bandscheibenvorfall, sowie einige weitere Verletzungen und/oder Erkrankungen, wie aus der übertreibenden Aussage hervorgeht, dass er „*mehr Unfälle gehabt*“ (2/43) habe, als dass er etwas gelernt habe.

Während des Verlaufs der lebensbedrohlichen Hirnhautentzündung und dem damit verbundenen Aufenthalt auf einer Intensivstation wurde Markus mit der Endlichkeit der eigenen Existenz konfrontiert. Dies stellte einen hohen Anspruch an das individuelle Bewältigungsvermögen. Markus reagierte mit einer Sinnentleerung, die sich darin zeigte, dass er „*kurz davor [war] alles hinzuschmeißen*“ (5/7). Wenn er doch gegen die diskriminierenden Bedingungen während seiner Ausbildung anzukämpfen bereit war und durchhalten wollte, so begann er an diesem Punkt zu zweifeln. Doch welche Alternativen hätten ihm zur Verfügung gestanden? Was hatte ihn schließlich dazu bewogen weiterzumachen? Dazu sagt Markus leider nichts, jedoch kann man vermuten, dass aufgrund von fehlenden Handlungsalternativen eine Rückkehr zu seiner Ausbildung unausweichlich schien. Dabei kommt auch der Mangel

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

an Unterstützungsstrukturen zum Tragen, denen eine besondere Verantwortung für eine Neuorientierung zukäme.

Die auslösende Erkrankung für Markus' Ausbildungsabbruch ist ein Bandscheibenvorfall, der wieder auf einen Unfall während der Arbeit zurück geht. Bis heute ist er deswegen in Behandlung. Doch Markus beendete seine Lehre kurz vor deren Ende erst im Verlauf der Erkrankung und noch nicht beim ersten Auftreten des Bandscheibenvorfalles. Er gibt an, er habe „kurz vor der Prüfung [...] noch mal einen ordentlichen Schlag“ (7/9) in den Rücken bekommen, so dass er die Prüfung nicht abschließen konnte. Das Angebot, diese ein halbes Jahr später nachzuholen, lehnte er ab. Bis zu diesem Punkt hatten ihn seiner AusbilderInnen immer wieder dazu gedrängt, die Ausbildung abzubrechen und etwas anderes zu machen. Wenn man nur die Häufigkeit der Unfälle und die Gefahr, die von diesen auch für Unbeteiligte mit einherging, betrachtet, so scheint dieser Rat aus Sicht der AusbilderInnen verständlich zu sein, wobei man die schlechten Noten von Markus nicht außer Acht lassen darf. Doch diesen Einwänden gegenüber wollte er Durchhaltefähigkeit beweisen und sich nicht einschüchtern lassen. Und gerade in diesem Zusammenhang erscheint es paradox, dass er trotz des Angebotes, die Prüfung nachzuholen, an der er lediglich aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen konnte, die Ausbildung vorzeitig abbrach. Markus beendete sie aus eigener Entscheidung und nicht auf Drängen seiner Vorgesetzten. Er nennt gesundheitliche Gründe (7/16), die ihn zu diesem Schritt zwangen, obwohl er diesen bisher immer getrotzt hatte. Mit dem „ordentlichen Schlag“ scheint eine Schwelle des Erleidens überschritten worden zu sein, die Markus trotz fehlender Alternativen zu dem radikalen Schritt des kompletten Abbruchs veranlassten - es stellt damit ein zentrales biographisches Ereignis dar, das den gesamten zukünftigen Lebenslauf beeinflusste.

#### *Arbeitslosigkeit*

Markus wurde arbeitslos und nahm diesen Lebenswandel vorerst positiv wahr. Er war froh „mal ausspannen“ (10/41) zu können. Doch nach einem Monat wandelte sich diese Einstellung dadurch, dass er das Gefühl hatte nicht von der Stelle zu kommen. Dies erkannte er an dem Vergleich seiner Berufsbiographie mit denjenigen in seinem Bekanntenkreis. Markus fühlte sich ausgeschlossen. Die wenigen sozial-integrativen Bezüge, die er für sich noch identifizieren konnte, wollte er um alles in der Welt behalten. Hierzu zählt v.a. Geld und die damit verbundene Bewegungsfreiheit bzw. konkret sein Auto, durch das auf der einen Seite natürlich größere Kosten entstanden, das jedoch auf der anderen Seite Mobilität in der

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ländlich geprägten Heimatregion von Markus bedeutete. Zwar bezog Markus Arbeitslosengeld I, doch wird diese monatliche Zahlung bei Weitem nicht ausgereicht haben. Anstatt zu versuchen eine weitere Lehre zu beginnen, versuchte Markus sich mit kurzfristigen Beschäftigungen und Aushilfsjobs „über Wasser zu halten“ (11/7). Anstatt eine langfristige Strategie zu entwickeln griff er zu Lösungsansätzen, die ein höheres Maß an Bewältigungsressourcen benötigten, da die soziale Sicherheit permanent gefährdet war und eine weitere Prekarisierung seiner Situation drohte. Insgesamt empfand Markus diese Zeit in der Arbeitslosigkeit als schlimm und stellt sich als Erleidender dar. Markus reagierte nur noch ohne sein Leben wirklich gestalten zu können – die beruflichen Suchbewegungen in dieser Zeit schlugen fehl. Die Idee einer „dritte[n] [...] *Ausbildung*“ (11/37) verwirft er und erwähnt dagegen, dass er an einem Einstieg im Forstbereich immer noch festhalten möchte, obwohl er diesen als nicht gesichert ansieht. Dabei kommt immer wieder seine gesundheitliche Situation zum Tragen, welche sich für ihn als hohe Hürde erweist. Dass er von Außenstehenden weiterhin dazu angehalten werde, es nochmal mit einer Ausbildung zu probieren, stellt er als nicht-akzeptablen Vorschlag heraus, da dieser nicht auf seine persönlichen Bedürfnisse Rücksicht nehmen würde. Vor dem Hintergrund der steigenden Orientierungslosigkeit mag dies auf den ersten Blick unverständlich sein. Auf den zweiten Blick und unter Einbezug der Misserfolgserfahrungen in zwei Ausbildungsversuchen, dem Druck der Existenzsicherung unter unsicheren Bedingungen und der zunehmend drohenden Prekarisierung der sozialen Situation muss man feststellen, dass Markus es einfach aus Existenzangst nicht wagen möchte sich in eine weitere Ausbildungssituation zu stürzen, deren Ergebnis er nicht voraussehen kann. Die Lebensweise „von Tag zu Tag“ nennt Markus keinesfalls als Option und bezeichnet sie ebenfalls als unbefriedigend. Jedoch ist es ihm nicht möglich aus den Zwängen seines Erfahrungshintergrundes zu entkommen und ohne Unterstützungsstrukturen eine geeignete Zukunftsperspektive zu entwickeln, die ihm mehr Sicherheit verspräche. Die fehlschlagenden beruflichen Suchbewegungen während dieser Lebensphase sind genauso wie die Ablehnung einer weiteren Ausbildung oder auch des möglichen Wiedereinstiegs in den Forstberuf vor dem Hintergrund einer durch komplette Orientierungslosigkeit überlagerten Zwangssituation zu betrachten, die ihn quasi gefangen hält.

Markus gibt zwei Beispiele für jene Suchbewegungen an. Zum einen nennt er den Versuch im Gartenbau Fuß zu fassen. Diese Entscheidung lässt eine gewisse Verwandtschaft zu seinem bisherigen Berufsplänen erkennen. Markus überlegte sich dort über Praktika einzusteigen, doch blieb ihm auch dieser Berufszweig versperrt. Die Gründe hierfür verschweigt er. Neben seiner Affinität zu Holzarbeit und Biologie, die als Maßeinheiten für Markus‘

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Berufsorientierung dienen und leider nicht zum erhofften Erfolg geführt hatten, musste er damals neue Einheiten einführen, um weitere Suchbewegungen ausführen zu können. Markus versuchte dabei auch an seiner Lebensführung anzuknüpfen und identifizierte die Eigenschaft, dass er ein „*Nachtmensch*“ (3/26) sei. Mit dieser Eigenschaft begründete er, dass er Nachtarbeit wie bei einer Sicherheitsfirma als passend für sich definierte, was das zweite Beispiel einer Suchbewegung darstellt. Allerdings ging die eben genannte Annahme nicht auf. Markus scheiterte erneut und beendete die Beschäftigung beim Sicherheitsdienst, da ihn dieser Beruf stärker körperlich forderte als er gedacht hatte. Bezüglich dieser körperlichen Überforderung zeigt sich hier ein Parallelen zu der Ausbildung beim Forst, bei der Markus ebenfalls einen Unterschied von der realen Belastung zu seinen Vorstellungen beschreibt. Somit kann man die Frage stellen, inwieweit es Markus möglich ist, ein realistisches Selbstbild hinsichtlich einer möglichen beruflichen Tätigkeit zu entwickeln. Betrachtet man den im Interview immer wieder thematisierten Mangel an Unterstützungsstrukturen, die unbedingt für die Entwicklung eines solchen Selbstbildes notwendig sind, so wird schnell klar, dass Markus hierbei erhebliche Schwierigkeiten hatte, was sich direkt auf seine berufliche Orientierungslosigkeit auswirkte. Da er nicht wusste, was er kann und was er nicht kann, war es ihm nicht möglich geeignete Handlungsalternativen auszuwählen, die ein berufliches Vorankommen nach sich ziehen würden.

Doch gab es in dieser Zeit auch unterstützende Strukturen, die Markus zwar nicht aus der Orientierungslosigkeit befreien konnten, jedoch ein weiteres existenzielles „Abrutschen“ verhinderten oder wenigstens verlangsamten. Zu nennen wäre hier vor allem das Zimmer oder die Wohnung, die er im elterlichen Haus noch zum Interviewzeitpunkt nutzen kann, so dass damals wie heute Mietkosten für ihn entfielen. Des Weiteren bekommt er ein wenig finanzielle Unterstützung durch seine Mutter. Ohne diese Ressourcen, so vermutet er, hätte ihn diese Zeit noch schlimmer getroffen.

Ebenso wie der Übergang von der Schule in den Beruf lief bei Markus der Übergang aus dem Rechtskreis des SGB III ins SGB II, also von Arbeitslosengeld I in Arbeitslosengeld II, schief. Dadurch, dass er bei der Antragsstellung auf Grundsicherung „zuviel“ Vermögen angab, wurden ihm vorerst die Gelder verweigert, was wiederum zur Folge hatte, dass er ein halbes Jahr lang gar keine Bezüge bekam, auch wenn er gleich wieder einen neuen Antrag stellte – bürokratische Fristen verhinderten eine zeitnahe Bearbeitung. Dies empfand Markus als absolute Ungerechtigkeit, vor allem, da er von dem Bestehen gesetzlicher Grenze für Privatvermögen bei der ALG II – Bedarfsprüfung keine Kenntnis hatte. Er beruft sich darauf, dass er durch das Personal an der ARGE hätte informiert werden müssen, was ausblieb, und

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

weiß ihm klar die Schuld an seiner prekären Lage zu. Der Umstand, dass hier ein Kommunikationsproblem zwischen Markus und der Sachbearbeitung der der ARGE identifiziert werden kann, erweist sich bei näherer Betrachtung lediglich als Symptom für das zentrale Konfliktfeld in dieser Situation: Die eigene Bedarfsprüfung von Markus fiel anders aus als die gesetzlich festgesetzte. Er empfand sich selbst als bedürftig und bestimmte seinen Bedarf und damit Anspruch auf ALG II mit individuellen Normen. Die gesetzliche Regelung beurteilte die Situation allerdings anders, nämlich dass kein Anspruch vorgelegen hatte. Die fehlenden Informationen sind also auf der Seite von Markus eigentlich, inwieweit seine eigene Bedarfsprüfung auch einer gesetzlichen Prüfung Stand halten würde bzw. wie sein Bedarf auch institutionell anerkannt werden kann und welche Angaben hierfür von Nöten sind. Diese Informationen besaß Markus nicht und ging „gutgläubig“ davon aus, dass es bei der ALG II – Antragsstellung zu keinerlei Komplikationen kommen werde, solange man nur vollständige und wahrheitsgemäße Angaben macht. Dass er hinsichtlich dieser Annahme enttäuscht wurde, erschütterte Markus' Vertrauen in staatliche Institutionen bis hin zum Staat und der Gesellschaft allgemein, denn logischerweise fügte sich dieses Ereignis zu allem anderen, was ihm bisher zugestoßen ist, negativ in seinen Erfahrungshintergrund ein. Es könnte sogar sein, dass sich Markus auch hier als offensiv benachteiligt empfand, ob nun aus körperlichen, herkunftsspezifischen oder auch milieubedingten Gründen.

Betrachtet man diese Lebensphase im kollektiv-historischen Fokus, so erkennt man, dass Markus hier einfach nicht mehr nur als „Arbeitsloser“, sondern wie Millionen anderer BundesbürgerInnen als „Hartz IV – Empfänger“ stigmatisiert wurde. Er kam 2005 in den Bezug des ALG II und gehörte damit zu einer der ersten Personengruppen, die von dieser Gesetzgebung – eingeführt im Januar 2005 – betroffen waren. Medial inszenierte, gesellschaftspolitische Debatten zu „Sozial-Schmarotzern“- und „Faulenzern“ ließen das Thema „Arbeitslosigkeit“ deutschlandweit aufkochen, Bürgerbündnisse organisierten Montagsdemonstrationen gegen die Sozialpolitik der rot-grünen Bundesregierung – und genau in dieser Zeit rutschte Markus vom Arbeitslosengeld (I) in den ALG II – Bezug ohne vorher eine andere Sozialleistung empfangen zu haben; weder Arbeitslosenhilfe noch Sozialhilfe. Er wurde also ständig mit dem öffentlichen Negativ-Bild konfrontiert und geriet neben seiner gescheiterten Berufsbiographie in einen weiteren Kontext, der ihm eine Rechtfertigung abverlangte. Dies mochte einen weiteren Faktor darstellen, der die Destabilisierung seiner Lebenslage vorantrieb. Durch die erfahrene Stigmatisierung war es ihm nicht möglich neues Vertrauen in die Gesellschaft zu fassen oder das durch den erfahrenen Mangel an Unterstützung entstandene Vertrauensdefizit wenigstens auszugleichen. Er zog sich weiter auf



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sich selbst zurück, was man u.a. an dem abgeschotteten Ausüben seiner Hobbys erkennen kann, von denen später noch die Rede sein wird.

Neben dem Fehlen von Informationen bzgl. der Antragsstellung, durch das Markus für ihn gerechtfertigte Bezüge vorenthalten wurden, verpasste es Markus zudem rechtzeitig Krankengeld zu beantragen, wodurch er weitere, ihm zustehende Geldzahlungen nicht erhielt. Auch hier schreibt er die Schuld klar der staatlichen Institution, der ARGE, und in ihrer Personifizierung dem Personal zu, das ihn zu spät informiert habe, wahrscheinlich aber auch anderen Beteiligten, wie den behandelnden ÄrztInnen. Damit wird deutlich, dass Markus auch während seiner Arbeitslosigkeit längere Krankheitsphasen gehabt haben musste.

Nachvollziehbar erscheint die Tatsache, dass sich Markus' Situation durch den Wechsel in ALG II nicht besserte, wie er es gehofft hatte, sondern sich noch weiter dramatisierte. Dies lässt sich vor allem an seinen Bewertungen dieses Zeitraums zeigen, die diesen beispielsweise als „keine schöne Zeit“ (11/14f) als „schlimm“ (12/48) bezeichnen, wobei sich die Existenzängste gegenüber der ersten Zeit in der Arbeitslosigkeit noch vergrößert haben mussten. Diesen gegenüber hätte Markus ein robustes Bewältigungskonzept zeigen müssen, um handlungsfähig zu bleiben bzw. zu werden und seinen weiteren Werdegang aktiv zu lenken. Dies ist jedoch ebenso wenig erkennbar, wie ein festes Gerüst von Unterstützungsstrukturen, welches ihn in dieser Lage hätte abfangen können. Nach der Ablehnung des Antrages blieb ihm nichts anderes übrig als einen neuen Antrag zu stellen und die Bearbeitungszeit in Kauf zu nehmen. Markus konnte sich damals nicht erklären, WARUM er zu viel Vermögen hatte, um Anspruch auf ALG II zu haben. Ihm wurde lediglich mitgeteilt, DASS es so ist. Die Erklärung hierfür erfolgte erst viel später. Das bedeutet, dass Markus nach der Ablehnung lediglich reagiert hat ohne die gesetzlichen Rahmenbedingungen zu kennen. Damit muss die starke Angst verbunden gewesen sein, dass der zweite Antrag wiederum ablehnt wird, so dass dieses halbe Jahr zu einer Zeit der komprimierten existentiellen Unsicherheit wurde. Dieser Zeit steht Markus handlungsunfähig gegenüber, was in der Frage „Ja, da war ich da gestanden. Was soll ich dann machen?“ (13/38f) zum Ausdruck kommt.

#### *Beginn der Maßnahme bei Projekt A*

Im Jahr 2005 begann Markus mit seiner Beschäftigung in Projekt A, einer Arbeitsgelegenheit in Mehraufwandsvariante. Das Projekt richtet sich vor allem an Langzeitarbeitslose über 25 Jahre, bei denen über längere Zeit kein Vermittlungserfolg zu erzielen war bzw. deren Perspektive dahingehend von der/dem ARGE – SachbearbeiterIn als schlecht eingestuft wird.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Über die Zeit im SGB II – Rechtskreis bis zu dieser Beschäftigung sagt Markus nichts, lediglich, dass Projekt A das „*erste Richtige*“ (13/7) Angebot durch die ARGE gewesen sei, womit er diese Maßnahme positiv markiert. Andere Angebote bewertet er mit dieser Aussage indirekt schlechter, wobei in Anbetracht der Zeit sicherlich keine besonders große Anzahl an Maßnahmen angeboten werden konnte. Dennoch war er dem Projekt gegenüber skeptisch, vielleicht auch aus davorliegenden Negativ-Erfahrungen mit anderen Maßnahmen. Durch die Projekt-MitarbeiterInnen bekam Markus versichert, dass er nur solange teilnehmen müsse, bis er was „*Richtiges*“ (3/44) gefunden habe, also den Wiedereinstieg in den sogenannten ersten Arbeitsmarkt geschafft habe. So macht er auch nicht sich selbst, sondern eben diese MitarbeiterInnen dafür verantwortlich, dass dieser Einstieg bis zum Interviewzeitpunkt ausgeblieben ist, womit er gleichzeitig seine Enttäuschung über diese Tatsache zum Ausdruck bringt: „*Habe leider doch erfahren müssen, dass das Projekt A nicht viel für die Arbeiter tut, sondern nur kuckt, dass sie in Arbeit sind und sonst nichts.*“ (4/1f). Mit seinem überlangen Projektaufenthalt von zwei Jahren wird ihm seine Situation direkt als weiteres Scheitern vor Augen geführt. Darüber hinaus hat Markus eine gewisse Hilfeerwartung an die Projektlaufzeit, die jedoch nicht erfüllt werden kann.

Bereits nach einem Monat in der Projektschreinerei wurde Markus in eine Einsatzstelle im Forst versetzt, bei der er sich gut aufgenommen fühlte, auch wenn er dies nicht auf seine Fähigkeiten, sondern lediglich auf seine Bereitschaft zurückführt. Hier lässt sich eine Parallele zu dem Beginn seiner Ausbildung ziehen, bei der er ebenfalls nach kurzer Zeit an einen anderen Ausbildungsort „*weitervermittelt*“ (2/30) wurde. Damals entstand bei Markus das starke Gefühl des Nicht-Gebraucht-Werdens, da er sich die Vermittlung nicht erklären kann. Der Wechsel innerhalb des Projektes A wurde dagegen als positiv wahrgenommen. Markus identifizierte sich mit seiner neuen Aufgabe und ebenso mit dem Aufbau des Einsatzfeldes im Projekt. Dabei stellt er sich im Gegensatz zu vielen anderen Punkten in seiner Biographie als aktiv Handelnder heraus und den Wechsel als bewusste Entscheidung.

Hinzu kommt, dass Markus eine gewisse VorarbeiterInnenstellung im Forst einnimmt und weiteren ProjektmitarbeiterInnen Aufträge erteilt, die er zuvor von seinem/seiner Vorgesetzten dort bekommen hat. Damit wurde ihm eine hervorgehobene Position gegenüber den anderen TeilnehmerInnen zugewiesen und zudem mehr Verantwortung übertragen, was er zu einem klaren Abgrenzungsmerkmal konstruiert. Dieses Merkmal wird durch die Selbstbewertung seiner Arbeitsleistung verstärkt: Im Gegensatz zu den anderen arbeite Markus „*für 4 Mann manchmal*“ und muss auch „*immer für 4 Mann mitdenken*“, wodurch es nahe liegt, dass er zusammen mit vier weiteren ProjektteilnehmerInnen im Forst arbeitet.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Die hervorgehobene Stellung – und v.a. die Identifikation mit dem Posten eines „*Anführer[s]* *sozusagen Chef[s]*“ (15/43f) – und seine Arbeitsleistung ließen bei Markus einen gewissen Anspruch gegenüber den Rahmenbedingungen der Beschäftigung entstehen. Entsprechend seiner von ihm definierten Mehrleistung möchte er erstens eine höhere Entlohnung und zweitens auch eine rechtliche Festsetzung und Ausgestaltung seiner besonderen Stellung im Projekt. Dass er bzgl. dieser beiden Punkte seinen MitarbeiterInnen gleichgestellt ist, empfindet er als ungerecht. Die Verantwortlichkeit für diesen Zustand sieht Markus wiederum bei den Institutionen, die mit ihm in Beziehung stehen. Seine individuelle Handlungsfähigkeit ist also auch am diesem Punkt eingeschränkt, so dass ihm nichts anderes übrig bleibt als seinen Anspruch als Appell zu formulieren – durchsetzen kann er ihn vor allem aus strukturellen Gründen nicht.

Doch dies ist nicht die einzige Ungerechtigkeit, der Markus in Projekt A begegnet. So kam es daneben zu einer falschen Fahrtkostenabrechnung, bei der er am Ende im Verhältnis weniger Geld erstattet bekam als ein anderer Teilnehmer. Hier blieb ihm ebenfalls nichts anderes übrig als diesen Umstand dem Projekt gegenüber wie auch bei der ARGE zu bemängeln – durchsetzen konnte er sich wiederum nicht.

Die mangelhafte Durchsetzungsfähigkeit in den o.g. Punkten ist u.a. ein starkes Anzeichen dafür, dass es Markus bis heute an UnterstützerInnen in entscheidenden Funktionen mangelt. Ihm fehlen die AnsprechpartnerInnen und FürsprecherInnen, die mit ihm zusammen eine Änderung der Umstände anstoßen könnten. Markus alleine sind die Hände gebunden. Diese Tatsache ist ihm bewusst, wobei er resignierend reagiert.

Ein weiterer Appell wird innerhalb von Markus' Wunsch deutlich, dass er gerne eigene Suchbewegungen auf dem ersten Arbeitsmarkt machen möchte, er jedoch hierfür gerne als „Sicherung“ die Beschäftigung bei Projekt A behalten möchte. Sollte er aufgrund eines Jobangebots in „*Probezeit arbeite[n]*“, und kein Einstieg in den jeweiligen Beruf möglich sein, „*dann [möchte er] gleich wieder in die Maßnahme*“ (14/25f) zurückkommen können. Somit wird das Bedürfnis nach sozialer Sicherung bzw. Sicherheit in Gestalt einer Beschäftigungsstruktur an dieser Stelle konzentriert zum Ausdruck gebracht – einer Sicherung, die ihm bei seinen bisherigen Suchbewegungen in der Zeit der Arbeitslosigkeit gefehlt hat.

#### *Unsichere Zukunft*

Über seine weitere berufliche Entwicklung ist er sich im Unklaren. Markus möchte an seiner Ausbildung zum Forstarbeiter festhalten und zu einem „*späterem Zeitpunkt [...] alles*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*komplett normal [...] beenden*“. Dabei wird dieses Vorhaben durch seine immer wieder erwähnten gesundheitlichen Einschränkungen aufgrund seines Kreuzleidens negativ flankiert. Entsprechend endet auch die Haupterzählung ohne Ausblick mit der Aussage: „*Das steht noch offen.*“ (7/21). Einer weiteren Ausbildung in einem neuen Beruf steht Markus wie bereits beschrieben eher ablehnend gegenüber. Dabei ist interessant zu beobachten, dass er diese als „*dritte [...] Ausbildung*“ (11/37) bezeichnet. Im Grunde hat Markus ja noch keine Ausbildung vollständig absolviert, zählt jedoch die Versuche in seiner Argumentation als vollwertig. Eine Erklärung hierfür könnte darin liegen, dass er die Orientierung auf die zu erzielenden Berufe bereits mitzählt. Mit jeder Aussicht auf einen bestimmten Berufsabschluss und einer damit verbundenen Beschäftigung ändert sich auch die individuelle Lebensplanung, was wiederum einen Einfluss auf Markus' Identitätsentwicklung ausüben mag.

Ohne ein sicheres Ziel in die Zukunft hineinzuleben – schon alleine dieses Merkmal in Markus' beruflicher Biographie lässt seine gesellschaftliche Entkopplung erkennen. Er findet sich nicht zurecht in einem Arbeitsmarkt, der ihm den Einstieg so schwer macht. Ihm ist mit der Zeit der Blick auf seine Gestaltungsmöglichkeiten verloren gegangen, so dass Markus sich lediglich als handlungsunfähig gegenüber eines unfairen Systems erkennt, das wegen der für ihn symptomatischen Ungerechtigkeit als Merkmal der beteiligten Institutionen vielleicht sogar vollständig unattraktiv wurde. Sollte dies zutreffen wird somit ein noch tiefergehendes Problem offenkundig: die fehlenden Alternativen. Gegenüber dem sogenannten ersten Arbeitsmarkt gibt es keine Alternative, die die gleiche gesellschaftliche Anerkennung erfahren würde oder deren Zugang ähnlich aufgebaut ist. Neben einem beschränkten Beschäftigungssektor für Menschen mit Behinderung gibt es in Deutschland lediglich ein System durch das SGB II, das innerhalb von Substituten von Erwerbsarbeit letzte sozial-integrative Bezüge für diejenigen retten will, zu denen der erste Arbeitsmarkt keine Zugänge mehr aufzubauen vermag. Doch stehen sich diese drei „Märkte“ nicht gleichberechtigt gegenüber und v.a. nicht die Akteure, die ihnen jeweils zugeteilt werden – ganz zu schweigen von weiteren Varianten öffentlich geförderter Beschäftigung.

So wird am Beispiel von Markus deutlich, welches Dilemma besonders am Übergang von ALG II in den sog. ersten Arbeitsmarkt hinsichtlich einer beruflichen Orientierung und Lebensplanung entsteht: Auf der einen Seite wurde der Weg in Erwerbsarbeit versperrt bzw. mit solchen Hürden versehen, dass eine berufliche Perspektive in dieser Richtung aufgegeben wurde, woraufhin die Argumentationsstruktur sowie der Begründungszusammenhang in Bezug auf eine zukünftige berufliche Ausrichtung angepasst werden. Auf der anderen Seite wirkt die Tätigkeit im SGB II keinesfalls systemintegrativ, sondern macht den

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

BedarfsempfängerInnen immer wieder deutlich, dass der Hilfebezug nur zeitlich beschränkt sein darf. Als Beispiel für diesen Umstand kann auch der o.g. Sachverhalt bzgl. Markus' Position als „Vorarbeiter“ innerhalb des Projektes A gelten: Er versucht seine berufliche Perspektive INNERHALB seiner derzeitigen Tätigkeit in einer Arbeitsgelegenheit zu verfestigen. Der logische Schritt hierzu wäre, dass er „normal“ bezahlt wird und damit auch die berufliche Stellung eines „normalen“ Mitarbeiters erhält. Er bemüht sich also um eine schrittweise strukturelle Normalisierung und möchte eine besondere Beschäftigungssituation in eine normale Situation transformieren. Dabei unterschätzt er jedoch die starren institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen, die eine solche Transformation beinahe unmöglich machen. Für ihn bleibt also nur die Vorgabe, das alternative Beschäftigungssystem auf irgendeine Art am besten so schnell wie möglich zu verlassen. Aber wohin, wenn sich auf der Seite der Erwerbsarbeit keine integrativen Möglichkeiten entdecken lassen?

#### *Hobbys als Alternative zum Arbeitsmarkt*

Markus beantwortet die letzte Frage auf sehr interessante Weise. In seiner Freizeit begann er bereits während der Schulzeit mit der Kunstschreinerei, an die er über seinen Vater geriet. Obwohl er in dieser Tätigkeit nie beruflich Fuß fassen konnte, übte er sie als Hobby weiter aus. Dabei übertritt er nie wirklich die „Schwelle“ in den gewerblichen Bereich. Die wenigen Ausnahmen, in denen er das eine oder andere Stück verkauft hat oder auch kleinere Ausstellungen veranstaltete, kann man sicherlich nicht als gewerbliche Tätigkeit ansehen, v.a. da sich Markus erstens von einer solchen Tätigkeit distanziert – Markus erwähnt immer wieder wie schwer es sei: „Aber es ist halt nicht einfach, das ist mehr halt alles privat“ (20/28f) – und diese zweitens im restlichen Interview keine Rolle spielt. Eine Selbstständigkeit auf Grundlage der Kunstschreinerei als berufliche Alternative schließt er auch mehreren Gründen aus: Zum einen führt er dafür die Voraussetzung an, dass man „halt Kontakt haben“ (20/39) müsse, um die „Produkte auch gleich wieder [zu] verkaufen“ (20/40). Gleichzeitig spricht er sich diese Eigenschaft ab. Zum anderen führt Markus eine Verwertungslogik an, die dafür sorgt, dass er für eine v.a. zeitlich anspruchsvolle Arbeit nur einen geringen Preis verlangen könne – und das lohne „sich im Endeffekt nicht“ (20/51). Auch wenn er im Interview kurz aufzählt, welche Startbedingungen er für eine Unternehmensgründung vorfinden würde, kann recht wahrscheinlich ausgeschlossen werden, dass es jemals eine aktiv Bewegung in diese Richtung gab.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Dennoch muss man dabei beachten, dass Markus die Kunstschreinerei nie aufgegeben hat, auch wenn er sie nie als Erwerbstätigkeit ausführen konnte. Sie hat eine zentrale Bedeutung in seiner Biographie, v.a. allem dann, wenn man die Verbindung über die Tätigkeit zu seinem verstorbenen Vater betrachtet, der ihn durch sein eigenes Handeln erst zu diesem Berufswunsch gebracht hat. Mit zunehmender Entkopplung vom ersten Arbeitsmarkt erlangten die privaten Aktivitäten immer mehr an Bedeutung – sie wurden zu einem alternativen Beschäftigungsfeld für Markus, mit dem er sich identifizieren kann.

Markus zählt noch ein weiteres Hobby auf, das für ihn allerdings nur bedingt eine berufliche Relevanz besitzt: die Musik. Er träumt davon ein großer Musikproduzent zu werden: *„Das wäre eigentlich auch ein äh Traum von mir gewesen: entweder als gut, als ganz groß/wenn man's ganz groß bezeichnet: Musikproduzent, mal ganz groß gesagt, in der Branche.“* (18/6ff). Zu beachten ist, dass Markus hier ebenfalls das Wort „groß“ gebraucht. Der Vergleich mit der Bezeichnung seiner Körperfülle liegt sehr nahe. Allerdings wird das Adjektiv „groß“ dabei mit einem negativen Kontext in Verbindung gebracht – u.a. „Konflikte“ in der Schule. An der o.g. Stelle findet es aber durchweg positive Bedeutung. So bedeutet „groß“ im Zusammenhang mit seinem Berufswunsch, dass er in der Hierarchie der Musikbranche bis zu den oberen Etagen, bis in die elitären Zirkel der Szene aufsteigen möchte. Damit verbindet sich das Bild des erfolgreichen Musikmanagers, der ein überdurchschnittlich hohes Einkommen und gesellschaftliches Ansehen besitzt; der quasi ein „Star“ ist. Es ist das Gegenteil zu dem, was Markus in seiner Alltagswirklichkeit vorfindet.

Auch wenn die berufliche Relevanz nicht direkt gegeben ist – der Beruf des Musikproduzenten ist lediglich ein „Traum“ (18/7) –, stellt er das Hobby „Musik“ deutlich über die Kunstschreinerei: *„Das ist halt so ein .. Lebenseinstellung. [...] Also ich könnte mir nicht mehr vorstellen ohne Musik zu leben. [...] Ohne diese Musik, wohlgemerkt.“* (19/4ff). Es ist ein zentraler Bereich in Markus' Leben, der zum einen eine stark prägende Funktion und zum anderen eine Bewältigungsfunktion besitzt. Durch den Traum von einem Beruf als Musikproduzent wird nicht nur ein identitätsbestimmender bzw. –abhängiger Wunsch offenkundig, sondern ebenfalls die damit verbundene Hoffnung auf ein besseres Leben, das jenseits von Existenzangst, Zurückweisung und beruflichem Scheitern liegt. Alleine der Gedanke daran, dass Markus Produzent sein könnte, wenn er nur wollte, lässt die aktuelle Situation ertragbarer erscheinen, so dass ein Wegfall des Hobbys eine tiefe existenzielle Krise verursachen würde – wahrscheinlich tiefer als alle krisenhaften Ereignisse, die Markus bisher zu bewältigen hatte. Die Aussage, dass er nicht mehr ohne diese Musik „leben“ könne, ist unter dieser Betrachtungsweise also sehr ernst zu nehmen. Sein Hobby gibt Markus ein

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Selbstbewusstsein, das ihm hilft seine Schwächen zu akzeptieren. Der Hobbykeller dient dabei als Handlungsraum, in dem er selbstbewusst agieren kann und der ihm ebenso als Rückzugsort dient. Wie bedeutungsvoll das Hobby ist, erkennt man auch an der dafür aufgewendeten Zeit, die durchschnittlich eine Stunde täglich sowie mehrere Stunden am Wochenende beträgt.

Ein besonderes Augenmerk ist auf die Darstellungsarbeit bzgl. des Hobbys „Musik“ zu richten. Wie oben bereits angeschnitten umschreibt Markus es mit vielfältigen Steigerungen: angefangen bei dem Adjektiv „groß“ (und „größte“) für das Hobby an sich, die berufliche Komponente (Produzent) und seine biographische Bedeutung („*Lebenseinstellung*“) über die Beschreibung des Hobbykellers als „*gewaltig*“ und seiner Musiksammlung als „*Riesen-Bestand*“ bis hin zur Kennzeichnung der eigenen Person als „*Kenner*“, also Experte, und dem damit verbundenen überdurchschnittlichen Wissen zu elektronischer Musik. Dabei ist zu beachten, dass es sich dabei um rein subjektive Werte handelt. Doch ist es für Markus wichtig, hier einen starken Kontrapunkt zu seiner sonstigen Biographie zu setzen. Dies ist u.a. aus dem Zugzwang zur positiven Bilanzierung seiner Lebensgeschichte zu erklären, der er im bisherigen Interview schuldig geblieben ist. Diese muss natürlich im Vergleich zu der restlichen Erzählung übermäßig gut ausfallen. Ebenso pointiert er damit noch einmal die zentrale Bedeutung dieses Hobbys.

Dies führt auch zu der Konstruktion eines ExpertInnen-Status, den er mit einer Qualifikation gleichsetzt: „*Weil ich eigentlich, ich denke mir nach 14 Jahren, wo das jetzt schon mache tue, bin ich qualifiziert mich mit dieser Musik in Verbindung zu setzen.*“ (18/8ff). Markus setzt fest, dass es eine gewisse „Vorbildung“ voraussetze, um sich mit dieser speziellen Musikrichtung auseinander zu setzen. Dabei führt er als erstes das Kriterium der Zeit ein. Als zwei weitere Kriterien nennt er die Menge an gesammelter Musik und die „*Kontakte .. bis ins Ausland*“ (19/34). Da Markus diese – natürlich subjektiven – Kriterien erfüllt, hält er es für berechtigt sich zu einem Experten zu erklären.

Er zählt desweiteren die Tätigkeiten auf, die er innerhalb dieses Hobbys ausführt. Dazu gehört das Schneiden, Mischen und Brennen von Musik, die Anwesenheit bei „*CD-Märkten*“ (19/34) sowie das Keyboardspielen. Letzteres hat er sich selbst beigebracht, jedoch verliert er darüber nicht viele Worte und bezeichnet sich nicht als „ausgezeichneten Spieler“, wie man aus dem Kontext vielleicht vermuten könnte. So erfährt man nichts über die Qualität des Keyboardspielens, wobei dieser Punkt für Markus auch sicherlich nicht wichtig zu sein scheint.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Den Weg, wie er zu dem Hobby gekommen ist, beschreibt er nur zum Teil als Prozess. Zur Musik „allgemein“ ist er durch die Musikaffinität seiner Eltern gekommen, wobei man hier ein gewisses prozessurales Muster unterstellen könnte. Speziell mit der elektronischen Musik haben ihn „Freunde“ konfrontiert, und dies wird dagegen als singuläres Ereignis gekennzeichnet: Es habe „irgendwie Klick gemacht“ (18/30). Der Erzähler vermittelt das Bild, dass er von einem Moment auf den anderen Fan dieser Musikrichtung wurde und somit ein langsamer Anpassungs- und Gewöhnungsprozess ausgeblieben ist. Möglicherweise wurde dieser Umstand auch davon beeinflusst, dass Markus Anschluss in dieser Peer-Group suchte bzw. erhalten wollte und dies am besten über das Medium „Musik“ möglich war.

Interessant ist ebenfalls die Eingrenzung des Musikstiles: Innerhalb der Begrenzung auf elektronische Musik gibt es eine weitere Fokussierung auf den „härteren Bereich“ (18/48). Es wird klar, dass Markus nicht dem „Mainstream“ nachhängt, sondern eine enge Beziehung zu einer mehr oder weniger speziellen Musikrichtung entwickelt hat. Zwar ist dies grundsätzlich nichts Ungewöhnliches – viele Menschen hängen einer Musikrichtung nach, die nicht mit dem „allgemeinen Geschmack“ deckungsgleich ist – doch ist es ein Anzeichen dafür, inwieweit Markus in diesem speziellen Lebensbereich seinen eigenen Standpunkt und sein Verhältnis zu einer größeren gesellschaftlichen Gruppe definiert. Vor allem die nochmalige Eingrenzung auf den „härteren“ Teil der elektronischen Musik macht deutlich, dass er sich auch musikalisch in einer Nische befindet, in der er sich allerdings sichtlich wohlfühlt. So könnte man diese musikalische Nische mit der gesellschaftlichen (als Arbeitsloser ohne Ausbildung) oder der beruflichen (Berufswunsch Kunstschreiner) vergleichen. Alle drei Nischen haben eine unterschiedliche qualitative Ausprägung von dem Gefühl der Akzeptanz und der Passung (Musik) über das Gefühl der Resignation und des Rückzuges (Beruf) bis hin zu dem Gefühl der Unsicherheit und der Diskriminierung (Gesellschaft). Dabei ist zu beachten, dass Markus anscheinend kein Problem damit hat, zu einer gewissen Nische dazu zu gehören, wenn er eine entsprechende Rolle entwickeln konnte und diese auch im Spiegel der Gesellschaft akzeptiert hat. Dies könnte auch in der Tatsache begründet sein, dass man die Richtung, aus der die Bewegung in eine Nische hinein oder aus einer Nische heraus initiiert wurde, mit im Blick haben muss: Ist sie selbstgesteuert, so ist mit einer hohen Akzeptanz unterworfen; ist sie fremdgesteuert, so wird man zwangsläufig mit Akzeptanzproblemen rechnen müssen.

Die Zugehörigkeit zu den KennerInnen der elektronischen Musik und die Markierung als zentraler Lebensbereich lassen weitere Bezüge zu Markus' Persönlichkeit erkennen. Je nachdem wie sehr man sich mit einer Musikrichtung identifiziert, können ebenso



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Lebenseinstellungen, bestimmte Persönlichkeitsmerkmale (u.a. auch Kleidungsstil und Aussehen) bis hin zu einer politischen Einstellung von außen erkannt bzw. unterstellt werden. Im Fall von Markus und gerade in Bezug auf die Techno-Kultur ist das ein wenig schwierig, da er dieses Hobby zwar als zentralen Lebensinhalt darstellt, andererseits in seiner restlichen Erzählung nichts davon preis gibt. So erzählt er nichts von Aktivitäten, wie Partys oder auch der „Love Parade“ als zentrales Event der Szene.

Nimmt man einige Analysen der Szene zur Grundlage, lassen sich dennoch einige Parallelen zur Biographie bzw. Erklärungsmuster für Markus' Hingezogenheit zu dieser Musikrichtung konstruieren. Die zu Beginn der 90er stark wachsende und seit einigen Jahren wieder schrumpfende Techno-Kultur gilt allgemein weniger als politisch als vielmehr eventorientiert. Dabei ist den AnhängerInnen sehr klar bewusst, dass sie sich von der Masse abheben und eine eigene gesellschaftliche Nische erkundet haben und für sich beanspruchen:

„[...] Technoide begreifen sich ‚einfach‘ als anders. Und sie insistieren offenkundig ganz praktisch darauf, dieses Anderssein zu leben, zu feiern und zu zelebrieren – statt es zu artikulieren oder gar zu definieren.“ (HITZLER 2001:24)

Es ist klar, dass hier weniger als in anderen musikalischen Kulturkreisen eine reflexive Haltung zu gesellschaftspolitischen Gegebenheiten eingenommen wird. So findet in individualisierender Art und Weise ein reiner Bezug auf sich selbst und die Musik statt. In der Techno-Szene sind „alle“ akzeptiert; es besteht unter den AnhängerInnen ein hohes Toleranzlevel, da die „oberste Maxime der Techno-Szene“ (ebd.:18) darin besteht, dass alle zusammen Spaß haben.

Klar scheint dabei zu sein, dass „das Event“ zur Szene und ihren Vergesellschaftungsprozessen dazu gehört:

„Die sozialintegrative Wirkung des technoiden Miteinanders ist somit durchaus mit der traditionellen Funktion eingelebter Milieus vergleichbar: Es stellt ein festes Repertoire an Relevanzen, Regeln und Routinen zur Verfügung, das vom individuellen Teilnehmer zumindest in dem Maße, wie er in dem Kontext akzeptiert sein will, geteilt und befolgt werden muss. Ansonsten ist die Art von Gemeinschaft, die die Technoide bilden, nicht *mehr* als eine diffuse und labile ‚Idee‘. Anders gesagt: Diese Gemeinschaft existiert sozusagen nur durch den und im Glauben an ihre Existenz; sie besitzt nur Autorität, weil ihr und solange ihr Autorität zugestanden wird. Denn in die Techno-Szene und ihre kulturellen Eigenheiten wird man ja gewiss nicht hineingeboren, und typischerweise wird man auch nicht fraglos in die Technoszene hineinsozialisiert. Vielmehr entscheidet man sich gleichsam ästhetisch – und prinzipiell vorläufig – dafür, dazuzugehören.“ (HITZLER 2001:19)

Es ist nicht verwunderlich, dass Markus vor dem Hintergrund (sehr wahrscheinlich) erfahrener Diskriminierung in der Schulzeit Anschluss zu dieser neuen Form von Musik

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

gefunden hat: Sie war so anders wie er; sie war etwas Neues. Sein „Anderssein“ bekam gesellschaftliche Unterstützung in Form einer Identifikationsvorlage einer Musikszene, die sich die Andersartigkeit aller Zugehörigen zum Prinzip erklärt hat. Und so entscheidet er sich auch mit Hilfe seiner Bekannten, die ihm diese Vorlage zeigen, für die Zugehörigkeit zu dieser Szene. Nicht nur das: Er entwickelt ein Hobby daraus, dass er sein Präferenzsystem ändert und Musik an eine zentrale Stelle rückt, was nicht nur an der aufgewandten Zeit, sondern auch an den monetären Investitionen klar erkennbar wird. Die Kunstschreinerei wird zwar weiterhin aufrecht erhalten, muss jedoch zur Seite weichen. Dies geht bis dahin, dass er den Berufswunsch des Musikproduzenten äußert, diesen jedoch aufgrund der ihm sehr wohl bekannten und vor allem unsicheren äußeren Voraussetzungen nicht wirklich weiter verfolgt. Ansonsten hätte er vermutlich erwähnt, dass er bereits mehrere selbst gemischte Stücke eingesandt hätte oder versucht hätte ein Praktikum in der Musikindustrie, beispielsweise bei einem Plattenlabel, zu bekommen. Genauso ist es denkbar, dass er diesen Weg versucht hat und in der ersten Schritten gescheitert ist.

Allerdings drängt sich das Bild auf, dass Markus sich zwar selbst zur Szene dazu zählt, die Vergesellschaftungsformen jedoch selbst definiert und weniger an den szenetypischen Formen ausrichtet und spiegelt. Besonders deutlich wird dies an dem Punkt, dass er zwar Musik mischt und sich als „DJ“ (18/2) bezeichnet, sich diese Tätigkeit jedoch nur auf den Hobbykeller beschränkt. Auf die Frage im Interview, ob er am Wochenende auflege (19/16f), antwortet Markus ausweichend und verweist auf seinen „gewaltigen“ Hobbykeller. Nun gehört Öffentlichkeit eigentlich fundamental zur Szene dazu – Markus grenzt diesen Punkt jedoch aus. Die Frage ist, wie er dennoch dazu kommt, sich als Teil der Szene zu definieren, d.h. wie er an die soziale Rückmeldung gelangt, die notwendig ist, um ihm immer wieder diese Zugehörigkeit zu bestätigen.

Markus Zugang zur Szene besteht in den CD-Märkten, die er regelmäßig besucht und seine „Kontakte“ (19/34) aufgebaut hat, und den anderen Kriterien, die er als qualifizierend anführt. Es sind diese Kriterien, über die er sich als Szeneanhänger definiert und identifiziert. Nichtsdestotrotz ist es Fakt, dass Markus einen Großteil der notwendigen sozialen Rückmeldung zu diesem Hobby selbst oder nur aus einem engen privaten Umfeld generiert. Ähnlich ist dies bei der Kunstschreinerei: Auch hier beschränken sich die Rückmeldungen bis auf einige Ausstellungen, deren Gestalt unklar bleibt, auf den privaten Bereich. Allerdings ist Markus bei der Schilderung seiner Erfolge beim Schreinern etwas bescheidener als bei der Musik – ebenfalls ein Anzeichen, dass die beiden Hobbys auf unterschiedlichen Hierarchie- und Präferenzebenen zu finden sind.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Bezgl. der „Kontakte“ wird eine weitere Parallele zu dem Kunstschreinerei-Hobby deutlich: Innerhalb seiner musikalischen Tätigkeit hat Markus die Kontakte sogar bis ins Ausland aufgebaut – als Kunstschreiner spricht er sich diese Kontakte ab und damit die Möglichkeit gewerblich tätig zu werden. Auch hieran lässt sich also ein qualitativer Unterschied zwischen den beiden Hobby erkennen.

Daneben existiert noch ein weiteres Hobby, das Markus lediglich als „*Nebenbereich*“ (19/49) bezeichnet, obwohl die Frage davor eigentlich darauf zielte, ob es neben der Musik „*noch so nen anderen Bereich [gebe], der äh/genauso groß*“ sei (19/46). Er nennt das Hobby „Horrorfilme“. Doch ist Markus hier lediglich in rezeptiver Funktion und nicht als direkt produktiver Akteur zu finden. Genauso wie bei der Musik scheint ihm bei diesen Medieninhalten mehr der „härtere“ Stil zu gefallen, welcher beim Horrorfilm durch einen hohen Gewaltgehalt und ein negativ-emotionales Niveau (Angst, Bedrohung, Verlust) und beim „harten Techno“ durch eine meist aggressive, männlich-dominierte Machart zum Vorschein kommt. Reaktionsartig drängt sich der Bezug zur Geschlechterrolle auf, auf den an dieser Stelle jedoch lediglich hingewiesen werden soll. Die Gründe für eine bestimmte Affinität zu Medieninhalten erscheinen so vielfältig, dass ohne weitere explizite Hinweise innerhalb des Interviews – die zweifelsohne fehlen – hier keine tiefergehende Interpretation dieses Zusammenhangs erfolgen kann. Doch sei eine Bemerkung erlaubt: Deutet man eine Rezeption bestimmter Medienarten tatsächlich geschlechtsspezifisch und ordnet man den gewalthaltig-aggressiveren Teil der Medieninhalte der männlichen Rolle zu, so könnte man bei Markus durch seine Affinität wenigstens einen Verfestigungsprozess seiner Geschlechterrolle als Mann identifizieren – unter der Voraussetzung, dass er ein solches Rollenverständnis teilt.

Durchaus interessanter scheint die Beobachtung bzw. Vermutung zu sein, dass Markus sich mit seinem „Nebenhobby“ erstens wiederum zu einer Nische der „Filmkenner“ zuteilt (und dabei akzeptiert), da Horrorfilme bereits seit Längerem zwar kulturell hoffähig geworden sind, jedoch trotzdem nicht dem „allgemeinen“ Filmgeschmack zuzuordnen sind. Zweitens lässt sich dieses Hobby auch hervorragend alleine ausüben, was im Fall von Markus vermutlich häufig zutrifft. Er bezeichnet sich selbst als „*Horror-Freak*“ (20/2), was eine bestimmte Außenseiterposition impliziert.

Zusammenfassend ergibt sich ein eindeutiges Bild von Markus' Hobbywelt: Er ist vorwiegend alleine bzw. höchstens in privatem (kleinen) Kreis aktiv in einem Hobbykeller, also einem Raum, der weit von Öffentlichkeit entfernt ist. Ein HobbyKELLER stellt zudem im Haus selbst einen Raum dar, der keine zentrale Lage, sondern meist eine Randstellung mit

einer auf bestimmte Personen fixierten Nutzungsweise inne hat, möglicherweise auch mit beschränkten Zugangsmöglichkeiten versehen ist. Markus werkelt abgeschottet vor sich hin, mischt und hört Musik, schaut Filme und hämmert an seinen Schreinerstücken, für die er sich das Holz aus dem Wald selbst mit nach Hause bringt. Einer objektiven Begutachtung – oder ad extremum einer Vermarktungslogik – sind diese Tätigkeiten und deren Produkte nie ausgesetzt. Die notwendige positive Rückmeldung, die ihn weiter motivieren und in seinen Rollen(selbst)zuschreibungen bestätigen, beschränkt sich auf einen kleinen Personenkreis und auch auf sich selbst. Dabei ist zu beachten, dass dies nur solange möglich ist, wie diese Tätigkeiten im Freizeitbereich verbleiben – aufgrund dessen wird die berufliche Relevanz durchgehend ausgeschlossen, überlebt höchstens als Traumvorstellung.

Doch ist diese Hobbywelt mit ihrer (begrenzten) positiven Rückmeldung, ihren Rollen, in die Markus zu schlüpfen weiß, und ihren damit verbundenen Beschäftigungsmöglichkeiten auch und gerade wegen ihrer sozialen Abschottung existentiell wichtig für ihn. Sie ist nicht nur Rückzugsort, sondern dient als zentrales Bewältigungsfundament sowie als sicheres Handlungsangebot. Sie ist die perfekte positive Spiegelung einer Arbeitswelt, in der er nie richtig Fuß fassen konnte, die von Diskriminierung und Ungerechtigkeit geprägt ist und die ihm immer wieder Chancen verbaut und damit sein Leben regelmäßig verunsichert hat. Sie ist ein Gegenentwurf, der ihm jenseits der Zuschreibungen als Arbeitsloser und Ausbildungsabbrecher positive Entfaltungsmöglichkeiten u.a. als „Musikprofi“ anbietet, und hat mit zunehmender Verunsicherung innerhalb der beruflichen Orientierung bzw. der Berufsbiographie immer mehr an Bedeutung gewonnen.

Drei Gedankenspiele bieten sich dazu an:

1) Was wäre, wenn Markus' Hobbywelt tatsächlich einer äußeren und niederschmetternden Begutachtung unterzogen werden würde? Würde er dies überhaupt jemals zulassen? Man darf vermuten, dass Markus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür sorgt, dass dies niemals der Fall sein wird. In den Hobbykeller werden sicherlich nur Personen mitgenommen, die ihm wohlgesonnen sind und seine Hobbys wohlwollend beurteilen oder gar in die Rolle des Laien schlüpfen, um Markus' Selbstzuschreibung des „Profis“ zu verstärken.

2) Was wäre, wenn Markus in der aktuellen Situation gezwungen wäre, seine Hobbys aufzugeben? Die Voraussetzungen dafür liegen sehr hoch. Erst wenn keine andere Wahl mehr bestünde, d.h. ein enger Zwangskontext vorhanden wäre, würde er zu einem solchen Entschluss tendieren. Man kann annehmen, dass hierzu eine tiefgehende Krisensituation notwendig ist, die durch den Abbruch der Hobbys bis in die existenzielle Gefährdung hinein verstärkt werden würde.

3) Könnte die Hobbywelt von anderen Lebensbereichen, wie z.B. der Arbeitswelt, substituiert werden? Hierzu wäre jedoch eine weitreichende Deutungsumkehrung von Nöten, die Markus in der Arbeitswelt entgegen allen Erfahrungen Sicherheit, Anerkennung und klare Orientierung vermittelt. Wenn Markus schrittweise durch eine attraktive Alternative motiviert wird sein Präferenzensystem zu ändern und seine Ressourcen anders zu verteilen, könnten die Hobbys ein wenig an Bedeutung verlieren. Wahrscheinlich werden sie dennoch nie vollkommen aufgegeben werden.

Abschließend lohnt es sich noch einmal Markus' soziale Standortbestimmung in den Blick nehmen. Ebenso wie in der Arbeitswelt bzw. innerhalb seines institutionellen Lebenslaufes findet sich Markus bei seinen Hobbys jeweils in Nischen wieder: ob es nun innerhalb der Musik ist (Techno und dort wieder „härterer“ Techno), beim Film (Horror-Freak) oder bei der Holzbearbeitung (Kunstschreiner) – in jedem Fall kommt die Andersartigkeit klar zum Vorschein. In Schule und Beruf begreift er sich immer wieder als abgeschottet und findet sich in Außenseiterpositionen wieder: angefangen als „Größter“ und „Nicht-Gang-Mitglied“ in der Schule bis hin zum Auszubildenden aus Region A. Dies lässt nur den Schluss zu, dass Markus sich entsprechend als „anders“ empfindet, sich auch aktiv gesellschaftliche Bezüge sucht, in denen er diese Andersartigkeit ausleben kann. Von einem gesellschaftlichen Mainstream hat er sich weit entfernt – Ursache sind vielfältige Prozesse in seiner Biographie, die ihn gegenüber der Gesellschaft entfremdet und dies in seiner Persönlichkeit fest verankert haben.

### **c) Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten**

#### *1. keine AnsprechpartnerInnen*

Eines der besonders hervorstechenden Merkmale ist der (durch Markus mehrfach beanstandete) Mangel an „*Ansprechpartner*[Innen]“, der mit Blick auf die Gesamtbiographie ebenfalls auf einen Mangel an signifikanten Anderen verweist. Dies lässt sich vor allem an folgenden Interviewstellen zeigen:

- Probleme in der Ausbildung (5/43ff): Markus hatte in seiner Ausbildungszeit ein Problem mit einem Lehrer, der ihn „*persönlich nicht leiden*“ konnte. Er wendete sich daraufhin an die übergeordneten Instanzen („*Meister*“) und wurde dabei mit

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ablehnung konfrontiert, die er in direkter Rede als „*Haste Pech gehabt*“ wiedergibt. Ähnliches geschah im Kontext seiner Diskriminierung durch die „*Region A – Hasser*“, bei dem er zwar nicht direkt die Hilfesuche erwähnt, jedoch angibt, dass dieses (ungerechte) Verhalten allen Akteuren vor Ort bewusst war, diese aber nichts dagegen unternahm (6/47ff). Ein weiterer zentraler Hinweis gibt die Aussage: „*Bloß von der Schule gab es hier und da ein paar Probleme. Und ähm, na ja, das Forstamt ist nicht so ...äh ... gut zu sprechen gewesen, wie man dachte. Also man hatte keine Ansprechpartner gehabt vom Forstamt her.*“ (2/47ff).

- Fahrtkostenfrage (16/27ff): In seiner Beschäftigung bei Projekt A bekam er einen bestimmten Fahrtkostenbetrag ausgezahlt. Ein anderer Projektteilnehmer, der im Forstrevier beschäftigt wurde, nachdem Markus die Arbeitsgelegenheit aufgrund der Projekt-immanenten Teilnahme-Begrenzung für einige Zeit verlassen hatte, wurde ein neu berechneter Betrag ausgezahlt, der höher als die Auszahlung an Markus ausfiel. Dies kritisiert er, da ihm von Projektseite auch eingestanden wurde, dass die alte Berechnung fehlerhaft gewesen sei. Markus forderte Nachzahlungen auf Grundlage der neuen Berechnung, konnte sich dabei jedoch nicht durchsetzen und wurde auch von den eingeschalteten Instanzen (u.a. dem Jobcenter) darauf verwiesen, dass er keinen Anspruch auf Rückzahlung habe. Bei dieser Erzählung verweist er auf seine Ausbildungszeit und parallelisiert die Situationen, u.a. indem er den KooperationspartnerInnen dieselben Worte in den Mund legt: „*Haste Pech gehabt.*“ (17/11f).

Auch in Markus Schulzeit lässt sich ein solcher Mangel an AnsprechpartnerInnen feststellen. Lediglich einen Lehrer erwähnt er als jemandem, zu dem er zuerst kein Vertrauen fassen konnte und am Ende ein „*wunderbares Verhältnis*“ (8/38) aufgebaut hatte. Neben dem hierarchischen Bildungsverhältnis ist vor allem „*Reden*“ das Handlungsschema, das diese Beziehung bestimmte. Zwar kann angenommen werden, dass der Lehrer dabei half, die ausgrenzende Situation während der Schulzeit bzgl. der Klassenstruktur („*Gang*“) zu bewältigen, jedoch rückt er dabei nicht in die Funktion eines signifikanten Anderen. Als solcher ist in Markus' Biographie lediglich sein Vater zu bezeichnen, da er für ihn ein Vorbild v.a. in berufsbiographischer Hinsicht darstellt: Markus leitet den ersten Entwurf eines berufsbiographischen Ablaufschemas konkret aus dem Beruf seines Vaters ab in Kombination mit dessen Freizeitinteressen. Weiterhin können keine Personen identifiziert werden, die in

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Gestalt eines signifikanten Anderen in Erscheinung treten – auch nicht seine Mutter, obwohl sie ihn v.a. materiell während der Zeit der Arbeitslosigkeit unter die Arme griff und auf diese Weise als helfende Instanz auftritt. In diesem Zusammenhang muss der Tod des Vaters als massivster Einschnitt hinsichtlich des zentralen Unterstützungssystems betrachtet werden, der zu einer nachhaltigen Reduzierung von Markus' Lebensbewältigungsressourcen führte, die nicht durch Alternativen aufgefangen werden konnte: Peers bzw. ein Freundeskreis standen und stehen wenn, dann nur in einem sehr eingeschränkten Maße zur Verfügung.

Der Mangel an signifikanten Anderen ist Markus bewusst, so dass er wie o.g. sehr eindeutig Situationen als Belegerzählungen benennen kann. Dabei fällt auf, dass der Mangelzustand zwar personalisiert wird – er konnte niemanden „ansprechen“ (6/34) – jedoch die institutionell-strukturelle Dimension stark dominiert. So geht es in den Belegerzählungen v.a. auch um Defizite innerhalb der Interaktion zwischen Akteur und Institution, in welcher für Markus kein Setting hergestellt werden kann, in dem er auf ihn passende unterstützende Strukturen vorfinden kann. Dies wird auch an seinem Appell deutlich, die Beschäftigung bei Projekt A gerne als „Sicherungsnetz“ zu benutzen, um von dort aus Suchbewegungen in den ersten Arbeitsmarkt zu starten (14/19ff).

Neben den signifikanten Anderen bzw. den AnsprechpartnerInnen werden noch „Kontakte“ genannt. Auf der Seite seines Hobbys „Techno“ spricht er sich diese (sogar „bis ins Ausland“) zu und begründet damit seine Verbindung zur Techno-Szene (19/34). Allerdings entfalten die Kontakte hier keine (direkte) berufsbiographische Relevanz. Auf der Seite der Kunstschreinerei führt er den Mangel an Kontakten als Begründung dafür an, dass er sich nicht selbstständig machen möchte (20/39). Ebenso erwähnt er „Kontakte-Haben“ neben einer außergewöhnlichen Anstrengungsleistung als Voraussetzung dafür, dass man unter den ihm widerfahrenen belastenden Ausbildungsbedingungen einen guten Abschluss machen kann (7/1f). Die beiden letzten Beispiele weisen darauf hin, dass Markus im Grunde die Kontakte in bestimmten (v.a. beruflich relevanten) Lebensbereichen fehlen, was diesen Begriff hinsichtlich seines symbolischen Gehalt sowie seines Begründungszusammenhangs mit dem Begriff der AnsprechpartnerInnen verbindet.

#### 2. Ausgrenzung – Betrug – Ungerechtigkeit

Diese Kategorie ist von dem Erleben geprägt, keinen direkten Einfluss auf bestimmende negative Setzungen eines Handlungsrahmens und daran anschließende Folgen für die (berufs)biographischen Ablaufpläne nehmen zu können. Insofern steht sie in Verbindung mit

der davor dargestellten Kategorie, da das Erleben eines „Alleine-gegen-Alle“-Zustandes und damit dem Gefühl des „Neben-den-Ereignissen-Stehens“ die Abwesenheit von unterstützenden Strukturen und (insbesondere) Personen voraussetzt. Auf diesem Erleben der Ausgrenzung baut die Empfindung des Betruges auf, der sich im benachteiligenden Handeln der Akteure zeigt, die an Stelle von Markus (in negativer Weise) Einfluss auf die Situation ausüben. Die mangelhaften Möglichkeiten zur Einflussnahme werden von Markus als Ungerechtigkeit definiert. Somit sind die Begriffe Ausgrenzung, Betrug und Ungerechtigkeit untereinander verbunden. Im Interview kommt die Kategorie vor allem an folgenden Stellen zum Ausdruck:

- Wechsel des Ausbildungsortes (2/29ff): Nachdem er eine Stelle als Auszubildender im Forst gefunden hatte, wurde Markus relativ schnell von dem ersten Ausbildungsort zu einem weiteren vermittelt. Dies erklärt er sich damit, dass er nicht „gewollt“ worden sei und unterstellt seinen Vorgesetzten eine gewisse Wankelmütigkeit. Damit gibt er an, dass er zu einen diesen Entscheidungsprozess nicht hinterblicken kann und zu anderen sich als „Weggeschickter“ und „Ausgegrenzter“ empfindet:

*„Habe dann auch ne Stelle bekommen ... in A-Stadt. Allerdings haben die mich dann wieder weitervermittelt, weil sie keine Ausbildungsplatz auf/auf/ auf jeden Fall mehr hatten auf einmal. Erst wollten sie mich haben, dann wieder nicht. Dann bin ich äh hab ich die Wahl gehabt, entweder nach B-Stadt oder nach C-Stadt. Joa, und C-Stadt habe ich dann genommen.“*

- Region A – Hasser (6/13ff): Wie in der Beschreibung der davorliegenden Kategorie bereits genannt, kam es im Kontext der Ausbildung neben der für Markus nachteiligen Situation auf der Schule (5/32ff) zu einer direkten Diskriminierung durch die AusbilderInnen. Diese benoteten ihn aufgrund seiner Herkunft aus Region A schlechter als andere Auszubildende. Daraus zieht Markus den Schluss, dass er sich zum einen „übermäßig anstrengen“ müsse und zum anderen „Kontakte“ haben müsse, um eine solche Situation zum Positiven zu wenden. Dadurch, dass er angibt dies nicht geschafft zu haben (6/28f), spricht er sich gleichzeitig die genannten Eigenschaften ab. Damit kommt es zu der o.g. Vereinigung von **Ausgrenzung** („Heißt: Da kann man machen, was man will. Wenn einen nicht riechen kann, ist er unten durch.“), **Betrug** („Aber das wird jeder Fö / äh / Förster und Forstwirt bestätigen, dass das Region A – Hasser sind. Also warum, was da damals vorgefallen



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ist: *keine Ahnung.*“) und **Ungerechtigkeit** („Das heißt also, um eine Durchschnittsnote von 3 zu haben, muss man ein Einser-Kandidat sein.“).

- Bezug von ALG II (12/15ff): Markus erster Versuch, in den ALG II – Bezug zu gelangen, schlug fehl. Die Angaben zu seinen Ersparnissen führten dazu, dass er scheinbar keine Bedürftigkeit i.S. des Gesetzes zugesprochen wurde. Dies hatte eine direkte Bedrohung der Existenz zur Folge. Verantwortlich dafür macht Markus die MitarbeiterInnen der Grundsicherungsstelle, die ihn nicht richtig aufgeklärt hatten. Wiederum sind **Ausgrenzung** („Nach 3 Monaten war es aber ein halbes Jahr dann gedauert. Ja, da war ich da gestanden. Was soll ich dann machen?“), **Betrug** („Das waren aber wieder die / die Arbeiter schuld, die haben mich nicht informiert richtig.“) und **Ungerechtigkeit** („Naja, ich hab zwar alles offenbart, aber zum Schluss habe ich kein Geld bekommen, weil sie mich nicht informiert haben.“) klar zu erkennen.

Als weitere Beispiele können die Klassensituation in Markus Schulzeit (7/42ff) oder das Problem der Fahrtkostenhöhe bei Projekt A (16/15ff) angeführt werden. Im Laufe der Zeit verfestigt sich diese Kategorie als Handlungsschema im Umgang mit Institutionen. Auf diese Weise erfahren Situationen in diesem Kontext bereits von Beginn an eine Rahmung, in der Markus zum einen die Rolle des „Ausgegrenzten“ zusammen mit einer negativen Erwartungshaltung einnimmt und zum anderen dem Interaktionsgegenüber eine Betrugsabsicht unterstellen, wodurch er immer mit wieder mit Ungerechtigkeits Erfahrungen konfrontiert wird.

### 3. KämpferInnenmentalität

In der Zeit der Ausbildung fällt neben den o.g. Kategorien besonders ins Auge, dass Markus gegen die widrigen Umstände ankämpfte. So rieten ihm etwa seine Vorgesetzten immer wieder zur Aufgabe seiner Ausbildung, wogegen Markus jedoch eine KämpferInnenmentalität hält:

*„Und ähm das war der Hauptgrund eigentlich wo sie dann sagten: ‚Hören Sie auf! Machen Sie was Anderes!‘ Aber ich gebe nicht so leicht auf, habe weitergemacht, weitergemacht.“ (4/42ff)*

*„Ich habe zwar schon früh aufhören sollen, aber ich dachte: ‚Nein, 3 Jahre lerne ich auf jeden Fall durch. Das ist wichtig.‘“ (3/4f)*

Markus wehrte sich gegen die Ratschläge zu einem Abbruch, der wiederum eine Änderung seiner beruflichen Pläne zur Folge gehabt hätte – und dies, obwohl sich die Ereignisse um ihn herum soweit verdichteten, dass er beinahe keine Aussicht mehr auf einen erfolgreichen Abschluss der Ausbildung haben konnte. Dabei ist interessant, dass Markus zwar nicht imstande zu sein schien, seine Situationsrahmung zu verbessern, sondern lediglich auf eine antagonistische Reaktion zurückgriff; ein einfaches „Dagegen-Halten“, das zeigt, dass er die Ausbildung als fundamentale Sicherung seiner Existenz ansah („Das ist wichtig.“). Er wehrte sich damit ebenfalls gegen einen institutionellen, vielleicht auch gesellschaftlichen Ausschluss.

Beachtenswert ist daneben die Wortwahl von Markus, die sich insbesondere bei dieser Kategorie im militärischen Begriffsbereich bewegt. So spricht Markus beispielsweise im Falle einer krankheitsbedingten Arbeitsunfähigkeit von „*außer Gefecht gesetzt*“ (5/1f). Obwohl diese Formulierung sicherlich auch in der allgemeinen Alltagssprache Verwendung findet, so kann die Verbindung zum „Ankämpfen“ in den entsprechenden Situationen nicht übersehen werden. Auf diesem Weg kommt die Kategorie „KämpferInnenmentalität“ auch sprachlich zum Ausdruck.

#### 4. Krankheit als einschränkender Faktor

Das Erleben als „Kranker“ wird für Markus spätestens zu der Zeit seiner Ausbildung bestimmend und ist geprägt von einem eher akzidentiellen Charakter: Es tritt als Folge von Unfällen während seiner Arbeitszeit auf, die nicht zuletzt eine dramatische Situationsrahmung besaßen. So stürzte Markus mehrfach mit laufender Kettensäge den Hang herunter (4/28ff) oder bekam einen „*ordentlichen Schlag [...] ins Kreuz*“ (7/9f). Eine weitere Erkrankung, deren Ansteckung ebenfalls als Arbeitsunfall während seiner Ausbildung zum Forstarbeiter angesehen werden kann, ist eine Hirnhautentzündung, weswegen Markus längere Zeit auf der Intensivstation eines Krankenhauses gepflegt werden musste (4/44ff). Letzteres stellte für ihn ein einschneidendes Ereignis dar, das ihn zum einen mit der Endlichkeit seiner eigenen Existenz konfrontierte (und infolge dessen die Sinnstrukturen zusammenbrachen ließ) und zum anderen dazu führte, dass sein Widerstand gegen einen Abbruch der Ausbildung zu bröckeln begann.

Als besonders ausschlaggebend für die Umstrukturierung der beruflichen Erwartungsfahrpläne trat jedoch Markus' Kreuzleiden in Erscheinung. Diese Erkrankung

diente als Begründungsfundament für den Abbruch seiner Ausbildung und schränkt ihn bis heute (bzw. den Interviewzeitpunkt) insofern ein, dass er wegen der nicht vorhandenen Aussicht auf Besserung bei jeder berufsbiographischen Suchbewegung ins Zweifeln gerät, ob seine Gesundheit für diese oder jene Tätigkeit belastbar genug sei:

*„Ein Kreuzleiden habe ich leider immer noch. Es wird zwar immer besser, weil ich Krankengymnastik mache. Ähm, aber ob das jemals so wird, dass ich wieder richtig normal arbeiten kann, [...] das weiß man halt nicht.“ (5/12ff)*

In dieser Konsequenz sorgt das Erleben als „Kranker“ zu einer tiefgehenden berufsbiographischen Verunsicherung sowie einem Vertrauensverlust in sich selbst, da er seine körperliche Leistungsfähigkeit anzweifelt und diese (und damit sich selbst) retrospektiv für ein Scheitern der Ausbildung verantwortlich macht (2/37f). Will man etwas weiter greifen, so könnte man in diese Betrachtung ebenso Markus' Übergewicht mit einbeziehen.

#### *5. Scheitern der beruflichen Erwartungsfahrpläne und Orientierungslosigkeit*

Markus' berufliche Planung fand schon im Kindesalter anhand der Ausrichtung am väterlichen Beruf bzw. dessen Hobby statt: Er wollte Kunstschreiner werden. Aufgrund dessen arbeitete er auf eine Lehre zum Schreiner hin, bekam im Anschluss an die Hauptschule sowie das „Berufsgrundschuljahr ‚Holz‘“ (2/13) jedoch keine Ausbildungsstelle. Wie bereits angesprochen wurde Markus auf diesem Wege direkt mit der Lehrstellenmisere der 90er Jahre konfrontiert, die ihm genauso wie vielen anderen Jugendlichen den Weg in eine Berufsausbildung verstellte. So war er gezwungen seinen beruflichen Erwartungsfahrplan neu auszurichten und handelte dabei entlang seines Präferenzsystems (Biologie als Lieblingsfach). So gelang ein Einstieg in eine Forstausbildung, die allerdings – sehr kurz gefasst – nicht erfolgreich verlief. Markus kämpfte lange Zeit gegen einen Abbruch an, der ihn mit einer weiteren Neuausrichtung seiner beruflichen Pläne bedrohte. Jedoch überrannten ihn die Ereignisse sowie der damit verbundene Leidensdruck, so dass er nach dem Überstehen einer Hirnhautentzündung und einer Verschlimmerung seines Kreuzleidens seine Ausbildung auf eigenen Wunsch beendete. Damit geschah zweierlei: Zum einen konnte zwar die belastende Ausbildungssituation auf diesem Weg überwunden werden, doch wurde Markus zum anderen so weit freigesetzt, dass seine berufliche Orientierung zusammenbrach. Er musste sich ein Scheitern zweier berufsbiographischer Erwartungsfahrpläne eingestehen: einem ursprünglichen und einem alternativen Plan.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Markus erkannte in der Situation der Arbeitslosigkeit die Gefahr des Verlustes von existenziellen, gesellschaftlichen Teilhabechancen. Aufgrund dessen griff er damals zu kurzfristigen Jobangeboten, um sich teilweise „als Aushilfe über Wasser zu halten“ (11/7) und „irgendwo im Beruf unterzukommen“ (11/31f), und lehnte damals wie heute die Möglichkeit einer neuen Ausbildung aus gesundheitlichen und finanziellen Gründen ab („man sagt halt, ich sollte noch mal ne Ausbildung machen, aber ob ich das jemals noch mal will, ist die Frage. [...] Weil dann ist das Problem mit dem Geld wieder da.“ (11/50ff)). Eine berufliche Neuorientierung fand nur begrenzt statt, entsprechende Suchbewegungen verliefen nicht zufriedenstellend. Auch zum Interviewzeitpunkt hält Markus noch immer an einer Tätigkeit im Forst fest: „Hab ich immer wieder gehofft ja eben in dem alten Beruf wieder einzusteigen.“ (11/39f).

Somit scheint die Beschäftigung im Forst über Projekt A Markus entgegen zu kommen – vor allem, wenn man die positive Darstellungsarbeit betrachtet (15/36ff). Damit wäre Markus‘ Appell zu begründen, womit er implizit die Transformation seiner (öffentlich geförderten) Beschäftigung in ein sozialversicherungspflichtiges, unbefristetes Beschäftigungsverhältnis fordert. Dieser Appell kann allerdings aus institutionellen sowie ebenfalls aus systemischen Gründen nicht in die Tat umgesetzt werden.

So formuliert Markus noch einen weiteren Appell: Er möchte die Beschäftigung bei Projekt A sozusagen als „Sicherungsnetz“ benutzen, um von dort aus Suchbewegungen auf dem ersten Arbeitsmarkt machen zu können (14/19ff). Hierin wird seine Verunsicherung bzgl. seiner beruflichen Orientierung ebenso wie Angst vor einem weiteren existenziellen Absturz deutlich. Markus sehnt sich nach einer Absicherung, die sich nicht nur in einer finanziellen Weise zeigt, sondern ebenso in einer strukturellen Angebundenheit. Er möchte nicht institutionell entkoppelt sein, worin man erkennen kann, dass die Entwicklung der beruflichen Erwartungsfahrpläne stark auf die Einbindung in Institutionen fokussiert und nicht davon zu lösen ist.

#### 6. Handlungsschema des Abbruchs

Drei Beispiele können für diese Kategorie angeführt werden, die die Gestalt dieses Handlungsschemas verdeutlichen:

- Abbruch der Ausbildung (7/4ff): Aufgrund der Verschlimmerung seines Kreuzleidens brach Markus die Ausbildung zum Forstarbeiter ab, obwohl er an dieser Stelle die

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Chance bekommt ein halbes Jahr später seine Prüfung nachzuholen. Prägend wirkten dabei ebenfalls die davorliegenden Ratschläge seiner Vorgesetzten „*etwas anderes*“ zu machen (4/42f).

- Abbruch der Beschäftigung beim Sicherheitsdienst (3/26ff): Obwohl Markus sich selbst als „*Nachtmensch*“ beschreibt, bricht er nach einem halben Jahr seine Beschäftigung im Sicherheitsdienst ab, da er die „*Nachtschichten [...] schon extrem lang*“ (3/33) empfand und ihm „*Wochenende war doch irgendwann zu viel*“ (3/33f) war. Dies stellt er in einen Zwangskontext: „*Naja, und dann habe ich das äh leider abbrechen müssen*“ (3/44).
- Abbruch des Kontaktes zu den Geschwistern (10/12ff): Nach dem Tod des Vaters zerbrach die Beziehung zwischen Markus und seiner Mutter auf der einen Seite und seinen Halbgeschwistern auf der anderen Seite vollständig. Statt einer Annäherung aufgrund des tragischen Ereignisses fand lediglich konsequenter Kontaktabbruch statt, so dass beide Seite getrennte Wege gingen. Begründet wird diese Tatsache mit „*zu viel[en] Sachen*“ (10/14), die vorgefallen seien, sowie mit einem „*Riesen-Erbstreit*“, an dessen Ende „*kein Kontakt mehr gegeben*“ (10/22f) wurde.

Das Handlungsschema des Abbruchs besitzt an vielen Stellen eine Dynamik der Fremdbestimmung, die den eigentlichen Akt als scheinbar nicht mehr abwendbar erklärt. Er ist für Markus die logische Folge eines Zwanges, der den Situationen jeweils innewohnt, wie etwa in der Ausbildung der Zwang aufgrund seines Kreuzleidens:

*„Und da hat's geheißen: ‚Ja ok, Sie können die / die Endprüfung verschieben. Müssen Sie aber noch ein ganzes halbes Jahr noch mal dranhängen.‘ [...] Das war einfach gesundheitlich nicht mehr möglich. Und äh, da hab ich dann gesagt: ‚Na gut. Da bleibt mir nichts mehr anderes möglich als es zu beenden, abzuschließen.‘“ (7/10ff)*

Es ist auch möglich das Handlungsschema des Abbruchs als eine Art „Flucht“ zu beschreiben: Der Abbruch wäre in einer solchen Lesart eine Flucht aus Situationen, die durch mehrere Umstände quasi „ausweglos“ wurden und sich dabei der Handlungsrahmen durch äußeren Zwang immer mehr beschränkte. Aus diesem Rahmen bricht man aus und flieht gleichzeitig aus der Situation, wodurch Elemente eines Fluchthandlungsschemas sichtbar werden.

7. Existenzangst und „Über-dem-Wasser-halten“

Mit dem Abbruch der Ausbildung begann für Markus eine längere Phase der existenziellen Unsicherheit, die neben der Suche nach kurzfristigen Beschäftigungsangeboten von der Angst vor dem Verlust sozio-kultureller Teilhabechancen durch die Reduktion des finanziellen Rahmens geprägt ist. Dieser Zustand wird von ihm auch als Versuche „sich über Wasser zu halten“ beschrieben (11/7ff). Markus bedient sich dabei dem Bild, dass ihm sprichwörtlich das „Wasser bis zum Hals“ stehe und er durchgehend aktiv sein muss, um ein „Ertrinken“ zu vermeiden, was wiederum symbolisch für den o.g. Verlust der Teilhabemöglichkeiten steht. Es war Markus nicht möglich – um bei dem Bild zu bleiben – einen sicheren Stand im Wasser zu finden (grundlegende finanzielle Existenzsicherung) oder gar das Wasser abfließen zu lassen (Klärung der belastenden Situation u.a. durch einen festen Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt). Er nennt Beispiel für Teilhabe die flexible Mobilität durch sein Auto, wobei damit sicherlich zugleich der gesellschaftliche Status vermessen wird:

*„Äh, aber hauptsächlich wär's halt war's wegen dem Geld. Weil Geld braucht man immer. [...] Und ich habe den Zeitraum ja auch ein Auto gehabt und das will auch verdienen. (leichtes Lachen) Und/äh, da war immer sehr knapp.“ (10/45ff)*

Zudem beschreibt Markus diese Situation als bedrückend und fremdbestimmt:

*„Aber die Zeit, ja. Es/ ich hab mir alles nicht gewünscht. So dann, war das ähm ... also war keine schöne Zeit.“ (11/13ff)*

Er musste nach dem Ausbildungsabbruch die Erfahrung machen, dass er sich zwar vor den belastenden Ausbildungsbedingungen befreien konnte, jedoch damit gleichfalls in eine neue Situationsrahmung geriet, die er ebenso wenig aktiv zu beeinflussen konnte. Eine Verschärfung trat mit dem Nicht-Gewähren des ALG II ein:

*„Und dann war ich praktisch 3 Monate ohne Geld da ... erstmal. Dann habe ich versucht einen neuen Antrag zu stellen, aber bis der durch war hat es noch mal 3 Monate gedauert. Also praktisch für ein halbes Jahr, wo ich praktisch überhaupt kein Geld zur Verfügung hatte.“ (12/23ff)*

In dieser Situation wurde die Mutter zur helfenden Instanz, indem sie Markus in begrenztem Rahmen finanziell unterstützte, wobei die kostenlose Unterkunft im Elternhaus ebenfalls zu den stabilisierenden Faktoren hinzugezählt werden muss. Ohne diese Unterstützung, so vermutet Markus, „wäre [es] natürlich noch schlimmer“ (11/8f) geworden.

Die Existenzangst hat zudem negative Auswirkungen auf die Einschätzung der Durchführbarkeit neuer beruflicher Suchbewegungen. So schreckt Markus zwar aus

gesundheitlichen, aber vor allem auch aus finanziellen Gründen davor zurück eine weitere Ausbildung zu beginnen (11/50ff).

#### 8. Hobbys als „Lebenseinstellung“

Am Ende des Interviews kommt Markus auf seine Hobbys zu sprechen. Dabei fällt auf, dass die dabei geleistete biographische Darstellungsarbeit im Vergleich zur übrigen Lebensgeschichte eine herausragend positive Prägung besitzt. Vor allem das Hobby „Techno“ steht dabei im Zentrum, bei dem er sich Expertenfunktion zuschreibt:

*„Und somit hat sich das immer weiter gesteigert auf mittlerweile einen Riesen-Bestand, den ich (kurzes Lachen) zur Verfügung habe und als Kenner der Musik sagen kann. [...] Also ich kann über die Musik alles erzählen, was man sich überhaupt vorstellen kann.“ (18/31ff)*

Dabei muss man die Kriterien in den Blick nehmen, die das Begründungsfundament für diese Selbstzuschreibung bilden:

- 1) der Zeitraum, über den das Hobby bereits betrieben wird (*„ich denke mir nach 14 Jahren, wo das jetzt schon mache tue, bin ich qualifiziert mich mit dieser Musik in Verbindung zu setzen“ (18/9f)*)
- 2) das Wissen speziell über die Musikrichtung bzw. über den Handlungsraum „Techno“ (18/37f)
- 3) die Menge an Tonträgern (*„Riesen-Bestand“ (18/32)*) sowie das musikalische Equipment (*„Also ich habe nen eigenen Hobbykeller mir aufgebaut, also, der ziemlich gewaltig ist.“ (19/19f)*)
- 4) die typischen Verhaltens- und Handlungsmuster (*„Ja, ich mische, ich brenne, ich/äh/äh spiele Keyboard, alles, was drum gehört. Ich tue auch sehr viel schneiden, also mitschneiden und bin sehr viel auf/äh naja, CD-Märkten und so weiter.“ (19/32ff)*)
- 5) die Interaktion mit Gleichgesinnten (*„Und hab meine Kontakte .. bis ins Ausland .. aufgebaut schon.“ (19/34f)*)

Auf diese Weise sind die identitätsbildenden Elemente kaum zu übersehen, die in einer Art Vergesellschaftungs- und Aneignungsprozess immer mehr Bedeutung innerhalb Markus‘ Biographie erlangten. Dies geht so weit, dass das Hobby eng mit der eigenen Person verbunden wird und damit als „Lebenseinstellung“ (19/4) empfunden wird: Markus kann sich *„nicht mehr vorstellen [...] ohne [diese] Musik zu leben“ (18/9)*. Neben den finanziellen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Investitionen für dieses Hobby (auch vor dem Hintergrund der zeitweisen existenziellen Unsicherheit) ist dies anhand der dafür aufgewendeten Zeit zu erkennen:

*„Also Zeit, alle Zeit, die ich zur Verfügung habe, also jeden Tag eigentlich auf jeden Fall, mindestens eine Stunde. Am Wochenende schon ein paar Stunden.“ (19/26f)*

Zu beachten ist, dass der o.g. Prozess größtenteils alleine durch Markus bzw. lediglich in einem beschränkten gesellschaftlichen Rahmen abläuft.

Diese Punkte zusammengenommen lassen in den Hobbys einen zentralen Lebensbereich erkennen, der sich zum einen parallel zur Arbeitswelt erstreckt und zum anderen einen positiv besetzten Rückzugsort bildet (das Hobby findet „im Privaten“ (19/19) statt), der jedoch nur eingeschränkt berufliche Relevanz entwickelt (Berufswunsch des Musik-Produzenten als „Traum“ (18/7)); ganz im Gegensatz zu der Kunstschreinerei, die ebenso als Hobby ausgeübt wird, nachdem Markus keine Lehrstelle finden konnte und auf die Ausbildung im Forst wechselte. Jedoch führt Markus hier den Mangel an Kontakten sowie die nachteilige Wertschöpfung (20/39ff) als Hinderungsgründe für eine Selbstständigkeit und damit als Begründung an, dass die Kunstschreinerei auch zukünftig auf den Hobbybereich fixiert bleiben wird. Dem Hobby „Horrorfilme“ kommt daneben eher die Funktion eines Lückenfüllers zu („Das ist so neben, wo ist sag: „*Alla hopp, jetzt hast du mal genug Musik gemacht, jetzt hockst du dich hin und guckst nen guten Film.*“ (20/7f)) und bindet ihn so zusätzlich an den Sozialraum „Hobbykeller“.

Auf diese Weise wurde im Elternhaus eine zentrale Möglichkeit der Lebensbewältigung geschaffen, der im Laufe der Zeit mit dem Scheitern der beruflichen Erwartungsfahrpläne und der sich zuspitzenden familiären Situation immer mehr Bedeutung als sozialräumliche Alternative zukommt.

#### 9. Tragische Ereignisse – „Schicksale“

Markus wurde in seiner Biographie mit zwei zentralen Ereignissen konfrontiert, die einen krisenhaften Charakter besitzen:

1) Hirnhautentzündung (4/44ff): In der Zeit seiner Ausbildung infizierte er sich „mit nem Virus“ (4/46), was dazu führte, dass er an einer Hirnhautentzündung erkrankte und längere Zeit auf einer Intensivstation verbringen musste. Während dieser schweren Erkrankung hing sein Leben sprichwörtlich am seidenen Faden – Markus wurde direkt mit der Endlichkeit



seiner eigenen Existenz konfrontiert, was ihn in eine tiefe Sinnkrise stürzte. Dies wird daran deutlich, dass er nach einem längeren Ankämpfen gegen die Ratschläge, er solle seine Ausbildung abbrechen, an dieser Stelle umdachte und einen Abbruch befürwortete bzw. wenigstens näher in Betracht zog. Schlussendlich führte eine Verschlimmerung seines Kreuzleidens zur Beendigung der Ausbildung; jedoch ist dieser Schritt ohne die davorliegende Sinnkrise und die damit verbundene Änderung der Situationsrahmung nicht denkbar.

2) Tod des Vaters (9/30ff): Die Bezeichnung der Kategorie beruht auf einer Formulierung, mit der Markus das Erleben des Todes seines Vaters beschreibt:

*„Und, vielleicht von der Familie her: Schicksale. Gut, mein Vater ist gestorben. [...] Tragisch eigentlich, kann man sagen. War ein Herzasthma-Anfall während der Operation. Kann man nicht nachvollziehen, wer war Schuld? Ärzte oder irgendwas.“*  
(9/30ff)

Somit nennt er dieses Ereignis konkret als Schicksalsereignis und weist ihm eine krisenhafte Dynamik zu, die quasi zielstrebig auf den Zusammenbruch der Familie hinsteuert. Dieser wird als logische Folge aufgrund des Erwartungshintergrundes bzgl. der Reaktionen von Markus' Halbgeschwistern (insbesondere der Halbschwester) definiert, die nichts als das Erbe im Kopf gehabt hätten. Zudem kam es im Anschluss zu einem Neuordnungs- und Aushandlungsprozess in der verbliebenen Zweierbeziehung zwischen Markus und seiner Mutter, an dessen Ende die Umdefinition als Freundschaftsverhältnis steht.

#### *10. Verlaufskurvenstrukturen*

Nimmt man die dargelegten analytischen Kategorien genauer in den Blick, so stellt man schnell fest, dass Markus auf deren Grundlage Prozesse des Erleidens beschreibt. Diese zentrale Feststellung legt die Anwendung des Konzeptes der Verlaufskurve sehr nahe, welches an dieser Stelle eine zusammenfassend analytische Funktion einnimmt und gleichzeitig dazu geeignet ist, Markus' Rollenzuschreibungen in einen Zusammenhang zu bringen.

➤ Institutionell – berufliche Verlaufskurve

In der Schule, aber wahrscheinlich bereits früher im Kindesalter, fällt ein besonderes äußeres Alleinstellungsmerkmal von Markus auf: Er ist „*der Größte*“, was – wie bereits des Öfteren erwähnt – auf seine körperliche Statur anspielt. Er ist im Vergleich zu den anderen Kindern sehr korpulent – ein Umstand, den er nicht positiv besetzt (außer durch die beschönigende Formulierung), sondern der besonders mit Blick auf die weitere Schullaufbahn in Verbindung zu einem diskriminierenden Handlungsumfeld gesetzt werden kann. Besonders deutlich wird dies an folgender Stelle, bei der das Thema „Probleme in der Schulzeit“ eindeutig in Beziehung mit Markus' Übergewicht gesetzt wird:

*„Schulzeit war eigentlich auch in Ordnung. Jo, es gab hier und da Probleme halt, wie immer, man immer hat. Ja, war vielleicht immer der Größte in der Schule, schon immer (leichtes Nasenlachen)“ (1/30ff)*

Auch lässt sich feststellen, dass er seine Figur durch die Reaktion seines sozialen Umfelds in der Schule als „Problem“ erkannte sowie anerkannte, sich dieser Situation aber mehr oder weniger ergab. Eine Bewältigung fand nicht in Form eines aktiven Verarbeitungsmusters statt, d.h. in Form einer Gewichtsreduktion etwa (problemfokussiert) oder einer Umdeutung hin zu einem positiven Selbstbild (emotionsfokussiert) – die Körperstatur wurde im diskursiven Vergleich mit Gleichaltrigen registriert und als Ergebnis negativ besetzt. Zudem wird sie neben anderen „Problemen“ erwähnt und damit in das Alltagserleben eingefügt.

Diese Situation wirkte auf Markus in mehrfacher Weise: Zum einen wurde seine soziale Umwelt eingeschränkt und ein Ausgrenzungsprozess losgetrieben, zum anderen wurde sich Markus seiner Andersartigkeit bewusst, ohne dass ihm konkrete Bewältigungsstrategien zur Verfügung standen. Dadurch wurde ein fremdbestimmter Erfahrungsrahmen gesetzt, der auf der Grundlage eines Erleidensprozesses den Aufbau eines Verlaufskurvenpotentials deutlich werden lässt.

Später kommt hinzu, dass Markus auf der Hauptschule eine soziale Situation in der Klasse vorfand, die er mit einer „Gang“ vergleicht. Er beschreibt sich als Außenseiter, der von Ausgrenzungsmechanismen betroffen war, ohne dass er etwas daran ändern konnte:

*„Also von der Schulzeit eigentlich von der Benotung der Lehrer war ich eigentlich zufrieden. ... Das war vielleicht auch zusammenhängend, ich weiß nicht ob das normal ist. Man hat Freunde, man hat aber auch Feinde. (kurzes Lachen) Und äh das waren so manche Sachen, wo ich gesagt habe: ‚Na!‘. Die Klasse war ein bisschen so aufgeteilt bei uns waren mehr so ne Gang. [...] Und wär halt froh gewesen, wenn ich in einer Klasse wäre, wenn das ein bisschen verteilt wäre und man halt seine Ruhe hatte, ne. Und man sich nicht immer rumärgeren müsste mit anderen Leuten. [...] Aber*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*das war halt so aufgeteilt. Beispiel: Mein äh Kollege war ein Jahr höher. Der war in ner Klasse drin, da waren alle ganz normal. Der konnte sich auch normal konzentrieren. Die halt jeden immer angestiftet hat. Aber wenn man jetzt zum Beispiel, ich sitze jetzt am Tisch mit so 'nem Gang-Mitglied. [...] Ja, da kann man schlecht sich irgendwie konzentrieren. Immer ne. Das war also das einzigste größte Problem, dass ich da immer wieder Konflikte hatte.“ (7/38ff)*

Die Situation wirkte indirekt auf seine schulischen Leistungen, so dass sich vermutlich ebenfalls Markus' objektive berufliche Perspektive (durch schlechtere Noten) verschlechterte. Implizit wird dies durch die Erwähnung der mangelhaften Möglichkeiten zur Konzentration genannt, obwohl er zu Beginn des Ausschnitts erwähnt, dass er mit der „Benotung der Lehrer [...] eigentlich zufrieden“ gewesen sei. Jedoch bringt er diese – vorerst positive – Erwähnung in direkten Kontext mit der „Gang“-Situation, die als das „*einzigste größte Problem*“ markiert wird. Zudem beschreibt er die Situation als Kontrast zu der Klasse seines „Kollegen“, wo dieser sich „*normal konzentrieren*“ konnte. Markus fehlten also ganz offensichtlich die strukturellen Voraussetzungen, um in der Schule „normal“ – also gemäß seiner Erwartungen – erfolgreich sein zu können. Zudem scheint er eine distanzierte Beziehung zu seinen MitschülerInnen in der Klasse aufgebaut zu haben, was an dem Gebrauch der Typisierung „Gang“ und deren augenscheinlicher negativer Konnotation sowie an der Kontrastierung zu der „normalen“ Klasse seines „Kollege[n]“ deutlich wird. Markus entwirft ein Bild, in dem er in seiner Klasse alleine und gefangen einer Gang gegenüber steht, die ihn „anstiftet“, mit der er sich „*rumärgeren*“ muss und die eine konzentrierte Arbeitshaltung verhindert, womit er gleichzeitig einen Gegenentwurf zu einer Situation beschreibt, in der er (möglicherweise) erfolgreicher gewesen wäre. In dieser Position des „Nicht-Gang-Mitgliedes“ zeigen sich also sehr klare Tendenzen der sozialen Ausgrenzung, die auf interaktionistischer Ebene Konflikte hervorrufen und einen Handlungsrahmen bestimmen, aus dem Markus aus eigener Kraft nicht ausbrechen weiß. Zudem fühlt er sich durch die Schulverantwortlichen betrogen, da diese keine „normale“ Verteilung der „Gang“ innerhalb der Klassenstufe vorgenommen hätten, wodurch seine ihn stark benachteiligende Klassenstruktur erst möglich wurde.

Helfende Instanzen standen nur in der Weise zur Verfügung, dass Markus einen Lehrer benennt, mit dem er ein „*wunderbares Verhältnis*“ (8/38) hatte. Mit diesem Lehrer konnte er vor allem eines: „*reden*“. Hiermit wird vermutlich auf eine Hilfe zur Problembewältigung angespielt, die durch diesen Lehrer angeboten wurde. Hinsichtlich der sich für Markus prekär darstellenden Klassensituation war dieses Angebot einer der tragenden stabilisierenden Faktoren, der an dieser Stelle das Verlaufskurvenpotential zwar nicht entfalten ließ, allerdings

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

auch nicht abschwächte. Es liegt nahe anzunehmen, dass die Erfahrungen der Diskriminierung und Ausgrenzung in der Schulzeit maßgeblichen Einfluss auf Markus' Sozialisation genommen haben und somit eine Grundlage für Vergleiche von späteren ähnlichen Erfahrungen bilden. Interessant dabei ist, dass Markus trotz dieser Erfahrungen keine sichere Bewältigungsstrategie entwickelt hat, um in solchen Situationen handlungsfähig zu bleiben. Als einzige Strategie erwähnt er im Kontext das o.g. gute Verhältnis zu einem Lehrer.

Markus versuchte im Anschluss an die Hauptschule eine Lehrstelle als Schreiner zu bekommen, um sich seinem Berufswunsch „Kunstschreiner“ zu nähern, welchen er aus dem Beruf des Vaters („*Zimmermann, Schreiner*“ (1/33)) und dessen Hobbys konstruiert hatte. Damit geriet der Vater in die Funktion eines signifikanten Anderen, ohne den die biographische Orientierung von Markus nicht in dieser Weise möglich gewesen wäre. Allerdings fand Markus keine Lehrstelle und landete im „*Berufsgrundschuljahr ,Holz‘*“. Da im Anschluss erneut der Einstieg in eine Schreinerlehre nicht gelingen mochte, musste er sich entscheiden, ob er dieses Ziel aufgeben oder an ihm festhalten sollte. Markus entschied sich pragmatisch entlang seines Präferenzsystems für Ersteres und begann eine Lehre zum Forstwirt, was er wie folgt begründet:

*„Dann hab ich mir gedacht: Schwenk mal um auf diesen Bereich, weil ich da nicht weiter gekommen bin. Auch, was auch mit Holz zu tun hat und mit halt mit Natur.“*  
(2/22f)

Er kam auf seinem bisherigen beruflichen Weg nicht weiter und „*schwenk*“te danach um. Diese Wortwahl gibt metaphorisch den Umorientierungsprozess wieder, der einer Umlenkung auf einen anderen „*Bereich*“ gleicht. Zwar wurde die Wechselentscheidung fremdbestimmt und maßgeblich durch eine systemische bzw. kollektiv-historische Benachteiligung innerhalb der Lehrstellenmisere ab Mitte der 90er Jahre beeinflusst, doch wurde sie über die Orientierungspunkte „*mit Holz zu tun* [haben]“ und „*mit Natur* [zu tun haben]“ durch Markus aktiv gelenkt.

Der Beginn der Ausbildung stellt einen besonderen Einschnitt in Markus' beruflicher Planung dar, der auch durch die Aufsichtung des Verlaufskurvenpotentials beeinflusst wurde. Interessant dabei ist, dass es genau dieser biographische Punkt ist, an dem Markus eine Trennung zwischen einer Tätigkeit (Forstarbeit), die realistisch zu einem gesellschaftlich akzeptierten Beruf werden kann, und einer Tätigkeit (Kunstschreinerei), die lediglich im Freizeitbereich stattfinden wird, vornahm. Dies zeigt, welche biographische Bedeutung er seiner ersten Berufswahl zumisst und diese nicht aus seinem Leben ausschließen möchte.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Zwar überwiegt bei dem „Umschwenken“ das Gefühl des Scheiterns, doch es gelingt Markus die Situation konstruktiv zu nutzen.

Leider wird der Beginn in seiner neuen Ausbildungsstelle mit einem weiteren Wechsel überschattet, der negativ als Fremdsteuerung und wiederum als Ausgrenzungserfahrung kommentiert wird:

*„Habe dann auch ne Stelle bekommen ... in A-Stadt. Allerdings haben die mich dann wieder weitervermittelt, weil sie keine Ausbildungsplatz auf/auf/ auf jeden Fall mehr hatten auf einmal. Erst wollten sie mich haben, dann wieder nicht. [...] Dann bin ich äh hab ich die Wahl gehabt, entweder nach B-Stadt oder nach C-Stadt. Joa, und C-Stadt habe ich dann genommen.“ (2/29ff)*

Markus wollte einen solchen Wechsel der Ausbildungsstelle nicht, und kann ihn sich nicht erklären. Er vermutet Betrugsstrukturen, kann diese jedoch nicht aufdecken – ähnlich der Situation in der Schulklasse – und musste sich damals der Situation ergeben, wenn er weiter an seiner beruflichen Planung festhalten wollte. Der enge Handlungskorridor bestand für ihn in einer Wahl zwischen zwei Ausbildungsarten, die er traf, ohne dies im Interview explizit zu begründen. So entstand eine Handlungsrahmung mit fremdbestimmten Charakter, die zum Ausgangspunkt für die vollständige Entfaltung des Verlaufskurvenpotentials wurde – das Erleben wechselte von dem Gefühl, nun eine tragfähige Alternative zum ersten berufsbiographischen Erwartungsfahrplan gefunden zu haben, zu einem Gefühl der Ausgrenzung und Fremdbestimmung: Es kommt zu einer *Grenzüberschreitung* und damit dem Übergang in das Verlaufskurvenstadiums des *labilen Gleichgewichts*, welches wiederum relativ schnell ausgehebelt bzw. *entstabilisiert* wurde. Zu der Verschärfung der Situation trugen mehrere Bedingungen während der Forstausbildung bei, die Markus damit um- und überschreibt, dass er „*viel einstecken*“ musste und am Ende „*mehr schlechte Dinge erlebt [hatte] statt gute*“ (3/1ff). In dieser Beschreibung bzw. Bewertung steckt das starke passive Element des Erleidens, des Hereinbrechens der äußeren Umstände auf die intentionale Handlungsfähigkeit sowie des Nur-Noch-Reagieren-Könnens. Die folgenden drei Aspekte sind dabei von zentraler Bedeutung:

- **Keine AnsprechpartnerInnen:** Der Kontext der Diskriminierung setzte sich innerhalb der beruflichen Ausbildung weiter fort. Markus sah sich den LehrerInnen gegenüber ausgeliefert, die ihr „*Fach [...] durchgezogen*“ haben, ohne auf diejenigen zu achten, die mit dem Unterrichtsstoff nicht mitgekommen waren. Diese Darstellung impliziert, dass Markus einer von diesen SchülerInnen gewesen sein muss, die

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

wenigstens zum Teil nicht mithalten konnten und eigentlich mehr Unterstützung gebraucht hätten. Er nimmt dabei eine Unterscheidung zwischen den „*Studierte[n]*“ und den „*Förster[n]*“ vor und begrenzt das rücksichtslose Verhalten auf die „*Studierte[n]*“, womit er eine normative Ordnung des Lehrpersonals bestimmt. Als besonderes Beispiel wählt er dabei einen Lehrer, mit dem er Probleme gehabt habe und der ihn persönlich nicht leider konnte. Auf diese Situation versuchte Markus zu reagieren, indem er „*Ansprechpartner[Innen]*“ suchte, die in ihrer Unterstützungsleistung vermutlich ähnlich des o.g. Hauptschullehrers sind. Allerdings wurde er nicht fündig: Alle Stellen, an die er sich wandte (u.a. das Forstamt), wiesen ihn ab mit den Worten „Haste Pech gehabt“ und drängten ihn so zu der Entwicklung eines eigenständigen Hilfskonzeptes. Dieses bestand im Endeffekt darin, dass er versuchte, die „*unfaire[n]*“ Zeugnisnoten auszugleichen, die er aufgrund des LehrerInnen-Verhaltens ihm gegenüber bekommen hatte.

*„Ja, also die Schule, die war zwar in Ordnung, aber die Lehrer, die waren hauptsächlich, das waren äh Förster. [...] aber auch ein paar Studierte, Fachhochschule. Und die haben sich halt wenig um uns gekümmert. Haben ihr Fach, was sie bekommen haben, durchgezogen .. ohne Verluste. Also wenn man da Probleme hatte, ich hatte mit einem Lehrer mal Probleme gehabt. Ähm, der hat mich vom persönlich nicht leiden können. Also richtig, und dann, wenn man dann zum Forstamt gegangen ist: ‚Na ja, haben Sie Pech gehabt.‘ [...] Bin ich zum Meister gegangen. ‚Haste halt Pech gehabt.‘ Also überhaupt kein Ansprechpartner gehabt. Hab dadurch auch ein paar Noten bekommen, die ich normal nicht hätten kriegen sollen. [...] Ne ... ich habs zwar immer wieder ausgeglichen, aber das waren so Fälle, wo äh .. ja, das steht halt schwarz auf weiß. Aber .. so Zeugnisnoten, die aber nicht, die unfair praktisch waren.“ (5/32ff)*

*„Und ähm, na ja, das Forstamt ist nicht so ...äh ... gut zu sprechen gewesen, wie man dachte. Also man hatte keine Ansprechpartner gehabt vom Forstamt her.“ (2/46f)*

- **Region A – Hasser:** Zudem wurde Markus durch das Verhalten und die Notenvergabe der AusbilderInnen im Ausbildungszentrum in E-Stadt diskriminiert, wobei die Verwendung des Begriffs „AusbilderInnen“ in diesem Fall synonym zu dem Begriff „LehrerInnen“ sein könnte, so dass er damit die gleichen Lehrkräfte innerhalb einer Institution bezeichnet. Die Region A – Hasser, die „*generell in E-Stadt*“ vertreten seien, behandelten ihn aufgrund seiner Herkunft (aus Region A) schlechter als andere Auszubildende, was wiederum negative Folgen auf seine Schulleistungen hatte. Dadurch rutschte Markus in seinen Noten als Durchschnittsschüler ab zu einem der schlechtesten SchülerInnen seiner Klasse („*ganz unten*“). Dieses Verhalten vermag er

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

bis heute nicht zu erklären, geschweige denn, dass er damals eine geeignete Bewältigungsstrategie entwickeln konnte oder gar Unterstützung erhielt.

*„Und, ja .. In E-Stadt generell genauso. Diese Ausbilder, die sind richtige Region A – Hasser. [...] Heißt: Da kann man machen, was man will. Wenn einen nicht riechen kann, ist er unten durch. [...] Das heißt also, um eine Durchschnittsnote von 3 zu haben, muss man ein Einser-Kandidat sein. [...] Das heißt, wenn man Durchschnittsso wie ich war, ist man ganz unten. [...] Ja .. Und wenn man da auch Probleme hatte, konnte man auch niemanden ansprechen wieder. Aber obwohl das Forstamt weiß, dass es Region A – Hasser sind. Also generell, die aus Region A kommen, die Lehrlinge, müssen sich wirklich verdammt anstrengen. [...] Also, wenn man schon sagt: ‚Hallo, ich bin der und der. Ich komme aus hier dem Bereich.‘ Und dann, warum, wieso, weshalb, das so ist, das weiß keiner. Aber das wird jeder Fö / äh / Förster und Forstwirt bestätigen, dass das Region A – Hasser sind. Also warum, was da damals vorgefallen ist: keine Ahnung.“ (6/13ff)*

- **Unfälle:** Markus wurde innerhalb der Ausbildung schlagartig bewusst, dass ihn die Arbeit körperlich überforderte (2/37). Dies erläutert er anhand der Beispielerzählung von hoch-dramatischen Erlebnissen. So stürzte Markus beispielsweise mehrfach mit laufender Motorsäge den Abhang hinunter, verletzte sich dabei jedoch nicht an der Säge direkt, sondern riss sich die Bänder im Fußgelenk ab. Hinzu kam eine Verletzung der Bandscheiben, die ihm bis heute Beschwerden bereitet. Beides gibt Markus nicht nur als Gründe dafür an, dass er große Teile der Ausbildung verpasste, sondern auch dafür, dass er später die Ausbildung abbrechen musste. Diese Entscheidung wurde auch maßgeblich durch die Ausbildungsverantwortlichen bestärkt, indem sie ihm zum Abbruch rieten.

*„Also ich erinnere mich, ich bin äh ein paar Mal den Hang runter gestürzt mit laufender Motorsäge. Also ich habe schon viel Glück gehabt. [...] Geschnitten eigentlich direkt Motorsäge habe ich mich gottseidank nicht, aber durch ein Unfall äh wo ich den Hang runter gestürzt bin, habe ich mir ein paar Bänder abgerissen am Knöchel. [...] Dann habe ich ääh im Kreuz, habe ich einen Bandscheibenvorfall bekommen. [...] Der hat sich leider dann verschlimmert. Und ähm das war der Hauptgrund eigentlich wo sie dann sagten: ‚Hören Sie auf! Machen Sie was Anderes!‘“ (4/28ff)*

Die drei genannten Aspekte zeigen, wie sich Markus‘ Situation während seiner Ausbildung in relativ kurzer Zeit zu einem Erleidensprozess verdichtete, den er am Ende überhaupt nicht mehr zu steuern wusste. Ausschlaggebend für diese Entwicklung sind ebenfalls seine Erfahrungen während seiner Schullaufbahn und die daraufhin entwickelten Handlungsrountinen, die sich an dieser Stelle als nicht (mehr) zielführend erwiesen. Mit den einzelnen Aspekten wäre Markus sicherlich noch fertig geworden, doch der zunehmenden

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Komplexität der Situation war er nicht mehr gewachsen: Somit zeigt sich die erste Verschärfung darin, dass Markus aufgrund der Benachteiligung durch die rücksichtslosen Lehrkräfte, was im Übrigen die ganze Klasse betrifft, auf die Suche nach AnsprechpartnerInnen – also UnterstützerInnen – ging und keine fand. In der Hauptschule konnte er wenigstens noch auf einen „Vertrauenslehrer“ zurückgreifen; in der Ausbildung stand er alleine da. Die Konsequenz davon sind schlechtere Noten, die er immer wieder auszugleichen vermochte, allerdings am Ende jedes Schuljahres die unfaire Situation im Zeugnis vor Augen geführt bekam. Dieses Erleben alleine genommen lässt sich mit dem Verlaufskurvenstadium des *labilen Gleichgewichtes* beschreiben, in dem die Alltagsordnung noch größtenteils aufrecht erhalten werden kann, jedoch dafür bereits weit größere Anstrengungen notwendig sind bzw. die Handlungsressourcen als eingeschränkt gelten müssen.

Allerdings wurde das Verlaufskurvenpotential durch die weitere Diskriminierungserfahrung aufgrund der Region A – Hasser zusätzlich aufgebaut, auf die Markus nur noch zu reagieren wusste, indem er sich den daraus resultierenden schlechteren Bedingungen ergab. Hierin besteht ein qualitativer Unterschied zu dem o.g. rücksichtslosen Lehrverhalten: Während Letzteres die ganze Klasse und dort besonders die „schwächeren“ SchülerInnen betraf, richtete sich die Diskriminierung der Region A – Angehörigen lediglich gegen einen Teil der SchülerInnen. Markus bildete dabei eine Schnittmenge: Er war sozusagen doppelt benachteiligt. Aus diesem Grund war es ihm nicht mehr möglich die (Schul-) Alltagsorganisation aufrecht zu erhalten, was den Übergang in das Verlaufskurvenstadium des *Trudelns* andeutet.

Intensiviert wird dieser Übergang durch das Hinzukommen einer zweiten Erlebensdimension der „Krankheit“, welche sich im Ereignen der Unfälle, der dramatischen Hangstürze mit laufender Kettensäge und der daraus resultierenden gesundheitlichen Konsequenzen (Bänderrisse, Bandscheibenvorfall) zeigt. Markus fügt dazu eine Erklärungstheorie ein, indem er seine körperliche Leistungsfähigkeit als zu gering für die an ihn gestellten Aufgaben einschätzt.

*„Das war vielleicht doch schwerer als ich dachte. Also vom Körperlichen her. [...] Ja, und ... habe in diesen drei Jahren, wo ich gelernt habe eigentlich mehr Unfälle gehabt als ich gelernt habe (kurzes Lachen). Habe aber nicht aufgegeben.“ (2/37ff)*

Die zweite Erlebensdimension ist also in Verbindung mit der ersten Dimension der „Diskriminierung“ als Beschleuniger für den Verlauf des Erleidensprozesses zu verstehen, ohne die wahrscheinlich das *labile Gleichgewicht* mit der Zeit zwar ebenfalls entstabilisiert



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

worden wäre, jedoch nicht in dieser relativ kurzen Zeitspanne. Zentrales Handlungsmuster, um den Einschränkungen durch die Unfälle zu begegnen ist das „Ankämpfen“ und „Nicht-Aufgeben“. Als heroisches Darstellungselement verkörpert es den Kontrapunkt zu dem Erleben als Auszubildender, der den körperlichen Anforderungen des Berufes nicht gewachsen zu sein scheint. Zudem zeigt sich darin ein Rebellionen gegen die Ausbildungsverantwortlichen, die Markus immer wieder zu einem Abbruch rieten, als auch ein Rebellionen gegen die widrigen Umstände innerhalb der Ausbildung allgemein sowie ein krampfhaftes Festhalten an der scheinbar letzten Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen (und damit die Option auf eine positive berufliche Zukunft zu erhalten). Anhand dieses Handlungsmusters wird also das dem Stadium der *Entstabilisierung* innewohnende *Trudeln* mehr als deutlich. Es war Markus nicht mehr möglich, ein *labiles Gleichgewicht* aufrecht zu erhalten – für ihn entwickelte sich der Ausbildungsverlauf mehr und mehr zum nicht mehr beherrschbaren Chaos.

Der erste Verlaufskurvenhöhepunkt wurde durch ein Ereignis hervorgerufen, das zwar in der Erlebensdimension der „Krankheit“ stattfand, jedoch von dem davorliegenden Begründungszusammenhang getrennt werden muss: eine Hirnhautentzündung, die sich Markus durch einen Zeckenbiss während einer Schulung zuzog. Entgegen seinem bisherigen Handlungsmuster in der Ausbildung, das aus einem Ankämpfen gegen die widrigen Bedingungen bestand, reagierte Markus hier mit der Übernahme des Abbruchgedankens als Exit-Option. Wegen der schweren Krankheit musste er eine längere Zeit auf der Intensivstation verbringen und wurde dort explizit mit der Endlichkeit seines Lebens konfrontiert. Das hieraus resultierende Sinnvakuum führte zu einem Umdenken bzgl. seiner Ausbildungssituation und dem Akzeptieren einer radikalen Lösungsstrategie:

*„Aber dann zum Schl / mittendrin war das, dann bin ich ähh habe ich mich in äähm (Lippenschmatzen) E-Stadt, wo man die / haben wir eine Schulung gehabt. Habe ich mich irgendwie mit nem Virus angesteckt und habe danach Hirnhautentzündung bekommen. [...] War dadurch ziemlich lange außer Gefecht gesetzt. War also in D-Stadt lange, [...] Intensiv gelegen. Und .. ist alles ja und ... Ja und dann war ich auch schon kurz davor alles hinzuschmeißen.“ (4/44ff)*

Hier ist also eine komplette Abkehr von der bisherigen Handlungsstrategie des Ankämpfens zu erkennen bzw. gab Markus an dieser Stelle einfach auf, wenn auch nicht vollständig. Denn er blieb nach diesem Ereignis weiterhin in der Ausbildung, wobei die Gründe hierfür bzw. die Voraussetzungen für die Abkehr von den Abbruchüberlegungen verschwiegen werden.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Der tatsächliche Abbruch wird von Markus durch ein Kreuzleiden begründet, dass durch einen Bandscheibenvorfall hervorgerufen wurde, doch muss das Erleben während der Hirnhautentzündung als Voraussetzung mitgedacht werden:

*„Der Hauptgrund war dann mein Kreuz. Es wurde also immer schlimmer. Und zudem kurz vor der Prüfung hab ich noch mal einen ordentlichen Schlag bekommen ins Kreuz. Und da hat's geheißen: ‚Ja ok, Sie können die / die Endprüfung verschieben. Müssen Sie aber noch ein ganzes halbes Jahr noch mal dranhängen.‘ [...] Das war einfach gesundheitlich nicht mehr möglich. Und äh, da hab ich dann gesagt: ‚Na gut. Da bleibt mir nichts mehr anderes möglich als es zu beenden, abzuschließen.‘“ (7/8ff)*

Obwohl die Option trotz aller Widrigkeiten auf einen erfolgreichen Abschluss der Ausbildung in Aussicht gestellt worden war, wählte Markus den Abbruch – und entkam damit aus einer Situation, über die er die Kontrolle vollständig verloren hatte. Er befand sich in einer sogenannten Fallensituation, die ihn aus Gründen festhielt, die u.a. in Markus' beruflichen Planungs- und Erwartungsmustern zu suchen sind. Dabei handelt es sich um Situationen innerhalb der Biographie, in der „die Betroffenen gleichsam weder leben noch sterben können. Wir wissen aus der Analyse vieler autobiographisch-narrativer Interviews, dass das Festgehaltenwerden in einer solchen Fallensituation – ob Berufsfalle, Studienfalle, Familienfalle, Ehefalle – Menschen in besonderen Auslösesituationen dazu bringt, ihre Erleidensverlaufskurve in einen anderen Problembereich zu transformieren“ (SCHÜTZE 2006: 220). Durch den Abbruch der Ausbildung nahm auch Markus eine solche Transformation vor, die sich als Potentialverschiebung von der belasteten Ausbildungssituation mit mehr oder weniger klarem berufsbiographischen Erwartungsfahrplan hin zu der existenzbedrohenden Situation der Arbeitslosigkeit ohne Grundlage für eine längerfristige berufliche Orientierung beschreiben lässt. Die Erlebensdimension der „Krankheit“ tritt dabei zum einen als Begründungszusammenhang des Abbruchs und zum anderen als eine die zukünftige (berufliche) Planung negativ überformende Größe auf:

*„Ein Kreuzleiden habe ich leider immer noch. Es wird zwar immer besser, weil ich Krankengymnastik mache. Ähm, aber ob das jemals so wird, dass ich wieder richtig normal arbeiten kann, [...] das weiß man halt nicht.“ (5/12ff)*

Die negative Überformung geht sogar soweit, dass Markus daran zweifelt, ob er je „wieder richtig normal arbeiten kann“. Das Erleben der „Krankheit“ wird damit zu einem zentralen Faktor, an dem man ablesen kann, wie weit Markus in Entfremdungsdynamiken hineingeraten ist, und die Bekämpfung der „Krankheit“ wird zu einer zentralen Aufgabe der

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Lebensbewältigung. Er sieht seine Chancen für eine Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt schwinden und ergibt sich damit dem Empfinden einer größer werdenden (existenziellen) Unsicherheit.

Mit dem Ausbildungsabbruch ist die Intention des Entkommens aus der Verlaufskurve verbunden, womit deren Transformation die Gestalt eines Bearbeitungsversuches (oder umgekehrt) annimmt. Allerdings war die Rahmensituation für ein solches Entkommen aus mehreren Gründen ungeeignet: Zum einen fehlten Markus die orientierenden Anhalte sowie die AnsprechpartnerInnen, um ein konkretes Bild von seinem weiteren Werdegang zu entwerfen. Die Aufforderungen der AusbilderInnen, die ihm rieten „was Anderes“ (4/43) zu machen, waren hierbei nicht hilfreich. Zum anderen mangelte es an Voraussetzungen, die die durch die fehlgeschlagene Ausbildung scheinbar angestiegenen Hürden für einen beruflichen (Wieder)Einstieg abzubauen vermochten, wobei beachtet werden muss, dass Markus keine weitere Ausbildung anstrebte, sondern ungelernt einen neuen Beruf ergreifen wollte. Diese Entscheidung beruhte vor allem auf der existenziellen Notlage und der Unsicherheit, welche u.a. durch die parallelen Verwerfungen im familiären Setting angewachsen waren. So fanden die beruflichen Suchbewegungen nicht mehr als Teil einer langfristigen Planung statt, sondern lediglich als kurzfristiges Ergreifen von Gelegenheitsarbeiten, welches ein regelmäßiges Scheitern der Arbeitsaufnahmen nach sich zog. Die Gründe hierfür sind vielfältig – u.a. erwähnt Markus eine körperliche Überlastung durch die Nachtschichten beim Sicherheitsdienst.

Den Beginn der Arbeitslosigkeit erlebt Markus ähnliches eines „Befreiungsschlages“ – vergleichbar mit einer erneuten *Grenzüberschreitung*, jedoch keiner „echten“: So kann es im Falle einer theoretischen Bearbeitung von Verlaufskurven „zu einer erneuten strukturellen Grenzüberschreitung“ zusammen mit einer Änderung der „reflektorische[n] Situations- oder gar Selbstdefinition des Betroffenen“ (SCHÜTZE 1981: 100) kommen. Bei Markus kann man an dieser Stelle ebenfalls von einem Bewusstwerden der mit der Bearbeitung einhergehenden Verlaufskurventransformation sprechen, welches von einem Verblendungsmechanismus überlagert wird. Die Wirkmechanismen auf den Erlebensdimensionen „Krankheit“ wie auch „Ausgrenzung“ bleiben weiterhin aktiv, auch wenn sie in der veränderten Situation nicht so bewusst werden. Aufgrund dessen geschieht mit der Transformation gleichzeitig ein Einmünden in das Stadium des *labilen Gleichgewichts* – es liegt sozusagen eine Illusion neugewonnener Handlungsfähigkeit vor.

Markus nahm diese Situationsänderung vorerst positiv wahr, und reagierte darauf, indem er sich für einen Monat eine „Auszeit“ bzw. einen „Urlaub“ gönnte. Es ist anzunehmen, dass in

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

dieser Zeit auch Verarbeitungsversuche der Ausbildungsstrapazen unternommen wurden. Schon bald fand jedoch eine Umdeutung der Situation dadurch statt, dass Markus direkte Vergleiche mit Personen aus seinem sozialen Umfeld vornahm und ihren beruflichen Werdegang bewertete:

*„Also, erstmal war ich froh gut wenigstens einen Monat mal ausspannen zu können. Das war erstmal schonmal gut, wenn man 3 Jahre durchgearbeitet hat. Aber dann danach, ja, das war ... wenn man hört, dass andere Menschen immer höher steigen, gut Geld verdienen. Und dann sitzt man zu Hause, und denkt: ‚Na. Hat halt den Beruf .. nicht beenden können. Na, wie soll’s weitergehen?‘ Man macht sich schon seine Gedanken.“ (10/40ff)*

Hier fällt seine Bilanz aufgrund des Ausbildungsabbruchs und des verpassten Berufsabschlusses negativ aus. Dieses Erleben ist in Bezug auf die Identitätsentwicklung von Bedeutung, welche durch weitere Selbstzuschreibungen in Ausgrenzungs- und Entfremdungsdynamiken geriet, die sich spätestens ab diesem Zeitpunkt verselbstständigten. Letztere finden sich im Anwachsen des transformierten Verlaufskurvenpotentials wieder. Desweiteren wird erkennbar, dass Markus sich in einer neuen Fallensituation befand, aus der er aus eigener Kraft nicht auszubrechen wusste. Der nun anwachsende Druck der sozialen Prekarisierung, der im drohenden Wegfall sozialer Teilhabemöglichkeiten deutlich wird, nimmt hierbei eine Katalysatorfunktion für den Verlauf des Erleidensprozesses ein. Verzweifelt suchte Markus nach einem Halt in Form von kurzfristigen Arbeitsangeboten und unternahm neue berufliche Suchbewegungen, wobei beides nicht den erhofften Erfolg mit sich brachte. Dies liegt auch daran, dass der Suchprozess nicht von signifikanten Anderen bzw. Unterstützungsstrukturen positiv begleitet und mit gesteuert wurde – auf beides konnte Markus nicht zurückgreifen.

Anstatt durch den Bezug von ALG II aus dieser unsicheren Situation zu entkommen, verschärfte sich Markus‘ Lage weiter, da ihm aufgrund seiner Angaben innerhalb des ersten Antrages kein Anspruch auf Grundsicherung gewährt wurde. Dafür macht er die MitarbeiterInnen der ARGE verantwortlich, die ihn diesbezüglich nicht richtig beraten hatten. Ungeachtet dieses Begründungszusammenhanges wird daran deutlich, in welcher Weise die bürokratische Konstruktion des Hilfeangebotes das genaue Gegenteil seiner originären Intention bewirken kann: Die Zunahme existenzieller Unsicherheit zusammen mit dem Gefühl der Ohnmacht bei den Betroffenen, welches Markus‘ Verlaufskurvenstadium des *labilen Gleichgewichts* wiederum *entstabilisierte*.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*„Haben aber weder gesagt, dass es ne Grenze gibt, noch dass ich, weil ich krank war, dass ich noch grade krankschreiben kann, um halt Krankengeld zu bekommen. Wurde mir alles verweigert. [...] Nach 3 Monaten war es aber ein halbes Jahr dann gedauert. Ja, da war ich da gestanden. Was soll ich dann machen?“ (13/24ff)*

*„Also ich habe ja praktisch direkt nach dem Arbeitslosengeld Eins wollte ich Arbeitslosengeld Zwei anfordern. Und dann hat es gehakt. Das waren aber wieder die / die Arbeiter schuld, die haben mich nicht informiert richtig. [...] Das war so ne-ne Zeit, also denke ich: Na, schlimm. [...] Also da ging's mir schon besser, jetzt.“ (12/32ff)*

Interessanterweise wurde mit dem Teilnahmebeginn an Projekt A die Entwicklung des Verlaufskurvenpotentials abgeschwächt und sogar umgekehrt. Obwohl ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber der Arbeitsvermittlung sowie dem Projektpersonal erhalten bleibt, ändert sich Markus' Situationsbewertung:

*„Also ich meine, ich arbeite da oben praktisch für 4 Mann manchmal. [...] Wir sind im Wald sind wir selbstständig. [...] Aber dass der nicht irgendwie ähäh, gut ich bin zum Beispiel ein Anführer sozusagen Chef, [...] weil ich ja auch mehr Verantwortung habe. Also ich kriege die Anrufe von oben: ‚So und so muss es sein.‘ Oder ich kriege die Aufträge. Und ich muss dann immer für 4 Mann mitdenken.“ (15/36ff)*

*„Also nur mit wegen mir ist da oben im Forstrevier A überhaupt was entstanden.“ (4/13f)*

Auch wenn Markus mehrfach Kritik an dem Verlauf des Projektes A anführt, sich u.a. betrogen bzgl. seiner Fahrtkosten fühlt, so kann man aus der o.g. Darstellungsarbeit erkennen, dass er seine Beschäftigung im Forst als positiv erlebt. Dies stellt einen krassen Gegensatz zu seiner Ausbildungszeit dar, in der er „mehr schlechte Dinge [...] statt gute“ (3/2f) durchmachen musste. Er erlebt sich als „selbstständig“ und sogar als „Chef“ und nicht als Auszubildender, der körperlich überfordert und in benachteiligenden Strukturen gefangen ist. Obwohl sein Kreuzleiden während der Tätigkeit bei Projekt A weiterhin vorhanden ist und weitere Krankheitszeiten bzw. berufliche Ausfallzeiten verursacht, scheint es keine zentrale Rolle mehr zu spielen. Ein Grund dafür könnte sein, dass die Tätigkeit an seine Leistungsfähigkeit und seine Bedürfnisse angepasst wurde. Klar ist jedoch, dass das Gefühl des Erleidens sowie der Fremdbestimmung zugunsten einer selbstbestimmten und überaus positiven Gesamtwahrnehmung der eigenen Person im Arbeitsbezug zurückgeht. Aus dieser positiven Entwicklung entsteht der Appell, die Projekt-Tätigkeit in eine reguläre Beschäftigung zu transformieren und damit auch die Abhängigkeit von ALG II zu beenden. Dies scheitert jedoch an den bürokratischen Hürden, weswegen auch Markus' Verlaufskurve stagniert. Die hohen Voraussetzungen für eine Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt

kann er auf der einen Seite nicht erfüllen – auf der anderen Seite wird durch die strukturellen Bedingungen der Druck aufgebaut, durch eine solche Beschäftigung den ALG II – Bezug zu beenden. Das Bedürfnis nach einer schrittweisen Transformation seiner aktuellen Beschäftigungssituation bleibt also unerfüllt. Dieser Umstand kann als einer der Hauptgründe identifiziert werden, weswegen Markus' Verlaufskurve an diesem Punkt zu stagnieren beginnt und nicht aus dem Stadium des *Trudelns* entkommen mag, geschweige denn vollständig aufgelöst werden könnte.

➤ Familiäre Verlaufskurve

Bei der Betrachtung der gerade dargestellten Verlaufskurve, die in erster Linie mit Markus' beruflichem bzw. institutionellem Lebenslauf zusammenhängt und deren Wirkpotential sich aus Ausgrenzungs- und Diskriminierungsdynamiken sowie der Einschränkung des Handlungsraums durch eine akzidentielle Krankheitsgeschichte nährt, fällt auf, dass diese von einer weiteren Prozesslinie überlagert wird. Dabei gerät die Familie in den Blick, die als kollektive Einheit ebenfalls ein Verlaufskurvenpotential entfaltet, das auf einer mehrmaligen Störung der Beziehungsstruktur aufbaut. Allerdings muss zu den folgenden Ausführungen zu einer solchen familiären Verlaufskurve angemerkt werden, dass die zugehörige Datenlage im Interview einige Lücken aufweist, so dass einige analytische Zusammenhänge sich mithilfe aufwendiger Analysearbeit zwar logisch aus dem Kontext schließen lassen, jedoch teilweise kein konkreter empirischer Nachweis erbracht werden kann. Dennoch ist es sinnvoll einen Konstruktionsversuch zu wagen, da auf diese Weise neue Perspektiven auf Markus' situative Erlebensmuster in kritischen Situationen geworfen werden können.

Markus erhielt seit seiner Geburt eine besondere Stellung innerhalb der Familie: Er war das „Nesthäkchen“ und „der Brävste“, während seine Geschwister „keine guten Kinder“ waren. Bereits durch die Heirat der Eltern scheint die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern aus erster Ehe, die ca. 20 Jahre älter als Markus sind, belastet gewesen zu sein. Dies lässt sich v.a. daraus schließen, dass Markus keine gute Erinnerung an seine Halbgeschwister hat:

*„Also, ich hatte zwar noch einen Bruder und eine Schwester also von erster Ehe von meinem Vater und meiner Mutter. Die waren weniger, äh, so vom ääh also sie waren eher so, na ja nicht besonders .. was soll ich ausdrücken. Waren keine guten Kinder, sag mal so. Also mein Bruder hat viel Stress gemacht und meine Schwester. Und ich war eigentlich so das Nesthäkchen, also der Jüngste, aber von dem Sinne her, war ich eigentlich äh .. der Brävste, sagen wir so (leichtes Lachen)“ (9/5ff)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Auch wenn die Beziehung der Halbgeschwister (und hierbei wird in erster Linie die Schwester angeführt) zu dem jeweiligen Elternteil als enger als zu dem anderen beschrieben wird, so kann dies jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass vermutlich die erneute Heirat der beiden Elternteile nicht in Gänze akzeptiert wurde. Als Randbemerkung ist anzuführen, dass sich beide Kinder zur Zeit von Markus' Geburt im frühen Erwachsenenalter befanden. Unklar bleibt dabei, wie die Trennung der Eltern von der/dem vorhergehenden PartnerIn verlaufen ist und ob und in welcher Weise ein Kontakt aufrecht erhalten wurde. Fest steht, dass die Geburt von Markus eine besondere Bedeutung für die familiäre Struktur hatte, was in erster Linie zu einer Festigung der Beziehung des Elternpaares geführt hat. Als neues Kernelement dieser Beziehung bekam Markus eine hervorgehobene Stellung, was sich in seinem Sozialisationsprozess deutlich niederschlug und sich nicht zuletzt sehr klar anhand seiner Bewältigungsarbeit zeigen lässt. Die Rollenzuschreibungen als „*Nesthäkchen*“ und „*Jüngste[r]*“ weisen darauf hin, dass er sich selbst als Schutz- und Hilfebedürftiger innerhalb der Familie verortet, der sich zudem in einer Abgrenzungsbewegung zu seinen Geschwistern als der „*Brävste*“ beschreibt. Vergleicht man dieses Erleben im familiären Kreis mit dem Erleben im ersten (erzählten) institutionell-gesellschaftlichen Kontext (Grundschule), so wird sehr schnell ein starke Kontrastierung hinsichtlich der symbolischen Bedeutung der Dimension „Größe“ deutlich: Auf der einen Seite ist Markus in der Familie der „Kleine“ mit Schutz- und Hilfebedürfnis, der im Gegensatz zu seinen Geschwistern fest im inneren familiären Zirkel verankert ist. Auf der anderen Seite hatte er in der Schule als „Größter“ immer „*hier und da Probleme*“ (1/30). Hinsichtlich dieses Gegensatzes im Alltagserleben liegt der Schluss nahe, dass sich daraus eine Präferenzsetzung innerhalb des Handlungsraumes manifestierte, die eine soziale Entfremdungsentwicklung hin zu einer Fixierung auf das familiäre Bezugssystem zumindest unterstützt hat und geeignet war, zukünftige Emanzipierungsversuche zu untergraben.

Aus der belasteten familiären Gesamtsituation und deren vermuteten Verschärfung durch die Geburt von Markus lässt sich mit Blick auf das Konzept der Verlaufskurve schließen, dass die Potentialentwicklung mit dem Ereignis der Geburt von der Aufrechterhaltung eines *labilen Gleichgewichtes* hin zu dessen *Enstabilisierung* tendierte. Allerdings stagniert die Kurve viele Jahre in diesem Stadium – jedenfalls liegen keine Hinweise auf weitere Veränderungen vor. Deutet man jedoch die Konzentration auf die Dreierbeziehung (Vater – Mutter – Markus) als zum Erhalt dieser Beziehung notwendige Abgrenzungsbewegung zu den älteren Geschwistern, so lässt sich auf eine Situation mit kollektivem Fallencharakter schließen. Durch den Tod des Vaters (vermutlich in der späten Jugendzeit von Markus) und der daraus

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

resultierenden Notwendigkeit zur Neustrukturierung der Familie kommt es zu einem schlagartigen Ausbrechen des Verlaufskurvenpotentials bis zum *Orientierungszusammenbruch*. Die Prozessdynamik nährt sich aus der o.g. Fallensituation und kommt im Interview innerhalb erwarteter normativer Ablaufmuster und den damit verbundenen Zugzwängen zur Sprache:

*„Und als ist mein Vater verstorben, hat sie nur eins im Sinn gehabt, das war das Erbe. Da gabs nen Riesen-Erbstreit. Danach wurde halt kein Kontakt mehr gegeben. [...] Sie hat bekommen, was sie .. Anwalt verlangt hat, und das/ss .. war .. da erledigt.“*  
(10/21ff)

Die Schwester geriet in die Rolle der herzlosen und geldgierigen Erbschleicherin am Ende eines Entfremdungsprozesses, der durch den Tod des Vaters beschleunigt wurde und im Kontaktabbruch zwischen den Halbgeschwistern auf der einen und Markus und seiner Mutter auf der anderen Seite seinen Höhepunkt fand. Damit zerbrach die Familie vollständig; und damit verschwanden für die Bewältigung der belastenden Situation sicherlich notwendige Ressourcen. Hierin zeigt sich das Wirkpotential der o.g. Fallensituation, die es scheinbar unmöglich machte, die bestehenden Konflikte zu klären.

Die Ablaufmuster des Bearbeitungsversuchs und die damit zusammenhängende Neuordnung der verbliebenen Zweierbeziehung zwischen Mutter und Sohn boten keine hinreichende Grundlage, um der Verlaufskurve zu entkommen. Sie beruhen auf der Verlaufskurventransformation von dem Bereich der Gesamtfamilie auf den Bereich der Zweierbeziehung und sind als Reaktion auf die Fallensituation zu verstehen. Mutter und Sohn befinden sich infolge dessen unter dem Einfluss eines Verblendungsmechanismus (vergleichbar mit Markus' positiven Erleben nach dem Abbruch der Ausbildung), der sich in der positiven Darstellung der Rollenbeschreibung zeigt. Es gelingt es ihnen jedoch nicht, ein tragfähiges Ordnungssystem aufzubauen. Sichtbar wird dies spätestens anhand der unsicheren Zukunftsperspektive bzgl. der gesundheitlichen Situation von Markus' Mutter, wobei seine prekäre berufliche bzw. existenzielle Situation immer mitgedacht werden muss:

*„Meine Mutter hat die letzten 3 Jahre äh viel Krankheiten mitgemacht. Also war ziemlich immer Stress zu Hause. [...] Wird das wieder, wird das nix. ..“* (9/41ff)

Zudem werden Markus' Rollenzuschreibungen als Hilfe- und Schutzbedürftiger im o.g. Neuordnungsprozess und der damit verbundenen Überwindung der familiären Hierarchie (die Mutter wird zur „Freundin“) obsolet und können daraufhin nicht ausreichend neu besetzt werden. So ergibt sich auf familiärer Ebene wiederum eine biographische Fallensituation, die



Aussicht auf eine weitere Transformation der Verlaufskurve gibt, sollten nicht zielgerichtete Bearbeitungsformen gefunden werden. Diese Fallensituation besteht insbesondere in einer beinahe symbiotischen Abhängigkeitssituation zwischen Markus und seiner Mutter, in der die erlernten Erwartungs- und Handlungsmuster nicht mehr greifen und die nicht als belastbares Fundament für Lebensbewältigung dienen kann. Dennoch kann Markus nicht daraus ausbrechen, da die Mutter für ihn den einzig verbliebenen familiären Bezug darstellt, will er nicht alleine sein<sup>10</sup>. Ferner müssen auch die materiellen Gründe (Zimmer im Haus der Eltern und (eingeschränkte) monetäre Hilfe) mitgedacht werden, die existenzsichernd wirken. So wird weiterhin für Markus ein Emanzipierungsprozess gestoppt, der für ein Entkommen aus der Fallensituation notwendig wäre. Im Gegenzug wird für ihn durch das Aushebeln zentraler Rollenzuschreibungen („Nesthäkchen“) ein neuer Entfremdungsprozess auf familiärer Ebene angestoßen. Dies ist ein Anzeichen für die erneute *Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts*, das zwar mit der Verlaufskurventransformation nach dem Kontaktabbruch zu den Geschwistern wiederhergestellt wurde, allerdings wie oben beschrieben nicht gehalten werden konnte.

Mit dem Tod von Markus' Vater brach für ihn der einzige signifikante Andere und damit eine wichtige Bewältigungsressource weg, was vor allem nachhaltigen (negativen) Einfluss auf seine berufliche Entwicklung hat. Und dabei ist es grundsätzlich unerheblich, wann genau der Tod des Vaters zeitlich zu verorten ist: Seit dem Wechsel seines Ausbildungsortes entfaltet sich das Verlaufskurvenpotential in Markus' (berufl.) Biographie, und an jeder Stelle wäre ein wie auch immer gestalteter Zusammenhang denkbar. Leider geht dieser jedoch nicht direkt aus dem empirischen Material hervor, sondern kann lediglich auf der Grundlage der intensiven Analysearbeit in Bruchstücken hergeleitet werden (vermutet wird Markus' späte Jugendzeit), so dass an dieser Stelle nur eine allgemeine Aussage über den o.g. Zusammenhang getroffen werden soll: Betrachtet man Markus' Bearbeitungsmuster innerhalb der jeweiligen biographischen Situationen und seine Fixierung dabei auf familiärer Ebene, so ist daran zu erkennen, wie wenig diese Ebene einen geeigneten Bewältigungsrahmen zur Verfügung stellen konnte (auch wenn man den Vater in seiner Funktion eines signifikanten Anderen mit einbezieht) und zudem mit eigenen Verlaufskurvendynamiken zu kämpfen hatte, welche selbst einer geeigneten Bearbeitung bedurft hätten. Auch hieraus ergibt sich ein Erklärungszusammenhang für Markus' sozialen Entfremdungsprozess, auf den später mit Blick auf die Bedeutung des Hobbykellers noch genauer eingegangen wird.

---

<sup>10</sup> Wie bereits an anderer Stelle dargelegt, fehlt die Erwähnung von sexuellen Partnerschaften im Interview völlig, woraus geschlossen werden kann, dass zum Interview Zeitpunkt auch keine Partnerschaft vorlag.

Im Vergleich der familiären Verlaufskurve mit derjenigen auf beruflicher Ebene bieten sich darüber hinaus zwei Parallelisierungen an:

1) *Markus‘ Krankenhausaufenthalt aufgrund der Hirnhautentzündung und der Tod seines Vaters während einer Operation*: Obwohl es hier schwer ist, den genauen Zusammenhang zu deuten, da – wie bereits erwähnt – nicht klar wird, wann genau Markus‘ Vater verstorben ist, so sind doch zwei Gedankenspiele möglich. Sollte der Tod vor Markus‘ Hirnhautentzündung gelegen haben, so wäre das situative Erleben während der lebensbedrohlichen Erkrankung (d.h. auch die Konfrontation mit der Endlichkeit seines eigenen Lebens) durch die Krisenerfahrung des Todes (und auch der damit einhergehende Zweifel an der Professionalität der behandelnden ÄrztInnen) negativ überlagert gewesen und hätte so zur Entwicklung des Verlaufskurvenhöhepunktes hin zu einem Abbruch der Ausbildung maßgeblich beigetragen. Zu beachten ist bei dieser Interpretation, welche Funktion die Erkrankung im Neuordnungsprozess der Zweierbeziehung zwischen Mutter und Sohn eingenommen haben könnte. Insbesondere aus Markus‘ Aussage, dass sich beide nach dem Tod des Vaters „zusammengerauft“ (9/20) hätten, ist zu erkennen, dass Krisensituationen zu einer Verfestigung der Beziehung führten – Ähnliches ist auch für die Situation während Markus‘ Erkrankung an einer Hirnhautentzündung zu vermuten. Lag der Tod des Vaters nach der Hirnhautentzündung, so ließen sich zum einen die kurzzeitigen Stabilisierungsbemühungen bis zum vollständigen Ausbildungsabbruch mit der Unterstützung durch den Vater erklären, die mit dessen Tod wegfiel. Zum anderen wäre damit das erneute Aufschichten des Verlaufskurvenpotentials im Zusammenhang mit der Verschlimmerung des Kreuzleidens auf einer weiteren Erfahrungsebene ableitbar, die bewusst oder unbewusst die Abbruchentscheidung beeinflusste.

2) *Markus‘ Krankheiten und die Krankheiten seiner Mutter*: Hierbei liegt die Parallelisierung darin, dass beide Erkrankungen – also bei Markus das Kreuzleiden und bei seiner Mutter nicht präzisierte „viel[e] Krankheiten“ – hinsichtlich ihrer Genese ein ungewisses Ende haben. Damit nehmen sie eine destabilisierende Funktion bzgl. der Entwicklung eines hinreichenden Erwartungs- und Bewältigungsmusters ein. Es werden auf beiden Seiten Bewältigungsressourcen benötigt, die im jeweils anderen gesucht, aber nicht gefunden werden. Daraus ergibt sich ein weiteres dynamisches Element, durch das die o.g. Fallensituation konstituiert wird.

➤ Die Bewältigungsmuster in Form der Hobbys

Nachdem die Wirkmechanismen von Verlaufskurvenstrukturen innerhalb von Markus' Biographie im Einzelnen dargelegt wurden, lohnt es sich den Bereich „Hobbys“ näher in den Blick zu nehmen. Jener ist vor allem deswegen in diesem Zusammenhang zu untersuchen, da die Entstehung dieses Bereiches zwar (wahrscheinlich) keine direkte Bearbeitungsreaktion des Erleidensprozesses darstellt, die Hobbys (und der Hobbyraum) jedoch im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung für die Lebensbewältigung erhielten. Als erstes Hobby nennt Markus die Kunstschreinerei, welches als zentrale Ausgangsbasis hinsichtlich seiner weiteren beruflichen Planung diente. Zudem ist die Schreinereiarbeit innerhalb des Elternhauses an einen besonderen Ort, die „Werkstatt“ (2/1), gebunden, der auch als Rückzugsort dienen kann. Als die präferierte Berufsoption nicht in die Tat umgesetzt werden konnte, wurde diese Tätigkeit dennoch weiter aufrecht erhalten: Sie besitzt eine spezielle Bedeutung in Markus' Lebenswelt. Allerdings musste er sie durch eine geeignete berufliche Alternative – in diesem Fall die Forstarbeit – ersetzen, um auf beruflicher Ebene weiterhin handlungsfähig zu bleiben, so dass eine klare Grenze hinsichtlich einer möglichen Ausdehnung der Kunstschreinerei in Markus' Lebenslauf gesetzt wurde. Die Grenzziehung geschieht außerdem zwischen Freizeitwelt und Berufswelt, womit auch ein Gegensatz zu den Entgrenzungsdynamiken der neokapitalistischen Arbeitsgesellschaft erkennbar wird, in denen Arbeit in zunehmendem Maße „Lebensbereiche [durchzieht], die im Bild der modernen Ausdifferenzierung und Arbeitsteilung von dieser getrennt vergesellschaftet werden sollten“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 70). Zudem wurde der Tätigkeit „Schreinern“ eine geänderte Funktionalität zugewiesen: Funktionen wie „Training für den späteren Berufsalltag“ fielen weg; anderen Funktionen wie vielleicht „Entspannung“ kam eine neue Bedeutung zu. In Verbindung mit der Fixierung an den Ort „Werkstatt“ lässt sich so erkennen, wie ein Handlungsraum erschaffen wurde, in den zunehmend Bewältigungsarbeit ausgelagert werden konnte.

Schon einige Jahre zuvor kam ein neues Hobby hinzu, das ebenfalls in einer speziellen Räumlichkeit stattfindet: die elektronische Musik. Dabei ist interessant, wie Markus beschreibt, auf welche Weise er zu diesem Hobby gekommen ist:

*„Und/äh ich hab halt durch Freunde und so weiter so diese elektronische Musik kennen gelernt. Und/äh ich hab irgendwie Klick gemacht, und sage: ‚Hey, das hört sich gut an.‘ Und somit hat sich das immer weiter gesteigert auf mittlerweile einen Riesen-Bestand, den ich (kurzes Lachen) zur Verfügung habe und als Kenner der Musik sagen kann. [...] Also ich kann über die Musik alles erzählen, was man sich überhaupt vorstellen kann.“ (18/29ff)*

Deutlich wird die Entwicklung einer Affinität zu dieser musikalischen Richtung als akzidentiell Ereignis, quasi als „Initialzündung“, nach der sich Markus in steigender Form mit diesem Hobby beschäftigt. Er schreibt sich sogar den aktuellen Status als „Kenner der Musik“, also als Experte zu, den er mehrfach betont. Dies geschieht auch durch die Erwähnung seiner materiellen Ausstattung (Tonträger wie auch Aufnahme- und Mischequipment) und den damit zusammenhängenden „*gewaltig[en]*“ Hobbykeller, über die Länge der Zeit, seit er mit dem Hobby begonnen hat, die notwendigen InteraktionspartnerInnen auf CD-Märkten und die zugehörigen Handlungsschemata, wie selbst zu mischen, zu schneiden oder auch Keyboard zu spielen. Dabei wird die zentrale Bedeutung des Hobby klar herausgestellt und mit der im Alltag dafür aufgewendeten Zeit (auf Nachfrage des Interviewers) verbindet:

„E: Und, also des würd ich schon sagen, ist schon *Lebenseinstellung*.

I: *Ja, wie viel Zeit verbringen Sie da die Woche mit?*

E: *Also Zeit, alle Zeit, die ich zur Verfügung habe, also jeden Tag eigentlich auf jeden Fall, mindestens eine Stunde. Am Wochenende schon ein paar Stunden.*“ (19/21ff)

Durch den hohen symbolischen Wert des Begriffs „*Lebenseinstellung*“ wird die starke biographische Bedeutung des Hobbys noch einmal unterstrichen und lässt mehrere Hinsichten zu – auf die Lebensbewältigung und in konzentrierter Weise auf die Identitätsentwicklung. Dies zusammen mit Markus Erzählung vom steigenden Verlauf des Hobbys führen zu der Vermutung, dass an dieser Stelle wiederum ein dynamisierendes Prozesspotential verborgen zu sein scheint. Allerdings besitzt dieses einen positiven Charakter und keinen negativen, wie die bisher geschilderten Verlaufskurven. Fritz Schütze schneidet in einigen älteren Veröffentlichungen ebenfalls dieses Phänomen an, bietet jedoch kein ausdifferenziertes Ablaufmuster wie bei Verlaufskurven des Erleidens an<sup>11</sup>:

„**Negative Verlaufskurven** (=Fallkurven) schränken den Möglichkeitsspielraum für Handlungsaktivitäten und Entwicklungen der sozialen Einheit progressiv im Zuge besonderer Verlaufsformen der Aufsichtung „heteronomer“ Aktivitätsbedingungen ein, die vom Betroffenen nicht kontrolliert werden können. **Positive Verlaufskurven** (=Steigkurven) eröffnen demgegenüber durch die Setzung neuer sozialer Positionierungen im Zuge eines progressiven Abbaus heteronomer Aktivitätsbedingungen nach dem Durchlaufen bestimmter

---

<sup>11</sup> Später wurde das Konzept der „Steigkurven“ zwar zugunsten der „biographischen Wandlungsprozesse“ fallengelassen, doch erscheint an dieser Stelle eine Bezugnahme zu älteren Schriften von Fritz Schütze als sehr gewinnbringend. Besonders zu beachten ist dabei die Verbindung zwischen der akzidentiellen Konfrontation mit etwas Neuem und einem den Handlungsraum erweiternden Reaktionsschema.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

(keineswegs stets erwarteter oder geplanter und insofern aktivitätsheteronom) konditionaler Verkettungen von Ereignissen neue Möglichkeitsspielräume für Handlungsaktivitäten und Entwicklungen der sozialen Einheit.

In Fall- und Steigkurven treten an bestimmten Stellen ausgeprägte Handlungsschemata der Behandlung (Initiierung, Umlenkung, Kontrolle, Deutung, Renormalisierung, Beendigung) der Verlaufskurve auf.“ (SCHÜTZE 1981: 91)

Übertragen auf den vorliegenden Fall kann man zum einen von einer heteronomen Initiierung des Hobbys „Techno“ ausgehen, welche zum anderen zu einer Verkettung mehrerer Ereignisse führte, die einem peer-bezogenen Ablaufschema folgt. Innerhalb dieses Ablaufschemas kommt es zu einer Zunahme von Autonomie innerhalb des Handlungsraumes, die allerdings durchgehende Investitionen in Form von etwa Zeit und Geld erforderlich macht. Der Autonomiegewinn wird als Professionalisierung empfunden, welche sich bei Markus positiv in den Erfahrungshintergrund einordnet – ganz im Gegensatz zu den belastenden Bedingungen während seiner Ausbildung. Dies bietet darüber hinaus eine tragfähige Grundlage für Bewältigungsarbeit, dadurch dass Negativerfahrungen (auf der einen Seite) durch Positiverfahrungen (auf der anderen Seite) aufgefangen werden können. Jedoch wird auf diese Weise eine weitere Fixierung auf den Handlungsraum „Hobby“ vorgenommen, welche die Trennung zwischen Freizeit- und Berufswelt zusätzlich verschärft. Das Wirkpotential der „Steigkurve Techno“ entfaltet sich in Markus‘ emotionaler Verbindung zu dieser Musikrichtung und dem positiven Empfinden des Fortschritts bzgl. des Professionalisierungsaufbaus und dem materiellen Aufbau des Hobbykellers. Die Fallkurven in den anderen Lebensbereichen führen zu dessen stetiger Kanalisierung und Beschleunigung. Dies würde bedeuten, dass die Steigkurve in diesem Fall zwar in einem abgeschlossenen, sozialräumlichen Rahmen zu einem Autonomiegewinn führt, jedoch die Entfremdungsdynamiken in Markus‘ Biographie nicht aufhält, sondern – im Gegenteil – verstärkt.

Interessanterweise versucht Markus – entgegengesetzt zur Kunstschreinerei – eine Verbindung des Hobbys zur Berufswelt aufzubauen, auch wenn diese mehr die Gestalt eines Wunsches bzw. „Traum[es]“ hat:

*„Das wäre eigentlich auch ein äh Traum von mir gewesen: entweder als gut, als ganz groß/wenn man’s ganz groß bezeichnet: Musikproduzent, mal ganz groß gesagt, in der Branche.“ (18/6ff)*

Somit wird die Verbindung zwar konstruiert, jedoch nicht vollständig. Sie bleibt im Bereich des Möglichen und kann auch diese Weise eine wichtige Funktion erfüllen: Sie bildet einen

virtuellen Rückzugsort (neben dem realen Rückzugsort, sprich: dem Hobbykeller), in dem die existenzielle Not, die Orientierungslosigkeit und die erlebte Ausgrenzung auf beruflicher bzw. gesellschaftlicher Ebene aufgefangen werden können.

Das Hobby „Film“, das mit der Bezeichnung „Nebenbereich“ (19/49) eine Randfunktion zugewiesen bekommt, kann im o.g. Zusammenhang scheinbar vernachlässigt werden. Es findet lediglich als „Lückenfüller“ statt, der nach der funktionalen Fixierung des Ortes „Hobbykeller“ in den Freizeitbereich einmündete.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich Markus wegen dieser nun ausführlich dargelegten prozessualen Strukturen quasi in einer Abstoßungsbewegung von dem sog. ersten Arbeitsmarkt entfernt und sich auf eine selbst gestaltete, sozial isolierte Arbeitswelt zurückzieht, die wichtige Funktionen zur Lebensbewältigung erfüllt. Auf diese Weise werden Handlungsoptionen auf der einen Seite im arbeitgesellschaftlichen bis hin zum gesamtgesellschaftlichen Kontext abgebaut und auf der anderen Seite im Rahmen sozialräumlicher Bewältigungsmuster neu konstruiert.

➤ Zusammenfassung der Entfremdungsdynamiken

Laut Fritz Schütze haben „Verlaufskurvenmechanismen [...] grundsätzlich den Charakter der negativen Rückkopplung, des *circus vitiosus*, und sie nehmen mehr oder weniger systematisierten Fallencharakter an [...]. Das aussichtslose Gefangensein in einer Verlaufskurvenfalle führt zu Transformationen des Erleidens in andere Problembereiche. Grundsätzlich sind eine quasi-methaphorische Transformationsebene, eine interaktive und eine identitätsverändernde zu unterscheiden.“ (SCHÜTZE 2006: 230). Auf dieser Grundlage werden im vorliegenden Fall Aussagen zu Markus' Erwartungs- und Verhaltenshintergründen möglich, die bisher nur am Rande angesprochen wurden. So finden sich zwar klar erkennbare Verlaufskurvendynamiken in den Handlungskontexten Familie und Beruf, die jeweils eine Transformation in Form eines Bearbeitungsversuches beinhalten und bei denen die o.g. Transformationsebenen bereits implizit angesprochen wurden. Doch lohnt sich ein weiterer Blick auf die interaktive Ebene sowie die Ebene der Identitätsveränderung.

Es wurde bereits festgehalten, wie Markus' Vertrauen in Institutionen und deren Akteure seit der Kindheit systematisch abgebaut wurde, was vor allem auf der Erfahrung der Diskriminierung zusammen mit dem Mangel an signifikanten Anderen bzw. „Ansprechpartner[Innen]“ zurückgeführt werden kann. Dabei ist zu beobachten, wie Markus dieses Misstrauen generalisiert und in neue Situationen hineinträgt, so beispielsweise bei der Kommentierung des Todes seines Vaters: „Kann man nicht nachvollziehen, wer war Schuld?“

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ärzte oder irgendwas.“ (9/36). Auch den MitarbeiterInnen bei Projekt A sowie den ArbeitsvermittlerInnen wird grundsätzlich misstraut, wobei diese Haltung in beiden Fällen durch weitere Ereignisse verstetigt wurde. So findet in diesem Zusammenhang auf interaktionistischer Ebene eine Entwicklung statt, die bisher unerwähnt blieb und klar mit der Verlaufskurvenentfaltung zusammenhängt. Hierbei wurden durch den „Zusammenbruch der alltäglichen Erwartungsfahrpläne auch große Irritationen in Interaktionsverhältnissen verursacht, weil die sich unerwartet verhaltenden Interaktionsgegenüber von ego oft als inkooperative Regelbrecher angesehen werden – und umgekehrt. Generalisiertes Misstrauen gegenüber den jeweiligen Interaktionspartnern“ (SCHÜTZE 2006: 230) hat sich im Laufe der Zeit verstetigt, sowohl innerhalb Markus' Erwartungsstruktur als auch in deren Konsequenz für die Herstellung von Interaktion mit institutionellen Akteuren. Als Belege können die Interviewstellen herangezogen werden, an denen Markus seinen InteraktionspartnerInnen die Worte „*Haste Pech gehabt*“ in den Mund legt und im gleichen Atemzug die Instanzen bis zu einer generalisierten Ebene aufzählt, die ihm diese Aussage entgegenbringen (u.a. 5/43ff). Im familiären Handlungskontext sticht der interaktionistische Charakter der Transformation der Verlaufskurve von einer konfliktbeladenen (bilateralen) Beziehungsstruktur zu der Neuordnung der Mutter-Sohn-Beziehung sowie der damit zusammenhängenden Rollenzuschreibungen unter Ausschluss aller anderer familiärer Akteure wesentlich deutlicher hervor. Doch erkennt man im Vergleich mit der berufsbiographischen Ebene einen qualitativen Unterschied: Während im institutionell-beruflichen Handlungskontext eine zunehmende entfremdende Generalisierung der Interaktionsmuster stattfindet, die sich im Erleben als Betrug und als Reaktion in der Forderung nach mehr Gerechtigkeit zeigt und die durch die Verlaufskurventransformation nicht unterbrochen wird, so findet auf der familiären Ebene erst durch die Transformation eine Änderung der Interaktionsmuster statt.

Auf der anderen Seite zeigen sich durch das Erleiden innerhalb beider Verlaufskurven auf einer identitätsverändernden Transformationsebene Dynamiken, die dazu führten, dass sich Markus mehrdimensional entfremdet hat:

- *Entfremdet von seiner Berufsbiographie:* Hierbei entsteht die Dynamik durch den Zusammenbruch der normativ-institutionellen Ablaufmuster und damit auch den Berufswünschen, die besonders mit Blick auf die Kunstschreinerei sehr früh mit Markus' Biographie verbunden sind. Deutlich werden die Entfremdung beispielsweise in 20/44ff, wo Markus sich selbst die Fähigkeit abspricht, jemals selbstständiger Kunstschreiner werden zu können, oder in 11/50f, wo er Zweifel angibt, überhaupt

nochmal eine neue Ausbildung im Forstbereich beginnen bzw. an die alte anknüpfen zu wollen, obwohl dies einmal einer seiner Berufswünsche war. Hierzu trägt ebenfalls die Erlebnisdimension „Krankheit“ massiv bei, die Markus in einem Zustand der andauernden Verunsicherung hinsichtlich seiner gesundheitlichen Genesung und infolge seiner körperlichen Leistungsfähigkeit hinterlässt. Die Folge der Entfremdung in dieser Dimension ist Orientierungs- sowie Hoffnungslosigkeit. Durch die Tätigkeit bei Projekt A wird jedoch diese Entfremdung schrittweise abgebaut, so dass es Markus möglich wird seine Berufsrolle wieder positiv zu beschreiben ohne jedoch aus strukturellen Gründen eine weitere Perspektive entwickeln zu können.

- *Entfremdet im familiären Kontext:* Die Rollenzuschreibung als „Nesthäkchen“ kann nach dem Tod des Vaters nicht mehr aufrecht erhalten werden. Markus bezeichnet sich selbst infolge dieses Ereignisses und den nachfolgenden Neuordnungsprozessen nicht mehr als „klein“ (9/22), was eine Kontrastierung zu seiner Selbstbeschreibung als „groß“ bzgl. seiner Körperstatur sowie auch zu seinen „großen“ Geschwistern darstellt. Somit hat diese Neuzuschreibung entfremdenden Charakter, die anhand der neuen Rollenzuschreibung als „Freund“ der Mutter anstelle des Sohnes und damit der Auflösung der hierarchischen Ordnung (besonders hinsichtlich der Protektion) deutlich wird.
- *Entfremdet gegenüber Institutionen:* Wie bereits erwähnt führt diese Entfremdung auf institutioneller Ebene zu der Entwicklung eines generellen Misstrauens sowie Befürchtungen, betrogen zu werden.
- *Entfremdet im gesamtgesellschaftlichen Kontext:* Diese Entfremdung ist am schwierigsten zu rekonstruieren. Sie ist zum einen die Folge aus der Summe der vorgenannten Dimensionen, und zum anderen offenbart sie sich anhand von Markus' Rückzug auf den Hobbybereich als zentrale „Lebenseinstellung“ (19/21). Als Belegstelle kann man 10/42ff anführen, an der Markus feststellt, dass er aufgrund seines Lebenslaufes das Gefühl hat, abgehängt zu sein und nicht mehr mithalten zu können. Dies wird ihm auch durch seine prekäre monetäre Lage und die damit zusammenhängenden schwindenden sozio-kulturellen Teilhabemöglichkeiten bewusst. Allgemein verinnerlicht Markus die Erfahrung, dass er in ganz unterschiedlichen Kontexten immer wieder nicht mithalten konnte, und entwickelt daraus die – im



### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

Interview nie direkt formulierte – Rollenzuschreibung als von der Gesellschaft „Abgehängter“.

Als Reaktion auf diese Entwicklung führt Markus die bereits mehrfach angesprochene sozialräumliche Fokussierung auf den Bereich der Hobbys und die damit verbundenen Handlungspraktiken aus. Hier stärkt sich seine Rollenzuschreibung als „Techno-Kenner“, wobei diese jedoch nicht im Spiegel der Interaktion (vgl. MEAD 1991) jeweils überprüft und reproduziert werden kann. Dieses Hobby findet größtenteils abgeschlossen in den Räumlichkeiten zu Hause statt. Ausnahmen bilden sicherlich die CD-Märkte, wobei ein enger Kontakt zur Techno-Szene als eher unwahrscheinlich gelten muss. Dennoch stellt Markus u.a. auf diese Weise für sich selbst immer wieder eine „virtuelle“ Interaktivität her, die auf einem Verblendungsmechanismus aufbaut. Aber nur so kann das Hobby „Techno“ die wichtige „Funktion [einnehmen], den Alltag in den Fängen der Verlaufskurvenfalle erträglicher zu machen“ (SCHÜTZE 2006: 231). Die Verblendung infolge der interaktiven Verdichtung auf die eigene Person ist zudem eine notwendige Bewältigungsreaktion, da „wichtige Sozialbeziehungen [...] durch die Fokussierung auf das eigene Erleiden irritiert oder gar verloren gegangen [sind] – und damit auch eine prinzipiell wohlwollende interaktive Spiegelung der eigenen Identität [...] durch die Interaktionspartner“ (ebd.).

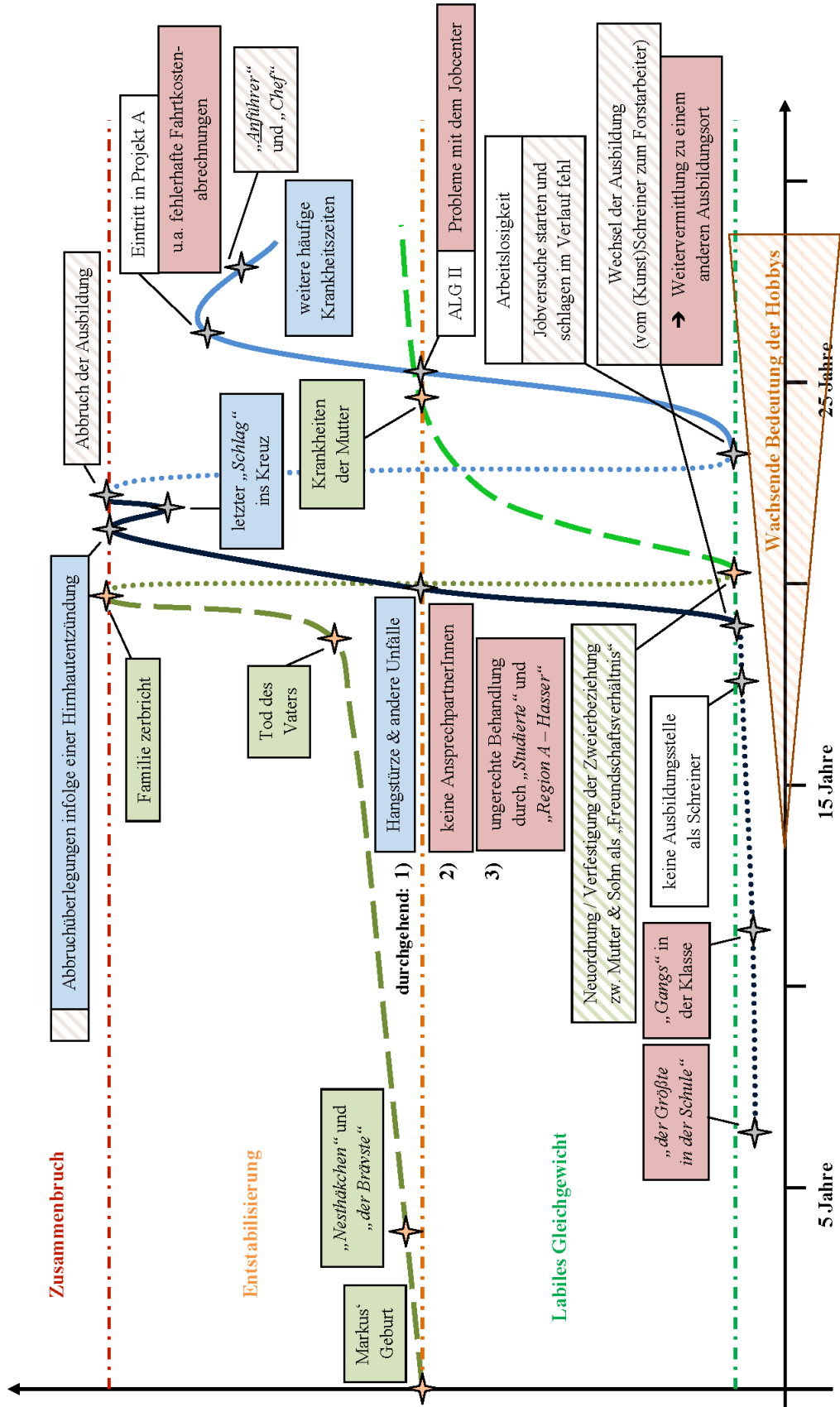


Abb. 3 Verlaufskurvenstrukturen von Markus (Legende s. Anhang)

## 2. Inge

Das Interview mit Inge fand innerhalb eines Gruppenraumes eines Verwaltungsgebäudes statt, in dem sich die Projekträume von Inges AGH-Maßnahme befinden, einem Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekt, das sich ausschließlich an weibliche SGB II-Leistungsempfängerinnen richtete. Die Aufnahme geschah über die Projektleiterin der Maßnahme. Diese wurde angefragt, ob sie einen aktuellen Fall nennen könne, der sich stark positiv von den restlichen Teilnehmerinnen abhebt, aber dennoch über Jahre hinweg stabil in der Arbeitslosigkeit verblieben ist. Daraufhin wurde Inge von der Leiterin zu ihrer Bereitschaft für ein Interview befragt, was sie bejahte. Die nächste Ansprache mit Inge fand persönlich im Projektumfeld statt, bei der gleich der Interviewtermin vereinbart wurde. Schon bei diesem ersten Vorgespräch wurde Inge die Vorgehensweise während des Interviews und die Zielrichtung der wissenschaftlichen Arbeit erläutert, was jedoch am Tag des Interviews wiederholt wurde. Der Erzählstimulus bezog sich damit direkt auf diese Vorab-Informationen. Während des Interviews kam es zu keinen erwähnenswerten Unterbrechungen, so dass eine ungestörte Atmosphäre möglich war. Inge erzählte sehr ruhig, in freundlicher Art und Weise.

### a) Strukturelle Beschreibung

#### 1. Haupterzählung

##### 1. Erzählstimulus

Seite 1, Zeile 5-13

[ANFANG]

Interviewer: *So, es dürfte laufen, genau*

Erzählerin: *ja*

I: *Also, Frau H, dann ähm möchte ich Sie halt bitten, ja ähm ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Mit allem drum und dran. Und äh soweit, ja, wie Sie möchten und das, was Sie möchten. Und dann können Sie jetzt anfangen.*

E: *Ok,*

Das Setzen des Erzählstimulus fällt kurz und sehr weit gefasst aus. Dies wird an der Präzisierung durch den Interviewer deutlich, durch die er Inge auffordert ihre Biographie mit „*allem drum und dran*“ zu erzählen. Es findet also keine zusätzliche Fokussierung auf einen bestimmten Lebensabschnitt o.Ä. statt. Er selbst gibt Inge also keine Begrenzung der Erzählung, fordert sie jedoch durch den Zusatz „*soweit [...] wie Sie möchten und das, was Sie möchten*“ dazu auf, diese Grenzziehung selbst vorzunehmen. Neben der Erzählaufforderung, die im letzten Satz ihren Impuls erhält, fügt der Interviewer somit dem Stimulus ein selbstbestimmtes Element hinzu, das den Erzählprozess zu Beginn noch einmal zusätzlich öffnet.

## 2. Die Eltern

### Seite 1, Zeile 13-22

E: *also ich bin 1956 geboren. Meine Eltern äh mein Vater war äh Fabrikant, das heißt er hat äh Sprudel selber hergestellt und abgefüllt. Und äh meine Mutter kam aus Region A, genau, aus F-Stadt. Ähm meine Mutter war im Dorf nicht furchtbar beliebt, weil sie/äh so als Eindringling angeschaut wurde. Hatte demnach auch keine/ähm Freunde oder Freundinnen. Und wenig Kontakt zu den Dorfbewohnern, eigentlich. Meine Mutter/äh/mein Vater war sehr beliebt. Ist halt auch durch's Geschäft überall rumgekommen. Er hat morgens äh sein/äh Sprudel abgefüllt und dann den Wagen beladen. Und meine Mutter hat geholfen. Und ähm ja und dann ist er durch die Dörfer gefahren und hat sein Sprudel verkauft. Und dadurch war der furchtbar beliebt und jeder hat ihn gekannt. (lächelt ein wenig)*

Inge beginnt mit der Nennung ihres Geburtsjahres: Zum Interviewzeitpunkt (2009) ist sie 53 Jahre alt. Danach wechselt sie jedoch gleich zum Thema „Eltern“ und beginnt mit ihrem Vater, den sie mit seinem Beruf in Verbindung bringt (d.h. ihn über seinen Beruf beschreibt), womit man ebenso Einblick in die sozio-ökonomische Ausgangssituation in ihrem Elternhaus erlangt: Inges Vater war Getränkefabrikant; die Familie besaß also einen kleinen eigenen Betrieb. Eine nähere Beschreibung der Tätigkeiten zeigt den Vater als aktiv handelnder, produktiver Part: Er stellte „*Sprudel selber*“ her und füllte ihn ab.

Die Mutter wird hingegen über ihre Herkunft eingeführt und nicht über ihren Beruf. Dabei wird der Beschreibung ein entfremdendes Element hinzugefügt: Die Mutter war im Dorf „*nicht furchtbar beliebt*“ und wurde als „*Eindringling*“ angesehen. Auf diese Weise wurde die Mutter aus Gründen ihrer Herkunft negativ stigmatisiert, was starke Auswirkungen auf die sozialen Kontakte im Wohnort hatte. Die Folge war nämlich, dass Inges Mutter „*keine/ähm*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*Freunde oder Freundinnen*“ hatte, das heißt ihr soziales Umfeld konzentrierte sich vor allem auf den familiären Bereich, und sie hatte nur „wenig Kontakt zu den Dorfbewohnern“.

Der Vater bildet hierzu einen scharfen Kontrast: Er war „sehr beliebt“ und besaß durch seine berufliche Tätigkeit ein überregionales Handlungsfeld, so dass er „überall rumgekommen“ ist. Diese Aussage wird verknüpft mit der Tätigkeitsbeschreibung des Vaters am Morgen, die aus Sprudel Abfüllen und Wagen Beladen besteht und wiederum den Vater als zentralen Akteur darstellt. Inges Mutter spielte dabei eine Nebenrolle, indem sie ihm dabei half, womit allerdings ihr Handlungshorizont bezogen auf diese, die Familienexistenz erhaltende berufliche Tätigkeit bereits erreicht war und sie auch das Handlungsfeld „heimischer Betrieb“ scheinbar nie überschritt. Der Vater fuhr nach dem Beladen in die ländliche Region hinaus, d.h. auf „die Dörfer“, was für ihn die positiven Effekte „Beliebtheit“ und „überregionale Bekanntheit“ mitbringt.

In diesem frühen Segment wird bereits sehr deutlich, wie zentral sich Rollenzuschreibungen und Beschreibungen von Inges Vater und Mutter unterscheiden und wie an dieser Stelle eine Kontrastierung (und damit auch Bewertung) der beiden Elternteile aufgerissen wird: Während der Vater als hoch integrierter, beliebter und vor allem aktiver, die Familienexistenz bewahrender Part eingeführt wird, so stellt die Mutter das genaue Gegenteil davon dar. Sie ist bis auf HelferInnentätigkeiten inaktiv, sozial ausgeschlossen und selbst im eigenen Dorf aufgrund ihrer Herkunft nicht akzeptiert. Dies führt dazu, dass sich ihr Handlungsraum auf den Kreis der Familie sowie den heimischen Betrieb konzentriert, während sich der des Vaters jeden Tag aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit auf einen großen regionalen Raum über mehrere Dörfer hinweg erstreckt. Deutlich wird dabei ebenfalls die Rolle der Dorfgemeinschaft, die durch ihr Handeln, wie es von Inge wahrgenommen wurde, die Rollenzuschreibungen forcierte, teils auch erst entstehen ließ. So wie hier dargestellt, scheint Inge ihre Mutter als die gesellschaftliche Integration der Familie belastendes Element wahrgenommen zu haben, was allerdings durch die Tätigkeiten des Vaters ausgeglichen werden konnte, und erhält damit eine klare Negativzuschreibung. Dies wird durch die klare positive Hervorhebung des Vaters in der Ergebnissicherung ebenfalls deutlich.

Offen bleibt die Frage, ob Inge daraus soziale Anerkennung sowie produktives Schaffen als positiv besetzte Handlungsmuster übernommen hat.

### 3. Vernachlässigung als Kind

Seite 1, Zeile 22- 25

E: *Ja, und ja. In dieser Zeit muss ich sagen/äh bin ich als Kind ein bisschen vernachlässigt worden, weil meine Mutter war halt geschäftlich äh/äh eingespannt und dann halt auch noch der Haushalt. Und ich bin eigentlich immer so abgestellt worden, muss ich sagen. (holt tief Luft)*

Nachdem die Mutter im letzten Segment im Kontrast zu dem Vater als eher inaktiv dargestellt wurde, so wird in diesem Segment ein gegenteiliges Bild gezeichnet. Die Mutter sei „geschäftlich [...] eingespannt“ gewesen und hätte zudem noch den Haushalt führen müssen, und aufgrund dieser doppelten Belastung sei Inge als Kind „ein bisschen vernachlässigt“ und „immer so abgestellt“ worden. Die Verniedlichung „ein bisschen“ scheint dieser Stelle die Funktion zu haben, das Bild nicht zu sehr zu radikalisieren ohne die Mangel Erfahrung unerwähnt zu lassen.

Daran wird zum einen deutlich, dass Inge eine klare Rollenaufteilung innerhalb der Familie vornimmt, indem sie die Kindererziehung bei der Mutter verortet, und zum anderen, dass Inges Mutter sehr wohl eine aktive Rolle innerhalb der Familie spielte, die jedoch anders als beim Vater negativ besetzt wird. So wird Eingebundenheit der Mutter im familiären Aufgabenfeld durch die wahrgenommene Vernachlässigung in der Kinderbetreuung zum Nachteil. Das Bild der Mutter erhält eine zusätzliche negative Aufladung: Aufgrund der mangelhaften gesellschaftlichen Integration und den Ausgrenzungstendenzen beschränkte sich der Handlungsraum der Mutter – wie bereits erwähnt – auf das familiäre Umfeld, doch selbst dort konnte sie den an sie gestellten Aufgaben nicht in ausreichendem Maße nachkommen. Die Folge davon ist für Inge das Gefühl „abgestellt“ zu werden, womit sie metaphorisch die alles in allem scheinbar konfliktbeladene Beziehung zu ihrer Mutter unterstreicht.

Unklar bleibt, ob Inge ein Einzelkind ist oder noch Geschwister besitzt.

### 3. Kindergarten und Vorschule

Seite 1, Zeile 25- 31

E: *Ja/äh gut ok. Ich .. habe ..*

[kurze Störung an der Tür. Dritte Person: *Tschuldigung*]

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*Ich habe dann/äh Volksschule gemacht. Kindergarten bin ich nicht gern gegangen, weil/weil ich nicht/äh, weiß nicht, habe immer ein bisschen gefremdelt. Und/äh habe Volksschule gemacht bis zu der fünften Klasse.*

Inge fährt in ihrer Erzählung fort mit ihrer institutionellen Laufbahn: Nach dem Besuch des Kindergartens ging sie vier Jahre auf die „Volksschule“, um dann (wahrscheinlich) auf eine weiterführende Schule zu wechseln. Allerdings erwähnt Inge eine Besonderheit, die vor allem im Hinblick auf die letzten Segmente und den darin formulierten Blick auf die Rolle der Mutter interessant erscheint: Sie „fremdelte“ im Kindergarten und ging deswegen ungern dorthin. Damit könnte Inge daraufhin deuten, dass sie eher schüchtern auf unbekannte Andere reagierte, sich lieber im engeren familiären Kreis bewegte, wobei es sich um eine Auswirkung der mangelhaften sozialen Integration der Mutter handeln könnte. Diese spiegelte sich in der Situation der Tochter wider, so dass es für Inge schwieriger war neue FreundInnen zu finden, da die Mutter selbst keine besaß. Bei dieser Interpretation ist jedoch das Umfeld des Vaters nicht aus dem Blick zu lassen, wobei sich dessen Kontakte scheinbar vorzugsweise über Geschäftsbeziehungen definierten. Die grundlegende Erziehungsarbeit scheint bei der Mutter gelegen zu haben, die an dieser Stelle indirekt ein weiteres Mal kritisiert wird: Zum einen kam sie ihren Betreuungsaufgaben nicht in dem von Inge erwarteten Maße nach und „stellte“ sie „ab“, zum anderen behinderte ihre mangelhafte Integration auch die soziale Integration von Inge und damit auch deren Emanzipation vom familiären Umfeld. Inge blieb also während ihrer frühen Kindheit größtenteils auf eine für sie nachteilige familiäre Situation beschränkt ohne die Möglichkeit zu haben, daraus auszubrechen. Die Institution „Schule“ könnte jedoch durch ihren reglementierteren Charakter (v.a. was die sozialen Beziehungen betrifft) ein Umfeld geschaffen haben, in dem jene Emanzipation besser möglich wurde.

#### 4. Abbruch der gymnasialen Schullaufbahn

##### Seite 1, Zeile 31- 39

E: *Dann bin ich aufs Gymnasium. Dort war ich bis einschließlich der achten Klasse. Hatte .. keine .. Interesse mehr an der Schule/ähm war halt mehr Thema Freund und so.*

I: *Hmhm*

E: *(holt tief Luft) Und/äh .. ja da bin ich dann abgegangen, obwohl mir überall Hilfe angeboten worden ist, auch vom Freund, der auch auf dem Gymnasium war und in der Zeit auch das Abi gemacht hat. Und/äh aber ich wollte halt nicht bleiben.*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Nach der Volksschule ging Inge weitere vier Jahre auf ein Gymnasium und brach die Schullaufbahn an dieser Stelle ab. Als Begründung hierfür führt sie ihr mangelhaftes Interesse „an der Schule/ähm“ und damit im Zusammenhang stehend den Präferenzcharakter ihrer Paarbeziehung an. Diese Entscheidung traf sie scheinbar selbstbestimmt und zeigt an dieser Interviewstelle deutlich, dass dies auch gegen den Widerstand und die Hilfeangebote ihres näheren sozialen Umfeldes geschah, wobei unklar bleibt, wer genau unter die Verallgemeinerung „überall“ fällt. Selbst Inges damaliger Partner, der gerade seinen Abschluss machte, konnte sie nicht davon abhalten, die Schule zu verlassen, obwohl doch der Abbruch auch mit der Beziehung zu ihm zu tun hat.

Setzte sie sich also bewusst institutionell frei, um eigenständig eine berufliche (Neu-) Orientierung vorzunehmen? Zwar stellt Inge in der Vordergrund: Sie „wollte halt nicht [auf der Schule] bleiben“. Doch fehlen wichtige Anhaltspunkte, um die Abbruchsentscheidung insbesondere im Hinblick auf die kurz erwähnten Hilfsanstrengungen des sozialen Umfeldes nachvollziehen zu können.

Um im Anschluss zielgerichteter mit der Analyse fortfahren zu können, soll an dieser Stelle auf einige kurze Segmente aus dem Nachfrageteil vorgegriffen werden.

#### 4.1 nähere Erläuterungen zur Schulzeit

Seite 7, Zeile 36 – Seite 8, Zeile 5

I: *Ja, ähm nochmal zurück zur Schulzeit, nur dass ich das richtig verstanden habe. Sie waren auf dem Gymnasium dann auch, ja.*

E: *Ja!*

I: *Ähm, von der Grundschule an bis zum Gymnasium lief alles auch ohne Probleme, nehme ich auch an?*

E: *Hmmm, also sechste Klasse Gymnasium bin ich kleben geblieben, ok ja. Es war nicht schlimm, dass ich es wiederholt habe. Die Noten waren dann äh/äh/das/beim zweiten Mal wesentlich besser. Ich meine, es war nicht schlimm. Aber ansonsten, nein, Probleme in dem Sinne habe ich keine gehabt, nur dass ich halt dann/äh zum Schluss einfach zu faul war und halt nur andere Sachen im Kopf und die Eltern .. ja/äh dadurch, dass die/äh den ganzen Tag äh eingespannt waren und eigentlich/ähm. Die haben sich einfach ähm nicht richtig/äh gekümmert so, so sie haben nicht immer hinter mir gestanden oder haben mir mal nen Schubser gegeben. Das hat mir gefehlt.*

I: *Hmhm, ja*



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Im Nachfrageteil erwähnt Inge zusätzlich, dass sie einmal in der sechsten Klasse sitzengeblieben ist, wonach sie mehrfach betont, dass dies nicht „schlimm“ gewesen sei und sie davon in Form von besseren Noten profitierte. Im Anschluss kommt sie aufgrund der Ausgangsfrage des Interviewers darauf zu sprechen, dass sie keine weiteren „Probleme in dem Sinne“ in der Schulzeit wahrgenommen habe, jedoch zwei für sie nachteilige Bedingungen identifiziert: Auf der einen Seite vermisste sie eine tragfähige Unterstützung seitens der Eltern, die sich aufgrund des Geschäftes nicht „richtig/äh“ um Inge „gekümmert“ hätten. So formuliert sie das Bedürfnis nach einem „Schubser“, also einer orientierenden Funktion, die die Eltern nicht in ausreichendem Maße eingenommen hätten, was von Inge als weiterer zentraler Mangel erkannt wird (neben dem o.g. Gefühl der Vernachlässigung). Auf der anderen Seite umschreibt sie hier das vormalig erwähnte mangelnde Interesse als Abbruchgrund mit den Worten, dass sie „zum Schluss einfach zu faul“ gewesen sei und sie „nur andere Sachen im Kopf“ gehabt habe. Mit ähnlichen Worten wird im Volksmund immer wieder ein Verhalten während der Pubertät umschrieben, in dem Emanzipationsstreben wie auch Orientierungssuche zum Ausdruck kommen. Dieses Bildes bedient sich Inge an dieser Stelle und entwirft damit eine Normalitätskonstruktion, so dass der Erklärungsansatz weg von einem möglichen Leistungsdefizit hin zu „altersbedingtem Verhalten“ gelenkt wird. Somit liegt der Fokus im Begründungszusammenhang klar auf dem bereits erwähnten unerfüllten Bedürfnis nach Unterstützung aus dem Elternhaus.

#### 4.2 Jugendzeit: Immer „ausgebüxt“, wenn es möglich war

##### Seite 8, Zeile 5-16

I: *Sie waren dann viel auch draußen mehr? Also außerhalb oder mehr zu Hause?*

E: *Ich ...*

I: *Also mehr weg, weil Sie gesagt haben, ja ein Freund und unterwegs irgendwie.*

E: *Äh, ja .. äh .. sobald ich gekonnt habe, bin ich daheim ausgebüxt. Also von meiner Mutter her war es nicht recht. Die hätte mich am liebsten eingesperrt ..(3).. Ja .. und da bin ich als oft mal ausgebüxt oder ja, oder einfach mal nachts nicht heim gekommen. (lacht)*

In diesem Segment werden die näheren Lebensumstände zur Zeit des Schulabbruchs erläutert. Inge hielt sich häufiger außerhalb der Familie vorzugsweise bei ihrem Freund auf und zeigt

damit die Entstehung einer Konfliktlinie zwischen sich und ihrer Mutter auf. Deren Reaktion auf dieses Verhalten schien sehr autoritär, jedoch nicht durchsetzbar gewesen zu sein, was Inge mit „*Die hätte mich am liebsten eingesperrt*“ umschreibt. Inge setzte sich über familiäre Reglements hinweg, die zweifelsohne bestanden – sonst hätte sie nicht „ausbüxen“ (als verniedlichte Form von „ausbrechen“) müssen – und versuchte auf diese Weise ebenfalls aus dem familiären Umfeld an sich auszubrechen.

Mit Blick auf das davor genannte Segment sieht man hier den Zusammenhang zwischen Inges nach Emanzipation strebenden Verhalten (als „*nur andere Sachen im Kopf*“-Haben umschrieben (7/49)) und der Reaktion der Eltern bzw. der Mutter, die im Grunde eine (autoritäre) erzieherische Maßnahme darstellen sollte, jedoch eine antagonistische Reaktion bei Inge hervorrief, anstatt als „Fürsorge“ anerkannt zu werden. Inges Bedürfnisse wurden im familiären Umfeld nicht abgebildet.

### 4.3 Abbruch des Gymnasiums

#### Seite 8, Zeile 17-27

I: *Ähm, Abi*  
*haben Sie geschafft, oder? Nee, haben Sie ja ..*

E: *Nein, ich habe/äh dann, nach der achten Klasse habe ich abgebrochen, bin ich gegangen. Obwohl ja, äh/ich habe Hilfe gehabt/hätte Hilfe gehabt von meinem Klassenlehrer, Hilfe gehabt von meinem damaligen Freund, wo gesagt hat: „Komm, wir schaffen das. Wir machen das zusammen.“ Und/äh alle haben/äh dafür plädiert, dass ich bleibe. Aber ich bin nicht sitzen geblieben, aber ich bin halt einfach abgegangen. Ich habe ein schlechtes Zeugnis gehabt, aber ich bin nicht/nicht hängen geblieben.*

I: *Hmhm*

In diesem Segment wird näher erläutert, auf welche Weise Inge die Schule verließ. So zeichnet sie erneut das Bild des Dissenses zwischen ihr und ihrem näheren sozialen Umfeld, in dem sie alle Hilfeangebote ausschlägt. Jene werden hier näher beschrieben: Vor allem der Klassenlehrer und ihr Freund boten ihre Unterstützung an und versuchten Inge im eingeschlagenen (Berufs- und) Bildungsweg zu halten. Durch die Wahl des Wortes „plädieren“ werden die Akteure in Inges Bild beinahe zu StaatsanwältInnen, die in einer imaginären Gerichtsverhandlung für Inges Bleiberecht eintreten, wobei Inge selbst in zwei Rollen auftritt: In der Rolle der Angeklagten, aber auch als Richterin. Sie fiel das Urteil gegen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ein Verbleiben in der Schule und betont extra noch einmal den klaren selbstbestimmten Charakter dieser Entscheidung: Sie ist „*einfach abgegangen*“ ohne institutionellen Zwang, wie er im Sitzenbleiben deutlich werden würde, auch wenn sie einräumt, kein gutes Zeugnis gehabt zu haben.

Inges durchbricht mit ihrer Abbruchsentscheidung ein klares institutionelles wie auch berufsbiographisches Ablaufmuster und konfrontiert sich selbst wie auch das familiäre Umfeld mit der Gefahr des sozialen Statusverlustes. Immerhin handelt es sich um eine gutbürgerliche Kaufmannsfamilie, die ihre Tochter zur damaligen Zeit aufs Gymnasium schicken konnten. Dass Inge nicht diesem Muster folgen wollte, führte scheinbar zu einem sich verschärfenden Konflikt und daraus resultierendem opponierendem Verhalten, könnte jedoch ebenso das Resultat (bzw. Eskalationsmarkierung) der konfliktbehafteten Beziehungsstruktur zwischen Inge und (insbesondere) ihrer Mutter sein. Auf dieser Grundlage und im Hinblick auf den dadurch entstandenen Emanzipationsdruck lässt sich bei Inge ein Zugzwang zur Darstellung des Abbruchs als selbstbestimmtes Verhalten identifizieren. Ausdrücklich betont wird dabei, dass es sich nicht um eine institutionell fremdgesteuert Ausschlussgrundlage handelte, die zu einer Defizit orientierten Argumentation führen würde.

Allerdings erwähnt Inge die Vernachlässigung im Elternhaus in zwei Dimensionen: Zum einen als Bedürfnis nach einem „Hinter-ihr-Stehen“ und zum anderen als Bedürfnis nach einem „*Schubser*“ (8/3), also grundlegende Unterstützung und Hilfe, die sie als unabhängigen Menschen mit eigenen Vorstellungen in den Mittelpunkt stellt, auf der einen und Orientierung, Motivation und Hilfe zum Durchhalten auf der anderen Seite. Diese beiden Dimensionen einer Mangelersfahrung im familiären Kontext im Zusammenhang mit einer Konfliktdynamik beschreiben einen Gegenpol zu Inges Darstellung der freien Entscheidung. Zu beachten ist außerdem, dass Inge durch ihren Abgang nach der achten Klasse des Gymnasiums lediglich ein Abgangszeugnis besitzt. Inwieweit dieses Zeugnis dennoch berufliche Relevanz besitzt (vor allem zu jener Zeit), kann im Einzelnen nicht nachvollzogen werden. Allerdings muss festgehalten werden, dass Inge scheinbar keinen konkreten Schulabschluss besitzt.

## 5. (Abbruch der) Lehre zur Arzthelferin

### Seite 1, Zeile 39-43

E: *Ja gut,*  
*ok. Ich habe ne Stelle gefunden als Arzthelferin im Nachbardorf. Dort war ich ein Jahr lang. Ich .. mir hat's äh/wohl gefallen, aber äh der Beruf anfürsich bei nem Landarzt ..(3).. das hat mir nicht so behagt. Das, also mir ist es oft schlecht geworden, wenn so kleinere Operationen gemacht worden sind und so. Und da hab ich mich auch nach nem Jahr verabschiedet.*

Nach dem Schulabbruch fand Inge eine Lehrstelle als Arzthelferin, die sie nach einem Jahr freiwillig beendete, auch wenn sie sagt, dass ihr die Arbeit „gefallen“ habe. Den Abbruch begründet sie mit dem beruflichen Umfeld und den damit verbundenen spezifischen Aufgabenstellungen: Inge arbeitete bei einem „Landarzt“, der des Öfteren auch ambulant „kleinere Operationen“ vornehmen musste, wobei Inge – dabei wahrscheinlich in der AssistentInnenrolle – häufig schlecht wurde. Dieser Umstand war für sie so belastend, dass sie die Lehre nicht fortsetzen konnte bzw. wollte, und zeigte ihr auf diese Weise, dass dieser Beruf wohl nicht zu ihr zu passen schien.

Interessant ist dagegen, dass Inge lediglich mit einem Abgangszeugnis nach Klasse 8 eine solche Ausbildungsstelle bekam. Zwar reicht bis heute ein Hauptschulabschluss grundsätzlich aus, jedoch lag Inge mit ihrem Abgangszeugnis vermutlich unter dieser Qualifikation. Da es sich bei dem Arbeitgeber um einen „Landarzt“ handelte, der „im Nachbardorf“ eine Praxis besaß, kann auch angenommen werden, dass Inge von dem Netzwerk ihres Vaters profitierte und darüber an die Stelle gelangte. Wäre dem so gewesen, wäre dies ein Zeichen, dass ihre Eltern versuchten, sie nicht aus dem institutionellen Ablaufmuster fallen zu lassen – möglicherweise auch aus dem Grund heraus, um den bereits angesprochenen drohenden Statusverlust zu vermeiden.

In Anlehnung an die Erzählung ihres Schulabbruches stellt Inge in der Ergebnissicherung erneut klar, dass es sich bei der Beendigung der Lehre um ihre freie Entscheidung handelte – sie selbst „verabschiedet[e]“ sich. Wiederum ist jedoch zu beachten, dass Inge ohne die Einschränkung des Unwohlseins die Lehre vielleicht sogar normal abgeschlossen hätte. Vergleichbar mit ihrer Argumentation hinsichtlich des Schulabbruchs stellt dieser Umstand ein fremdbestimmtes Element daneben.

## 6. Wechsel der Arbeitsstelle

Seite 1, Zeile 44-49

E: *Äh/hab dann auch ganz schnell wieder nen Job gefunden. Also dann bin ich/äh nicht mehr in ne Lehre rein. Bin dann arbeiten gegangen in A-Stadt .. in der Firma A .. auf dem Büro, auf nem Großraumbüro/äh Betriebsmittelkonstruktion.*

I:

*Hmhm*

Ohne größere Übergangszeit („ganz schnell“) wechselte Inge nach der abgebrochenen Lehre als ungelernete Kraft in eine Tätigkeit innerhalb eines Großraumbüros. Hervorgehoben muss dabei der Gebrauch des Wortes „wieder“ in Verbindung mit „Job“ werden: Inge nimmt hier eine Parallelisierung vor, die nicht vollständig zu stimmen scheint. Bei ihrer davorliegenden Tätigkeit handelte es sich ja um eine „Lehre“, worauf sie in diesem Segment ebenfalls hinweist, und nicht um einen „Job“ im eigentlichen Sinne. Allerdings lässt sich daran und anhand der leicht ablehnenden Kontrastierung des Begriffes „Lehre“ zu „arbeiten gegangen“ herauslesen, dass Inge nach ihrer Schulzeit eher auf eine Arbeitsstelle fixiert war, wobei hier „Arbeit“ und „Beruf“ nicht als synonym anzusehen sind. „Arbeiten gehen“ meint an dieser Stelle mit Blick auf die bereits mehrfach erwähnte Emanzipationsbewegung Inges eher den Versuch, aus dem familiären Setting und dessen Strukturen ausbrechen und auf eigenen Beinen stehen zu wollen. Dies wird ebenso an der Darstellung ihres neuen Arbeitsplatzes deutlich: Es handelte sich um ein „Großraumbüro/äh Betriebsmittelkonstruktion“ als positive Steigerungsform eines „normalen“ „Büros“, das eine starke Kontrastierung (v.a. auch hinsichtlich der Arbeitsbedingungen) zum heimischen Arbeitssetting bildete, welches eher mit „Arbeiten und Wohnen unter einem Dach“ und als „Kleinbetrieb“ bezeichnet werden kann. Deutlich wird ebenso die eigene Wertschätzung Inges für ihre neue Arbeitsstelle, die sich in der Settingbeschreibung erkennen lässt.

Sichtbar wird in diesem Segment außerdem, dass Inge scheinbar keine langfristige (berufs)biographische Planung vorzunehmen wusste: Sie setzte sich selbstständig institutionell frei (Schule) und wechselte im Anschluss scheinbar relativ willkürlich durch unterschiedliche berufliche Planungsmuster. So klingt auch die Aufnahme der Arbeit im Großraumbüro eher nach einem „Glückstreffer“ als nach einem Ergebnis einer berufsbiographischen Orientierungsanstrengung. Welche Einflüsse dabei zusätzlich eine Rolle spielten – Netzwerke vor Ort oder auch der Fakt, das Inge lediglich ein Abgangszeugnis hatte – kann nicht genau identifiziert werden.

**6a Hintergrunderzählung: Kennenlernen „ihres Mannes“**

**Seite 1, Zeile 44 – Seite 2, Zeile 2**

E: (holt tief Luft) *Dort/äh, hab ich auch meinen Mann kennengelernt. Das war 1972. Der gerade/äh .. dort oben/äh ein Monat lang am Zeichenbrett war. Der hat unten im Werkzeugbau äh Werkzeugmacher gelernt. Und/äh das Jahr darauf dann 1973 kamen wir dann auch richtig zusammen.*

Anstatt jedoch weiter davon zu erzählen, wie sie zu der neuen Tätigkeit gekommen ist, wechselt Inge kurz in eine Hintergrunderzählung und berichtet damit von einem Ereignis, das sie fest mit den Wechsel der Arbeitsstelle verbindet: Sie lernte dort „ihren Mann“ kennen. Dabei wählt nicht die Formulierung „erster Mann“ oder etwas ähnliches, so dass man daraus schließen könnte, dass Inge mit diesem Mann auch noch zum Interviewzeitpunkt verheiratet ist oder mit ihm in einer eheähnlichen Lebensgemeinschaft lebt. Auf alle Fälle deutet Inges Wortwahl darauf hin, dass sie diesem Mann eine besondere Bedeutung für ihre weitere Biographie zuweist. Hinzu kommt das tiefe Luftholen zu Beginn des Segmentes, das die Erzählung an diesem Punkt unterstreicht.

Zudem weist Inge auf das sozialräumliche Setting hin, in dem beide sich kennenlernten: In der Firma A schien es einen baulichen sowie funktionalen Unterschied zwischen „oben“ und „unten“ zu geben. „Oben“ waren wahrscheinlich die Büroräume – auf alle Fälle die „Zeichenbrett[er]“ – angelegt, das „unten“ deutet auf Werkstattträumlichkeiten hin, in denen man den Beruf des „Werkzeugmacher[s]“ erlernen konnte. Und Inges Mann ging dieser Lehre zum damaligen Zeitpunkt nach, war also scheinbar sozialräumlich die meiste Zeit getrennt von ihr. Erst als er „ein[en] Monat lang am Zeichenbrett war“, kamen sich die beiden näher: Sie waren einen Monat lang im gleichen sozialräumlichen Setting verhaftet, wodurch der Annäherungsprozess wahrscheinlich erst möglich wurde. Ihr Mann kam buchstäblich „in ihre Welt“ hinein, fest verhaftet im arbeitsbezogenen Kontext. So berichtet Inge nicht davon, dass sie sich schon vorher kannten; im Gegenteil: Sie kamen erst im „Jahr darauf [...] auch richtig zusammen“, womit sie in diesem Fall einen Unterschied zwischen dem Prozess des Kennenlernens und dem Beginn der partnerschaftlichen Beziehung setzt.

## 6. (Fortsetzung) Spaß bei der Arbeit

Seite 2, Zeile 2-4

E: *Ja gut,*  
*ich habe dann dort gearbeitet. Es hat Spaß gemacht. Äh die Arbeit war vielseitig. Und es hat echt Spaß gemacht, muss ich sagen.*

Im Anschluss an diese Hintergrunderzählung bzw. davon ausgehend kehrt Inge wieder zu ihrer Ausgangserzählung – Wechsel der Arbeitsstelle – zurück. Klar hervor sticht nun die Kategorie „Spaß“, die ihr Erleben im neuen Job bestimmt. Allerdings muss dabei Beachtung finden, dass das berufliche Setting stark durch das Kennenlernen und die entstehende partnerschaftliche Beziehung zu ihrem Mann geprägt und damit positiv aufgeladen war. So stellt sich die Frage, was an dieser Stelle tatsächlich mit „Spaß“ gemeint ist, der in diesem Segment kurz hintereinander und sich steigend genannt wird. So erwähnt Inge zwar die Vielseitigkeit der Arbeit als bestimmenden Faktor, jedoch lässt sich die Beziehung nicht wegdenken.

## 7. Heirat und erstes Kind

Seite 2, Zeile 4-14

E: *Und ja gut, ich bin mit meinem Mann*  
*zusammen gekommen 73. Dann äh .. nach ner gewissen Zeit war dann das erste Kind unterwegs (lächelt ein wenig). Ein Sohn, und/äh dann haben wir 74 geheiratet. Und 75 kam dann der erste Sohn zur Welt.*

Das Thema „Partnerschaft“ wird im nächsten Segment grundlegend aufgegriffen, so dass der neue Job in den Hintergrund gedrängt wird. Allerdings nicht vollständig, denn wie bereits o.g. ist die Beziehung von Inge und ihrem Mann mehr oder weniger mit der Arbeitsstelle verbunden.

Insgesamt reißt Inge einige Jahre in ihrer Erzählung sehr schnell herunter: Nachdem sie mit ihrem Mann nach einem Jahr des Kennenlernens im Betrieb „richtig zusammen“ (2/2) gekommen ist, war sie „nach einer gewissen Zeit“ schwanger. Dabei kann keine direkte Bewertung der Schwangerschaft festgestellt werden – sie wird relativ emotionslos als Faktum präsentiert (bis darauf, dass während des Erzählens ein kleines Lächeln zu erkennen war, das der Aussage leicht positive Färbung verleiht). Außerdem sollte an dieser Stelle Inges Alter zur Zeit der Geburt mit beachtet werden: 1972, also mit 16 Jahren lernte Inge ihren Mann kennen,

nachdem sie kurz vorher ihre Lehre zur Arzthelferin abgebrochen hatte. Sie ist 17 Jahre alt, als sie zusammenkommen, und 18 Jahre alt, als sie 1974 heiraten. Mit 19 Jahren (1975) bekommt sie dann ihr erstes Kind, das sie mit „*ein Sohn*“ und „*der erste Sohn*“ präzisiert, was den Schluss zulässt, dass Inge noch weitere Kinder zur Welt brachte. Es fällt auf, dass die Schwangerschaft vor der Heirat genannt wird, was darauf hindeuten könnte, dass beide aufgrund der Schwangerschaft und den damit verbundenen gesellschaftlichen Zwängen (vor allem im ländlich geprägten Lebensraum) heirateten. In diesem Zusammenhang ist ein bestimmtes Ablaufmuster erkennbar, das man mit Blick auf die damaligen gesamtgesellschaftlichen Einstellungsmuster als „traditionell“ bezeichnen könnte und das relativ schnell durchlaufen wurde.

## 8. Geschäftsübernahme

### Seite 2, Zeile 7-14

E: *Mein Mann hat/äh dann 79 das Geschäft von meinem Vater, der schon älter war, übernommen, obwohl er ja in B-Stadt äh Werkzeug/äh/ also Werkzeugbau/äh angefangen hat zu studieren. Das irgendwie war es ihm dann überdrüssig, und dann hat er halt gemeint, er müsste sich halt selbstständig machen, jetzt mit dem Geschäft Getränkevertrieb. Der/man muss sagen bei meinem Vater, er ist super gelaufen. Man hat gut davon leben können damals. Und ja gesagt-gegan, 79 hat er dann das Geschäft übernommen. Ich war derweil aber noch arbeiten in der Firma A. Bin also noch weiterhin arbeiten gegangen, und das Kind ist/äh einmal von meiner Mutter versorgt worden und mal äh von äh von der Schwiegermutter.*

Interessanterweise wird die o.g. Verbindung zwischen Beziehung und Arbeit nicht nur aufrecht erhalten, sondern im Laufe der Jahre intensiviert. Fünf Jahre nach der Heirat übernahm Inges Mann den Getränkebetrieb von ihrem Vater, den sie als „*schon älter*“ zum damaligen Zeitpunkt bezeichnet, was auf das Rentenalter hindeuten könnte (und damit auch, dass ihr Vater vermutlich den körperlichen Belastungen des Arbeitsalltages eines Getränkefabrikanten nicht mehr in Gänze gewachsen war). Dadurch erlangte die Partnerschaft zum einen grundlegende existentielle Bedeutung. Zum anderen drängte ihr Mann damit mehr als bisher in Inges Familie hinein, in dem er die Position ihres Vaters (d.h. zumindest die berufsbezogene Position) substituierte. Das sozialräumliche Setting des elterlichen Betriebes, mit dem Inge biographisch eng verbunden ist, wurde an dieser Stelle durch das Eindringen des Ehemanns geändert.

Eine Besonderheit, die Inge durch ihre Nennung auch als solche aufweist, besteht darin, dass ihr Mann zum damaligen Zeitpunkt bereits ein Studium im Fach „*Werkzeugbau/äh*“



begonnen hatte, welches er zugunsten der Betriebsübernahme abbrach. Als Begründung hierfür diente der Umstand, dass er des Studiums „überdrüssig“ gewesen sei und er meinte, dass er sich mit dem „Getränkevertrieb“ selbstständig machen müsse. Hierin findet sich eine Argumentationsstruktur, die den selbstbestimmten Charakter innerhalb der Abbruchentscheidung hervorhebt, vergleichbar mit Inges Erzählungen zum Schulabbruch sowie dem Abbruch der Lehre. Deutlich wird an dieser Stelle jedoch ebenfalls ein Zwangshintergrund, der eine Handlungsnotwendigkeit in einem vorgegebenen, scheinbar alternativlosen Ablaufmuster aufweist und dadurch ein ambivalentes Bild über die Entscheidung zeichnet. Dabei ist zu beachten, dass die Möglichkeit des Abbruchs erst durch die Beziehung zu Inge und die damit verbundene Gelegenheitsstruktur möglich wurde.

### **8a Hintergrunderzählung: Alkoholkrankheit der Mutter**

#### **Seite 2, Zeile 14-21**

E:

*Was ich jetzt noch vergessen habe, äh, zu meinen Jugendjahren: Meine Mutter war alkoholkrank. ..(3).. Und/äh ich habe darunter sehr gelitten ..(4)..*

I:

*Hmhm*

E:

*Weil/äh ich habe einfach nicht so ne Mutter gehabt wie andere. (holt Luft)*

An dieser Stelle im Interview hält es Inge für notwendig darauf hinzuweisen, dass ihre Mutter alkoholkrank war. Da dies direkt im Anschluss an die Erwähnung der Kinderbetreuung durch Mutter und Schwiegermutter geschieht, scheint diese – vielleicht im Zusammenhang mit der Erinnerung an dadurch hervorgerufene Probleme – den Anstoß dafür gegeben zu haben.

Mit der Krankheit der Mutter verknüpft Inge eine zentrale Erlebensdimension: Die Sehnsucht nach einer „normalen“ Mutter als Idealbild, das aus den Inges Erfahrungen in ihrem sozialen Umfeld gebildet wurde. Sie wollte gerne eine Mutter haben, „wie andere“ sie haben, und litt sehr darunter. Ob hiermit eine Verknüpfung der Alkoholkrankheit zu den o.g. Bedürfnissen des Rückhalts und der Erfahrung der Vernachlässigung vorgenommen wird (und damit auch als Begründungsfundament dienen kann), kann hier zwar nicht direkt hergeleitet werden, muss jedoch als sehr wahrscheinlich angenommen werden.

Über mögliche Gründe oder Erklärungsversuche für die Krankheit der Mutter erzählt Inge nichts; beispielsweise, ob vielleicht der Druck im Geschäft zusammen mit der Kinderbetreuung zu einer Überforderung der Mutter führten, die soziale Isolation der Mutter

und damit eine Gebundenheit ans familiäre Setting eine Suchtentsstehung begünstigen – Inge macht keinen Versuch sich in die Situation ihrer Mutter hineinzusetzen und sich damit vielleicht auch selbst die Erkrankung der Mutter zu erklären.

**8. (Fortsetzung) Inges Vater verstirbt - Inge wird „wegrationalisiert“**

**Seite 2, Zeile 21-28**

E: *Ja, und gut ok, der Kleine ist aufgewachsen. Ich war dann arbeiten bis ähm .. 83. 82 ist dann mein Vater verstorben. 83 ähm ist mal wieder gesiebt worden in der Firma A und da bin ich leider auch/äh drunter gefallen.*

I: *Hmhm*

E: *Der Arbeitsplatz von mir ist/äh wegrationalisiert worden.*

Die o.g. geschilderte Situation hält ca. drei Jahre lang an: Inge arbeitete Vollzeit als Bürokraft während ihr Mann (zu Hause) seit 1979 in elterlichen Betrieb tätig war und Mutter bzw. Schwiegermutter die Kinderbetreuung übernahmen. Somit folgte Inge nicht einem sog. „traditionellen“ Bild der „Mutterrolle“ sondern vertritt einen emanzipativen Weg, um zum einen an der Arbeitsgesellschaft festzuhalten und zum anderen die Kinderbetreuung zu organisieren. Dies ist ebenso ein Gegenentwurf zum Lebensentwurf ihrer Eltern. Ob es nun auch als „Flucht“ aus ihrer Rolle als Mutter zu werten ist, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. So ist es eher wahrscheinlich, dass Inge einfach versuchte als Individuum unabhängiger zu sein.

Zu Hause hatte ihr Mann längst zum Großteil die familiäre Position des Vaters als Betriebseigentümer eingenommen und hatte sich in ähnliche Rollenzuschreibungen hinein bewegt, mit der ebenso feste Aufgabenzuteilungen im familiären Haushalt verbunden waren. Damit setzte er Inge unter Zugzwang, ebenfalls diesen Weg zu beschreiten, jedoch nicht die Position und die Rollenzuschreibungen ihres Vaters, sondern die ihrer Mutter einzunehmen. Dies war für Inge insbesondere aufgrund der o.g. Konfliktsituation nicht möglich, so dass sie gerne auf das bestehende Unterstützungssystem zurückgreift, welches ihre Positionseinnahme zur ökonomischen Erhaltung des familiären Systems noch nicht notwendig erscheinen lässt. Besser noch: Durch die Fortführung ihrer Arbeit im Büro kann sie durch zusätzliche Einnahmen die Familie ökonomisch unterstützen.

Zur ersten Veränderung kommt es, als ihr Vater verstirbt. Seinen Tod schildert Inge in dem Aufzählungsstil, den sie auch in den davorliegenden Segmenten angewendet hat. Hier wird biographische Aufbauarbeit geleistet, die eher ordnende Funktion einnimmt und dadurch wenig Einblick in das Erleben der erwähnten Ereignisse gibt. Strukturell kann der Tod des Vaters als Abschluss der Positionssubstitution durch Inges Ehemann angesehen werden: Er ist nun vollkommen in der Rolle des Betriebsbesitzers und des „Familiernährers“ angekommen und damit fest in Inges Familie hineingewachsen. Diese ganze Entwicklung kann unter der Betrachtung, dass Inges Mann zum einen die Entscheidung, seinen bisherigen beruflichen Ablaufplan zu verlassen, für sie in intransparenter Weise traf (unter Erwähnung eines gewissen „inneren Zwangs“) und zum anderen der Tod ihres Vaters vielleicht ein vorhersehbares, aber dennoch von außen herbeigeführtes Ereignis darstellt, als fremdbestimmt bezeichnet werden. Inge konnte auf diesen Verlauf scheinbar keinen Einfluss nehmen; auch wenn sie durch ihr emanzipiertes Verhalten bzgl. der Arbeitsteilung keinen direkten Beitrag zum Prozessverlauf leistete – indirekt duldet sie die Situation und ließ sie einfach zu.

Die zweite Veränderung und gleichzeitig ein ebenso von außen herbeigeführtes Ereignis stellt ihre Entlassung dar. Ihr Arbeitsplatz wurde „wegrationalisiert“ als in der Firma „wieder gesiebt wurde“. Inge wird so zum Opfer ökonomischer Prozesse, die vor allem sie als sog. „Ungelernte“ härter als andere ArbeitnehmerInnen traf. Mit einem Mal fiel ihre Möglichkeit aus dem familiären Setting zu entkommen und damit der Aufbau eines davon getrennten, eigenständigen Lebensentwurfes weg. Man könnte – bildlich formuliert – davon sprechen, dass sie in die Familie sozusagen „hineingesogen“ wurde.

## 9. Inge hilft im eigenen Betrieb

### Seite 2, Zeile 28-31

E: *Und ja, mein Mann hat dann gemeint: „Ach bleib doch daheim .. Das Geschäft läuft gut .. Und .. du kannst da ein bisschen mithelfen, machst deinen Haushalt. Ist auch ok. Wir schaffen das schon, ne.“ Ja ok, das war dann, das mir dann a/auch recht. Habe mich dann richtig ins Geschäft/äh rein gesteigert.*

Die Reaktion ihres Mannes setzt die o.g. Prozessdynamik logisch fort: Er bat Inge „daheim“ zu bleiben, ein „bisschen“ im Betrieb „mit[zu]helfen“ und „ihren“ „Haushalt“ zu machen. Inge wird in die Rolle ihrer Mutter hineingedrängt, was sie über die vergangenen Jahre scheinbar durchgehend versuchte zu verhindern. In die Erzählung in Form der direkten Rede ihres Mannes baut sie aufgrund dessen tröstende Elemente ein: „Ist auch ok. Wir schaffen das

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*schon, ne.*“. Damit wird klargestellt, dass Inge mit dieser Entwicklung einen Verlust erlitt, den sie entsprechend bewältigen musste. Sie sprach sich Mut zu (oder ließ sich Mut zusprechen), versuchte die Entwicklung als Alternative zu einem Arbeitsplatz außerhalb des familiären Betriebes positiv zu sehen.

Mit „*das war dann, das mir dann a/auch recht*“ zeigt sie als Reaktion auf die ihrem Mann zugesprochene indirekte Rede, dass sie das neue Arbeitsplatzsetting als Handlungsraum akzeptierte und beispielsweise keine Suchbewegungen außerhalb startete – Inge hätte ja auch ihre Mitarbeit verweigern und auf ihre Eigenständigkeit pochen können. Oder sie startete tatsächlich im Vorfeld dieser Entscheidung Suchbewegungen, die erfolglos blieben, was Inge mit einer Alternativlosigkeit in ihrer (berufs)biographischen Planung konfrontiert hätte. Diese Interpretation würde sich ebenfalls aus der Antwort „*das war dann, das mir dann a/auch recht*“ schließen lassen. Die Aussage klingt nicht wirklich nach einer begeisterten Reaktion, sondern eher nach („stummer“) Akzeptanz.

Als weiteres Merkmal dieser Prozessdynamik kann festgehalten werden, dass mit dem Wegfall von Inges Jobs und ihrer neuen Aufgabenstellung innerhalb des Familienbetriebes auch die Grenzen zwischen Arbeit und Familie weiter verschwimmen. Es findet also eine Entgrenzung der Arbeit statt, die sich nachhaltig auch auf Inges Lebensführung auswirkt und der wiederum geeignete Strukturen der Lebensbewältigung entgegen gehalten werden müssen.

Und Inge fügt als Ergebnissicherung des Segmentes auch hinzu, in welcher Weise sie diese Entwicklung bewältigt hat: Sie steigerte sich „*richtig ins Geschäft/äh rein*“, reagierte also mit Arbeitseifer. Damit widersprach sie jedoch in Teilen der „Vereinbarung“ mit ihrem Mann in positiver Weise: Sie nutzte ihre freigewordenen Ressourcen nicht primär auf den Haushalt und half nicht nur „*ein bisschen*“ im Betrieb mit, sondern handelte umgekehrt. Sie ergab sich also nicht einer „traditionellen“ (Geschlechts)Rollenverteilung (selbst wenn sie das Arbeitssetting akzeptierte), sondern nahm ihre Verortung innerhalb des Geflechtes von Betrieb und Familie selbst vor. Wie dieser Prozess jedoch emotional besetzt ist, kann man nicht sagen, d.h. ob es ihr vielleicht genauso viel „*Spaß*“ (2/3) machte, wie die Arbeit im Büro, was eher zu bezweifeln ist.

## 10. PC im Betrieb

Seite 2, Zeile 31-32

E: *Irgendwann kam dann auch PC dazu. Ä/Erst hat der große Sohnemann, also der Erstgeborene, einen gehabt, ähm.*

Als besondere Entwicklung weist Inge die Anschaffung eines PCs aus. Aufgrund des Anschlusses an das vorangegangene Segment scheint dies direkt mit der Arbeit im heimischen Betrieb zusammenzuhängen und damit eine Innovation zur vorherigen Arbeitsweise darzustellen. Zudem wird die „Ankunft des PCs“ ähnlich eines von außen hereinberechnenden Ereignisses geschildert. Allerdings verwundert dabei, dass der PC scheinbar nicht zuerst im Geschäft eingesetzt wurde, sondern ihr Sohn zuerst einen besaß, was darauf schließen lässt, dass Inge an dieser Stelle entweder einen größeren Zeitsprung macht oder ihr Sohn sehr früh bereits mit Technik konfrontiert wurde.

Auffällig sind in diesem Segment neben dem Fokus auf technische Erneuerung als biographisches Element auch die Worte, mit denen sie ihren Sohn beschreibt: Er ist vom „Kleine[n]“ (2/21) zum „große[n] Sohnemann“ geworden, der „der Erstgeborene“ ist. Auch hier wieder die Hindeutung darauf, dass Inge mehrere Kinder – auch alle Fälle noch einen Sohn – zur Welt brachte. Zudem ist es ein Hinweis darauf, dass Inge diesem Kind aufgrund der Geburtenreihenfolge eine besondere Rolle zuschrieb.

Mit Bezug auf den Geschäftsbetrieb muss man festhalten, dass Inge Innovationen und Modernisierungsmöglichkeiten wahrnahm, und dabei sehr wahrscheinlich auch die treibende Kraft innerhalb des Familienunternehmens war und auf diese Weise eine wichtige Funktion für die Beständigkeit des Betriebes einnahm.

## 11. Tod der Mutter / Veränderung des Mannes / Geburt des zweiten Kindes

Seite 2, Zeile 32-37

E: *Ja, Moment, äh/19-hundert äh/neunundacht/88 ist dann meine Mutter verstorben. Mein Mann, ich finde halt jetzt, das gehört auch ein bisschen dazu. Mein Mann hat sich irgendwie ähm verändert, warum auch immer, ich weiß es bis heute nicht. ..(3).. Und/äh neunzeh/äh 1989 habe ich dann noch ein Kind gekriegt, also es ist/also aber ein totales Wunschkind. War total von vorne bis hinten geplant. (atmet etwas tiefer ein)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Innerhalb weniger Zeilen springt Inge über mehrere Themen hinweg. Ähnlich eines Aufzählungsstils werden auch in diesem Segment mehrere – teils einschneidende Ereignisse – hintereinander gereiht. Inge beginnt mit dem Tod ihrer Mutter, überlegt kurz wegen der Jahreszahl und lässt dieses Thema damit auf sich bewenden. Sie erwähnt nichts zu den Hintergründen, v.a. da sie einige Zeilen vorher noch von der Alkoholkrankheit der Mutter berichtete.

Stattdessen springt Inge zu ihrem Mann, der eine für sie auffällige Entwicklung durchmachte: Er „verändert[e]“ sich „irgendwie“, was sich Inge nicht erklären kann. In welcher Weise diese Veränderung stattfand, wird nicht erwähnt. Allerdings wird deutlich, dass sich Inge wiederum in einem fremdbestimmten Prozess zu befinden schien, den sie zum einen nicht zu beeinflussen wusste und sich zum anderen nicht erklären konnte. Nicht nur ihr Mann, sondern damit auch die Paarbeziehung wurde für Inge fremder.

Eine weitere Entwicklung, die vermutlich parallel verlief, war die „totale“ Planung („von vorne bis hinten“) eines weiteren Kindes, eines „Wunschkind[es]“, das 1989 zur Welt kam, also ein Jahr nach dem Tod ihrer Mutter. Dabei ist nicht klar, ob ihr Mann in diese Planungen miteinbezogen wurde, oder ob Inge diese alleine vornahm.

Interessant ist in diesem Segment, wie Inge bewusst oder unbewusst Zusammenhänge zwischen den drei biographischen Elementen „Tod der Mutter“, „Veränderung des Mannes“ und „Planung und Geburt des zweiten Kindes“ konstruiert. Mit ihrem Tod verschwand die Mutter als (wahrscheinlich) letzte Bezugsperson aus dem elterlichen Haushalt, so dass Inge sich nicht mehr auf ihre Tochterrolle zurückziehen konnte. Sie sollte also nun vollkommen in der funktionalen Rollenaufteilung ihrer Eltern aufgehen und dabei den Part ihrer Mutter übernehmen. Allerdings wich sie von dieser Vorlage ab und kreierte ihre eigene Vorstellung dieser Rollenzuschreibung, insbesondere indem sie ein weiteres Kind „von vorne bis hinten“ „plante“. Darin könnte sich die Aussage verstecken, dass das erste Kind nicht geplant war und damit den Lebenslauf fremdbestimmt beeinflusste. (Dies würde auch die These stützen, dass Inge und ihr Mann des Kindes wegen heiraten mussten.) Welcher Wunsch sich hinter der Sehnsucht nach einem weiteren Kind verbarg – nach einer größeren Familie etwa oder nach einer stärker familienorientierten Aufgabenstellung und damit der Wunsch nach einer Abwendung von Aufgaben im heimischen Betrieb – lässt Inge jedoch im Verborgenen. Im Hintergrund tauchte gleichzeitig eine neue Prozesslinie auf: Ihr Mann „veränderte“ sich. Neben einem Entgrenzungsprozess der Arbeit, in dem die Grenzen zwischen Familienbetrieb und Familie zu verschwimmen schienen, formierte sich ein Entfremdungsprozess innerhalb

der Paarbeziehung (mit Inges Mann als dynamischem Element), der durch die Verknüpfung der unterschiedlichen Lebensbereiche ebenso auf diese ausstrahlte.

## 12. Inges Rückzug aus dem Geschäft

Seite 2, Zeile 37-45

E: *Und ja .. jetzt war das Kind da. Ich habe dann mich ganz langsam, weil mir wurde es dann ein bisschen viel: kleines Kind, Haushalt und Geschäft wurde mir dann zu viel, weil das Kind sehr stressig war. Habe ich mich langsam ein bisschen zurückgezogen vom Geschäft. Also ich habe das Notwendigste noch gemacht. Aber so jetzt ausgiebig Kundschaft bedienen, wo äh/auch/äh zu uns heim gekommen sind und haben/äh Waren geholt. Äh/das .. habe ich dann nicht mehr gemacht. So langsam halt, so nach und nach. Und/äh ja, habe mich mehr um das Kind gekümmert. Wie gesagt: total das Wunschkind, und total habe ich es dann auch verwöhnt (lacht kurz auf). Und so weiter .. ja ..(3)..*

Mit der Geburt des zweiten Kindes begann Inge mit einer Fokussierung ihres Handlungsfeldes auf den „Haushalt“. Diese Entwicklung beschreibt sie als „Rückzug“, den man im militärischen Sinne erstens als schrittweise Beendigung von Kampfhandlungen von Seiten der unterlegenen Partei (hier also Inge) deuten könnte und zweitens als Freimachen von Raum für die Gegenseite zusammen mit dem Anerkennen einer (wenigstens partiellen) Niederlage. Zudem führte sie den „Rückzug“ „ganz langsam“ aus, was die Prozesshaftigkeit der Bewegung unterstreicht. Insgesamt passt dieses Bild auch zum situativen Erleben von Inge: Die doppelte Funktion „Haushalt und Geschäft“ innerhalb des familiären Settings wurde als Belastung empfunden, was eine Kontrastierung zu dem zuvor erwähnten „Reinsteigern ins Geschäft“ darstellt. Es werden dabei Beispiele für Tätigkeiten genannt, die in der neuen Situation nicht mehr ausführbar waren. Dabei ist die Rede vom Wegfall der Bedienung der „Kundschaft“ und einer Reduktion auf das „Notwendigste“, was nicht näher präzisiert wird.

Als Auslöser wird nicht nur die Geburt des zweiten Kindes angeführt, sondern ebenso die Negativzuschreibung, dass es ein „sehr stressig[es]“ Kind gewesen sei. Demgegenüber steht Inges Zuschreibung des „total[en] [...] Wunschkind[es]“, was als eine deutliche Überfokussierung die o.g. Neuausrichtung zusätzlich unterstützt. Somit können in diesem Zusammenhang zwei Erlebensdimensionen identifiziert werden: Zum einen die Erfahrung gezielter, bedürfnisorientierter Planung als aktives biographisches Gestaltungselement, zum anderen die Negativerfahrung nicht-geplanter „Nebenerscheinungen“, die als fremdbestimmte Elemente die biographischen Gestaltungsmöglichkeiten einschränken, was wiederum durch

den „Rückzug“ aus dem Geschäft bewältigt werden soll. Das Kind wurde zu einer Zusatzbelastung, die Inge nicht in diesem Maße erwartet hatte und die dazu führte, dass sie keine Balance mehr zwischen den beiden Handlungsfeldern aufbauen konnte. Aus der Erfahrung der Vernachlässigung durch ihre eigene Mutter, welche sie ebenfalls mit dieser Doppelfunktion (und der damit zusammenhängenden mangelhaften Alltagsbewältigung und falschen Präferenzensetzung) verbindet, war es für Inge klar, dass sie diese Situation in der von ihr gewählten Weise auflösen musste.

Im Sinne eines Bewältigungsarrangements kommt dem zweiten Kind ebenfalls eine Doppelfunktion zu: Auf der einen Seite dient es durch Inges Überfokussierung der Bewältigung des Alltags und dessen individueller Anpassung durch Veränderung des familiären Settings, auf der anderen Seite benötigt die Betreuung des Kindes zusätzliche Bewältigungsressourcen. Das Zusammenspiel dieser beiden Funktionen bildet ein prozessbeschleunigendes Element, das der o.g. Entgrenzung der Arbeit entgegen läuft. Hier geschah durch den „Rückzug“ eine klare Grenzziehung, welche Inge wahrscheinlich von der Arbeitsgesellschaft weiter entfernte bzw. entfremdete und zudem die gesamte Geschäftsführung an ihren Mann übertrug. Spräche man in 2/30f von einer Abmachung mit ihrem Mann zur gemeinsamen Geschäftsführung, so hätte sie diese mit ihrer Rückzugsentscheidung klar gebrochen. Doch ist nicht klar, ob Inge an dieser Stelle diese Entscheidung aufgrund der Alternativlosigkeit traf (s.o.) und im Grunde nicht als konkrete Abmachung betrachtete. Es könnte ebenfalls so gewesen sein, dass Inge Planungen vornahm, die sich an der Verabredung mit ihrem Mann orientierten und mit der Zeit selbst durch die Ereignisse und Situationsänderungen überrascht wurde („weil mir wurde es dann ein bisschen viel“), so dass sie Anpassungen im Rahmen ihrer Bewältigungsstrategie notgedrungen vornehmen musste. Klar ist auf jeden Fall, dass ihr Mann durch den Rückzug Inges aus dem Geschäftsbetrieb eine Zusatzbelastung tragen musste, die ebenfalls auf seiner Seite Bewältigungsressourcen beanspruchte. Auf diese Weise entstand für die gesamte Familie eine krisenhafte Situationsrahmung.

Gespiegelt an den vergangenen Abbruchsentscheidungen von Inge muss an dieser Stelle nochmals die Prozesshaftigkeit des „Rückzuges“ aus dem Geschäft betont werden. Im Gegensatz zum Schulabgang oder auch dem Ausbildungsabbruch finden sich in der Darstellung Umschreibungen wie „langsam ein bisschen“ und „nach und nach“. Damit wird der Unterschied deutlich zwischen einer plötzlichen, beinahe singulären Abbruchsbewegung und einer Bewegung, die über einen längeren Zeitraum andauert und zwischendurch möglicherweise auch Interventions- und Lenkungsmöglichkeiten besitzt.



### 13. Wunsch nach einem weiteren Kind / Alkoholismus des Mannes

Seite 2, Zeile 45-49

E: *ich wollte, kurz nachdem der Kleine dann auf der Welt war, habe ich gewusst/äh: „Ich möchte nochmal eins.“ Ich war ja dann auch schon ein klein bisschen älter. (lächelt) Und/äh meinem Mann war es eigentlich auch recht, aber zwischenzeitlich/äh ist mein Mann auch dem Alkohol verfallen. (etwas abgehackt gesprochen bis (\*)) Also halt langsam (\*) äh, mal morgens ein Bier, habe ich festgestellt, und so.*

Obwohl das zweite Kind bereits das familiäre Setting belastete, hegte Inge sehr rasch der Geburt den Wunsch nach einem weiteren Kind. Auch hieran wird die o.g. Überfokussierung auf die Kinder und die Kindeserziehung deutlich. Als Begründung wird an dieser Stelle Inges Alter zum damaligen Zeitpunkt angeführt: Sie sei „*schon ein klein bisschen älter*“ gewesen, was für sie als biologische Grenze einen Druck auf ihre weitere Familienplanung ausübte und die Entwicklung innerhalb der Familie beschleunigte (Trennung der Arbeitsbereiche „Haushalt“ (Inge) und „Geschäft“ (ihr Mann), wobei auf jeder Seite die Belastungen zunahmen).

Inges Mann stimmte einem weiteren Kind ebenfalls zu, wobei an dieser Stelle eine ähnliche akzeptierende Formulierung gewählt wird, wie sie Inge bereits im Zusammenhang mit ihrer Zustimmung zur Mitarbeit in Familienbetrieb (2/30f) tätigte: „*meinem Mann war es eigentlich auch recht*“. Ebenso wie an der davorliegenden Stelle, könnte die Formulierung daraufhin deuten, dass die Entscheidung zwar unterstützt, jedoch nicht aktiv beeinflusst wurde – oder auch nicht beeinflussbar war. Es klingt, als sei es Inges Mann egal gewesen, ob sie ein drittes Kind bekommen. Dabei wird die direkte Verbindung zu dessen Alkoholkonsum aufgebaut. Er sei zu diesem Zeitpunkt bereits „*dem Alkohol verfallen*“ gewesen, was in dem Kontext so wirkt, als sei er durch den Konsum auch nicht in der Lage gewesen eine solche Entscheidung mitzutragen.

Zudem offenbart die Formulierung „*dem Alkohol verfallen*“ Inges Bild von diesem Prozess als eine fremdbestimmte, unaufhaltbare Entwicklung, die ihren Mann veränderte ohne dass jemand (vor allem nicht ihr Mann selbst) darauf hätte Einfluss nehmen können. Zudem sei der Prozess, der mit dem „Verfallen“ abgeschlossen zu sein scheint, „*halt langsam*“ vor sich gegangen, indem Inges Mann „*mal morgens ein Bier*“ getrunken habe. So habe sie das „dem Alkohol Verfallen“ selbst „*festgestellt*“ – über die Indizien des Biertrinkens am Morgen sowie die bereits angesprochene Veränderung des Mannes folgerte Inge dies vermutlich ohne ihren Mann damit konkret zu konfrontieren.

Mehr als deutlich tritt in diesem Segment eine Parallelisierung des Veränderungsprozesses des Mann mit Inges „Rückzug“ aus dem Geschäftsbetrieb in Erscheinung, wobei beide Entwicklungen auch zeitlich parallel verliefen. Zudem entfaltet sich im familiären Setting eine Dynamik, in der beide Prozesse verbunden sind und sich gegenseitig beeinflussen. So führte die voranschreitende Entwicklung des jeweils anderen zu einer Verstetigung der eigenen.

#### 14. Geburt des dritten Kindes / Trinkerei des Mannes nimmt zu

Seite 2, Zeile 49 – Seite 3, Zeile 7

E: *Und/äh .. ja und dann mit der Zeit wurde es auch immer mehr. Dann war/war auch der/das dritte Kind unterwegs. Ähm, und mit seiner Trinkerei wurde es immer mehr. Und/ähm .. ja ..(3).. alles Zureden/äh oder Sagen oder Sprechen mit ihm, das half nicht. Das Kind ist dann gekommen, 93. Zwischendrin hatte ich noch eins verloren, muss ich auch dazu sagen, wo wir uns mittlerweile schon gefreut gehabt haben, aber da habe ich es in der zehnten Woche verloren. Und .. das war dann doch für ihn auch sehr hart. ..(3).. Ähm ..(3).. Der/der Zweitgeborene, das war auch sein totales/es totale Wunschsohn. Und der Drittgeborene dann/äh .. da habe ich irgendwann gemerkt/äh, dass das vielleicht doch für ihn zu viel war. Das irgendwie hat er nicht so gemocht. Vielleicht hat es auch am Alkohol gelegen, oder .. ich weiß es nicht. ..*

Inge bemerkte bei ihrem Mann eine Zunahme des Alkoholkonsums – gleichzeitig war die Entscheidung für ein drittes Kind in die Tat umgesetzt worden, so dass Inge schwanger war. Durch die Erzählweise wird auch in diesem Segment die Parallele zwischen den beiden Prozessen „Rückzug“ (von Inge) und „Veränderung“ (von Inges Mann) hervorgehoben.

Im Gegensatz zu den früheren Segmenten griff Inge an dieser Stelle (scheinbar) zum ersten Mal lenkend in den Alkoholkonsum ihres Mann aktiv ein: Sie versuchte mit „Zureden/äh oder Sagen oder Sprechen“ ihren Mann zum Aufhören zu bewegen. Allerdings hatte sie keinen Erfolg, was in ihr das Gefühl der Hilflosigkeit hervorrief.

Die Situation spitzte sich weiter zu, als das dritte Kind zur Welt kam. Hinzu kam, dass Inge im Vorfeld eine Fehlgeburt hatte, die sich krisenverstärkend auf das familiäre Setting auswirkte. Inge hat das Kind „in der zehnten Woche verloren“, obwohl sich beide „schon [darauf] gefreut“ hatten. Im Gegensatz zum letzten Segment, in dem eher die Gleichgültigkeit bzgl. der Entscheidung für ein weiteres Kind auf der Seite von Inges Mann durchscheint, ist an dieser Stelle von „Freude“ die Rede – er scheint also nicht nur emotionslos die Entscheidung mitgetragen zu haben, sondern diese positiv in die weitere biographische Planung eingefügt zu haben. Anstatt dies als familiäre Krise zu beschreiben und damit beiden

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Elternteilen zugleich die Belastung zuzuschreiben, fokussiert Inge auf die mangelhaften Bewältigungsressourcen ihres Mannes und verliert keine weiteren Worte zu ihrer damaligen Verfassung.

Inge bemerkte, dass ihr Mann den „*Drittgeborene[n] [...] irgendwie [...] nicht so*“ mochte, was sie zum einen auf den Alkoholkonsum zurückführt und zum anderen auf die Annahme bzw. die Feststellung, dass ein drittes Kind „*für ihn zu viel war*“. Der Abschluss „*ich weiß es nicht*“ und die davor liegende Vermutung, der Alkoholkonsum habe möglicherweise ebenfalls einen Einfluss auf die ablehnende Haltung ihres Mannes deutet außerdem darauf hin, dass Inge sich bzgl. ihrer Begründung nicht sicher ist: Das familiäre Setting war für sie in dieser Situation bereits derart entfremdet, dass sie dessen Struktur nicht mehr zu durchblicken vermochte. Die schlimme Schlussfolgerung ein Vater würde sein Kind „nicht mögen“ geht zurück auf die Beobachtung des Zerbröckelns der Familie. Zudem ist eine Verdinglichung des Kindes durch das Wort „das“ in „*Das irgendwie hat er nicht so gemocht.*“ festzustellen, da noch im Satz zuvor von DEM „*Drittgeborene[n]*“ die Rede war. Sollte sich das „das“ tatsächlich auf DAS Kind beziehen und nicht auf die Situation (im Sinne: „*das [alles] [...] hat er nicht so gemocht*“), so böte diese Interpretation einen Einblick in Inges symbolische Zuordnung innerhalb der familiären Prozessstruktur. Jedoch kann an dieser Stelle noch nicht ausreichend hierzu Stellung genommen werden, so dass dieser Punkt später in KAP wieder aufgegriffen wird.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass ihr Mann in Inges Augen nicht nur als stützende Person innerhalb des familiären Settings wegfiel, sondern selbst zur Belastung und sogar zum Gegner wurde. Diese Beobachtung begründet Inge vor allem durch die zunehmende Belastung auf der Seite ihres Mannes und sein sich durch den Alkoholkonsum zersetzendes Bewältigungsgerüst. Dabei kontrastiert sie zwischen dem dritten Kind, das ihr Mann „*irgendwie [...] nicht so*“ mochte, und dem zweiten Kind, das ebenfalls ein „*totale[r] Wunschsohn*“ ihres Mannes gewesen sei. Dies muss nicht unbedingt der o.g. These widersprechen, Inges Mann habe die beiden letzten Kindesentscheidungen nicht aktiv beeinflussen können und diese lediglich mitgetragen. Es könnte dementsprechend lediglich ein Anzeichen dafür sein, dass die familiären Änderungen durch die Entwicklung einer positiven Einstellung und damit die Orientierung an dem biographischen Erwartungsfahrplan von Inge bewältigt werden sollten. Der Unterschied in der Akzeptanz des zweiten und des dritten Kindes dient als Gradmesser für den Fortschritt des Veränderungsprozesses des Mannes, der sich immer mehr aus der Familie „heraus“ bewegt.

### 15. Inge fühlt sich gegenüber dem Alkoholismus des Mannes hilflos

Seite 3, Zeile 7-10

E: *Auf jeden Fall/ähm .. ja/äh, sein/äh Alkoholismus, das ging immer weiter, bis der morgens schon mehrere Biere betrunken hat. Und/äh ..(3).. ich ewig und drei Tage auf ihn eingeredet habe, er soll was tun dagegen, aber er hat's nicht gemacht.*

In diesem Segment wird kurz der steigende Alkoholkonsum des Mannes durch Angabe der Beobachtung, er habe „morgens schon mehrere Biere“ getrunken, sehr bildhaft verdeutlicht. Die Steigerung zu der davorliegenden Angabe „mal morgens ein Bier“ (2/49) ist klar erkennbar. Hinzu kommt ein Hinweis darauf, dass Inge die Anstrengungen, ihren Mann zu einem Ende des Konsums zu bewegen, zwar zunahm („ewig und drei Tage auf ihn eingeredet“), jedoch ebenso erfolglos blieben wie zuvor, wodurch Inge das Gefühl der Hilflosigkeit und Handlungsunfähigkeit gegenüber der sich verschlimmernden Entwicklung transportiert. Sie empfand sich als gefangen innerhalb einer Situation, aus der sie sich scheinbar nicht mithilfe eigener Mittel befreien konnte.

### 16. Inges Mann wird handgreiflich gegenüber den Kindern

Seite 3, Zeile 10-12

E: *Und .. dann irgendwann war es so schlimm, dass er gegen die Kinder ging. Und halt die Kinder, die waren sehr lebhaft, wenn sie mal irgendwas angestellt hat er schon mal gleich die Hand gehoben. Und dann bin ich öfter mal dazwischen. ...*

Die nächste Eskalationsstufe („so schlimm“) wurde durch eine Verschärfung der GegnerInnenposition von Inges Mann erreicht, indem er handgreiflich gegenüber den Kindern wurde. Die Symbiose zwischen Geschäftsbetrieb auf der einen und Haushalt und Kinderbetreuung (Familie) auf der anderen Seite war aufgelöst und zu einer Front verkommen. Der Mann „driftete“ quasi aus der Familie hinaus, ohne dass jemand diese Bewegung hätte stoppen können.

Zwar griff Inge immer wieder schützend in die Handgreiflichkeiten ein, konnte jedoch scheinbar nicht verhindern, dass es nicht wieder zu solchen kam. In der Funktion eines Auslösers nennt Inge die „Lebhaftigkeit“ ihrer Kinder, die des Öfteren „mal irgendwas angestellt“ hätten. Daraufhin habe ihr Mann „gleich die Hand gehoben“. Über diesen Begründungszusammenhang wird dem Mann eine mangelhafte emotional-psychische

Belastbarkeit zugeschrieben, sowie die mangelhafte Fähigkeit, auf die Kinder angemessen als Vater zu reagieren. Ebenso könnte Inge damit einen (weiteren) entschuldigenden Erklärungsansatz für das abweichende und destruktive Verhalten ihres Mann konstruieren wollen: Er ist er „dem Alkohol verfallen“, so dass er sich selbst nicht mehr unter Kontrolle habe, und schon gar nicht in Belastungssituationen, in denen die Kinder durch ihre „Lebhaftigkeit“ auffallen.

### 17. Der PC als „Türenöffner“

Seite 3, Zeile 12-19

E: Und,  
*irgendwann habe ich es so leid gehabt ..(3).. habe dann/äh .. mich oft auch/äh hinterm PC verkrochen, was ich ja mittlerweile gelernt habe durch den Großen. Der hat gesagt: „Da ist ein PC. Da geht er an. Das ist ein Programm.“ und so. Hat’s mal kurz erklärt. „Geh dran! Probier’s aus!“ Habe ich auch gemacht, und/äh hab mittlerweile ja auch sehr gute PC-Kenntnisse. Ääh und .. ja ich bin dann auch ans Chatten gekommen dadurch. Habe nen .. Mann kennen gelernt .. Ja, wie es so ist, wenn man nicht glücklich ist/äh, ist man halt schnell irgendwo anders, also ist man schnell verliebt wieder. (holt tief Luft)*

Inge kapitulierte gegenüber der Situation und zog sich spätestens an diesem Punkt („irgenwann habe ich es so leid gehabt“) auch emotional von ihrem Mann zurück. Sie machte sich geradezu klein und „verkroch[...]“ sich hinter dem PC, womit auch die räumliche Dimension dieser Entscheidung klar angesprochen wird. Um die Bewegung vollziehen zu können, musste jedoch eine Voraussetzung erfüllt werden: Der Umgang mit dem PC musste erlernt werden. Hierbei diente Inges ältester Sohn („Großer“) als derjenige, der ihr half diese Tür aufzustoßen: Er hatte das technische Know-How. Zudem schien es zu diesem Zeitpunkt gerade zu passen, dass der PC als eine Art „Ventil“ zur Verfügung stand, wobei die damit zusammenhängende Funktionszuschreibung sich wahrscheinlich erst im Laufe der Zeit entwickelt hat. Inge suchte nach einer Möglichkeit die familiäre Situation zu bewältigen und nahm in diesem Moment den PC vermutlich als Vorschlag ihres Sohnes an. Auch das „Ausprobieren“ und die „Neugier“ scheinen eine Rolle gespielt zu haben, da Inge ebenso die Aufforderung „Geh dran! Probier’s aus!“ annahm und lediglich auf eine „kurz[e]“ Erklärung zurückgreifen kann. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass die Fokussierung auf den PC zugleich eine Vermeidungsstrategie darstellt, mit der die Probleme nicht gelöst, sondern lediglich ausgeblendet wurden.

Auf dieser Grundlage wird ein neuer Professionalisierungsprozess angestoßen, der bis heute anhält und Inge „sehr gute PC-Kenntnisse“ beschert. Allerdings ist die Rückzugsmöglichkeit nicht zu denken ohne die kommunikative Funktion des PCs, die im „Chatten“ begründet liegt, wobei auch diese Tätigkeit erst innerhalb des Professionalisierungsprozesses quasi entdeckt wurde. Hiermit änderte sich Inges soziales Umfeld, das in den Jahren zuvor immer mehr auf das familiäre Setting reduziert wurde, und wuchs mit einem Mal um ein Vielfaches an. Zudem änderte und reduzierte sich die Kommunikationsstruktur auf diesem Feld auf eine rein textbasierte Form und rückte den PC als „Türenöffner“ zur Chat-Community an eine zentrale Stelle in Inges Alltagswelt.

In einem nächsten Schritt lernte Inge sogar einen Mann über das Chatten kennen, in den sie sich „schnell verliebt[e]“. Daran wird zweierlei deutlich:

Einerseits schien der emotionale Entfremdungsprozess von ihrem Ehemann an dieser Stelle (wie oben bereits erwähnt) beinahe vollständig abgeschlossen gewesen zu sein. Inge unterstreicht dies durch die Aussage, dass sie nicht „glücklich“ gewesen sei, was dazu geführt habe, dass sie „schnell irgendwo anders“ gewesen sei. Interessant dabei ist, dass Inge zwar in räumlichen Dimensionen zu denken scheint, sich ihr sozialräumliches Setting im realen Raum allerdings nicht veränderte (und begrenzt blieb – Inge blieb im eigenen Haus wohnen). Deswegen ist es wahrscheinlich, dass Inge hier vom virtuellen Raum des Chatrooms spricht sowie von einer „gedanklichen“ Raumänderung, in der sie von einer Partnerschaft zur anderen wechselte, so dass als Konsequenz des Prozesses das Neu-Verliebense auftaucht, welchem sie durch die Erzählstruktur eine klare Bewältigungsfunktion zuweist.

Andererseits wuchs der Umfang an Funktionszuschreibungen des PCs weiter an. Dieser war nun ebenfalls zum zentralen Instrument für das Aufrechterhalten einer partnerschaftlichen Beziehung zu einem anderen Mann geworden. Insgesamt kann er als eine Art „Ausweg“ aus einer scheinbar ausweglosen Situation angesehen werden: Mit dem PC stieß Inge das Tor zu neuen Welten und neuen Menschen auf und wandt sich von der krisenhaften Situation ihrer Familie ab.

## **18. Das Geschäft wird vernachlässigt / Inge führt eine heimliche Beziehung**

**Seite 3, Zeile 19-25**

E: *Und/ä, ja zuerst heimlich halt dann .. Das mit'm Mann wurde immer schlimmer. Das/er hat's Geschäft dann auch vernachlässigt. Ich hab/ääh .. Anrufe von Kundschaft gekriegt: „Warum kommt er nicht? Warum bedient er uns nicht? Ist er uns böse?“ und lauter so Sachen*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*habe ich mir anhören müssen. Und/ähm, ja ich war es einfach leid. Ja gut, ok, ich war dann irgendwie schon verbandelt mit dem Kerl aus'm Internet, aus äh Bundesland A. Und/ähm .. ja das ging ne Zeit lang heimlich.*

In diesem Segment nimmt Inge eine Beschreibung der Beziehung zu ihrer Chat-Bekanntschaft vor, in deren Hintergrund sich die familiäre Situation soweit verschlimmerte, dass sie nun auch eine wirtschaftlich-negative Dimension erhielt. Durch die Situation „Familienbetrieb“, deren entgrenzte Gestalt schon in früheren Segmenten behandelt wurde, wirkte sich die Alkoholsucht von Inges Mann und die damit zusammenhängenden Auswirkungen auf dessen Verhalten auf dessen berufliche Aufgabenerfüllung aus – er „vernachlässigt[e]“ das Geschäft – und brachte so die ganze Familie in die Gefahr einer ökonomisch-existentiellen Notlage.

Symbolisch trat für Inge diese Notlage durch die Anrufe der Kundschaft in Erscheinung, die sich nicht nur auf einer rein geschäftlichen Beziehungsebene äußerten, sondern ebenfalls eine emotionale Ebene miteinschlossen („Ist er uns böse?“), und zu der Empfindung einer Belastung bzw. eines Erleidens in erheblichem Maße beitrugen („so Sachen habe ich mir anhören müssen“ und „ich war es einfach leid“). Inge verblieb scheinbar dennoch weiterhin in der eher passiven Lage, mischte sich beispielsweise nicht im Geschäftsbetrieb ein, wobei natürlich zu beachten ist, dass sie mit ihrem (selbst zugeteilten) Handlungsfeld „Familie“ stark ausgelastet war und aus diesem Grund ihre Möglichkeiten der Beteiligung am Geschäftsbetrieb sehr eingeschränkt waren. Zudem schien es keine weiteren Strukturen zu geben, die geeignet gewesen wären, sie oder auch ihren Mann zu entlasten. Inge steckte in einem engen sozial-räumlichen Handlungsumfeld, in dem sie quasi dabei zusehen muss, wie ihr und ihrer Familie der sprichwörtliche Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Außerdem entfaltet die Vernachlässigung des Geschäftes im Kontrast zu der Betriebsführung des Vaters eine weitere Komponente: Während Inges Vater „sehr beliebt“ bei seiner Kundschaft und dadurch überall bekannt war, schien Inges Mann genau den umgekehrten Weg zu gehen. Er provozierte den Zerfall seiner Geschäftskontakte, also einem Großteil seiner sozialen Kontakte – und damit auch der Kontakte der Familie, die scheinbar nur über den Geschäftsbetrieb organisiert werden konnten.

Wie bereits im davorliegenden Segment erwähnt, reagierte Inge mit einer Vermeidungsstrategie, die aufgrund der passenden Gelegenheitsstruktur zu einer Fokussierung auf den PC als „Bewältigungsinstrument“ führte. Auch hier wurde ein Prozess losgestoßen, der sich verstetigte und zu einer zunehmenden „Verbandelung“ „mit dem Kerl aus'm Internet“ führte. Betrachtet man dabei die verbesserte Formulierung im Interview vom „mit dem Kerl aus'm Internet“ zum Kerl „aus Bundesland A“, so wird auch daran die

Manifestierung (und damit der Annäherung) der Beziehung innerhalb des sozialen Raums deutlich – die Internet-Bekannschaft wanderte vom der Virtualität des Chatrooms zum realen Bundesland A, und änderte sich so in eine Fernbeziehung mit zunehmender biographischer Relevanz. Offen bleibt, ob Inge sich in dieser Zeit je mit diesem Mann getroffen hat oder der persönliche Kontakt (von Angesicht zu Angesicht) völlig ausblieb. Da diese aber für Inge nicht vereinbar mit der noch bestehenden (krisenhaften) Ehe zu sein schien, wurde der Kontakt vorerst verheimlicht. Inge baute also im Hintergrund eine mögliche Strategie (und damit bewusst oder unbewusst einen alternativen biographischen Erwartungsfahrplan) auf, um aus der familiären Krisensituation zu entkommen, die auf die Veränderung des Mannes durch den Alkoholkonsum zurückgeführt wird. Hierbei versuchte sie jedoch vorerst jedes Risiko zu vermeiden.

Darüber hinaus taucht die Internetbekannschaft nicht in personalisierter Weise auf. Der Mann hat – ebenso wie Inges Ehemann – scheinbar keinen Namen, was allerdings auch in der Interviewsituation begründet liegen könnte. Im Gegensatz zu ihrem Mann nennt Inge ihn „Kerl“, was in diesem Kontext eher eine begriffliche Abgrenzungs- als eine direkte Zuschreibungsfunktion einzunehmen scheint.

### 19. Die heimliche Internetbeziehung fliegt auf

Seite 3, Zeile 25-38

E: *Und/äh eines Tages hat er mir ne Szene gemacht, so über's Netz: Er bringt sich um. Und/äh .. er hatte auch Schwierigkeiten halt, auch finanzielle. Und/äh abends dann sitze ich vorm PC, der gibt keine Antwort mehr. Und/äh da habe ich Panik gekriegt, und in dem Moment, habe ich gedacht: „Jetzt musst du was tun.“ Und/äh habe es dann auch meinem Mann gesagt, dass ich da ein Verhältnis habe. Und/äh habe die Polizei dann angerufen dort oben in Bundesland A/ B-Stadt war es genau: Sie möchten bitte schauen, was mit dem los ist. Und/äh ja, zum Glück hat sich dabei rausgestellt: Es war eigentlich nur eine Verarsche. Der ist einfach spazieren gegangen.*

I: *Hmm*

E: *.. (holt Luft) Ja, ok. ..(3).. Es ging/äh/man hat es dann mittlerweile gewusst, was los ist. Und/äh ..(5).. (atmet aus) ob er es kapiert hat äh, warum, weiß ich auch noch nicht. (holt Luft)*

Inge berichtet hier von einem Ereignis, das in seiner dramatischen Dynamik zu einer Offenlegung der Situation führte: Ihre Internetbekannschaft machte ihr „über's Netz“ eine „Szene“, was hier vermutlich die symbolische Bedeutung eines Streites einnimmt, der Inge in



eine Verteidigungsposition brachte. Der Aushandlungsprozess „über's Netz“ stellt dabei eine rein textbasierte Form der Kommunikation dar, die nur eingeschränkt emotionale Äußerungen zulässt, welche jedoch zur Bearbeitung der Konfliktsituation von zentraler Bedeutung sind. So ist es kaum verwunderlich, dass der Konflikt damals nicht gelöst werden konnte und bei Inge ein Defizit an Deutungsmustern hinterließ, welches sich begrenzend auf ihre Handlungsplanung auswirkte. Nichtsdestotrotz schien sie ihrem Gegenüber Verständnis entgegengebracht zu haben, wobei sie die Gründe des Konflikts klar in dessen psychosozialer Situation verortete („er hatte auch Schwierigkeiten halt, auch finanzielle“) und damit die „Szene“ als emotionale Überreaktion deutete. Eskalierend wirkte die extreme Androhung des Selbstmordes („Er bringt sich um.“), zusammen mit dem Ausbleiben einer Antwort („der gibt keine Antwort mehr“). Dies erzeugte zusätzlichen Handlungsdruck auf Inges Seite („habe ich gedacht: ‚Jetzt musst du was tun.‘“), der sich quasi ungeordnet im nahen sozialen Umfeld entlud („Und/äh da habe ich Panik gekriegt“): Sie weihte ihren Ehemann in das „Verhältnis“ (also auch hier eine Manifestierung eines partnerschaftlichen Beziehungsstatus) ein, obwohl die Frage gestellt werden muss, ob dies tatsächlich für die Auflösung der Situation notwendig gewesen wäre. Geplant war dies scheinbar nicht, sondern wurde als von außen herbeigeführte Notwendigkeit empfunden, die allerdings nun ihre Auswirkungen auf das familiäre Setting voll entfaltete, welche zuvor durch die Verheimlichung begrenzt werden konnten.

Die anschließende Reaktion war ein Anruf bei der Polizei im Ort des Bekannten, die die Androhung des Selbstmordes überprüfte. Unklar bleibt, wie diese Handlungsentscheidung getroffen wurde, also ob beispielsweise Inges Ehemann mit zu diesem Lösungsvorschlag beitrug. Tatsächlich führte der Anruf zu einer Klärung der Situation, indem sich heraus stellt, dass es sich „zum Glück“ um eine „Verarsche“ handelte – also um eine Vortäuschung falscher Tatsachen.

Mit dem daran anschließenden tiefen Luftholen wird entweder die Erleichterung über diesen Umstand zum Ausdruck gebracht, oder es könnte in diesem Kontext ein eher leidvolles Zuwenden in Richtung des Ehemannes unterstreichen, da in der Dynamik des Ereignisses die prekäre Situation innerhalb der Familie bzw. der Ehe schlussendlich aufgedeckt wurde. Obwohl die Veränderungen im familiären Setting nicht durch die Selbstmordandrohung hervorgerufen wurden, so ist es doch die damit verbundene Offenlegung, die Inge den Anspruch vermittelte, aufordnende Strukturen zu etablieren. Die Atemgeräusche sowie die Pausen im letzten Teil des Segmentes weisen deutlich auf die emotionale Belastung hin, die Inge in dieser Situation empfunden haben muss und bis heute mit dem Ereignis verbindet.

Doch steckt auch ein Element der Unsicherheit in der aufgeklärten Situation: Inge ist sich bis heute im Unklaren, ob ihr Ehemann „kapiert[e]“, wieso Inge in dieser Weise handeln musste, und vor allem ob er sich im Klaren war, welche Konsequenzen dies nach sich ziehen würde. Sie kann sich bis heute nicht in die Position ihres Ehemannes zum damaligen Zeitpunkt hineinversetzen – ein Anzeichen dafür, wie fremd er für sie als Ehefrau geworden war.

## **20. Die Internetbeziehung wird offen weiter geführt / der Ehemann gerät weiter in eine AußenseiterInnenposition**

**Seite 3, Zeile 38 – Seite 4, Zeile 2**

E: *Ichch (wird während des Ausatmens in die Länge gezogen) .. habe mich dann mehrmals getroffen mit meinem Freund/neuen Freund aus 'm Internet. Und mein Mann hat halt zugeschaut. Und irgendwann habe ich gesagt/äh, weil ich habe/ähm .. keinen Bezug mehr zu meinem Mann gehabt. Es war .. alles tot, will ich sagen ..(3).. (holt Luft) Äh, auch .. wenn er im Bett mal was wollte, das wollte ich ja alles nicht mehr, habe ich mich gewehrt. Und mal ist er böse geworden. Er hat mich nie geschlagen, muss ich dazu sagen. Wenn er gemeint hat, er müsste die Hand heben, war es immer gegen die Kinder .. Und, das habe ich aber auch/äh größtenteils vermieden, wo/de/dadurch, dass ich dazwischen gegangen bin.*

I: *Hmhm*

E: *Das iss alles halt Alkohol, (holt tief Luft) Und/ähm ja, i/ich habe äh, war dann öfters mal am Wochenende mit meinem Freund dann zusammen. ..(3).. und habe die Kinder auch teils mitgenommen, je nachdem wie es ging. ..*

Nachdem im Vorfeld dieses Segmentes nie die Rede davon war, dass Inge sich mit ihrer Chatbekanntschaft außerhalb des virtuellen Raumes getroffen habe, so kann man hier davon sprechen, dass dies wahrscheinlich erst durch die Offenlegung der Beziehung möglich wurde. Das Bekanntwerden des außerehelichen Verhältnisses führte also nicht zum Abbruch desselben, sondern im Gegenteil zu einer Abwendung Inges von ihrem Ehemann. Die Situation wurde von ihr also durch die klare Entscheidung gegen die Ehe geklärt und geordnet. Ihr Ehemann schien darauf keinen Einfluss gehabt zu haben: Er wurde zunehmend abgewiesen, da Inge auch „*keinen Bezug mehr zu*“ ihm hatte – der Entfremdungsprozess drängte ihn immer weiter in eine AußenseiterInnenposition, die anhand der Zuschreibung einer BeobachterInnenrolle und der damit verbundenen Abwertung besonders deutlich zutage tritt. Es schien für Inge keine Hemmnisse mehr zu geben, ihren „*Freund/neuen Freund aus 'm Internet*“ (hier wieder als symbolischer Ausdruck des partnerschaftlichen Status an diesem

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Zeitpunkt – der „Kerl“ (3/24) war zum „neuen Freund“ geworden) mit in ihr familiäres Umfeld zu nehmen und darin zu integrieren, wodurch der Ehemann sukzessive in seiner Funktion als Vater (im Handlungsfeld Familie) substituiert wurde („*habe die Kinder auch teils mitgenommen*“). Allerdings ist anzumerken, dass sich die neue Partnerschaft vornehmlich auf das Wochenende beschränkte („*war dann öfters mal am Wochenende mit meinem Freund dann zusammen*“) und so zwar in die wöchentlichen Ordnungsmuster des familiären Alltages hinein strahlte, doch nicht grundlegend darin eingriff. Die Beziehung wurde von Inge in ihre individuelle biographische Planung zusätzlich zum Alltag mit einbezogen, aber auch hier nur soweit, „*wie es ging*“. Das bedeutet: Die Arbeitsteilung innerhalb des familiären Settings blieb in einem System komplett veränderter sozialer Beziehungen erhalten bzw. verschärfte sich sogar, so dass die Gefahr des Geschäftsverlusts und damit einer existenziellen Notlage – hervorgerufen durch die Vernachlässigung des Betriebes durch Inges Ehemann, welche wiederum dem exzessiven Alkoholkonsum zugeschrieben wurde („*Das iss alles halt Alkohol*“) – nicht abgewendet werden konnte. Man könnte auch zugespitzt sagen, dass die beteiligten Akteure sie einfach billigend in Kauf nahmen und sehenden Auges in sie hineinsteuerten oder – passiv formuliert – in sie hineingezogen wurden. Die Teilung der Familie und deren veränderte Rollenzuschreibungen werden auch an dem Umstand deutlich, dass Inge ihre Kinder des Öfteren mit zu ihrem Freund nahm und ihn damit mit einer Rollenzuschreibung als (Ersatz)Vater konfrontierte.

Die emotionale Entfremdung Inges von ihrem Ehemann hat in diesem Segment ihren Höhepunkt erreicht: Als Begründung einer (hier nur im Ansatz formulierten) Konsequenz gegenüber ihrem Mann („*Und irgendwann habe ich gesagt/äh*“) gibt Inge an, „*keinen Bezug mehr*“ zu ihm gehabt zu haben, was sich in dem Empfinden äußerte, dass „*alles tot*“ gewesen sei. Der symbolische Vergleich mit Sterben und Tod (hier auch in Form von Pausen und Luftholen emotional durch die Erzählerin aufgeladen) zeigt in hoch dramatischer Weise welche Veränderungsprozesse innerhalb des familiären Settings wirkten. Nimmt man dieses Erleben näher in den Blick, so könnte man Inges Reaktionen auch als eine Art der Trauerarbeit bezeichnen zusammen mit dem Versuch eines Neuanfangs durch eine neue Partnerschaft.

Ebenfalls notwendig erscheint ein Vergleich des „Todes der Ehe“ mit der „Androhung des Selbstmordes des Chatpartners“: In der Situation der Androhung wurde Inge von außen zu einer Entscheidung gedrängt, in der sie zwischen der Aufdeckung des außerehelichen Verhältnisses (und damit dem endgültigen Tod der Ehe) und der Inkaufnahme des Selbstmordes ihrer Chatbekanntschaft wählen musste. Damit wird auch deutlich, welche

Extremsituation sie damals zu durchleiden hatte. Und sie entschied sich gegen die Ehe, vor allem da auf dieser Seite der Kampf scheinbar bereits verloren war.

Um ihr Erleben bzgl. des „Todes“ ihrer Ehe zu erläutern, bringt Inge eine intime Belegerzählung über den Abbruch der sexuellen Beziehung zu ihrem Ehemann („*wenn er im Bett mal was wollte, das wollte ich ja alles nicht mehr*“), auf die er nicht mit Gleichgültigkeit reagierte, sondern auch „mal“ aggressiv („*böse*“) wurde. Somit kann festgehalten werden, dass Inges Ehemann ihre Einstellung bzgl. der Partnerschaft nicht zu teilen schien. Welche Sichtweise er jedoch genau einnahm, kann anhand der Erzählung nicht direkt nachvollzogen werden. Inge scheint es wichtig zu sein, zu erwähnen, dass die aggressive Reaktion auf die sexuelle Abweisung niemals dazu geführt habe, dass ihr Mann sie geschlagen habe. In dem folgenden Verweis zu den Gewaltausbrüchen ihres Ehemannes gegenüber den Kindern, stellt sich Inge (wie bereits an früherer Stelle) als Beschützerin dar, wogegen eine Rollenzuschreibung als Opfer häuslicher Gewalt nicht wirklich passen mag. Sie war klar der stärkere Part innerhalb der Familie.

## 21. Inge bringt ihren Mann an den PC

### Seite 4, Zeile 2-11

E: .. *Und irgendwann habe ich gesagt zum Mann: „Geh an den PC! Lern endlich, wie ein PC funktioniert! Geh chatten! Such dir eine!“ Das habe ich zu‘m gesagt. Das hat er dann auch irgendwann gemacht. Äh/ PC-mäßig war er immer ne Null,*

I: *Hmm*

E: *muss ich dazu sagen. Er war handwerk/werklich geschickt, aber so PC-mäßig eine Null. Da habe ich ihm teils noch helfen müssen. Ja, dann irgendwann hat er eine kennen gelernt, äh aus C-Stadt.. Und/äh .. ist dann auch mal hingefahren am Wochenende. ..(3)..*

Inge nutze den PC nicht nur als Ausweg aus dem geschlossenen familiären Setting, sondern ebenfalls als Instrument zur Auflösung der konfliktbeladenen Situation zu Hause. Klar ist, dass sie ihre Ehe abbrechen wollte und bereits in eine neue Partnerschaft übergegangen war. Nun wollte sie auch für ihren Mann eine Übergangsmöglichkeit schaffen und setzte diese in autoritärer Weise durch: „*Geh an den PC! Lern endlich, wie ein PC funktioniert! Geh chatten! Such dir eine!*“. Damit sollte der PC dieselbe Bewältigungsfunktion bei ihm einnehmen und ihm als „Tor zur Außenwelt“ für den Aufbau einer neuen partnerschaftlichen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Beziehung dienen. Im Gegensatz zu der davorliegenden Hilfsanstrengung bzgl. des Alkoholkonsums ihres Mannes schien sie an dieser Stelle jedoch Erfolg zu gehabt zu haben.

Die Voraussetzung für die spezifische Nutzung ist ein Kompetenzaufbau auf Seiten des Mannes, der in einem scheinbaren Zwangsrahmen stattfindet. Im Kontrast zu den handwerklichen Fähigkeiten des Ehemannes stellt Inge diesen Kompetenzaufbau als Herausforderung dar, bei der sie unterstützend tätig werden musste: *„PC-mäßig war er immer ne Null, [...] Da habe ich ihm teils noch helfen müssen.“*

In der Ergebnissicherung stellt Inge den Erfolg ihrer Strategie dar. Ihr Mann lernte *„eine [...] aus C-Stadt“* kennen und startete auf dieser Basis einen neuen Beziehungsversuch. Er wuchs also in einem weiter fortschreitenden Prozess aus der Familie hinaus – nun nicht nur im emotionalen, sondern auch im sozialräumlichen Sinne.

Besonders interessant ist an dieser Stelle die Übertragung eines als erfolgreich geschilderten Bewältigungsmusters auf eine andere Person im gleichen sozialräumlichen Bezug, wodurch dieses Muster eine zweidimensionale Funktion erhält: es dient erstens Inge sowie ihrem Mann auf der individuellen Ebene als Ausweg aus einer krisenhaften Partnerschaft und führt zweitens auf der Beziehungsebene zu einer (Auf)Lösung der konfliktbeladenen familiären Situation.

## 22. Inges Mann zieht aus / die Ehe zerbricht vollends / Geschäftsaufgabe

### Seite 4, Zeile 11-19

E: *Ja mittlerweile war es so (atmet stark aus) war alles so, man hat sich nicht mehr in die Augen schauen können, ähm. Er ist dann 99/äh Ende 99 ist es ausgezogen nach/ da nach D-Stadt. Also nicht weit weg, eigentlich. Hat's Geschäft wohl noch so .. lapidar weitergeführt, aber/äh da war nix mehr zu machen. 2000 dann hat er's Geschäft ganz abgemeldet. ..(3).. ähm, und/ähm .. ist dann äh im Frühjahr 2000 nach C-Stadt gezogen zu seiner Freundin. Und ich war halt mit den Kindern da alleine. Ich hätte/ähm dem auch die Kinder nie mitgegeben. Das hätte ich nicht machen können. ..(3).. Ja, so war das. Die/ich hatte/äh damals noch ä/Ersparnisse, eine schöne Summe. .. Ich habe wohl nach Arbeit gesucht ..(3).. aber ich habe halt in dieser Zeit auch von meinem Geld gelebt. ..(4)..*

In diesem Segment schildert Inge in erster Linie das endgültige Zerbrechen ihrer Familie durch das Ende ihrer Ehe und den damit zusammenhängenden Auszug ihres Mannes. Es fällt auf, dass bisher und auch an dieser Stelle nicht einmal das Wort „Scheidung“ fällt und auch nicht von dem rechtlichen Prozess im Zusammenhang mit dem Ende der Ehe die Rede ist. Gerade durch den Geschäftsbetrieb wäre zu erwarten, dass auf rechtlicher Ebene jede Menge

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Details geklärt und geregelt werden mussten. Entweder ist dies für Inge an dieser Stelle weniger relevant, so dass sie sich eher auf die strukturellen Aspekte bezieht, oder es soll aus bestimmten Gründen verschwiegen werden. Es könnte auch sein, dass ein Streit um das Sorgerecht für die gemeinsamen Kinder entwickelt hat, den Inge in den folgenden Worten ausdrücken möchte: *„Ich hätte/ähm dem auch die Kinder nie mitgegeben. Das hätte ich nicht machen können.“*. Auf der anderen Seite könnte es sich dabei auch einfach um eine Klarstellung handeln.

Der Wegfall der emotionalen Bindung in der Ehe wird in diesem Segment noch einmal durch *„man hat sich nicht mehr in die Augen schauen können“*, was gleichzeitig als Rechtfertigung sowie Beleg für die Folgerichtigkeit von Inges Handeln dient.

Der Wegzug von Inges Mann vollzog sich in zwei Schritten: Der erste Schritt war der Auszug aus dem gemeinsamen Haus in eine benachbarten Ort im Jahr 1999, nach dem das Geschäft noch *„so .. lapidar“* weitergeführt wurde, was darauf hindeutet, dass der Betrieb scheinbar nicht mehr wirtschaftlich sinnvoll aufrecht erhalten werden konnte (*„da war nix mehr zu machen“*). Infolge der daraus resultierenden Geschäftsaufgabe in 2000 zog Inges (Ex-)Ehemann in einem zweiten Schritt zu seiner Internetbekanntschaft nach C-Stadt, die zu diesem Zeitpunkt bereits seine *„Freundin“* war. Damit war er nun vollständig aus dem familiären Setting verschwunden. Zudem war er vermutlich vom „Geschäftsmann“ zum „Arbeitslosen“ geworden. Den Abschluss der Ehe wird mit *„Ja, so war das.“* markiert.

Die daraus hervorgehende familiäre Situation beschreibt Inge als *„allein mit den Kindern“*, obwohl sie ja eigentlich eine Partnerschaft zu einem anderen Mann unterhielt. Dieser wurde jedoch scheinbar nicht in die Familie integriert, sondern blieb auf die Rollenzuschreibung als *„Freund in einer Wochenendbeziehung“* beschränkt.

Infolge der Geschäftsaufgabe hätte man eine ökonomische Notsituation vermuten können, die Inge zu bekämpfen hatte. Dass sie jedoch gut über die Runden kam, erwähnt sie mit den Worten *„Die/ich hatte/äh damals noch ä/Ersparnisse, eine schöne Summe. .. Ich habe wohl nach Arbeit gesucht ..(3).. aber ich habe halt in dieser Zeit auch von meinem Geld gelebt.“*. Aufgrund dieser Ressourcenlage war es Inge anscheinend möglich, weitere Änderungen im familiären Alltag zu vermeiden, obwohl sie Suchbewegungen auf dem Arbeitsmarkt vornahm (*„Ich habe wohl nach Arbeit gesucht“*). Der Begriff *„eine schöne Summe“* deutet in diesem Kontext darauf hin, dass sie einen großen Geldbetrag besessen haben musste, der die monetäre Situation der Familie abfederte. Jedoch schien er ebenfalls die biographische Planungsfähigkeit von Inge zu überlagern.

### 23. neue Internetbekanntschaft

Seite 4, Zeile 20-33

E: *Äh/ich habe diesen Freund dann auch noch im selben Jahr, also 2000, noch abgeschossen, weil .. das hat nicht harmoniert mit den Kindern.*

I: *Hmhm*

E: *..(4).. Und hab äh eigentlich kurz vorher auch schon/äh (lächelt beim Reden bis (\*)) eine neue Bekanntschaft wieder aus'm Internet gemacht. (\*) .. (holt Luft) Ääh, ich kannte den auch schon vorher vom kurzen Chatten und dem ist's jetzt grad so passiert, äh. Den hat die Frau verlassen. Die ist in Land A. Und/äh, ja, ich hab den kennen gelernt. Ich hab den äh/eingeladen dann .. zum So/ähäh sonntags zum Mittagessen .. Äh, und der kam da rein und meine Kinder .. gleich den Kerl in Beschlag (schlägt mit der Hand sanft auf den Tisch) genommen. Der Kerl hat sich mit denen gleich .. beschäftigt, äh Papierflieger gemacht und so. Hab ich gedacht: „Oh, das müsste er sein.“ (lacht kurz auf) Ja gut, ok, der Kerl ist nochmal gegangen ..(3)..*

Im gleichen Jahr, in dem die Familiensituation endgültig durch den Wegzug von Inges Ex-Ehemann geklärt sein sollte, beendet Inge ebenso die Beziehung zu ihrer Chatbekanntschaft. Das mag auf den ersten Blick etwas paradox klingen, da ja nun die Möglichkeit da gewesen wäre, die Familie wieder zu komplettieren. Doch zum einen markiert Inge bereits im davorliegenden Segment sowie hier durch die Bezeichnung „diesen Freund“, dass die neue Partnerschaft nicht allzu weit ins familiäre Setting hineinzureichen und auf den Status einer Wochenendebeziehung beschränkt zu bleiben schien. Zum anderen begründet sie ihre Entscheidung damit, dass ihr „Freund“ nicht „mit den Kindern“ „harmoniert“ habe, womit sie indirekt ein notwendiges Kriterium für eine erfolgreiche Partnerschaft formuliert. Ebenfalls zu beachten ist der Gebrauch von „abschießen“ im Zusammenhang mit dem Beziehungsende, welcher Inge als aktiven, lenkenden Part darstellt, der die Entscheidung des Abbruchs fällt. Zudem enthält „abschießen“ eine Abwertung der Partnerschaft.

Beeinflusst wurde das Beziehungsende durch „eine neue Bekanntschaft wieder aus'm Internet“, die sie „schon vorher vom kurzen Chatten“ her kannte. Das heißt, dass Inge zur Gestaltung eines Übergangs zwischen zwei Partnerschaften erneut auf das Instrument PC und Internet / Chat zurückgriff und damit die Rolle des PCs in ihrem Leben aufrecht erhielt und weiter stärkte. Eine besondere Bedingung schien der Umstand darzustellen, dass dieser Mann kurz zuvor von seiner eigenen Frau verlassen worden war. Hierüber stellt Inge eine Verbindung zu sich selbst her, obwohl es vielleicht im ersten Moment eher den Anschein einer Kontrastierung hat: Inge ist diejenige, die die Männer verlassen hat, womit der neue

Partner eher eine biographische Gemeinsamkeit mit Inges Ex-Partnern hätte. Sieht man sich jedoch lediglich den Ablauf des Beziehungsende an, so lässt sich die Parallele schnell erkennen: Die PartnerInnen von beiden wanderten nach der Trennung aus.

Den Prozess des Kennenlernens und eine damit verbundene Entscheidung für die Partnerschaft macht Inge an einer Belegerzählung deutlich. Sie schildert, wie gut die neue Bekanntschaft im Gegensatz zu ihrem letzten Freund schon bei seinem ersten Besuch (übrigens sehr bürgerlich-traditionell zum sonntäglichen Mittagessen) mit ihren Kindern auskam. Sie nahmen „den Kerl [gleich] in Beschlag“ (hier wieder die Bezeichnung „Kerl“ womöglich als Vorform von „Freund“). Aufgrund dieser Reaktion ihrer Kindern und den darauffolgenden Handlungsmustern ihrer Chat-Bekanntschaft („*Papierflieger*“ basteln) kam Inge zu der Einschätzung „*Oh, das müsste er sein.*“ – also einem klaren Votum (im Zuge einer Überstilisierung) für eine neue Beziehung mit diesem Mann. Jedoch schien es an jenem Sonntag nicht zu einer „Institutionalisierung“ der Partnerschaft zu kommen. Allerdings wird deutlich, dass der virtuelle Raum für Inge nicht ausreichte, um eine Beziehungsbildung vollständig zu vollziehen. Er dient lediglich als kommunikative Plattform, um potentielle Partner zu finden, die – salopp ausgedrückt – im Anschluss innerhalb des familiären Settings (im realen Sozialraum) auf ihre Tauglichkeit geprüft werden müssen.

#### 24. erster Besuch der neuen Internetbekanntschaft (es „blitzt“)

Seite 4, Zeile 33-37

E: *Ich/äh habe ihn irgendwann nach so drei-vier Wochen, habe ich ihn nochmal eingeladen. Und dann hat's bei mir so richtig geblitzt (lächelt) .. Nur halt, äh, ja gut ok, er hat keine Anstalten gemacht in dem Sinne/äh. Man hat getan, wie wenn wir gute Freunde wären, weil man kannte sich ja vom Chatten. Ging mal so ne Weile,*

Die Festigung der Chat-Beziehung schritt nur langsam voran. Nach dem letzten Besuch dauerte es einige Wochen, bis ein neues Treffen in Inges Zuhause stattfand. An diesem Tag hat es bei Inge „so richtig geblitzt“, d.h. sie verliebte sich in akzidentieller Art in ihren Bekannten. Doch kam es immer noch nicht dazu, dass eine „offizielle“ Partnerschaft daraus wurde, da Inge keine „Anstalten“, also Anzeichen bzw. kommunikative Deutungsmuster, auf der Seite des Mannes vernehmen konnte, dass er ebenso in eine Partnerschaft einwilligen möchte. Daran wird klar, wie sehr die damalige Situation von mehr oder weniger starken Unsicherheiten geprägt war, die den Aushandlungsprozess der Beziehungsbildung in Teilen blockierten. Die Konsequenz daraus ist ein scheinbar für beide offen sichtbares



Verblendungsmuster der „guten Freundschaft“. Der Zusatz „weil man kannte sich ja vom Chatten“ dient dabei als Begründungszusammenhang zur Aufrechterhaltung des Verblendungsmusters.

## 25. Konflikt zwischen der „alten“ Internetbeziehung und dem „Neuen“

Seite 4, Zeile 37-43

E: *und/äh .. irgendwann/äh hat mich der Andere .. der Vorgänger bedroht halt und äh hat gesagt auch, er ginge gegen den Neuen. Und da habe ich auch wieder schon wieder Panik gekriegt und Kurzschluss. Und habe dem halt/äh erklärt, dem Neusten, dass ich äh ..(3).. in ihn verknallt bin und möchte nicht, dass ich ähm, dass ihm irgendwas passiert, weil der andere hat so Panik geschoben: Er verdrescht ihn und/und so und lauter so Sachen. (atmet kurz und tief ein) Ok, und das kam dann raus, und/äh der Neue war in Urlaub ..(4).. ja, kam dann heim und gleich darauf kam das raus, so war's.*

Zu einer Klärung der Beziehung kommt es innerhalb einer „Panik“-Situation, die erneut aus dem Verhalten ihrer (ersten) Chat-Bekanntschaft (dem „Vorgänger“) resultierte. Inge parallelisiert diese Situation durch ein „wieder“ mit einer ähnlichen Situation, und man kann annehmen, dass es sich dabei um die Selbstmordandrohung über Chat (3/25ff) handelt. Die Reaktion auf ihrer Seite ist „Panik“ und „Kurzschluss“, also das Erleben fehlender Handlungskontrolle innerhalb eines von außen gesetzten Rahmens, der von Gewalt bestimmt wird. Inge fühlte sich zu einem protektionistischen Handlungsschema gezwungen, das sie bereits bei der Selbstmordandrohung angewandt hatte – auch auf diese Weise ergibt sich eine Parallele: Sie legte gegenüber anderer beteiligter Akteure ihre Gefühlswelt sowie ihre biographischen Planungsmuster offen. In diesem Fall handelte es sich um „den Neuen“, dem sie ihre Liebe gestand („Und habe dem halt/äh erklärt, dem Neusten, dass ich äh ..(3).. in ihn verknallt bin“), da sie ihn vor seinem „Vorgänger“ beschützen wollte, obwohl sie selbst ebenfalls bedroht wurde. Voraussetzung für die Gewaltandrohung ist allerdings, dass „der Vorgänger“ über irgendeinen Weg über alles informiert sein musste. So ist es möglich, dass Inge ihn beim Beenden der Beziehung über ihre neue Bekanntschaft aufgeklärt hatte oder er nach der Trennung in der Chat-Community von den beiden erfahren hatte.

Interessant ist zudem die zeitliche Einordnung und der damit zusammenhängende situative Rahmen für „den Neuen“, der nach der Rückkehr aus dem Urlaub völlig veränderte Rahmenbedingungen vorfand und gleichzeitig mit einer (nun offenen gelegten) Partnerschaft sowie einer Gefahrensituation konfrontiert wurde. Seine Reaktion lässt sich leider nicht direkt aus diesem Segment herauslesen.

So wie dieses Segment eine Parallele zur Selbstmordandrohung bildet, so stellt es ebenso einen Kontrast zu dieser Situation dar: die Reaktion des (noch) aktuellen Partners auf einen (möglichen) neuen Partners. Während der Ehemann auf die Offenlegung der Chat-Bekanntschaft bis auf die Zurückweisungen scheinbar relativ emotionslos reagierte, in die BeobachterInnenrolle geriet und Inge sich fragte, „*ob er es kapiert hat äh, warum*“ (3/37f), so zeigte der andere („*der Vorgänger*“) – nun in der Rolle des Verlassenen – genau die gegenteilige, extreme Reaktion.

## 26. Der „Neue“ harmoniert mit den Kindern

Seite 4, Zeile 44 – Seite 5, Zeile 5

E: *Und/äh ja man hat sich dann irgendwann getroffen, denn mittlerweile war Oktober, und seitdem waren wir auch fest zusammen. Und das mit den Kindern hat wunderbar geklappt. Und das fand ich so super-toll, und ist auch noch bis heute toll.* (lacht kurz auf)

I: *Hmhm*

E: *Ja, das war ein Glückgriff, von dem abgesehen. Das hat nicht jede Frau. Das sie einen Mann findet, wo es mit den Kindern dann so gut klappt und, wo sich echt um die Kinder kümmert, und/äh dem die Noten nicht egal sind und alles. Und hilft ihnen auch not/und tut/en mit/mit ihnen lesen, Hausaufgaben machen, alles.*

Wie die im letzten Segment angesprochene Konfliktsituation endgültig gelöst wurde, wird leider nicht erwähnt. Inge macht stattdessen einen Zeitsprung, der sie an den Punkt („*Oktober*“) führt, den sie als Beginn ihrer neuen Partnerschaft definiert („*seitdem waren wir auch fest zusammen*“). Dabei klingt es so, als sei das „sich Treffen“ als notwendige Voraussetzung für den Beziehungsbildungsprozess eher ungeplant und beliebig verlaufen („*man hat sich dann irgendwann getroffen*“).

Als Begründungszusammenhang führt Inge wiederum die Harmonie zwischen ihrem Freund und ihren Kindern an und beschreibt diese mit den Adjektiven von „*wunderbar*“ bis „*super-toll*“. Dabei führt sie weiter aus, dass diese Partnerschaft unter diesen positiven Bedingungen bis zum Interviewzeitpunkt anhalte und somit eine Konstante darstelle. Ihren Partner nennt sie einen „*Glücksgriff*“ und hebt sich über diese Zuschreibung von anderen Frauen ab („*Das hat nicht jede Frau.*“). Zudem ist darin die Vorstellung enthalten, dass sich eine glückliche Partnerschaft nicht planen lasse und eher einem Zufallsprinzip gehorche.

Das „Glück“ begründet Inge mit einem Beleg: Ihr neuer Freund „kümmert[e]“ sich „echt um die Kinder“ besonders im schulischen Bereich. Darauf legt Inge besonderen Wert und stellt damit eine der Grundvoraussetzungen für eine gelingende Partnerschaft in den Mittelpunkt. Anders betrachtet konstruiert Inge mit dieser Voraussetzung und dem damit zusammenhängenden Beleg eine für sie „perfekte“ Vaterfigur, der als zentrales Merkmal die „echte“ Fürsorge für die Kinder in der Familie – auch wenn es nicht die eigenen sind – besitzt. Die beiden Vorgänger des neuen Partners sind an dieser Aufgabe vollkommen gescheitert. Die Konstruktion der Vater- und Partnerfigur stellt einen biographischen Entwurf dar, der sich nur aus Inges Lebensverlauf und der damit zusammenhängenden Erfahrungs- und Erlebenaufschichtung erklären lässt und entspringt beispielsweise nicht nur singulär aus den Prägungen durch die Elternfiguren in der eigenen Kindheit.

## 27. Berufswunsch: Büroarbeit (Ende der Haupterzählung)

Seite 5, Zeile 5-22

E: *Und/äh, ja. Ich habe dann, irgendwann ging natürlich mein Geld aus. Ist ja klar. Und/äh dann habe ich mich auch/äh, bin ich aufs Sozialamt damals noch. Und/äh .. ja habe dann Sozialhilfe gekriegt. ..(4).. Natürlich auch nach Arbeitsstellen äh geschaut .. aber/äh das fortschreitende Alter halt/äh ..(3).. eben mehr im Bürobereich, was mir auch am meisten liegt.*

I: *Hmhm*

E: *Denn/äh in so Pflegebleich/bereich oder sowas das möchte ich nicht, weil ich weiß genau, ich kann es nicht und es liegt mir nicht. Ich möchte halt mehr büromäßig was machen. Ich kann gut schreiben, ich kann gut mit dem PC umgehen und außerdem habe ich das ja schon einmal gemacht, ne? Ja so bin ich dann äh .. arbeitslos geworden.*

I: *Hmhm*

E: *(kurzes Lippenschmatzen) .. Das wär's jetzt mal im Groben.*

Der Zustand, dass das „Geld aus[ging]“, war zum einen die Konsequenz aus dem ökonomischen Verlauf des Geschäftsbetriebes, die Inge deutlich auf sich zukommen sah („natürlich“, „Ist ja klar.“). Zum anderen stellte er zusammen mit der nun vorhandenen Notwendigkeit von institutionellem Handeln das nach außen und innen klar erkennbare Anzeichen dar, dass ein Statusverlust nicht mehr abgewendet werden konnte: Inge wird mit der Zuschreibung „Sozialhilfe[empfängerin]“ konfrontiert. Sie fügt an, dass sie „Natürlich

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

auch nach Arbeitsstellen äh geschaut“ habe, jedoch „das fortschreitende Alter“ sie dabei behindert habe – eine Aussage, die klaren Rechtfertigungscharakter besitzt. Dieser Zugzwang kann u.a. darüber erklärt werden, dass Inge sich bereits häufiger in Situationen wiederfand, in denen sie ihre Lage erläutern musste. Möglich ist auch, dass sie die Moralvorstellung verinnerlicht hat, dass der Sozialhilfebezug an sich immer einer Begründung bedürfe, da er ein „schlechtes Bild“ auf den/die BezieherIn werfe. Unabhängig von diesen beiden möglichen Herleitungen stellt der Zugzwang zur Rechtfertigung ein erstes Anzeichen für Inges Einstellung bzgl. der Inanspruchnahme staatlicher monetärer Leistungen dar.

Inge formuliert eine klare berufliche Orientierung und grenzt diese von anderen beruflichen Optionen ab, die sie grundlegend ablehnt: Sie wüsche sich eine Anstellung im „Bürobereich“, jedoch nicht im „Pflegebereich“. Als Begründung führt sie ihr eigenes Kompetenzprofil an, so dass sie wisse, dass sie in der Pflege nicht arbeiten könne und deswegen auch nicht wolle („ich kann es nicht und es liegt mir nicht“). Dagegen setzt sie den Kontrast der Büroarbeit, zu der sie ihre vorhandenen Kompetenzen aufzählt („Ich kann gut schreiben, ich kann gut mit dem PC umgehen und außerdem habe ich das ja schon einmal gemacht, ne?“) und formuliert damit gleichzeitig ein eigenes Anforderungsprofil für diese Arbeit, das sie aus ihrer biographischen Erfahrung heraus ableitet. Interessant ist dabei die Erwähnung der beruflichen Relevanz der PC-Erfahrung, welche Inge ja vielmehr im nicht-beruflichen Kontext gesammelt hat.

Als Ergebnissicherung hält Inge fest, dass sie „so [...] arbeitslos“ geworden sei. Dabei ist unklar, ob sie sich auf den direkten Kontext (findet keine Arbeitsstelle im „Bürobereich“ aufgrund ihres Alters) bezieht, was im Sinnzusammenhang sehr logisch wäre. Sie könnte damit jedoch ebenso das Ergebnis bzw. die Bilanz ihrer Lebensgeschichte darlegen, die sie am Ende in die Arbeitslosigkeit geführt habe, womit sie sich einen erfolgreichen beruflichen Verlauf absprechen würde. Zu beachten ist dabei, dass die Zuweisung „arbeitslos“ erst an dieser Stelle im Lebenslauf erfolgt und wahrscheinlich durch das o.g. institutionelle Handeln hergestellt wurde.

Mit „Das wär’s jetzt mal im Groben.“ formuliert Inge das Ende der Haupterzählung.

2. Beschreibung einiger zentraler Segmente aus dem Nachfrageteil

**N1. erste Erfahrungen mit dem Sozialamt**

**Seite 5, Zeile 22 – Seite 6, Zeile 3**

I: (kurzes Auflachen) *Ok, wann war das ähm, wo Sie dann aufs Sozialamt gegangen sind?*

E: (sehr leise bis (\*)) *2002, glaube ich ja .. 2002 müsste es gewesen sein (\*)*

I: *Hmhm, und wie lief das ähm vorher ab? Also wie hatten Sie das überlegt? Oder was/was Sie dann dazu bewogen, das zu machen? Einfach also ist ja klar, natürlich: Geld geht aus und man denkt ja, ich muss es ..*

E: *Ja, irgendwas muss ja dann passieren.*

I: *Genau, irgendwas muss passieren.*

E: *Ja, und/de/da ja kein/ähäh Arbeitsstelle in Sicht war. Es war wohl einmal ein tolles Angebot da, und ich habe so gehofft und/äh auch genau den Bereich, wo ich haben wollte, aber: Nein. Absage bekommen. (holt Luft) Und/äh, ja was willst du da machen? Du gehst dann halt einfach, auch wenn/wenn es dich noch so ankotzt und wenn es dir den Hals zuschnürt, dass du das machen musst. Aber du musst es ja machen, schon allein wegen deiner Kinder.*

I: *Ja .. ja, war das so? Also hat es Ihnen dann auch den Hals zugeschnürt?*

E: *Ja, natürlich! .. Weil das macht man nicht gern.*

I: *Hmhm*

E: *.. Ich denke man, dass es jeder so geht oder jedem überhaupt.*

Dieses Segment, das gleich im Anschluss an die Haupterzählung folgt, klärt etwas näher Inges Übergang in den Sozialhilfebezug und ordnet ihn zeitlich ein („2002“). Sehr deutlich formuliert sie dabei den Zwang zur ökonomischen Absicherung der Existenz ihrer Familie, die sie über einen anderen Weg nicht gewährleisten konnte. Ihre Ansätze einen Weg in den Arbeitsmarkt zu finden schlagen alle fehl. Beispielsweise erhält sie auf ein Jobangebot hin, dass sie gerne annehmen würde, eine Absage. Ihre Handlungsunfähigkeit in dieser Situation markiert Inge durch „ja was willst du da machen?“.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Der Gang zum Sozialamt stellte sich für sie als eine große Belastung heraus: Sie habe sich gefühlt, als ob es ihr „den Hals zuschnürt[e]“, da sie das „nicht gern“ gemacht habe. Für Inge wird die Notwendigkeit des Sozialhilfebezuges also tatsächlich als der o.g. Statusverlust von der ehemaligen Geschäftsfrau im Familienbetrieb zur – drastisch formuliert – „Bittstellerin“ erlebt, den sie im Verantwortungsgefühl ihren Kindern gegenüber vollziehen musste. Davor liegen zwei Jahre zwischen der Geschäftsaufgabe und der Beantragung von Sozialhilfe, die sie in anderer Weise zu überbrücken wusste. Durch die anfolgende Generalisierung des Erlebens auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene („*Ich denke mal, dass es jeder so geht oder jedem überhaupt.*“), gibt Inge erneut Einblick in ihre persönliche Einstellung gegenüber dem Bezug staatlicher Leistungen: Sie seien eine Belastung für jeden Menschen, der auf sie zurückgreifen muss, und stellten damit ein „notwendiges Übel“ dar, aus dem man sich so schnell wie möglich befreien müsse.

## N2. Inge als Helferin in Projekt A

### Seite 7, Zeile 2-37

E: *Ja, und jetzt bin ich da seit äh März vorheriges Jahr, also 2008, bei Projekt A. Wie ich da reinkomme, denke ich: „Ach Gott, was ist das jetzt?“*

I: *Hmhm*

E: *Ja, ok! (atmet schwer aus) Ähm, am Anfang hat man es so mehr mit nem Hühnerstall verglichen dort (lächelt ein wenig), ääh aber .. das erste Mal Mathe gehabt. Geteilt-Aufgaben machen, Mal-Aufgaben. Ja, da nimmst du immer den Taschenrechner (lacht kurz auf) da dazu. Da habe ich erstmal böse davor gegessen: „Heidenei, wie geht denn de/du kannst doch nicht so blöd sein!“ Eine ganz normale Geteilt-Aufgabe nicht mehr zusammen gekriegt, wie man es genau rechnet. Und ja, ich habe dann nebendran gefragt die Freundin dann, wo dann Freundin geworden ist, die Frau. Und/äh ja die hat es mit gezeigt. Mittlerweile kann ich das wieder: Mal, Geteilt machen mir keine Probleme mehr, also einfache Sachen. Ich meine auf dem Gymnasium hat man mehr gemacht, aber/äh das muss ich jetzt nicht unbedingt können. (lacht) Ja, aber es hat mir schon geholfen und Deutsch halt weitergeholfen äh neue deutsche Rechtschreibung, die/äh .. ich bin halt durch mein Alter denke auch, so alt eingefleischt, und sträube mich auch ein klein bisschen dagegen. Wir haben jetzt ein Diktat heute rausgekriegt, wir haben seit/seit Langem mal wieder ein Diktat/äh geschrieben. Ich habe zwei Fehler gehabt. Es war ok. (lacht) Ja, und/äh Handarbeiten, ja ok, konnte ich ja noch alles: Häkeln, Stricken, ähm. Aber ich/äh ich bin eine, ich helfe laufend gern auch. Und ich habe jetzt vielen Frauen da auch helfen können, handarbeitsmäßig, PC-mäßig, äh. Ich hatte schon/sie haben mich schon abgesetzt für mit jemand Bewerbungen zu machen, weil ich halt da drin gut bin und manche können es halt noch gar nicht. Und so und ich bin sehr hilfsbereit und/äh höre gerne zu, was andere für Probleme haben ..(3).. und ja. Also der Unterricht hier*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*gefällt mir sehr gut, aber leider bin ich jetzt auch nicht mehr lange da (lacht kurz) Ich habe vom Arbeitsamt nicht mehr genehmigt gekriegt wie bis Ende April. Hat er gemeint: „Das ist gut.“*

I: *Hmhm ..*

*Ok ..*

Inge leitet auf dieses Segment hin, indem sie auf eine Nachfrage von der Vermittlung in Weiterbildungsmaßnahmen durch ihren zuständigen Ansprechpartner beim Jobcenter berichtet. Dabei erläutert sie, dass sie anstatt auf Stellenangebote und Vermittlungen zu warten sich immer „*selbst darum gekümmert*“ (6/25) habe und bisher lediglich ein einziges Jobangebot durch ihren Vermittler bekommen habe (6/37f). Inge macht klar, dass sie unabhängig von der Arbeitsverwaltung ihre berufliche Zukunft planen möchte. Entsprechend schätzt sie die durch das Jobcenter erfahrene Unterstützung zwar sehr gering ein, hat sie aber auch nicht zwingend erwartet oder als notwendig befunden.

Die Maßnahmen, an denen sie teilnehmen musste, wusste sie individuell zu nutzen, ließ an der einen Stelle Lerninhalte weg (6/42f), während sie sich an anderer Stelle auf bestimmte Inhalte konzentrierte (6/43). Diese Herangehensweise führt bei Inge dazu, dass sie aus jeder Maßnahme einen Mehrwert für sich ziehen kann und ihnen damit eine positive Funktion zuschreibt: „*Das hat mir also .. auch wieder weiter geholfen. Es /es hilft dann immer mehr/äh.*“ (6/49f)

Ihre Vermittlung bzw. ihren Eintritt in Projekt A, ein frauenspezifisches Integrationsprojekt mit sozialpädagogischer Konzeption, an dem sie auch zum Interviewzeitpunkt teilnahm, erlebte Inge ähnlich eines Schocks („*Ach Gott, was ist das jetzt?*“) und vergleicht es mit „*nem Hühnerstall*“. Besonders mit Letzterem verweist sie auf negative Geschlechtsrollenstereotypen, die ihre erste Erfahrung mit der neuen sozialen Situation karikiert beschreiben sollen und auf diese Weise Inges Reaktion auf die Konfrontation mit etwas „Fremdem“ zeigen. Sie wurde von diesem ersten Eindruck jedoch nicht abgeschreckt, sondern versuchte auch hier die positiven Seiten innerhalb der Maßnahme zu sehen, was verknüpft mit den Möglichkeiten des Kompetenzaufbaus zu einem positiven Wandel der Situationswahrnehmung führte. Exemplarisch stellt Inge dies am Mathe- und Deutsch-Unterricht dar, in dem entsprechende Grundkenntnisse vermittelt wurden. Ohne „*Taschenrechner*“ musste sie „*Geteilt-Aufgaben*“ und „*Mal-Aufgaben*“ lösen. Da sie anfangs an diesen Aufgaben scheiterte, fragte sie ihre neue „*Freundin*“, die ihr bei der Lösung half. Sie erwähnt also nicht den/die LeiterIn des Unterrichts oder Seminars in helfender Funktion, sondern eine andere Projekt-Teilnehmerin, zu der sie eine engere

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Beziehung aufbaute. Dadurch betont sie die soziale Komponente des Projektes als einen Raum, in dem sie aus der Gruppe heraus selbst Hilfe bekam, jedoch ebenso Hilfe anbieten konnte: „Aber ich/äh ich bin eine, ich helfe laufend gern auch. Und ich habe jetzt vielen Frauen da auch helfen können, handarbeitsmäßig, PC-mäßig, äh.“. Und im Laufe der Zeit nahm Inge auch vermehrt unterstützende Funktionen innerhalb des Projektes ein, indem sie extra „abgesetzt“ wurde, um beispielsweise mit anderen Teilnehmerinnen „Bewerbungen“ zu schreiben oder ihnen einfach nur zu zuhören. Auf diese Weise übernahm sie für sich die Zuschreibung „ich bin sehr hilfsbereit“. Insgesamt führt ihr Erleben im Projekt zu der Ergebnissicherung, dass ihr der Unterricht „sehr gut“ gefalle, verbunden mit dem Bedauern, dass ihre Zuweisung nicht verlängert wurde.

Beispielhaft wird in diesem Segment deutlich, wie Inge in neuen, fremd wirkenden (und vor allem im Zugang fremdbestimmten) sozialen Kontexten agiert und es versteht diese Situationen zu bewältigen, was vor allem durch die Interaktion über „Hilfe“ möglich wird. Hierdurch ist sie in der Lage Fremdheit abzubauen und gleichzeitig für sich individuellen Nutzen (hier i.S. eines Kompetenzzuwachses) zu definieren.

#### N3. „kleine Massenentlassung“

Seite 10, Zeile 9-17

I: *W/waren noch andere betroffen außer Ihnen dann .. zu dem .. ?*

E: *Äh ja sicher. Es/äh/es war so ne kleine Massenentlassung wieder zu dieser Zeit. Das, wie gesagt, das war ähm ..(4).. (kurzes stoßartiges Ausatmen) Die haben zwei- oder dreimal äh, wo sie Leute entlassen haben. Und/äh beim zweiten oder dritten Mal war ich/äh eben dabei. Das war zweiundacht/äh/dreiundachtzig dreiundachtzig war's.*

I: *Ja*

Nachdem Inge in den davorliegenden Segmenten ihre Tätigkeiten während ihrer Anstellung als Bürokraft schildert, kommt sie hier auf den näheren Erklärungszusammenhang ihrer Entlassung zu sprechen, die sie anfangs als „wegrationalisiert“ (2/28) bezeichnet hat. Zentral ist dabei die Formulierung „kleine Massenentlassung“, die eine kollektive Betroffenheit kenntlich macht: Inge war damals nicht die einzige, der gekündigt wurde, sondern viele MitarbeiterInnen verloren ihre Anstellungen. Die Gründe sind in den Rationalisierungsbestrebungen des Unternehmens zu suchen, die Inge als Aufgabenumverteilung (9/47ff) beschreibt. Damit wurden in mehreren Wellen viele



Angestellte unter systemischem Zwang aus dem institutionellen Kontext freigesetzt, ohne dass sie daran etwas ändern konnten. Beinahe als logische Konsequenz erwähnt Inge, dass sie „beim zweiten oder dritten Mal [...] eben dabei“ war, und bedient sich dabei keiner Individual-Schuldzuschreibung, sondern eines fremdbestimmten kollektiven Erklärungsmusters für den berufsbiographischen Bruch, allerdings mit erwartbarem Ablaufmuster, dem keine geeignete Interventionsmöglichkeit gegenüber gestellt werden konnte.

#### N4. Lebensumstellung

Seite 10, Zeile 17-49

I: *und ähm, Sie hatten ja dann schon ne Familie zu Hause. Ja ähm, wie war denn dann der Übergang dahin. Also, ich meine, der Tagesablauf ändert sich ja auch dann.*

E: *Ooh, ja! Da habe ich auch noch was zu berichten. Und zwar ich war dann zu Hause und meine Mutter hat/äh war ja auch den ganzen Tag da. Äh mittlerweile nicht mehr, muss ich dazu sagen, nicht mehr alkoh/also ääh trocken, trocken. Schon mehrere Jahre. Und/äh ja, ich habe nach 14 Tagen, habe ich nen Ausschlag gekriegt, da so. (zeigt auf ihren Arm) Äh/bin dann zum Hautarzt. Die hat mich auch tausende von Sachen gefragt und meine Lebenssituation. Und dann sagt die zu mir: „Das kommt von Ihrer Lebensumstellung.“ Das war jetzt also was/äh/was die Gesundheit betri/betroffen hat. Ich soll .. genauso aufstehen wie vorher auch, weil ich bin mordsfrüh aufgestanden. Ich stehe auch heute noch früh auf. Halb vier-vier bin ich ja aufgestanden, weil ich hab um sieben schon im Büro gesta/ähäh/getippelt. Und/äh .. ich soll frühstücken zu dem gleichen Zeitpunkt und alles und dann geht's auch wieder weg. Habe ich auch dann gemacht. (lacht kurz) Ging auch, ja. Lebensumstellung wurde, wo/wo das halt verursacht hat. Ja/äh zu Hause eigentlich ähm familiär ..(5).. ä/wie man so sagt, man hat sich erst gewöhnen müssen dran. Äh, es war nicht so, wie wenn du mal zwei Wochen daheim warst und hast einmal Urlaub gehabt und hast das richtig genossen, sondern äh/äh es war jetzt äh/etwas für .. länger halt. Du hast gewusst, du bist jetzt nicht nur zwei Wochen da. Ähm, sicher ist das anders gewesen äh der Tagesablauf. Ich konnte mich dann äh/äh morgens auch um mein Kind kümmern, um den Erstgeborenen. Ähm .. was ja sonst meine Mutter gemacht hat, ne? Da war ich ja dann da. Und für alles andere dann auch. Und/äh sonst bin ich ja heim gekommen, wie ich noch schaffen gegangen bin, bin ich morgens früh fort, da habe ich den Kleinen noch gar nicht gesehen gehabt, weil um halb sieben bin ich ja schon fortgefahren. Und bin dann abends heim gekommen. Um vier war ich daheim. Da habe ich ne Tasse Kaffee getrunken, und dann haben meine Mutter und ich gekocht, und dann/äh haben wir gegessen, Geschirr gespült und so, also Gemeinschaftshaushalt. Und/ähm .. ja, und jetzt war ich den ganzen Tag daheim, da habe ich dann/äh meine Wäsche nicht unbedingt aufs/ähäh Wochenende gelegt oder so. Ich konnte einfach mehr machen. Und wie gesagt, habe mich ja dann auch mehr/äh um den Betrieb gekümmert, was ich ja vorher gar nicht gemacht habe .. Das ging ja vorher gar nicht.*

I:

Ja,

In diesem Segment wird der Übergangsprozess von dem Beruf in das neue Tätigkeitsfeld innerhalb des familiären Settings näher erläutert, vor allem unter dem Gesichtspunkt, welche Bewältigungsstrategien dabei angewandt wurden. In der Analyse des Segmentes 8 wurde davon gesprochen, dass man die sich an die Entlassung anschließende Prozessdynamik als „Sog in die Familie“ bezeichnen kann, durch die insbesondere emanzipatorische Handlungsmuster unterlaufen wurden. Dies hatte natürlich Auswirkungen auf die Alltagsgestaltung sowie ritualisierte Abläufe und brachte diese in Unordnung. Die neue situativen Rahmensetzung, die Inge im Kontrast zu „Urlaub“ als längerfristig verdeutlicht, so dass nicht nach gewisser Zeit zu alten Ablaufmustern zurückgekehrt werden kann, macht das Etablieren von aufordnenden Strukturen notwendig. Und scheinbar reagierte Inge anfangs mit einer abrupten Änderung und Anpassung der Alltagsordnung an die der anderen Familienmitglieder. Das hatte für sie negative gesundheitliche Auswirkungen: Inge bekam einen Ausschlag, den ihre Ärztin als somatische Reaktion auf die „*Lebsumstellung*“ deutete und ihr riet „*genauso auf[zustehen wie vorher auch*“ und zu „*frühstücken zu dem gleichen Zeitpunkt und alles*“, also ihre gewohnten Alltagsabläufe wieder aufzunehmen und erst langsam an die geänderte Situation anzupassen. Dies führte schließlich zum Erfolg, vor allem da die „alte“ Alltagsordnung teils extreme Züge beinhaltete, die mit einer abrupten Neuordnung wahrscheinlich rasch fallengelassen wurden. So sei Inge zum Beispiel immer „*mordsfrüh*“ um „*Halb vier-vier*“ aufgestanden, um dann gegen sieben Uhr im Büro zu sein. Die Erwähnung dieser Tatsache deutet darauf hin, dass genau dieses Aufstehen sowie das Frühstücken zentrale Faktoren waren, an denen Inge eine Änderung der Alltagsordnung bemerken konnte.

Durch einen kurzen Abriss ihres „alten“ beruflichen Alltags macht Inge deutlich, dass sich mit ihrer Entlassung nicht nur die zeitlichen Abläufe und alltäglichen Rituale änderten, sondern ebenso die zwischenmenschlichen Beziehungsstrukturen im „*Gemeinschaftshaushalt*“: Sie konnte sich mehr um ihren Sohn kümmern, dessen Betreuung sonst immer von ihrer Mutter übernommen worden war. Diese war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr alkoholabhängig, wie Inge kurz in die Erzählung einstreut, was sicherlich die familiäre Situation verbesserte. Daneben wurde sie damit konfrontiert, dass sie bestimmte Aufgaben, die sie übernommen hatte, nicht mehr auf das Wochenende legen musste, sondern diese auch

unter der Woche erledigen konnte. Auch diese ungewohnte „Freiheit“ bestimmte das Erleben der Übergangssituation, was Inge mit „*Ich konnte einfach mehr machen.*“ zusammenfasst.

Wie in der Beschreibung des Segmentes 11 angesprochen, sollte im Anschluss an die Kündigung eine Übernahme der Mutterrolle durch Inge erfolgen, die durch den Tod ihrer Mutter konstituiert werden sollte. Allerdings fand diese Übernahme nicht der Vorlage entsprechend statt, sondern entlang Inges selbst entworfener Erwartungsmuster, innerhalb derer v.a. die Kinderbetreuung eine besondere Bedeutung einnahm: „*Ich konnte mich dann äh/äh morgens auch um mein Kind kümmern, um den Erstgeborenen. Ähm .. was ja sonst meine Mutter gemacht hat, ne? Da war ich ja dann da. Und für alles andere dann auch.*“. Mit Blick auf Inges Emanzipationsstreben wird deutlich, in welcher Konfliktsituation sie sich befand: Sie wurde in einem Haushalt und dessen Aufgaben hineingesetzt, der weitgehend durch ihre Mutter geprägt war, so dass sie mit rein sozialräumlich geprägten Bewältigungsansätzen nicht weiter zu kommen schien. Mit einem Akzeptieren einer Tätigkeit im Familienbetrieb stand sie in der Gefahr, auch alle Handlungsmuster ihrer Mutter übernehmen und damit diese als Person quasi substituieren zu müssen. Deswegen suchte Inge nach weiteren Beschäftigungsfeldern und „*kümmert[e]*“ sich „*mehr/äh um den Betrieb*“. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass auch mit dem Übergang von der beruflichen Tätigkeit im Büro hin zum Familienbetrieb ein zuvor über eine feststehende Alltagsordnung bekanntes Setting durch eine geänderte Rahmensituation sehr schnell entfremdet wurde. Auf diese Entfremdung reagierte Inge mit einer abrupten Anpassung ihrer alltäglichen Ablaufmuster an die restlichen Familienmitglieder, was zum einen hinsichtlich ihrer teilweise extremen Tagesplanung für sie eine größere Umstellung bedeutete und zum anderen eine Anpassung an die Rolle ihrer Mutter darstellte, der sie sich eigentlich zu entziehen versuchte. Hierauf reagierte sie somatisch, was sie zum Anlass nahm, eine andere Bewältigungsstrategie zu wählen, die im Gegensatz zu dem sozialräumlich fokussierten Ansatz, schließlich zum Erfolg führte: die anfängliche Aufrechterhaltung der alten zeitlichen Alltagsordnung auch unter den veränderten Rahmenbedingungen, an die sie „*sich erst gewöhnen*“ musste.

#### **N5. Freundeskreis und „Brieffreund“**

**Seite 11, Zeile 42 – Seite 12, Zeile 29**

I: *Ähm, haben Sie ja dann, also Sie hatten ja dann angefangen zu Chatten, haben Sie gesagt.*

E: *Ja.*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

I: Ähm, gab's dann noch einen anderen Kontakt außerhalb? Also hatten Sie einen Freundeskreis, einen größeren, oder waren Sie eher dann ..

E: Nein .. nein. Freunde haben sich irgendwann alle verabschiedet. Wie ich das erste Mal schwanger geworden bin, die Freundinnen, die ich vom Gymnasium her gekannt habe, äh die haben mich alle schräg angeschaut, weil ich .. schwanger bin und weil ich heiraten wollte und .. äh ist man so schräg angeschaut worden und so dumm angemacht, dass ich dann letztendlich mit denen auch nichts mehr zu tun haben wollte. Und mittlerweile hat sich auch nichts Neues, ja ich habe wohl/äh von der Arbeit/äh eine Freundin gehabt, die aber wesentlich älter war. Mit der habe ich mich aber bombig verstanden. Und/äh ja .. und/und dann hat sich auch nichts mehr ergeben, so dass man sagen kann: „Es ist ne Freundin.“ oder so. Äh, aber im Netz äh achtundneunzig .. ähm habe ich .. äh/ich habe mich so allein gefühlt, und da habe ich einfach gemeint, ich müsste nen Brieffreund haben. So aus/wo man so übers Netz mailen kann und so .. Ähm .. ja habe ich da irgendwo eingestellt gehabt äh .. Kontakts/äh/suche für/für zum Emailen. Und .. meldet sich mal einer .. und äh, wusste auch nicht am Anfang wie alt er ist und .. Ja und er hat/äh hat mir so paar Mal so kleine Emails hin und her geschickt. Da war der nicht 20 Jahre älter wie ich .. jetzt lachen Sie nicht, aber ich habe mit dem heute noch Kontakt.

I: Hmhm

E: Per Email, per SMS. Ist mein bester Freund und de/e/einer wo/wo ich mich anvertrauen kann.

I: Ah ja.

E: Wir haben schon telefoniert miteinander, aber gesehen haben wir uns noch nie. Weil wir wissen so, wie wir aussehen (lacht laut auf) Ja, der ist jetzt äh 73. Ich bin 53 .. ja und, netter Kontakt und .. ich denke, das wird noch so gehen. (lacht kurz und leicht) So, bis .. dass .. einer von uns den Löffel abgibt .. ja.

Dieses Segment macht einen näheren Blick auf Inges Freundeskreis möglich. Wie bereits angenommen ist dieser relativ stark begrenzt. Vor allem ihre frühe Schwangerschaft bzw. die damit zusammenhängende biographische Planung (Heirat und Gründung einer Familie) und das ihr daraufhin entgegen gebrachte Unverständnis ihrer Schulfreundinnen führte zum Abbruch des Kontaktes und damit zu einer Einschränkung und Konzentration des sozialen Umfeldes. Der Entschluss hierzu schien aber von Inge ausgegangen zu sein, die „*letztendlich mit denen auch nichts mehr zu tun haben wollte*“. Im Anschluss daran fand die auch keine neuen Freundschaften, die sie auch als solche bezeichnen würde. Eine Ausnahme bildete eine Bekanntschaft im Arbeitskontext (d.h. wahrscheinlich bei der Bürotätigkeit), mit der sich Inge „*bombig verstanden*“ habe, die jedoch „*wesentlich älter [als sie] war*“. Die Beschränkung

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

auf das berufliche Setting zusammen mit dem Altersunterschied schienen für Inge Ausschlussgründe für eine „vollwertige“ Freundschaft gewesen zu sein. Allerdings wird durch diese Schilderungen klar, dass sie außer durch ihre berufliche Tätigkeit nicht aus dem familiären Umfeld ausbrechen konnte und scheinbar sozial relativ abgeschirmt war.

Gegenüber diesem Bild entwirft sie an dieser Stelle einen (besonders betonten) Kontrast: Im „*Netz*“ ging sie auf die Suche nach neuen Kontakten, vor allem um ihre Einsamkeit zu bekämpfen. Die von ihr gewählte Strategie ist es, sich einen „*Brieffreund*“ zu suchen. Damit überträgt sie einen zu dieser Zeit (Ende der 1990er Jahre) bereits antiquierten Kommunikationsentwurf auf das neue Medium. Auch die Kontaktsuche scheint einem veralteten Muster zu folgen: „*Ähm .. ja habe ich da irgendwo eingestellt gehabt äh .. Kontakts/äh/suche für/für zum Emailen*“. Allerdings hatte das Vorgehen Erfolg: Bei Inge meldete sich ein Mann, mit dem sie bis heute Kontakt hat und ihn als „*bester Freund*“ bezeichnet, obwohl sich dieser Kontakt nur auf Emails- und SMS-Schreiben beschränkt und sie sich noch nie gesehen haben. Auf diese Besonderheit reagiert Inge damit, dass sie „*auch so*“ wüssten, wie sie aussehen. Dies könnte man in der Richtung deuten, dass sich auch ohne den persönlichen face-to-face-Kontakt ein sehr enges Verhältnis zwischen den beiden entwickelt hat, so dass sich beide auf der Basis von gegenseitigem Vertrauen „*auch so*“ sehr gut kennen. Ein weiterer dieses Verhältnis bestimmender Faktor ist der Altersunterschied von „*20 Jahren*“, den auch Inge als Besonderheit markiert. Mit „*jetzt lachen Sie nicht, aber ich habe mit dem heute noch Kontakt*“ möchte sie an dieser Stelle vorbeugend auf eine (mögliche) Verwunderung des Interviewers über diesen scheinbar ungewöhnlichen Umstand reagieren. Vielleicht bildet jedoch genau diese Altersdifferenz den Unterschied zu den zuvor erwähnten Chat-Beziehungen: Dieser „*Brieffreund*“ könnte nicht zu einem „*Freund*“ im sexuell-partnerschaftlichen Sinne werden und wird deswegen für Inge zu einer Konstanten („*netter Kontakt*“), die ihr bis heute auf einer vertrauensvollen, freundschaftlichen Basis den Ausbruch aus dem Alltag erlaubt und die damit eine Bewältigungsfunktion zugewiesen bekommt. Im Vergleich mit ihrer Freundin im Job, die „*wesentlich älter*“ war, zeigt sich, dass für Inge vermutlich das Alter eine größere Rolle für ihre Einordnung und Entwicklung ihrer sozialer Beziehungen spielt.

**N6. Inge „erzieht“ ihre Männer**

**Seite 14, Zeile 8 – Seite 15, Zeile 25**

I: Ja, und was  
machen Sie dann am PC?

E: *Post abrufen, äh, Surfen, ich weiß immer was, ich habe/ich habe nie/ich habe ganz ganz selten Langeweile am PC. Weil da fällt mir das ein, du könntest ja mal das schauen. Äh Interessen sind bei mir zum Beispiel Hunde .. ich interessiere mich sehr für Hunde. Ich hatte zwei, Cavalier King Charles Spaniel, zum Beispiel .. äh .. kann sein da/ .. ich habe als so Blitz-Gedanken und dann muss ich danach surfen .. Also ich habe da nie Langeweile. Ich tue auch jetzt seit zwei Jahre/äh nicht mehr chatten .. Ich habe/äh da so Zoff gehabt mit meinem jetzigen Freund, der gemeint hat, er kommt mittwochs, setzt sich da hin, wartet, bis er Essen kriegt, weil/äh die Inge ja oben in der Küche steht, „die macht schön das Essen. Und ich kann da gemütlich chatten.“ Irgendwann habe ich das nicht mehr eingesehen. Irgendwann ging's dann auch so, er/er kam immer mittwochs und/äh am Wochenende. Und/äh .. da hat er auch am Wochenende gemeint/äh, er müsste das ganze Wochenende mit anderen chatten, äh mailen, im Forum in/äh/in gewissen Foren. Er ist/äh im DGB und IG BAU tätig gewesen.*

I: Hmhm

E: *Äh .. und in seiner Firma auch Betriebsratsvorsitzender, also hat er auch/äh in dem/m .. Nachhall auch/äh .. quasi Hobby, will ich mal sagen, ne? Und/äh .. und er hat sich immer mit so Leuten unterhalten, wo auch eben in/in/in DGB oder sowas drin sind. Und/äh .. ich meine, es war nix Schlimmes, und dann hat er noch das Onlinespielen angefangen, und irgendwann .. 2006 habe ich/habe ich's satt gehabt, und dann habe ich für mich gedacht .. äh .. „Jetzt musst du mal reinschlagen. Das kann nicht so weitergehen.“ Weil im/man hat sich auch immer w/weniger unterhalten, ne? Ich bin/ich bin wohl abends auch mal kurz am PC gewesen, habe mal nach Seiten Post geschaut. Und/äh vielleicht einmal ein paar Sätze kurz gechattet und bin dann .. kochen. Und habe mich um meine Kinder gekümmert. Und/äh er hat/ist im/äh/immer mehr/äh vorm PC da versumpft mit/mit anderen. Und/äh vor zw/2006 an Pfingsten .. äh .. Pfingstmontag/äh sitze ich so schön aufm Hof. Es war tolles Wetter .. Höre immer „Oh oh – Oh oh“, das von/von ICQ, ne? Habe ich gedenkt: „Das kanns nicht sein.“ Er kommt einmal raus, wenn er niemand gecha/äh/äh/gehabt hat zum chatten und so. Und geht wieder rein dann nach ein paar Minuten. Was hat er jetzt mit mir geredet? Über die Katze! .. Wir haben vier Katzen. Über die Katze! War/war das jetzt alles, was/was er noch zu sagen hat? Gut ok, abends an Pfingsten 2006: Er chattet mit einer, wo er/äh online spielt .. Da habe ich zuviel gekriegt. Tür zugeschlagen. Der Kerl merkts nicht! .. Der Kerl merkts nicht! Nächster Tag: war er ja daheim, ne, er war da ja nicht alle Tage da. Und da habe ich es dann gesagt .. Ich habe/da habe ich gesagt: „Wenn das alles ist, dass man sich nicht mehr unterhalten kann, und du/äh/äh ewig stundenlang“, ich hab's/ich habe mal nach/äh/geforscht, wie viele Stunden der äh/an Pfingsten damals mit anderen verbracht hat, und wie viele Worte äh/er mit mir/äh gewechselt hat, das war de/da kamen noch keine zwei DIN A4 Zeiten/Seiten zusammen. (holt Luft) Und/äh habe ich*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

gesagt: „Entweder du änderst dich oder du gehst.“ Und er hat sich entschlossen zum Ändern.

I: *Das ist doch super!*

E: *Ja, er kann auch mittlerweile kochen. Er hat immer behauptet, er kann's nicht. Ich kann jetzt sagen heute Abend: „Ich gehe Wäsche aufhängen.“ Er geht kochen. Er tut dann kochen, ne?*

I: *Hmhm*

E: *Ja, man muss sie nur erziehen. (beide lachen)*

I: *Und Sie haben erzogen!?* (lacht erneut kurz auf)

E: *Ja! Ja klar .. Er/er konnte er/er kannte das nicht. Äh/er hat wahrscheinlich, ich denke mal, dass seine Ehe auch da, äh, dadurch auseinander gegangen ist. Der ist abends heimgekommen, und seine Frau ist voll/äh schaffen gegangen, gell, den ganzen Tag. Die ist später heim gekommen wie er. Sie hat trotzdem noch gekocht. Ah ja, wie blöd bin ich denn?*

I: (lacht kurz auf)

E: *Nein, nein! .. Ja, das war wohl der Fehler. Das war der Fehler!*

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass Inges PC- und Internetaffinität zu der damaligen Zeit noch ziemlich kostspielig war: „Ääh .. das war damals noch schwer Geld-abhängig .. das Chatten, das äh Onlinegehen überhaupt, das war zu dieser Zeit schwer teuer. Da waren 400 Mark im Monat nix.“ (12/34ff). Diese Ressourcen standen Inge jedoch scheinbar durchgängig zur Verfügung; nur deswegen war es ihr überhaupt möglich ihre Aktivitäten im Internet (und alle damit zusammenhängenden biographischen Entwicklungen) auszubauen. Ihr damaliger Ehemann, der als einziger Partner im Interview an nur an einer Stelle mit seinem Vornamen benannt wird (13/9), entwickelte dagegen kein Geschick im Umgang mit dem PC und muss ständig auf die Unterstützung von Inge zurückgreifen, so dass sie zentrale Bedeutung für dessen eigene biographische (Neu)Planung erhielt: Er habe „*immer Hilfe gebraucht, weil er*“ habe es „*einfach nicht gerafft*“ (13/13). In ihrer Helferinnenfunktion steuerte sie über das Medium PC und Internet konkret den Verlauf ihrer Ehe bzw. die Gestaltung des Eheabbruchs, wobei sie sich einer gewissen fürsorgenden Strategie bediente, um ein emotionales Gleichgewicht herzustellen: Das Finden einer neuen Partnerschaft für Gregor (4/2f).

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Auch sonst stellt Inge im Nachfrageteil des Interviews ausdrücklich klar, dass die familiären Planungsmuster zentral durch sie entworfen wurden und sie so in dominanter Weise die zukünftige Gestaltung des familiären Kontextes bestimmte. Exemplarisch wird dies anhand des Vergleiches zwischen dem Entschluss über ein Rauchverbot in der Wohnung mit dem Entschluss für ein zweites Kind deutlich: *„Das habe ich irgendwann beschlossen, wie ich beschlossen habe noch/äh ein zweites Kind zu haben.“* (13/50f). Die Familie oder auch insbesondere ihr Ehemann schienen dabei keinen Ausschlag zu geben, sondern hatten die Entscheidungen mitzutragen. Ebenso hält Inge bis zum Interviewzeitpunkt an ihrer alten Alltagsordnung v.a. hinsichtlich ihrer Schlafzeiten fest und erschafft sich gerade durch die frühe Zeit des Aufstehens einen individuellen Freiraum, den sie auch komplett für sich alleine beansprucht: *„Äh, Tagesablauf hat sich da jetzt wenig geändert .. Auch/äh mein Tagesablauf jetzt äh .. Ich stehe wahnsinnig gerne früh auf. Ich stehe zur Zeit, ich äh um halb vier auf. Das macht mir nichts aus. Ich möchte aber auch spätestens um 10 im Bett liegen. Weil ich bin schon immer im/ewig ein Frühaufsteher gewesen. Ich genieße den Morgen. Und morgens kann ich kein Mensch um mich rum haben.“* (13/31ff). Beinahe vergleichbar mit Territorialverhalten möchte sie dieses räumlich-zeitliche Ordnungsmuster gegen andere Familienmitglieder verteidigen.

In dieses Zeitfenster fällt wiederum eine verstärkte Aktivität am PC, die sich jedoch vom Chatten entfernt hat. So diene der PC in erster Linie einem Unterhaltungszweck und der Informationsbeschaffung im Internet, indem sie *„Blitz-Gedanken“* folge, die ihre Internetsuche lenken. Der Wandel des Internetgebrauchs wird von Inge innerhalb dieses Segmentes anhand einer kurzen Episode dargelegt. Kurz gesagt: Sie bekam durch ihren neuen Lebenspartner quasi den Spiegel vorgehalten, da er selbst sehr viel Zeit im Internet verbrachte, was auch mit seiner Tätigkeit als Betriebsratsvorsitzender und Gewerkschaftsmitglied zusammen hing. Inge empfand dies anfangs zwar als störend, v.a. bezüglich der damit entstehenden einseitigen Aufgabenaufteilung im Haushalt, schritt jedoch nicht ein. Als ausschlaggebenden Zeitpunkt beschreibt sie, als ihr Freund zusätzlich mit *„Onlinespielen“* begonnen habe. Hier habe sie gedacht: *„Jetzt musst du mal reinschlagen. Das kann nicht so weitergehen.“*

Neben der Aufgabenverschiebung im Haushalt, durch die Inge scheinbar weniger Freiraum hatte, kam ein weiterer Faktor hinzu, der ein Handeln notwendig zu machen schien: Inges Partner entwickelte ein Interaktionsmuster, das sich zunehmend auf den virtuellen Raum konzentrierte und damit ein weiteres, ein kommunikatives Ungleichgewicht etablierte. Beispielhaft erläutert sie dies anhand einer Erzählung über die Pfingstfeiertage 2006, an denen



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ihr Freund trotz des tollen „Wetter[s]“ vor dem PC „versumpft“ sei und sich so zum einen weniger mit ihr als vielmehr mit der Chat-Community unterhalten habe und zum anderen in der verbliebenen Zeit über eher belanglose Dinge (u.a. „Über die Katze!“) mit ihr sprach. Zuerst reagierte Inge indirekt mit Türen Zuschlagen, bemerkte aber schnell, dass bei ihrem Freund darauf keine Gegenreaktion erfolgte. Daraufhin sprach sie ihn direkt darauf an und stellte ihn vor die Wahl: „Entweder du änderst dich oder du gehst.“. Diese konfrontative Intervention war erfolgreich, so dass nicht nur die Internetaktivität gemäß ihrer Anweisungen neu strukturiert werden konnte, sondern auch die familiäre Aufgabenverteilung. Auf diese Weise setzte Inge also ebenfalls ein gleichberechtigtes Partnerschaftsmodell durch, das den eher „traditionellen“ Rollenzuweisungen in der Ehe ihrer Eltern entgegensteht.

Insgesamt bezeichnet Inge diese Lösungsart als „Erziehung“ ihrer Männer, wodurch sie es versteht bestimmte, für die Beziehung schädliche Verhaltensmuster aufzubrechen und neuordnende und insbesondere kompetenzerweiternde Impulse zu setzen. Eine Voraussetzung für den Erfolg ist jedoch die Bereitschaft und Einwilligung des Gegenübers, wobei sie die Herangehensweise im Kontrast der gescheiterten Ehe ihres aktuellen Partners als Erfolgsmodell darstellt.

Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass Inge wahrscheinlich nur deswegen eine Änderung ihrer eigenen Internetaktivität vorgenommen hatte, da diese bei ihrem Freund die in diesem Segment dargelegten Folgen entwickelte. Ihr wurde exemplarisch vorgeführt, welche Auswirkungen eine zunehmende Verschiebung der Interaktion auf den virtuellen Raum haben kann, so dass sie sich Lösungsmöglichkeiten für deren Beschränkung überlegen musste. Diese wurden ebenfalls notwendig, um die auf die Partnerschaft wirkenden begrenzenden Effekte (einschlafende zwischenmenschliche Kommunikation etc.) einzudämmen und den entgrenzenden Charakter des Bewältigungsinstrumentes „PC“ zu wahren. Dabei kam Inge auch nicht um Selbstregulierungen herum, so dass sie selbst das Chatten aufgab.

So kann zusammenfassend festgehalten werden, dass Inge in diesem Segment erneut sehr deutlich als die zentral handelnde Person auftaucht, die Lösungsmöglichkeiten für soziale Konfliktfelder entwickelt, daran folgend die Entscheidungen trifft und ihr Umfeld (und damit auch sich selbst) organisiert und (neu)ordnet.

## N7. Berufliche Orientierung: Kleinbetrieb

Seite 26, Zeile 29 – Seite 17, Zeile 14

I: *Wu/wurde das Ihnen mal gesagt so, dass Sie/dass Sie älter sind oder an/an was es liegt oder was/was nicht so passend ist?*

E: *Nee, das nicht, aber mein Fallmanager hat/äh unlängst das letzte Mal, vv/vorigen Monat war das, zu mir gesagt/äh: „Gegenüber den jungen Damen/äh, wo äh/äh gelernt haben, da haben Sie keine Chancen.“ .. hat er zu mir gesagt. ..(8).. Er hat gemeint, ich gehöre in einen Kleinbetrieb rein. So wie ich es gerade habe. Ähm .. wo ich da .. den ganzen Laden schmeiße quasi.*

I: *Hmhm, denken Sie das auch?*

E: *(antwortet sehr schnell) Ja!*

I: *Ja.*

E: *Ja! Da hat er vollkommen recht! Da würde ich mich am/am aller wohlsten gefa/äh/äähh/ah am wohlsten fühlen. Äh, denn ich denke, in den/äh Betrieben heutzutage, ich bin dafür jetzt schon so lange raus, ich weiß nicht, ob ich mich da so in nem Riesen-Teil da jetzt furchtbar wohl fühle. Also ich denke auch, dass es/äh das Beste für mich wäre.*

I: *Hmhm, also ein kleiner mittelständischer Betrieb?*

E: *Ja .. äh/wobei ich sagen muss, dass ich auch erst jetzt in den letzten Monate/Monete zur der/ähäh Erkenntnis gekommen bin. Weil ich habe mich doch/äh, muss ich sagen/äh, wenn ich meine Bewerbungen so durch gehe .. äh meistens bei größeren Firmen beworben habe, wo ich gedacht habe: „Die könnten sowas gebrauchen.“ Also Büro-Hilfskraft ..(3).. ääh wo ich jetzt halt .. mehr an die Kleineren gehe. Ich schau mir halt dann die Firmen erst mal/ich suche, wenn ich Initiativbewerbungen mache/äh, suche mir mal erst ne Firma raus. Dann versuche ich Daten aus'm Netz zu ziehen. Ich hatte letztens eine und habe da gleich noch die Belegschaft gesehen und die waren alle so schrecklich sympathisch. Da, ich habe mich da richtig gleich wohl gefühlt. Habe ich gedacht/äh ..: „De/das könnte ein Betrieb sein, wo ich reingehe.“ Aber .. war nix, sie suchen nix.*

I: *Hmhm*

Nach einigen Segmenten, in denen Inge über ihre fehlgeschlagenen Bewerbungen berichtet und dies u.a. in Verbindung mit ihrem Alter bringt, erläutert sie hier auf Nachfrage ihre beruflichen Zukunftspläne. Dabei zählt sie die einschränkenden Faktoren auf, die ihr „Fallmanager“ ihr mitgeteilt hatte: ihr Alter und ihre fehlende Ausbildung, da sie in direkter

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Konkurrenz mit „jungen Damen/äh“ stehe, gegen die sie „*keine Chancen*“ habe. Alles in allem wird Inge eine relativ ausweglose Situation präsentiert, die durch systemische Vorgaben i.S. eines Wettbewerbs fremdbestimmt wird und in der sie aufgrund von teils unveränderlichen Faktoren klar in der benachteiligten Position zu sein scheint. Allerdings wurde ihr ebenso ein Weg aufgezeigt, den sie nun fest in ihre biographische Planung integriert hat (wobei unklar ist, inwieweit sie diese Planung selbst vorgenommen hatte, die dann durch den Jobcenter-Mitarbeiter lediglich bestätigt wurde): Inge gehöre „*in einen Kleinbetrieb rein*“, in dem sie „*den ganzen Laden schmeiße*“. Zu dieser „*Erkenntnis*“ sei sie erst innerhalb der letzten Monate vor dem Interview durch ihre fehlgeschlagenen „*Bewerbungen*“ „*bei größeren Firmen*“ gekommen, was zu einer Änderung ihrer Bewerbungsstrategie führte.

Es lässt sich also eine biographische Prägung erkennen, die die beruflichen Suchbewegungen Inges zu steuern scheint und die vermutlich aus ihren eigenen Erfahrungen im Familienunternehmen resultiert. Das wirtschaftliche Scheitern des Familienbetriebes hatte also keine maßgeblichen Auswirkungen auf Inges berufsbiographische Planungen, so dass möglicherweise eine Tätigkeit im Kleinbetrieb eher abgelehnt werden würde. Im Gegenteil: Sie verbindet die Vorstellungen an einen zukünftigen Beruf mit positiven Erfahrungen aus dieser Zeit und versteht es scheinbar klar zwischen den damaligen beruflichen und den familiären Anforderungen zu unterscheiden. Genauer betrachtet waren es auch eher die Belastungen seitens der Familie, die Inge dazu bewegten, sich aus dem Geschäftsbetrieb „zurückzuziehen“: „*das Zurückziehen/äh im Geschäft das war ja eigentlich wegen/wegen den Kindern, dass ich besser meine Kinder/äh im Auge habe. Äh .. weil da war ja einfach laufend was anderes. Und du bist einfach zu/zu gestresst dann, äh/um dann äh freundlich Kunden zu bedienen. Und da habe ich für mich gedacht: ‚Das kann’s nicht sein.‘*“ (13/22ff). So liefen zum damaligen Zeitpunkt der Wunsch nach beruflicher Selbsterfüllung, der mit einem bestimmten Anspruch an professionelles Handeln (KundInnen-Freundlichkeit) verbunden wurde, und der Wunsch nach familiärer Entwicklung – ebenfalls verbunden mit einem Anspruch an die Kinderbetreuung, konträr zueinander, so dass Inge beides auch aufgrund zunehmender Belastungen auf beiden Seiten nicht vereinbaren konnte. Als Lösung wählte sich nicht die Aufrechterhaltung beider Wünsche, die vielleicht durch eine Reduktion der Anspruchshaltung möglich gewesen wäre, sondern konzentrierte sich auf eine Tätigkeit; in diesem Falle also die Betreuung der Familie.

Zu dem positiven Bild einer Beschäftigung in einem Kleinbetrieb trägt ebenfalls die Verunsicherung bei, Inge könnte „*schon so lange raus*“ sein, dass sie den Ansprüchen eines größeren Büros („*Riesen-Teil*“) nicht mehr gewachsen sein könnte. Dazu kommt, dass sie

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sich nicht sicher ist, ob sie sich an einer solchen Arbeitsstelle jetzt noch „wohl fühle[n]“ würde. Diese Unsicherheit ist Ausdruck eines Prozesses, der dazu führte, dass Inge sich zunehmend von ihrer alten beruflichen Tätigkeit im Großraumbüro entfremdet hat und sich deswegen auch bzgl. des aktuellen Anforderungsprofils des Arbeitsmarktes hierfür im Unklaren ist. Aufgrund dessen baut sie in diesem Segment einen Kontrast zu einer frühen Phase in ihrem Lebenslauf auf. Verschärfend wirken dabei die fehlgeschlagenen „Bewerbungen“ „bei größeren Firmen“. Dies könnte dazu geführt haben, dass Inge nun die Logik verinnerlicht hat, ihre Nachteile gegenüber den jüngeren BewerberInnen fielen in einem „Kleinbetrieb“ möglicherweise aufgrund einer familiäreren Organisationsform nicht so sehr ins Gewicht. Auch die Voraussetzung, dass man sich am Arbeitsplatz „wohl fühle[n]“ müsse, weist in diese Richtung und zeigt, wie Inge neben den durch den Arbeitsmarkt vorgegebenen Passungsfaktoren zusätzliche Richtlinien installiert, die für sie eine geeignete Stelle ausmachen.

Hinsichtlich der Jobsuche selbst zeigt Inge ein aktives Handlungsmuster, das von der verbreiteten Form der Inseratenlektüre abweicht: Sie hat ihr eigenes Stellenprofil im Kopf, das zu ihrem persönlichen Bewerbungsprofil passen soll. Entsprechend sucht sie nicht in Stellenanzeigen, sondern schickt Initiativbewerbungen an Firmen, über die sie sich vorher informiert hat. Hierbei benutzt sie wieder den PC bzw. das Internet und baut sich so ein Bild über mögliche Arbeitgeber und Betriebe auf, bei dem sie die o.g. Kriterien ansetzt, um sie als geeignet oder nicht geeignet zu klassifizieren. So ist bei dem Beispiel der „Belegschaft“, die ihr „schrecklich sympathisch“ war, aufgrund des Kontextes davon auszugehen, dass die positive Beurteilung der Arbeitsstelle lediglich durch den Internetauftritt des Betriebes zustande kam.

Als zusätzlicher Beleg für dieses Suchmuster sowie die damit verbundene Motivation kann auch ein Auszug aus dem anfolgenden Segment dienen. Hier begründet Inge, weswegen sie sich nicht bei Leiharbeitsfirmen bewerbe: „Ähm .. mich stört daran, dass man nicht von vorneherein weiß, um was es geht genau, was für ne Firma es ist. Mich, das stört mich unheimlich. Da mache ich es lieber andersherum. Weil, das kotzt mich an!“ (17/31ff). Es wird also deutlich, dass wie o.g. eine größere Unsicherheit bzgl. eines positiven Passungsverhältnisses zwischen Inge und der möglichen Arbeitsstelle besteht. Auf diese Unsicherheit reagiert Inge mit ihrer Bewerbungsstrategie, die „andersherum“ abläuft. Sie weiß, dass ihr objektives Bewerbungsprofil nicht ausreichen könnte, um an die Stellen zu gelangen, die sie gerne hätte. Inge weiß aber ebenso, dass sie Kompetenzen besitzt, die durch dieses objektive Profil nicht abgedeckt werden, weswegen sie ihr eigenes Profil entwickelt,

dass sie nach ihren Richtlinien an bestimmten geeigneten Arbeitsstellen spiegelt, und auf diese Weise Passungen und Nicht-Passungen ableitet.

## N8. Erlebnisse in einer Arbeitsgelegenheit

Seite 19, Zeile 32 – Seite 20, Zeile 38

E: *Ja, aber auch, ja, das habe ich ja ganz vergessen! Äh/ich habe äh vier Jahr lang noch in der Gemeinde in F-Stadt, äh, gearbeitet. Also/äh .. mit der Kollegin äh Grünflächen sauber gemacht und so. Und Friedhöfe/äh und Leichenhallen geputzt und so. Das habe ich vier Jahre lang gemacht, stimmt ja. Äh, das war dann von äh .. 2004 bis/ss 4 ..4, 5, 6, 7 .. bis 2007, ja. Und 2008 bin ich ja da zu Projekt A. Die/äh Frauen, die schaffen da nur/äh 7 Monate. Also von März bis/bis Oktober. Ähm .. ja und ich hatte mich da auch beworben, weil das hat mir auch Spaß gemacht. Es war ä/zwär körperlich schwere Arbeit, aber/äh es hat mir doch Spaß gemacht. Und ich habe mich da auch beworben um die Stelle, weil .. äh/früher da ä/drei Frauen festangestellt waren, und mittlerweile ist es nur noch eine .. weil, die eine war zu alt, die hat aus Altersgründen aufgehört. Und die andere, die/äh .. ich glaube eher, die ist gegangen worden, die a/äh/jüngere Frau, aber äh/äh durch Kind und so die wä/di/die Frau war einfach unzuverlässig und .. darum habe ich mich auch/äh da um die Stelle beworben, aber .. es ist keine Planstelle oder kei/keine Stelle, keine zusätzliche Stelle für das geplant und, naja. Es hätte mir auch Spaß gemacht. Es war a/allerdings dann auch nur ne Halbtagsarbeit.*

I: *Wie kam's dazu? Sie wurde zugewiesen einfach?*

E: *Ja, richtig, richtig!*

I: *Und/wi/wie war das so im ersten Augenblick, wo Sie das da gelesen haben?*

E: *Schrecklich!*

I: *Ja.*

E: *Schrecklich, weil äh ich habe daheim ja auch nen Garten. Ich habe ein eigenes Haus, ne, versteht sich ja. Ähm .. das habe ich glaube ich gar nicht erwähnt. Also mein Vater hat ja/äh das Geschäft weitergeführt von meinem, von seinem Vater und das Haus ist von den Großeltern gebaut und da wohne ich auch noch drin. Was wollte ich jetzt sagen .. ?*

I: *Der Beginn mit/äh der AGH, wie das war am Anfang.*

E: *Ach ja, äh/äh am Anfang, da habe ich gedacht: „Ach Gott, nein, da/das musst du eh ohnehin nicht lange machen, ähm.“ Ja, der erste Tag, ich meine, der Bürgermeister, ich bin ja von dem Ort, Bürgermeister habe ich gekannt, und er hat mich dann begrüßt und .. habe ich für mich gedacht: „O*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*Jessas, nee!“. Ja, ok, die Kollegin, die war furchtbar nett dann und: „Ah, Inge, gehst du mit mir?“ uns so, und. Ja, und, anstrengend, und/äh .. nach ner gewissen Zeit hat mir das Spaß gemacht eigentlich auch. Ich bin ja auch unter Menschen dann gekommen .. und/äh. Die Arbeit, ich bin morgens hingelaufen, ich bin heimgelaufen. Das war manchmal ne ganze Stunde lang zu laufen – hin und zurück. Und/äh, das hat mir auch einfach Spaß gemacht. Ich hätte es auch gerne weiter gemacht, aber .. dem damalige Fallmanager hat gemeint, ich müsste zu Projekt A. Ok, es war auch ok, also .. ich bin auch so zufrieden .. (lacht kurz) Ja gut, aber es war ne anstrengende Arbeit für einen 1,25 Euro ..(4).. macht nicht jeder. Aber es hat Spaß gemacht. Und/äh dann immer das Ergebnis sehen dann, wenn du mal alles sauber gehabt hast wieder. Und aah, und ri/es sieht richtig toll aus. (lächelt beim Reden bis (\*)) Und dann kommen die Leute vorbei: „Ach, habt ihr das wieder schön gemacht!“ (\*)*

I: (lacht kurz)

E: *Hat einem richtig gut getan!* (lacht kurz)

An dieser Stelle bietet Inge einen Einblick in ihre Erfahrungen mit Arbeitsgelegenheiten. Sie leitet darauf hin, indem sie u.a. über ihre Fallmanager berichtet und wie sie die Betreuungssituationen empfunden hat. Dabei fällt auf, dass eine positive Bewertung der Betreuung für Inge klar damit zusammenhängt, ob sie die andere Person als „*sympathisch*“ (19/6) einschätzt. Das Gegenteil davon ist für sie „*lästig*“ (19/4), was sie wiederum an dem Umstand festmacht, dass der damalige Fallmanager wohl sehr technokratisch auf sie wirkte: „*Dem habe ich auch gesagt/ähäh, ob er seinen Text auswendig gelernt hat od/et/Tschuldigung. [...] Der/der Andere, der hat mir nicht so behagt. Sein .. seine Taktik, wo er angewandt hat, so.*“ (19/4ff). Dieser negativen Einschätzung folgend unterstellt Inge dem Mitarbeiter des Jobcenters, dass er ihr die Zuweisung zu Projekt A nur deswegen erteilt habe, da ihm ihre „*Nase nicht gefallen*“ (19/11) habe, so als wollte er sie damit bestrafen. Auf andere Weise kann sie sich diesen Umstand nicht erklären und vermutet also Betrugsstrukturen aufgrund einer ungleichen Informationslage. Letzteres entsprang einer ungünstigen Kommunikationssituation, die von Inges mangelhaftem Vertrauen gegenüber des Fallmanagers geprägt war. Allerdings war es ihr möglich, die damit einhergehenden Entfremdungstendenzen in diesem Kontext sowohl zusammen mit einem neuen Sachbearbeiter, zu dem sie ein besseres Verhältnis entwickelte, als auch durch den positiven Erfahrungsaufbau innerhalb des Projektes A aufzubrechen. Einen besonderen Einfluss übte dabei ihre Rollenzuschreibung als „*Helferin*“ aus, wie bereits in der Analyse von Segment N2 erläutert: „*Und es/es hat mir auch unwahrschei/scheinlich viel Spaß gemacht, da .. als/äh den Schwächeren zu helfen, was ich immer noch mache. Egal jetzt, was es ist. Das macht unwahrscheinlich viel Spaß.*“ (19/18ff). Auf der einen Seite schaffte sie es als „*Helferin*“ eine

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

fremde Situationsrahmung zu entschärfen und positiv zu besetzen, jedoch diene diese Zuschreibung auf der anderen Seite ebenfalls dazu, in der Teilnehmerinnengruppe eine Position einzunehmen, mit der sie sich von einem Großteil der Gruppe in gewisser Weise absetzen und in besonderer Weise herausstellen konnte.

Diese kurzen Ausführungen zu dem davorliegenden Segment in Hinleitung auf das hier genannte erschien aufgrund des kontextuellen Bezuges notwendig. So erwähnt Inge auf Nachfrage, dass sie außer ihrer Teilnahme in Projekt A ab 2008 und zwei Schulungen bei Bildungsträgern von 2004 bis 2007 eine Tätigkeit in der Gemeinde in F-Stadt ausübte, welche später als Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung mit „1,25 Euro“ pro Stunde entlohnt wurde. Da die Reformen der Sozialgesetzgebung (SGB II) erst Anfang 2005 in Kraft traten, musste die Tätigkeit im Jahr 2004 einen anderen gesetzlichen Hintergrund gehabt haben (möglicherweise als Arbeitsgelegenheit gem. §19 BSHG). Arbeitsinhalt war damals die Reinigung von „Grünflächen“, „Friedhöfe[n]/äh und Leichenhallen“, allerdings nur halbtags und lediglich sieben Monate im Jahr. Inge empfand die Arbeit als „körperlich schwere Arbeit“, hatte jedoch soviel „Spaß“, dass sie sich um eine Festanstellung bewarb. Leider hatte sie damit keinen Erfolg, da zum damaligen Zeitpunkt zwei Stellen, die frei wurden, nicht nachbesetzt wurden, und von drei Festangestellten „nur noch eine“ übrig blieb. Daran lässt sich wieder der Einfluss kollektiver wirtschaftlicher und politischer Bedingungen erkennen, der ähnlich der Entlassung aus dem Großraumbüro negative Auswirkungen auf Inges Beschäftigungssituation hatte.

Auffällig ist wiederum die mehrmalige Verwendung der Bezeichnung „Spaß bei der Arbeit“, die einen Vergleich zu Inges Job im Großraumbüro provoziert. Damals war die Atmosphäre zusätzlich durch das Kennenlernen ihres späteren Ehemannes aufgeladen; ebenso war sie mit ihrer Tätigkeit sehr zufrieden. Hier stellt Inge die Kategorie Spaß in den Kontrast zu der „anstrengende[n] Arbeit für einen 1,25 Euro“ und zielt damit wohl eher auf das Wohlfühlen am Arbeitsplatz und ein Passungsverhältnis zwischen ihren persönlichen Vorstellungen bzgl. der Beschäftigung und der tatsächlichen Tätigkeit. Dies erläutert sie innerhalb einer kurzen Belegerzählung, in der sie davon berichtet, dass besonders das Arbeitsergebnis („wenn du mal alles sauber gehabt hast wieder. Und aah, und ri/es sieht richtig toll aus.“) sowie das Lob der PassantInnen („Und dann kommen die Leute vorbei: ‚Ach, habt ihr das wieder schön gemacht!‘“) ihr immer wieder positive Bestätigung und Motivation brachten („Hat einem richtig gut getan!“). Diese positive Situationsrahmung führte bei ihr dazu, dass sie selbst größere Anstrengungen auf sich nahm, u.a. einen langen Fußweg zur Arbeitsstätte.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Doch sei diese Einstellung nicht von Anfang an vorhanden gewesen. Inges erste Reaktion auf die Zuweisung zu der Arbeitsgelegenheit *„in der Gemeinde in F-Stadt“* ist vergleichbar mit dem Erleben bei ihrem Eintritt in Projekt A, wobei ein qualitativer Unterschied festzustellen ist: Bei Projekt A bestand das Fremde für Inge in einer neuen Erfahrung mit dieser Art der Tätigkeit und der ungewohnten Zusammensetzung der Teilnehmerinnengruppe, in der sie sich erst zurecht finden musste, zusammen mit dem Erleben der „Bestrafung“ durch den Fallmanager. Die Arbeitsgelegenheit in der Gemeinde schien für Inge nach der Auflösung des Familienbetriebes der erste Weg aus dem abgeschlossenen Setting des gescheiterten Familienbetriebes heraus zu sein, so dass sie mit vielen neuen Eindrücken konfrontiert wurde, die eine Bewältigungsleistung ihrerseits erforderten und vor allem deren Notwendigkeit aufzeigten. Das dörflich-bürgerliche Milieu ihres Wohn- und Beschäftigungsortes sowie der regionale Bekanntheitsgrad ihrer Familie durch den Getränkehandel, nicht zuletzt auch die öffentliche Kenntnis von dessen Schließung strukturierten quasi die Situationen in dem neuen sozialräumlichen Setting vor. Ob dies bei Inge nun gewisse Vorannahmen hervorgerufen hatte, mit denen sie diese Situationen vorher durchzuspielen und Reaktionen erproben konnte, oder sie alles frei auf sich zukommen ließ, ist an dieser Stelle eher zweitrangig. Bedeutsamer ist, dass die Zuweisung zu der Beschäftigungsmaßnahme für Inge grundlegend eine große Herausforderung darstellte, die sie als *„Schrecklich!“* bezeichnet. Als erste Strategie wählte sie eine Verharmlosung, indem sie die Dauer der Maßnahme und damit deren biographische Bedeutung herunterspielte: *„Ach ja, äh/äh am Anfang, da habe ich gedacht: ‚Ach Gott, nein, da/das musst du eh ohnehin nicht lange machen, ähm.‘“*. Allerdings wird sie durch ihre neue Tätigkeit mit weiteren Ereignissen konfrontiert, so dass diese Strategie nicht mehr auszureichen schien. Insbesondere die Begegnung mit dem Bürgermeister am ersten Arbeitstag schildert sie in diesem Zusammenhang als maßgebliches Erlebnis: *„Ja, der erste Tag, ich meine, der Bürgermeister, ich bin ja von dem Ort, Bürgermeister habe ich gekannt, und er hat mich dann begrüßt und .. habe ich für mich gedacht: ‚O Jessas, nee!‘“*. Obwohl die Situation durch die Begrüßung in objektiver Betrachtungsweise positiv eingerahmt wurde, wirkte sie auf Inge durch die o.g. Vorstrukturierung belastend. Denn an diesem Punkt wurde für sie erneut öffentlich der Prozess deutlich, in dem Inge von der Familienunternehmerin, die das Erbe ihrer Eltern angetreten hatte, zu einer Bezieherin von Sozialhilfeleistungen wurde, und den sie klar als Statusverlust erlebte (vgl. hierzu auch die Ausführungen zu Segment 27). Als wichtige Bewältigungsressource trat damals eine Kollegin als „Helferin“ auf. Sie kümmerte sich um Inge und zeigte ihr das neue Tätigkeitsfeld. Damit baute diese Kollegin viel Fremdheit ab und half ihr dabei, sich einzugewöhnen.



Trotz des Zwangscharakters der Zuweisung sowie der fehlenden Möglichkeit, dort in ein reguläres Arbeitsverhältnis zu kommen, bilanziert Inge ihre Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde sehr positiv. Dabei nennt sie u.a. die Möglichkeit „unter Menschen“ zu kommen, womit sie zum einen ein zentrales Bedürfnis formuliert und zum anderen wiederum einen Kontrast zu ihrem abgeschlossenen häuslichen Setting zeichnet. Dies kommt im nächsten Segment ebenfalls zur Sprache, als Inge zwei Vorzüge der Beschäftigungsmaßnahme angibt: „*letztendlich .. bist du doch froh, dass du ein klein bisschen zusätzlich hast, das/de/dass die 1,25 Euro darfst du ganz behalten. Und/äh .. du hast den Effekt davo/äh/dann, dass du ne Freundin hast und dass du erzählen kannst und/und dass unter anderen Menschen noch bist.*“ (20/46ff). Mit Blick auf diese positive Bilanzierung wird es noch einmal verständlicher, weswegen Inge die Zuweisung in Projekt A als Bruch und vor allem als Bestrafung empfindet, und in diesem Kontext erneut zur Sprache bringt: „*Ich hätte es auch gerne weiter gemacht, aber .. dem damalige Fallmanager hat gemeint, ich müsste zu Projekt A.*“. Sie wurde aus einem gewohnten und angenehmen beruflichen Setting, in das sie viel Bewältigungsarbeit investieren musste, durch behördliches Handeln herausgelöst und in ein neues, unbekanntes Setting hineingeworfen, ohne dass sie darauf Einfluss nehmen konnte. Am Ende ist noch auf einen Teil des Segmentes einzugehen, den Inge in Gestalt einer Hintergrunderzählung einstreut: Das Haus, das Inge seit ihrer Kindheit bis heute bewohnt, sowie der damit zusammenhängende Familienbetrieb wurden bereits von ihren Großeltern errichtet. Somit stellen Haus und Betrieb in einer beinahe symbiotischen Verbindung (familien)biographische Konstanten dar, von denen allerdings nur noch das Haus besteht. Das Lösen dieser Verbindung durch den Wegfall des Betriebes hatte zum einen sicherlich funktionalitätsändernde Wirkung auf die häuslichen Räumlichkeiten. Zum anderen fehlte die existenzsichernde Komponente, so dass möglicherweise die Gefahr eines Verlustes des Hauses entstand. Ob und inwieweit diese zum Interviewzeitpunkt ausschlaggebenden Charakter besaß, kann jedoch nicht eindeutig geklärt werden.

### **b) Biographische Gesamtformung**

Zum Interviewzeitpunkt ist Inge 53 Jahre alt. Sie wuchs in einem Haushalt eines kleinen Familienbetriebes in einer ländlich-dörflichen Gegend auf – ihr Vater war Getränkefabrikant und -auslieferer, ihre Mutter kümmerte sich dabei um den Haushalt sowie die Kindererziehung und unterstützte ihren Mann im Betrieb. Dabei ist unklar, ob Inge noch

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Geschwister besitzt, da dies im ganzen Interview nicht thematisiert wird. Aufgrund von Letzterem ist jedoch beinahe davon auszugehen, dass sie ein Einzelkind ist.

#### *Kindheit und Jugend: emanzipatorisches Herauslösen aus dem familiären Setting*

Ihre Kindheit beschreibt Inge vor allem mit Blick auf die unterschiedliche gesellschaftliche Anerkennung ihrer beiden Elternteile: Während ihr Vater durch seinen Beruf sehr bekannt und beliebt war, so fand ihre Mutter sich in einer AußenseiterInnenposition aufgrund ihrer regionalen Herkunft wieder. So wurde sie in der Dorfgemeinschaft als „*Eindringling*“ angesehen wurde und hatte „*keine/ähm Freunde oder Freundinnen*“ (1/16f). Nicht nur aus diesem Grund wird die Mutter als belastender Part innerhalb der Familie dargestellt, sondern außerdem wegen der Vernachlässigung der Kindererziehung sowie einer Alkoholabhängigkeit. Es wäre zu weitgehend, diese Abhängigkeit nun in eine Verbindung mit der mangelhaften sozialen Integration zu bringen – hierzu fehlen einfach die Hinweise – allerdings würde sich ein solcher Zusammenhang logisch erschließen, so dass ein erhöhter und unkontrollierter Alkoholkonsum als Bewältigungsversuch einer Situation der gesellschaftlichen Nicht-Akzeptanz und damit verbundener sozialer Isolation anzusehen wäre. Fest steht auf alle Fälle, dass Inges Mutter unter einer Mehrfachbelastung durch die Mithilfe im Familienbetrieb sowie die Organisation des Haushaltes stand. In dieser Situation sah sich Inge als „*ein bisschen vernachlässigt*“ an, und so als sei sie „*immer so abgestellt worden*“. Das heißt, sie fühlte sich selbst als ein wenig akzeptierter Teil der Familie vor allem vor dem Hintergrund, dass sie insbesondere in der Jugendzeit elterliche Unterstützung einforderte. So bemängelt sie etwa, dass sie einen „*Schubser*“ (8/3) durch ihre Eltern vermisste, also einen gewissen erzieherischen Zwangskontext, der jedoch am Ende zu einem ihrerseits positiv bewerteten Ergebnis geführt hätte. Eine weitere Erlebensdimension ergibt sich aus der o.g. Alkoholabhängigkeit der Mutter, die Inge im Vergleich mit anderen Kindern als Verlust bzw. Mangel erlebte und die Sehnsucht nach einer „normalen“ Mutter entwickelte.

Noch im Kindergarten prägte Inge ein Verhaltensmuster, dass sie damit umschreibt, dass sie „*immer ein bisschen gefremdelt*“ (1/30) habe. Wahrscheinlich ist damit weniger eine Ausweitung der kindlichen Entwicklungsphase bis ins Vorschulalter hinein gemeint, als vielmehr in symbolischer Anlehnung an diese Phase, dass Inge sich als Kind in fremdem Kontext außerhalb der Familie unwohl fühlte und es für sie schwer war, Anschluss zu finden. Dies brachte sie in ein Dilemma: Zum einen fühlte sie sich zu Hause vernachlässigt und mit einer „unnormalen“ Betreuungssituation konfrontiert, zum anderen stellte für sie auch der institutionelle Kontext keine Möglichkeit dar, eine positive Alternative aufzubauen, so dass

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sich das Gefühl eines Eingesperrtseins im familiären Setting mehr und mehr aufzustauen schien. Später entlud sich dieses Gefühl in einem zunehmenden Emanzipationsdrang, der in einigen Abbruch- und Wechselentscheidungen zum Ausdruck gebracht wurde. Zu nennen ist dabei vor allem der Abbruch des Gymnasiums, den Inge gegen ihr soziales Umfeld quasi durchsetzen musste, indem sie „überall Hilfe[angebote]“ (1/38) ausschlug. Sie stieß sich also selbst in eine Situation, aus der sie heraus neue biographischen Planungen vornehmen musste und setzte sich damit bewusst institutionell frei. Im Begründungszusammenhang verwies sie darauf, dass sie „andere Sachen [als Schule] im Kopf“ gehabt habe und hierbei die reglementierende Funktion ihres Elternhauses gefehlt habe („Schubser“ (8/3)), womit Inge sich im wörtlichen Sinne retrospektiv die Fähigkeit abspricht, damals in der Lage gewesen zu sein, kontrolliert und intentionell zu handeln.

Konkret formuliert würde dies bedeuten, dass die Dilemma-Situation zwischen ablehnender Haltung der Eltern auf der einen und Inges Schwierigkeiten beim Einfügen in fremde Settings auf der anderen Seite dazu geführt habe, dass sich ein fremdbestimmter Ausbruchszwang entwickelte, den Inge nicht bewusst steuern konnte, obwohl sie angibt, die entsprechenden Entscheidungen selbstständig getroffen zu haben (und diese gegen äußeren Widerstand durchsetzen musste). Allerdings fehlen einige Hinweise darauf, inwieweit sich das „Fremdeln“ auch in der Schule fortgesetzt hat und ob es zum Zeitpunkt des Schulabbruchs noch maßgeblichen Einfluss ausübte. Es ist sogar eher davon auszugehen, dass zu Schulzeiten sehr wohl ein alternatives soziales Setting i.S. eines Freundeskreises bestand, welches sich mit Inges Berufseinstieg und der Familienplanung jedoch zerschlug („Freunde haben sich irgendwann alle verabschiedet. Wie ich das erste Mal schwanger geworden bin, die Freundinnen, die ich vom Gymnasium her gekannt habe, äh die haben mich alle schräg angeschaut, weil ich .. schwanger bin und weil ich heiraten wollte und .. äh ist man so schräg angeschaut worden und so dumm angemacht, dass ich dann letztendlich mit denen auch nichts mehr zu tun haben wollte. (12/1ff)).

Festzuhalten ist an dieser Stelle jedoch, dass der Aufbau und das Ausleben eines Strebens nach Emanzipation trotz der Erwähnung einer unabhängig getroffenen Entscheidung mehr oder weniger fremdbestimmende Elemente enthalten, die sich aus der damaligen sozialen Situation und deren Erleben herleiten lassen.

Dass Inges Schulabbruch insbesondere als Ausbrechen aus einem familiär vorgegebenen institutionellen Ablaufmuster zu sehen ist, kann vor allem an den Schilderungen zum „Ausbüxen“ in der Jugendzeit gesehen werden. Auf dieses Handlungsschema reagierten die Eltern mit einem verstärkten autoritären Erziehungsansatz, der jedoch in seiner Wirkung

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

fehlschlägt und schon gar nicht als möglicher „Schubser“ (8/3) angesehen werden konnte: „Also von meiner Mutter her war es nicht recht. Die hätte mich am liebsten eingesperrt ..(3).. Ja .. und da bin ich als oft mal ausgebüxt oder ja, oder einfach mal nachts nicht heim gekommen.“ (8/13ff). Durch eine Verstärkung des bereits vorhandenen Gefühls des Eingesperrtseins im familiären Setting bzw. der damit verbundenen negativen Konnotation wurde das genaue Gegenteil erreicht und eine antagonistische Reaktion provoziert. Dabei muss wiederum in den Blick geraten, dass in der Abbruchsituation selbst mehrere Unterstützungsstrukturen herausstachen, die nicht nur bei den Eltern zu verorten waren, sondern Inge „auch vom Freund [Hilfe angeboten wurde], der auch auf dem Gymnasium war und in der Zeit auch das Abi gemacht hat.“ (1/38f). Doch kamen diese Angebote scheinbar zu spät oder waren auch zu unpassend, so dass es den Anschein hat, als hätten sich Inges Einstellungs- sowie ihre biographischen Planungsmuster (auch hinsichtlich der Relevanzsetzung) bereits weit von dem Zuschreibungsgerüst ihres sozialen Umfeldes entfernt, so dass sie das Hilfearrangement nicht mehr zu nutzen wusste: Es gab kein relevantes biographisches Passungsverhältnis.

Insgesamt betrachtet stellt sich der Schulabbruch als ein am Ende notwendiger Teil eines biographischen Entwicklungsprozesses dar, innerhalb dessen sich Inge nicht nur in einem bestimmten Maße aus ihrem sozialen Umfeld herausgelöste, sondern auch alle bisherigen beruflichen Erwartungsfahrpläne zerworfen wurden. Allerdings ist anzumerken, dass vermutliche jene Erwartungsfahrpläne gar nicht oder nur in einem sehr marginalen Zustand existierten, so dass Inge sich mehr oder weniger auf ein Jonglieren mit Gelegenheitsstrukturen verließ, was sie anfangs in eine Lehre zur Arzthelferin brachte. Diese Lehre brach sie jedoch nach einem Jahr ab, auch wenn der Zugang zu dieser Ausbildung für sie, die lediglich ein Abgangszeugnis nach Klasse 8 besaß, sicherlich nicht einfach herzustellen war. Hierbei drängt sich die Frage auf, inwieweit möglicherweise das Elternhaus (und hier insbesondere der Vater mit Bezug zu seinem regionalen Bekanntenkreis) einen Einfluss auf die Karrierechancen ausübte. Der Abbruch der Lehre wird mit dem körperlichen Unwohlsein bei ambulanten operativen Eingriffen begründet, womit wiederum ein fremdbestimmtes Element identifiziert werden kann, das diese Entscheidung überlagerte.

Ferner ist in Bezug auf das Fehlen berufsbiographischer Planungsmuster anzumerken, dass dies möglicherweise auch mit den familiären Strukturen und Erwartungen zusammenhängen mag. In Inges Familie war es quasi „Tradition“ sich um den Familienbetrieb zu kümmern und diesen aufrecht zu erhalten. Sie durchbrach diese Tradition, bekam jedoch anscheinend keinen geeigneten biographischen Gegenentwurf geliefert bzw. Unterstützung bei dessen Erstellung,

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

so dass ihr experimentierendes Handlungsmuster im Anschluss an den Schulabbruch mehr oder weniger un gelenkt bzw. ungeordnet erscheinen mag. Inges versuchte aktiv in einer Abgrenzungsbewegung zu der Biographie ihrer Eltern und auf der Grundlage ihrer Erfahrungen in Kindes- und Jugendalter einen eigenständigen Lebensentwurf zu entwickeln, der sie aus den damaligen familiären Strukturen herauszuführen vermochte.

#### *Familiarisierung als prozessuale Gegenstruktur*

Die nächste Arbeitsstelle, die Inge ohne lange Übergangszeiten annahm, war ein Job in einem „Großraumbüro“ (1/46), welche sie von 1972 bis 1983 („Zehneinhalb Jahre“ (9/26)) ausübte. Vor Ort lernte sie eine Mitarbeiterin kennen, die sie als „Freundin“ (12/6) bezeichnen würde. Viel bedeutsamer war jedoch die Begegnung mit Gregor, ihrem späteren Ehemann, der im gleichen Betrieb arbeitete. An dieser Stelle sei erwähnt, dass Inge im gesamten Interview die Personen nur selten bei ihrem Namen nennt und sie stattdessen mit symbolischen Merkmalen versieht (z.B. „Erstgeborene[r]“ (2/32) für ihren ersten Sohn) – so auch bei ihrem Ehemann Gregor, dessen Name nur an einer Stelle auftaucht (13/9), an der das symbolische Repertoire nicht mehr auszureichen schien. Hierüber ist es u.a. möglich die Entwicklung von Inges Partnerschaften zu rekonstruieren.

Das Kennenlernen von Gregor wird szenisch in besonderer Weise herausgestellt und sozialräumlich hergeleitet: Inge arbeitete „oben“ (1/51) im Bereich der „Konstruktion“ (9/18) und Gregor während seiner Lehre eigentlich „unten“ (2/1) in den Betriebsräumlichkeiten des „Werkzeugbau[s]“ (9/17). Aufgrund eines Aufenthalts Gregor in den „oberen Räumen“ „am Zeichenbrett“ (2/1) entsteht eine Gelegenheitsstruktur i.S. einer Passungssituation, die den Grundstein für die darauf folgende Beziehung legt – es kam zu Überschneidungen von Gregors und Inges Handlungsfeldern. Der Entstehungsprozess einer partnerschaftlichen Bindung beeinflusste das berufliche Setting im Büro und schien sich mit dem positiven Erleben der Arbeitsabläufe vor Ort zu vermengen. Das Ergebnis war zum einen die Erfahrung von „Spaß“ bei der Arbeit (2/3), zum anderen wurde bewusst oder unbewusst der Grundstein für den weiteren biographischen Verlauf gelegt, wobei sich bereits eine Parallelisierung zu Inges Eltern andeutete: Wie im familiären Setting vorgelebt, verbinden sich nun auch bei ihr Beruf und Partnerschaft auf sozialräumlicher Ebene, wobei die in 1974 folgende Heirat sowie die Geburt des ersten Kindes in 1975 Prozessmarken darstellen. Zudem folgt dieser Ablauf einem eher konservativem Muster, wobei Inges (nach heutigen Maßstäben) geringes Alter zu beachten ist (sie ist zum Zeitpunkt des ersten Kindes 19 Jahre alt).

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Gleichzeitig wird aufgrund der biographischen Konstante des Elternhauses auf Inges Seite ein weiterer Prozess losgestoßen: Gregor trat als zusätzlicher Akteur in das familiäre Setting hinzu, das aus der Dreierbeziehung zwischen Eltern und Tochter bestand, und wurde darin schrittweise integriert. Dies blieb nicht ohne Folgen für dessen berufsbiographischen Erwartungsfahrplan, so dass er nach und nach seine eigenen institutionellen Ablauf- und Karrieremuster aufgab bzw. aufgeben musste, um schließlich den Familienbetrieb von Inges Vater und damit die berufsbiographischen Einstellungsmuster von Inges Familie zu übernehmen. Aus einem Studenten wurde der Besitzer eines Kleinbetriebes, der zu dieser Zeit (1979) so gut lief, dass man „gut davon leben“ (2/11) konnte. Dieser Wandel auf berufsbiographischer Ebene wurde jedoch nur durch die Beziehung zu Inge sowie die geplante Geschäftsaufgabe des Vaters ermöglicht, vor allem in einer Zeit, in der Gregor scheinbar seines Studiums „überdrüssig“ (2/9) war, womit eine biographische Passungssituation angedeutet wird. Dabei sind jedoch auch mikrosozial bedingte Zwangs- und Abhängigkeitsstrukturen (Familie – Beruf) zu beachten: Zum einen ist Gregor zu dieser Zeit bereits Vater eines vierjährigen Sohnes und gleichzeitig „noch“ Studierender, was innerhalb eines kleinbürgerlichen Milieus, in dem sich Inges Familie befand, sicherlich nicht mit den vorherrschenden Ansichten übereinstimmte. Zum anderen stand und fiel das familiäre Setting (u.a. Sicherung der Existenz sowie der sozialen Beziehungen) mit der Erhaltung des Familienbetriebes, der wohl in der Gefahr stand, geschlossen zu werden. Darüber hinaus besteht die Frage, ob Gregors Studium und der damit verbundene Berufsweg in Inges Familie ausreichende Anerkennung besaß. Dies alles zusammen beschreibt eine fremdbestimmte Struktur, die zusätzlich zu einem motivationalen Tiefpunkt im Studium die als selbstbestimmte Entscheidung markierte Abbruchs- und Wechselentscheidung beeinflusste. Inge selbst blieb auch trotz der Übernahme des Familienbetriebes durch Gregor weiterhin beschäftigt und vermied es damit, selbst „Teil“ des Familienbetriebes zu werden. Die Kinderbetreuung, für die sie sich in der Verantwortung sah, konnte sie während der Arbeitszeit an ihre Mutter oder auch ihre Schwiegermutter übertragen. Auf diese Weise war es ihr möglich berufsbiographisch eigenständig zu bleiben und ihre individuelle Lebensplanung auch unter veränderten familiären Bedingungen ca. vier Jahre lang aufrecht zu erhalten. Auch wenn zu Beginn der Beziehung eine Verbindung zwischen Familie und Beruf u.a. auf der sozialräumlichen Ebene hergestellt wurde, so hob sich diese Verbindung spätestens mit Gregors Studienbeginn bzw. Beendigung seiner Lehre auf. Inge setzte konsequent die klare Abgrenzung ihres (berufs)biographischen Entwurfs vom dem ihrer

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Eltern fort und nutzte dabei den vorhandenen Handlungsspielraum bzw. die Unterstützungsstrukturen aus, die diesen ermöglichten.

Zum Bruch mit jenen Planungsmustern kam es erst als sich Inges Lebenssituation durch zwei zentrale Ereignisse änderte: 1982 verstarb ihr Vater, wodurch Gregor nun vollständig an dessen Platz rücken konnte, und 1983 wurde Inge im Zuge einer „*kleine[n] Massenentlassung*“ (10/12) gekündigt. Letzteres wird also in einen kollektiven, fremdbestimmten Prozessablauf gestellt, innerhalb dessen Inge und viele andere MitarbeiterInnen aufgrund unternehmerischer Entscheidungen entlassen wurden. Auch wenn sie vorher miterlebt hatte, wie innerhalb des Betriebes Arbeitsabläufe umorganisiert bzw. Verantwortlichkeiten verlagert wurden, die das klare Ziel einer Verschlackung des Personalkörpers verfolgten, und sie sich aufgrund ihrer fehlenden Ausbildung ebenfalls in der Gefahr sehen musste, entlassen zu werden, konnte Inge keine Möglichkeit finden diesem „Schicksal“ zu entgehen – auch weil sie wahrscheinlich Entlassungswelle für Entlassungswelle die Hoffnung hatte, dass sie doch nicht betroffen sein würde. So hatte sie sich für den Fall der Kündigung kein geeignetes Handlungsmuster zurechtgelegt oder entsprechende Pläne gemacht, was sie in eine Situation stürzte, die sie völlig unvorbereitet mit einem gewissen Bewältigungsanspruch konfrontierte. Genau dieser Umstand stellt den Gegensatz zu Inges bisherigen beruflichen Abbrüchen dar: Während die früheren Male noch ihre eigene Entscheidung sowie eine Art Selbstinitiation beinhalteten, so wurde ihr Handeln hier vollständig fremdbestimmt überformt und die Entscheidung von anderer Seite gegen ihre Willen gefällt. Darüber hinaus ist es sehr wahrscheinlich, dass das Gefühl „Nicht mehr gebraucht zu Werden“ aus dem Erleben der Umverteilung ihrer Aufgaben auf anderen und des Wegrationalisiert-Werdens resultierte und damit negativen Einfluss auf Inges Selbstwirksamkeitskonzept ausübte.

Dadurch, dass ihr Ehemann durch die vollständige Übernahme des Geschäftes beruflich bereits fest im familiären Setting verankert war und damit die berufsbiographischen Entwurf von Inges Eltern bzw. genauer ihres Vaters übernommen hatte, wird ein gewisser (biographischer) Zugzwang für Inge deutlich, der ihrem emanzipatorischen Handlungsmuster entgegenlief und sie in das Rollenmuster ihrer Mutter als Unterstützerin des Familienbetriebes sowie als Hausfrau geradezu hineinziehen mochte. Hatte dieser Zugzwang vor dem Verlust ihres Arbeitsplatzes im Großraumbüro eher indirekten Charakter, so wurde er danach von Gregor direkt und offen artikuliert in dem „Rat“, sie solle „*daheim*“ bleiben, im Betrieb „*ein bisschen mithelfen*“ sowie „*[ihren] Haushalt*“ (2/29f) machen, so dass dieselbe patriarchalische familiäre Ordnung manifestiert werden würde, wie zu Zeiten ihrer Eltern.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Diese Ordnung stand jedoch konträr zu Inges eigenem biographischen Planungsentwurf, obwohl sie sich am Ende wahrscheinlich aus Mangel an Alternativen darauf einließ.

Der darauf folgende Neuordnungsprozess, den Inge anscheinend als radikale Anpassung an die Alltagsordnung der restlichen Familienmitglieder konstituierte, rief bei ihr eine körperliche Reaktion hervor: Sie bekam einen Ausschlag, der von einer Ärztin als somatische Folge der „*Lebensumstellung*“ (10/27) diagnostiziert wurde. Inge bekam den Rat, sich auch weiterhin an ihre alten Alltagsmuster wie vor der Entlassung zu halten, die u.a. hinsichtlich der Schlafenszeiten teils extreme Züge angenommen hatten, und damit eine Phase des Übergangs zu ermöglichen. Damit wird eine Bewältigungsstrategie deutlich, die eine in erster Linie zeitlichen Charakter besitzt: Der Wegfall der beruflichen Tätigkeit Inges im Großraumbüro bedeutete zum einen eine sozialräumliche Verengung auf das familiäre Setting, die durch ihre Mitarbeit im Familienbetrieb verfestigt wurde. Zum anderen entstand eine zeitlich entgrenzte Situation im Haushalt, die nicht mehr den Ansprüchen des ehemaligen beruflichen Alltags gehorchen musste (*„ja, und jetzt war ich den ganzen Tag daheim, da habe ich dann/äh meine Wäsche nicht unbedingt aufs/ähäh Wochenende gelegt oder so. Ich konnte einfach mehr machen.“* (10/44ff)). Als diese Entgrenzung durch eine abrupte Veränderung der Alltagsordnung nicht angemessen bewältigt werden konnte, kehrte Inge wieder zu der alten Ordnung zurück, auch wenn diese nicht vollständig auf die neue Anforderungsstruktur zu passen schien. Dabei ist anzumerken, dass das Erleben der Fremdheit in einer neuen Rahmensituation durch den Aufbau einer neuen, ebenfalls fremden Alltagsstruktur vermutlich noch weiter vergrößert wurde. So klingt es vollkommen logisch, dass eine Lösung in dem Aufrechterhalten von bekannten, teils ritualisierten Handlungsmustern zu liegen scheint, die einem gewohnten zeitlichen Ablauf folgen.

Aber auch die Gestalt der Handlungsmuster muss an dieser Stelle näher in den Blick geraten. So übernahm Inge zwar neue Aufgaben in Betrieb wie auch Haushalt, allerdings nicht in der Weise, wie ihr diese von ihrem Ehemann vorgeschlagen oder auch von ihrer Mutter vorgelebt wurde, sondern sie „steigerte“ sich in den Betrieb hinein (*„habe mich ja dann auch mehr/äh um den Betrieb gekümmert, was ich ja vorher gar nicht gemacht habe“* (10/46f)) und orientierte sich an den Tätigkeiten ihres alten Berufes. Auch hierin zeigt sich eine Bewältigungsleistung, die die Akzeptanz eines neuen Settings und das Zurechtfinden darin ermöglicht und im Grunde in der Übertragung von (passenden) Handlungsmustern von dem einen in das neue Setting besteht und das Erleben der Fremdheit aufzubrechen vermag. Hinzu kommt, dass sich im Erleben des „Wegrationalisiert-Werdens“ auch das Erleben der Entwertung im beruflichen Kontext formierte – die eigene Funktion, Arbeitskraft und am



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ende auch Person war aus ökonomisch-rationaler Sicht „nichts mehr wert“. Das „Reinsteigern“ im Familienbetrieb könnte man als Reaktion auf diese Entwertung ansehen i.S. einer Aufwertung im familiären Kontext, der nun mit dem beruflichen verbunden wurde.

*Negative Überlagerung des familiären Settings durch den Wandlungsprozess von Gregor*

Nachdem die o.g. Situation ca. fünf Jahre aufrecht erhalten wurde (bis 1988) erschütterte der Tod der Mutter die Familie und legte Prozessstränge offen, die in ihrem Verlauf zum Zerschneiden der Familie und des Geschäfts führten. Hauptsächlich brach bei Gregor ein Prozess auf, der im Rahmen einer Alkoholsucht zu einer zunehmenden Entfremdung der Ehe und damit auch des beruflichen Kontextes führte. Allerdings ist der Beginn dieses Prozesses viel früher zu suchen; nämlich mit dem Kennenlernen von Inge, welches die Grundlage für die spätere berufliche Entwicklung erst ermöglichte. Zudem enthält dieser Prozess viele fremdbestimmte Elemente, die eigenständigen Entscheidungen gegenüber stehen, wie etwa die Übernahme von Einstellungs- und Erwartungsmustern von Inges Familie durch die Aufgabe der eigenen beruflichen Planung („und dann hat er halt gemeint, er müsste sich halt selbstständig machen, jetzt mit dem Geschäft Getränkevertrieb“ (2/9f)). Die Ambivalenz der Entscheidung des Studienabbruchs wurde weiter oben bereits deutlich gemacht. Der Abschluss des Prozesses ist spätestens an dem Zeitpunkt des Todes von Inges Vater zu suchen. Ab diesem Zeitpunkt führte Gregor den Betrieb mit Unterstützung von Inges Mutter und Inge. Als die Mutter verstarb und daraufhin das familiäre Setting erneut geordnet wurde, entdeckte Inge den zunehmenden Alkoholkonsum von Gregor und identifizierte ihn als Problem sowie indirekt als Teil eines Veränderungsprozesses, den sie selbst nicht zu durchschauen vermochte: „Mein Mann, ich finde halt jetzt, das gehört auch ein bisschen dazu. Mein Mann hat sich irgendwie ähm verändert, warum auch immer, ich weiß es bis heute nicht.“ (2/33ff) und „zwischenzeitlich/äh ist mein Mann auch dem Alkohol verfallen. (etwas abgehackt gesprochen bis (\*)) Also halt langsam (\*) äh, mal morgens ein Bier, habe ich festgestellt, und so. Und/äh .. ja und dann mit der Zeit wurde es auch immer mehr.“ (2/47ff).

Inwieweit der Alkoholkonsum, der im Verlauf (aus Inges Sicht) Anzeichen einer stofflichen Abhängigkeit entwickelte, als ein direktes bzw. indirektes, möglicherweise unbewusstes Bearbeitungsmuster des Wandlungsprozesses zum Inhaber eines Kleinbetriebes unter sich ständig verändernden Ordnungsstrukturen im breiten Überschneidungsbereich zwischen familiärem und beruflichem Setting identifiziert werden kann, lässt sich nicht vollständig klären (Zu beachten ist, dass hier lediglich die Perspektive von Inge und die damit

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

zusammenhängenden biographischen Konstruktionen vorliegen und nicht diejenigen von Gregor). Dennoch lässt sich dieser Zusammenhang logisch aus dem Datenmaterial schließen und gibt damit einen Einblick in Inges Begründungszusammenhänge für den späteren Verlauf ihrer Ehe wie auch des Betriebes. So ist es Inge zwar möglich, ihr familiäres Umfeld aktiv zu gestalten (evtl. Fremdheit abzubauen) und sich darin immer wieder neu zu verorten. An dem Alkoholkonsum und dem damit vermutlich verbundenen Entfremdungserleben bzgl. ihres Ehemannes kann sie allerdings nichts ändern: *„Auf jeden Fall/ähm .. ja/äh, sein/äh Alkoholismus, das ging immer weiter, bis der morgens schon mehrere Biere betrunken hat. Und/äh ..(3).. ich ewig und drei Tage auf ihn eingeredet habe, er soll was tun dagegen, aber er hat's nicht gemacht.“* (3/7ff)

Des Weiteren bedeutet die Alkoholabhängigkeit von Gregor eine Parallele zu Inges Mutter an, die ebenfalls an einer (später scheinbar erfolgreich überwundenen) Abhängigkeitserkrankung litt, so dass auch dieses biographische Element aus der Ehe ihrer Eltern auf Inges eigene Ehe übertragen wurde.

#### *Inges neuer biographischer Planungsentwurf und die Durchsetzung im familiären Setting*

An dieser Stelle hakte Inge ein und entwickelte einen neuen biographischen Planungsentwurf: Sie zog sich aus der Verantwortung für den Familienbetrieb zurück und konzentrierte sich nach der Geburt ihres zweiten Kindes 1989 (ein Jahr nach dem Tod ihrer Mutter) mehr auf ihren „Haushalt“ (2/38) und die Erziehung der Kinder. Ihr zweiter Sohn sei ein „*totales Wunschkind*“ (2/36) gewesen, was im kontrastierenden Rückschluss auf den ersten Sohn andeuten könnten, dass jener eben kein „Wunschkind“ war, sondern die erste Schwangerschaft ungewollt war (was möglicherweise eine Rolle für die verhältnismäßig frühe Heirat spielen könnte). So sei „*das Zurückziehen/äh im Geschäft [...] wegen/wegen den Kindern*“ (13/22f) gewesen, damit Inge diese „*besser [...] im Auge*“ (13/22) hatte, da die (zu dieser Zeit) beiden Kinder „*lebhaft Kinder*“ (11/35f) gewesen seien. Gleichzeitig stellte sie fest, dass die Mehrfachbelastung zu viel für sie wurde – vor allem hinsichtlich der (von ihr definierten) zufriedenstellenden Erfüllung ihrer Aufgaben, so dass sie auf der einen Seite zu „*gestresst dann [war], äh/um dann äh freundlich Kunden zu bedienen*“ (13/24f), und auf der anderen Seite „*abends so fertig, war abends so/so/so kaputt*“ (13/26) war, dass sie innerhalb von „*drei Sekunden*“ (13/27) im Bett einschlief. Inge zeichnet also einen äußeren Druck auf – hervorgerufen durch den Tod der Mutter und damit den Verlust einer wichtigen unterstützenden Instanz zum einen und zum anderen durch die wachsende Belastung auf der familiären Seite durch die Geburt eines zweiten Sohnes, der sich als „*sehr stressig*“

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

entpuppte. Dass sie diesen Druck reduzieren musste, wurde ihr durch die Beobachtung des Anstoßens an körperliche Leistungsgrenzen deutlich, so dass sie die beruflichen Aufgaben im Betrieb reduzierte, was man wiederum mit dem Abbruch ihrer ArzthelferInnenlehre vergleichen konnte. Auch hier waren es körperliche Anzeichen (Schlecht-Werden bei Operationen), die sie zu einer Änderung der berufsbiographischen Planung bewegte, wobei natürlich auch die unterschiedliche Situation betrachtet werden muss. Im Grunde stellte der Rückzug aus dem Betrieb ebenfalls ein Abbruchmuster dar, mit dem sie ihre damalige berufliche Tätigkeit als Mitarbeiterin bzw. Mit-Inhaberin aufgab.

Durch die Verknüpfung der beiden Settings Beruf und Familie führte diese (eigentlich berufliche) Entscheidung ebenfalls zu Verwerfungen auf der familiären Seite, die sich in einer klareren Trennung zwischen Familie und Betrieb zeigte und das Organisationsmodell von Inges Eltern durchbrach. Durch technische Innovation konnten allerdings neue Ressourcen im Betrieb geschaffen werden, etwa durch Erstellung von Rechnungen direkt am PC (11/9ff). Gregor war es aber nicht möglich, diese Ressourcen eigenständig zu nutzen, da er sich mit der Arbeit am PC nicht auskannte: *„Er war handwerk/werklich geschickt, aber so PC-mäßig eine Null.“* (4/8). Für ihn war scheinbar auch die Entwicklung der Familie ein Prozess, den er nicht aktiv beeinflussen vermochte. So schien er in die Planung, die Inge entwarf, nicht wirklich eingebunden zu gewesen zu sein: *„Das [Rauchverbot im Haus] habe ich irgendwann beschlossen, wie ich beschlossen habe noch/äh ein zweites Kind zu haben.“* (13/50f). Dadurch entstand für Gregor ein immer fremderes Umfeld, dem er zwar (stumm) zustimmte (*„Und/äh meinem Mann war es eigentlich auch recht“* (2/47)), jedoch selbst wenig Einfluss hatte und ihm lediglich die Möglichkeit blieb, die Änderungen zu akzeptieren. So schloss er sich Inges Auffassung bzgl. ihres zweiten Kindes an, so dass *„der Zweitgeborene [...] auch sein totales/es totale[r] Wunschsohn“* (3/4f) gewesen sei.

Insgesamt wirkt es so, also sei Gregor durchgehend mit den Veränderungen in Betrieb und Familie überfordert gewesen; so als habe er zwar die Veränderung hin zu einem Kleinbetriebsinhaber äußerlich bzw. strukturell verarbeitet, jedoch die zugehörigen Bewältigungsstrategien nicht entwickelt, so dass er mehr und mehr an Handlungsfähigkeit einbüßen musste. Dies könnte der Kern des Prozesses sein, den Inge als Veränderung bei ihrem Ehemann wahrnahm, der sich mit der Entwicklung einer Alkoholabhängigkeit verband und am Ende in gewalttätigen Handlungen gegenüber seinen Kindern gipfelte – in einem vollständigen destruktiven Kontrollverlust, der ihn zwar mehr und mehr von der Familie spaltete, die sozialen Strukturen ihn aber im Setting festhielten. Immer wenn Gregor gegenüber den Kindern handgreiflich wurde, schritt Inge ein und stellte sich schützend vor

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sie. Sie wurde zur Schutzinstanz nicht nur für ihre Kinder, sondern ebenfalls für die Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit des familiären Settings in der von ihr gestalteten Form gegenüber einem beruflichen Setting, das mehr und mehr zusammenzufallen schien. Das Fatale ist – und dies wurde bereits häufiger erwähnt – dass sich die Funktionsfähigkeiten der beiden Settings gegenseitig bedingten und eigentlich nicht ohne das jeweils andere aufrecht erhalten werden konnten. Gregors Abwenden von dem dritten Kind, das er ebenfalls gewollt habe, kann sich Inge nicht erklären, auch wenn sie verschiedene Versuche unternimmt: *„Und der Drittgeborene dann/äh .. da habe ich irgendwann gemerkt/äh, dass das vielleicht doch für ihn zu viel war. Das irgendwie hat er nicht so gemocht. Vielleicht hat es auch am Alkohol gelegen, oder .. ich weiß es nicht. ..“* (3/5ff). So kann grundlegend daran festgehalten werden, dass die Familie für Gregor in der Weise immer fremder wurde, in der Gregor für seine Familie immer fremder wurde.

Auch Inge macht einen Entfremdungsprozess durch, innerhalb dessen sie von ihren ehemaligen beruflichen Planungen abrückte, jedoch biographisch zu bearbeiten wusste. Ihr Streben nach Emanzipation wurden nicht aufgegeben, sondern vom beruflichen auf den familiären Kontext übertragen: Sie versuchte nun nicht über den Beruf von der Familie unabhängig zu sein, sondern über die Familie vom Beruf. Dabei fand eine (für Inge teils unbemerkbare) Entkopplung von der Arbeitsgesellschaft statt, die durch die Kinder als „Katalysatoren“ zwar beschleunigt und verstetigt wurde, allerdings für Inge gerade erst dadurch Kompetenzentwicklungsprozesse möglich wurden, wie z.B. der Umgang mit dem PC; denn ihr Sohn war es, der sie mit dem PC und seinen Funktionen vertraut machte und auf diese Weise die Rolle eines Türenöffners einnahm. Die hohe biographische Relevanz der Kinder und die oft wiederholte Passung zu den Erwartungsentwürfen – dargestellt in dem Ausdruck der „totalen Wunsch Kinder“ – können als Verblendungsmechanismen identifiziert werden, die die Notwendigkeit einer nochmaligen Neuordnung des Settingsverbundes Familie-Betrieb verdeckten bzw. einen gegebenenfalls erforderlichen Bruch (z.B. Verkaufen des Betriebes) und Neuanfang der Familie unmöglich machten.

*Auflösung des Spannungsverhältnisses „Familie – Betrieb“ durch das Ende der Ehe*  
Das Aufrechterhalten der Prozessdynamik der Spaltung der Settings Familie und Beruf entspräche dem genau gegenteiligen Bewältigungsmuster zu Letzterem und endete später in der Scheidung und der Aufgabe eines (heruntergewirtschafteten) Familienbetriebes. Die Interventionen von Inge, die sich insbesondere auf die Bekämpfung von Gregors Alkoholabhängigkeit bezogen, waren erfolglos und hinterließen Inge in dem Erleben, an der

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

damaligen, ständig eskalierenden Situation nichts mehr ändern zu können und sie einfach erleiden zu müssen: *„Auf jeden Fall/ähm .. ja/äh, sein/äh Alkoholismus, das ging immer weiter, bis der morgens schon mehrere Biere betrunken hat. Und/äh ..(3).. ich ewig und drei Tage auf ihn eingeredet habe, er soll was tun dagegen, aber er hat's nicht gemacht. Und .. dann irgendwann war es so schlimm, dass er gegen die Kinder ging. Und halt die Kinder, die waren sehr lebhaft, wenn sie mal irgendwas angestellt hat er schon mal gleich die Hand gehoben. Und dann bin ich öfter mal dazwischen. .. Und, irgendwann habe ich es so leid gehabt ..“* (3/7ff). Auch an dem gleichzeitigen Niedergang des Betriebes, welcher für die immer wieder durch KundInnenanrufe deutlich wurde, konnte Inge nichts ändern und war – auch durch die Fokussierung auf das Handlungsfeld der Familie zur Passivität verdammt.

Dieses Erleiden verstärkte sich durch die sozialräumliche Einengung auf das familiäre Umfeld, welche Inge zunächst durch ihr Bewältigungshandeln verstärkte: Sie verkroch sich *„oft auch/äh hinterm PC“* (3/13). Jedoch wird diese Bewegung des territorialen Rückzugs über die funktionale Differenzierung des PC als Medium, um im Chatroom mit anderen zu Kontakt zu treten, quasi ins Gegenteil gedreht: Die Einengung wird durch die sozialräumliche Erweiterung im virtuellen Sinne aufgelöst und kann deswegen als Bewältigungshandeln angesehen werden, das die prekäre Familiensituation aufzulösen versuchte. Bis auf eine Freundschaftsbeziehung zu einem älteren Mann, die als eine Art Brieffreundschaft aufrecht erhalten wird, kann man sagen, dass Inge es schaffte spätere Liebesbeziehungen als deutliche Substitute der Ehe (*„Ja, wie es so ist, wenn man nicht glücklich ist/äh, ist man halt schnell irgendwo anders, also ist man schnell verliebt wieder.“* (3/18f)) vom virtuellen in den realen Raum zu transferieren. Dies lief zu Beginn noch heimlich ab, was auf der einen Seite einen zusätzlichen Reiz ausgeübt haben könnte, auf der anderen Seite allerdings auch als Hindernis gewertet werden kann. Inge wollte nach außen hin (zu beachten ist der dörflich-ländliche Wohnort) den Schein einer Ehe bewahren, obwohl diese intern als *„tot“* (3/41) bezeichnet wird und Inge *„keinen Bezug mehr zu“* (3/41) ihrem Ehemann hatte. Aus einem Bewältigungsversuch der sich zuspitzenden krisenhaften Situation in der Familie heraus baute Inge mit Hilfe des Chattens eine zweite Prozesslinie auf, die die Dynamik des Spaltungsprozesses Familie-Betrieb beschleunigte.

Abgeschlossen wurde jene Spaltung mit der Aufdeckung der Internetbeziehung, die innerhalb einer hochdramatischen Situation ablief und als sprichwörtliche „Bombe“ platzte bzw. sich kathartisch entlud. Eine vermeintliche Selbstmordandrohung ihres Internetfreundes über den Chat veranlasste Inge zu einem helfenden Einschreiten, innerhalb dessen sie Gregor über die Beziehung aufklärte. Für Inge gestaltete sich dieser Schritt der Aufklärung als

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

fremdbestimmtes Moment, das sie durch das Generieren einer Handlungsnotwendigkeit dazu brachte, eine Entscheidung zu fällen – für oder gegen die Ehe. Aufgrund dessen ist diese Situation als Wendepunkt zu identifizieren, an dem aufgestaute Prozessdynamiken ausbrachen und zu Neuordnungsanstrengungen auf dem Fundament einer neuen Erkenntnislage führten – und implizit zu der Beendigung der Ehe führten. So wurden beispielsweise die Rollenzuschreibungen neu verteilt: Gregor wurde vom Ehemann zum Freund, der von Inge Tipps bekam, wie er neue Frauen kennenlernen konnte. Dabei übertrug sie ihr „Erfolgsmodell“ des Chatters auf ihn, was am Ende tatsächlich auch bei ihm zu einem positiven Ergebnis führte. Gregor baute über den Chatroom den Kontakt zu einer Frau auf, die ihm die Perspektive des Ortswechsels eröffnete. So wurde für ihn ein Übergang vom aktuellen familiär-partnerschaftlichen Setting in ein neues geschaffen; alleine die Aufrechterhaltung des Betriebes als Existenzgrundlage stellte noch ein Hindernis dar. Klar ist, dass Inge die treibende Kraft bei der Neuordnung der Familie darstellte. Und dies war vor allem durch die Möglichkeit determiniert, dass sie auf den Chatroom in der Funktion einer „PartnerInnenbörse“ zurückgreifen konnte.

Seit der aufklärenden Situation in Zusammenhang der Selbstmordandrohung führte Inge ihre Internetbeziehung offen und lud ihren neuen Partner zu sich ein, auch während Gregor anwesend war: „*Und mein Mann hat halt zugeschaut.*“ (3/40). Gregor wurde nun von der innerhalb eines lange verlaufenden Entfremdungsprozesses entstandenen AußenseiterInnenposition sukzessive aus dem familiären Setting entfernt, wobei man nicht davon sprechen kann, dass dies keine emotionalen Spannungen verursachte. Inges Erleben, dass sie „*sich nicht mehr in die Augen schauen*“ (4/12) konnten, zeigt deutlich, dass die Situation vielleicht geklärt war, jedoch nicht auf beiden Seiten akzeptiert und entsprechend verarbeitet werden konnte. Perspektive war alleine der Auszug von Gregor im Sinne einer problemfokussierten Bewältigungsstrategie. Unklar ist, inwieweit Gregor seine Alkoholabhängigkeit beenden konnte oder auch ob er in anderer Weise als mit – zugespitzt formuliert – lethargischem Zusehen und emotionslosem „die Dinge geschehen lassen“ reagierte, beispielsweise Wutausbrüche zunahm.

Auch wenn Inge ihre Kinder ab und zu über das Wochenende zu ihrem neuen Internetfreund mitnahm, so kann man nicht davon sprechen, dass er tatsächlich die Funktion eines Vaterersatzes eingenommen hat. Inge bezeichnete sich nach dem Auszug von Gregor als „*mit den Kindern [...] alleine*“ (4/16), so dass ein gleichzeitiger Einzug des Freundes ausgeschlossen werden kann. Sicherlich wurden ebenfalls alle Alltagsstrukturen wie gewohnt aufrecht erhalten. Hinzu kommt, dass ihr Freund „*nicht harmoniert[e] mit den Kindern*“

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

(4/21), was eines von Inges maßgeblichen Kriterien zu sein scheint, nach denen sie neue Partner hinsichtlich ihrer Integrationsfähigkeit in das familiäre Setting bemisst. Gregor selbst nahm sich 1999 vorerst eine Wohnung in der Nähe, um das Geschäft weiterhin führen zu können, wobei dessen Aufgabe Inge als unvermeidbaren Schritt darstellt: „*aber/äh da war nix mehr zu machen. 2000 dann hat er's Geschäft ganz abgemeldet.*“ (4/14). Mit dem sukzessiven Verlust der Geschäftskontakte durch den Niedergang des Betriebes wurde Gregor zusätzlich zu der AußenseiterInnenposition innerhalb der Familie auch im Beruf zunehmend isoliert und sozialräumlich eingeengt. Die Auflösung dieser Lage wurde ihm – wie bereits angesprochen – durch Inge vorgegeben und bestand am Ende in dem Wegzug nach C-Stadt zu seiner neuen Partnerin zusammen mit dem Abmelden des Betriebes, also einem konkreten „Neuanfang“.

#### *Inge als Oberhaupt der Familie und aktive Gestalterin des familiären Settings*

Noch vor Gregors Wegzug beendete Inge die erste Internetbeziehung insbesondere aus dem o.g. Grund, dass der Freund nicht mit den Kindern „*harmoniert[e]*“ (4/21). Zuvor hatte sie bereits einen neuen Mann im Chatroom kennengelernt, zu dem sie eine biographische Parallele konstruierte: Er hatte ebenso wie Inge ein Beziehungsende zu verarbeiten und sei von seiner „*Frau verlassen*“ (4/28) worden. Es kam also wiederum zu einem Überschneiden zwischen einer bestehenden partnerschaftlichen Beziehung und der Entstehung einer neuen. Und auch dieses Mal entstand eine Situation, in der Inge gezwungen wurde ihre Gefühlslage gegenüber ihrem Partner offen zu legen, wenn auch in ein wenig vertauschten Rollen. So bedrohte ihr „alter“ Internetfreund Inge sowie ihren potentiellen „neuen“ damit, dass er handgreiflich werden würde. Inge reagierte mit „*Panik [...] und Kurzschluss*“ (4/39) und gestand „*dem Neusten*“ (4/40) ihre Zuneigung. Konkret ist es die Androhung von Gewalt – ob gegen sich selbst oder gegen andere – durch die jener Mann Inge mindestens in diesen zwei zentralen Situationen zur Selbstoffenbarung und damit zum Handeln an Zeitpunkten zwang, die nicht ihrem eigenen Planungsmuster entsprachen. Allerdings stand die Zielrichtung des Handelns (Ende der Ehe zum einen, Liebesgeständnis auf der anderen Seite) jeweils von vorne herein fest, so dass trotz des Empfindens der „*Panik*“ (4/39) eine gewisse Handlungsfähigkeit erhalten blieb und lediglich der Impuls fremdbestimmt wurde, durch den die Entscheidung gefällt wurde.

Die Phase des „Kennenlernens“ des potentiellen neuen Partners zog sich einige Zeit und über mehrere Treffen hinweg (ähnlich wie bei Gregor, bei dem diese Phase ein ganzes Jahr andauerte). Dabei wurde der „Neue“ indirekt „geprüft, ob er den Ansprüche Inges an einen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Partner genügen würde. Bei den ersten Treffen inszenierte sich Inge insbesondere in der Rollenzuschreibung als Hausfrau und Mutter. Dem „Neuen“ wurde die Rolle des (Ersatz)Vaters zugeschrieben, indem ihn die Kinder „in *Beschlag*“ (4/30) nahmen. Dass er hierauf mit der Annahme dieser Rollenzuschreibung reagierte und beispielsweise „*Papierflieger*“ (4/32) bastelte, imponierte Inge, so dass sie ihn als relevanten Partner identifizierte. Das von da an beginnende „Schauspiel“ als ein Verblendungsschema, in dem „*getan [wurde], wie wenn [...] [beide] gute Freunde wären, weil man kannte sich ja vom Chatten*“ (4/36f), wurde bis zum o.g. von außen herbeigeführten Geständnis beigehalten. Möglicherweise hatte dieses Verhalten auch eine Schutzfunktion für das familiäre Setting, welche erst die Integration von neuen Männern zuließ, wenn diese auch hineinpassten. Am Ende gab die Art der Fürsorge für ihre Kinder den entscheidenden Ausschlag, dass Inge eine neue partnerschaftliche Beziehung mit diesem Mann begann, die zum Interviewzeitpunkt noch existierte.

Genauer betrachtet wird an diesem Punkt deutlich, in welcher Weise Inge bzgl. der Ausgestaltung des familiären Settings die Zügel in der Hand behält: Sie wählte ihre Männer nach spezifischen Kriterien und v.a. hinsichtlich ihrer Eignung als Vater-Substitut aus. Dabei verwendet sie eine Konstruktion der Vaterrolle, welche sich nicht an einer spezifischen Person orientiert (etwa Inges eigenem Vater), sondern eher die Gestalt eines biographischen Rollenentwurfes besitzt, der sich aus ihrer gesamten Erfahrungs- und Erlebenaufschichtung erklären lässt. Von besonderer Bedeutung ist – wie bereits erwähnt – die Fürsorge des Lebensgefährten für ihre Kinder: „*wo es mit den Kindern dann so gut klappt und, wo sich echt um die Kinder kümmert, und/äh dem die Noten nicht egal sind und alles. Und hilft ihnen auch not/und tut/en mit/mit ihnen lesen, Hausaufgaben machen, alles.*“ (5/2ff). Potentielle Partner werden diesem Passungsmuster entsprechend gesucht, wobei der Erfolg nicht als Ergebnis einer konkreten Planung, sondern als „*Glücksgriff*“ (5/1), also als etwas Besonderes dargestellt wird. Darin ist die Befürchtung enthalten, dass es einen genau passenden Partner nicht gäbe und damit zu rechnen sei, dass die entsprechend hohen Erwartungen nicht zu halten seien. Diese Befürchtung bildet den Kontrast zur aktuellen partnerschaftlichen Situation, die damit deutlich hervorgehoben wird – auch gegenüber der restlichen Gesellschaft („*Das hat nicht jede Frau.*“ (5/2)). Die Erwähnung des „Glückes“ zeigt aber auch, in welcher Weise Inge in diesem biographischen Bereich das Erreichen eines Optimalzustandes nur bis zu einem gewissen Grad als planbar beschreibt und ein „*Glücksgriff*“ (5/1) hinzukommen muss. Das entworfene Planungsmuster des familiären Settings geht also bewusst über den Rahmen hinaus, innerhalb dessen sich Inge als



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

handlungsfähig bezeichnen würde. Auf diese Weise prallen in diesem Kontext selbst- und fremdbestimmte Elemente gezielt aufeinander, um am Ende von Inge wiederum bewertet und geordnet zu werden. Es ist ihr also möglich, das „Nicht-Planbare“ in ihre Planung mit einzubeziehen, worin sich die Bestrebung nach mehr biographischer Handlungsfähigkeit erkennen lässt.

Inge ist und bleibt im familiären Setting klar die ordnende Kraft und versteht es auf destruktive Entwicklungen angepasst zu reagieren. Dabei tritt sie auch gegenüber ihres Lebensgefährten in der Mutterrolle auf: *„Ja, er kann auch mittlerweile kochen. Er hat immer behauptet, er kann's nicht. Ich kann jetzt sagen heute Abend: ‚Ich gehe Wäsche aufhängen.‘ Er geht kochen. Er tut dann kochen, ne? [...] Ja, man muss sie nur erziehen.“* (15/3ff). Sie „erzog“ bzw. „erzieht“ als einziger weiblicher Part in der Familie nicht nur ihre drei Söhne, sondern auch ihre Partner. Allerdings nutzte sie bei Letzteren eine konfrontative Strategie, die jene dazu zwang, das von Inge aufgestellte Reglement anzuerkennen: *„Und/äh habe ich gesagt: ‚Entweder du änderst dich oder du gehst.‘ Und er hat sich entschlossen zum Ändern.“* (14/49f). Dies lässt erkennen, dass nur sie die Machtoptionen besitzt, die es ihr ermöglichen über die Zugänge zum familiären Setting zu entscheiden und gem. eines emanzipatorischen Gegenmodells zu ihren Eltern zu gestalten. Darüber hinaus weiß Inge spezifische (auch neue) Funktionen zu bzw. erkennt diese an oder eben nicht.

Jedoch nimmt sie sich von Wandlungsprozessen nicht aus, was sich sehr gut anhand der Änderung des Nutzungsverhaltens des PCs erkennen lässt. Inge bemerkte beispielsweise durch die Zunahme des Chattens (durch das Verhalten ihres Partners auf sie gespiegelt) eine Veränderung in der Kommunikations- und Rollenstruktur im Haushalt. So erlebte sie die Kommunikation als inhaltsleer (*„Was hat er jetzt mit mir geredet? Über die Katze! .. Wir haben vier Katzen. Über die Katze! War/war das jetzt alles, was/was er noch zu sagen hat?“* (14/40ff)) sowie die Zuweisungen der Aufgaben im Haushalt als ungerecht (*„Ich habe/äh da so Zoff gehabt mit meinem jetzigen Freund, der gemeint hat, er kommt mittwochs, setzt sich da hin, wartet, bis er Essen kriegt, weil/äh die Inge ja oben in der Küche steht, die macht schön das Essen. Und ich kann da gemütlich chatten.‘ Irgendwann habe ich das nicht mehr eingesehen.“* (14/16ff)). Dies führte dazu, dass sie selbst das Chatten aufgab und dies ebenso von ihrem Partner verlangte. Auf dieselbe Weise änderte sie die Struktur innerhalb der alltäglichen Abläufe weg von einer geschlechtsgebundenen Rollenzuweisung hin zu einer gerechteren Aufgabenteilung.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

#### *Soziale Sicherung als Belastung und sozialräumlich strukturierte Wege aus der Erwerbslosigkeit*

Nachdem ihre Ersparnisse innerhalb von zwei Jahren nach der Geschäftsaufgabe aufgebraucht waren, trat Inge 2002 den Weg zum Sozialamt an, den sie im Grunde vermeiden wollte, jedoch in Fürsorgeverantwortung für ihre Kinder nicht abwenden konnte: *„Und/äh, ja was willst du da machen? Du gehst dann halt einfach, auch wenn/wenn es dich noch so ankotzt und wenn es dir den Hals zuschnürt, dass du das machen musst. Aber du musst es ja machen, schon allein wegen deiner Kinder.“* (5/39ff). Sie erlebte diesen Schritt also als ihre Handlungsautonomie zutiefst beschränkend und sich selbst als Getriebene bzw. Nicht-Akzeptierte innerhalb der Arbeitsgesellschaft, in der sie nicht die passenden Jobs finden kann. Hinzu kommt das Erleiden eines Statusverlustes von der Mitinhaberin und Mitorganisatorin innerhalb eines familiären Kleinbetriebes hin zu einer Empfängerin staatlicher Transferleistungen, den sie lange Zeit aufgrund des Rückgriffes auf ihre Ersparnisse nicht anerkennen musste. Zudem ist zu beachten, dass das Elternhaus, in dem Inge zum Interviewzeitpunkt wohnte, eine existenzsichernde Konstante bildet und im Gegensatz zu vielen anderen Langzeitarbeitslosen wenigstens die Wohnsituation stabilisierte. Erst durch das Scheitern des neuorganisierten beruflichen Erwartungsfahrplanes und darauf folgend die Notwendigkeit staatlicher Intervention wurde Inge offenkundig, in welcher Situation sie sich befand. Auch die Zuweisung *„arbeitslos“* (5/15) hängt mit dieser Erfahrung zusammen, was darauf hindeutet, dass sie erst durch den Vergleich ihrer biographischen Entwicklung mit sozialen Passungsmustern innerhalb der Arbeitsgesellschaft zu dieser Einschätzung gelangt ist.

Von besonderer Bedeutung ist dabei die Aufstellung einer „neuen“ (berufs)biographischen Planung, die sich v.a. an den vergangenen beruflichen Tätigkeiten orientierte. Es entsteht also kein flexibles Planungsmuster, das sich entsprechend der Angebotsstruktur des Arbeitsmarktes verändern ließe. So schließt Inge etwa eine Anstellung in der Pflege kategorisch aus (*„Denn/äh in so Pflegebereich/bereich oder sowas das möchte ich nicht, weil ich weiß genau, ich kann es nicht und es liegt mir nicht.“* (5/12f)), wobei die Erwähnung als Negativbeispiel innerhalb des Interviews implizieren könnte, dass Inge bereits häufiger mit dieser Berufswahlmöglichkeit konfrontiert wurde. Dagegen präferiert sie einen Job im Büro (*„Ich möchte halt mehr büromäßig was machen. Ich kann gut schreiben, ich kann gut mit dem PC umgehen und außerdem habe ich das ja schon einmal gemacht, ne?“* (5/13ff)) und beschränkt diesen in Anlehnung an den Rat ihres Ansprechpartners im Jobcenter auf das Berufsfeld eines Kleinbetriebes: *„Er hat gemeint, ich gehöre in einen Kleinbetrieb rein. So*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

wie ich es gerade habe. Ähm .. wo ich da .. den ganzen Laden schmeiße quasi. [...] Da würde ich mich am/am aller wohlsten gefa/äh/äahh/ah am wohlsten fühlen. Äh, denn ich denke, in den/äh Betrieben heutzutage, ich bin dafür jetzt schon so lange raus, ich weiß nicht, ob ich mich da so in nem Riesen-Teil da jetzt furchtbar wohl fühle. Also ich denke auch, dass es/äh das Beste für mich wäre.“ (16/35ff). Inge zeichnet mit diesem Planungsmuster ihre eigene (berufs)biographische Entwicklung nach und kehrt zu dem Zeitpunkt zurück, an dem sie sich dazu entschlossen hatte, sich aus dem Familienbetrieb zurückzuziehen. Eine Arbeit in einem „Großraumbüro“ (1/46) wie früher wäre somit ebenfalls ausgeschlossen, was sie jedoch erst in den Monaten vor dem Interview aufgrund der Reaktionen auf ihre Initiativbewerbungen festlegte: „Weil ich habe mich doch/äh, muss ich sagen/äh, wenn ich meine Bewerbungen so durch gehe .. äh meistens bei größeren Firmen beworben habe“ (17/4f). Inge begann also in ihrem beruflichen Neuordnungsprozess nicht direkt bei ihrer Tätigkeit im eigenen Unternehmen, sondern sprang vorerst zurück zu ihrem Beruf als Büroangestellte. Die späte Anpassung auf den aktuellen Berufswunsch lässt mehrere Rückschlüsse zu: Zum einen behielt Inge über ca. acht Jahre hinweg ihre Orientierung an einer Beschäftigung im „Großraumbüro“ (1/46) als Idealtypus aufrecht und zum anderen ist die daran anschließende Veränderung jener Orientierung biographisch begründet, d.h. sie weicht nicht von vorhandenen Erfahrungsaufschichtungen ab. Zudem zeigt sich an dieser Stelle ein Bearbeitungsmuster, das nicht primär von einem individuellen Defizit ausgeht, sondern von einem mangelhaften Passungsverhältnis, das durch eine Modifikation des Suchmusters ausgeglichen werden soll. Damit antwortete Inge ebenfalls auf die fremdbestimmten Vorgaben des Arbeitsmarktes, die sie i.S. eines Wettbewerbes klar in die VerliererInnenposition abdrängten, da sie „Gegenüber den jungen Damen/äh [...] keine Chancen“ (16/34) gehabt habe, die zudem im Gegensatz zu ihr eine Ausbildung hätten. Ihr Ansprechpartner beim Jobcenter bestätigte ihr diesen Umstand, wodurch er lenkende und die Handlungsautonomie einschränkende Funktion einnahm. Er konfrontierte Inge mit „Tatsachen“, die sie zu akzeptieren und ihre zukünftigen Handlungsstrategien danach auszurichten habe. Wie bereits erwähnt reagierte sie darauf mit der Anpassung ihres beruflichen Suchmusters und nicht mit einem Versuch, die an sie herangetragenen „Defizite“ ausgleichen zu wollen – was in Teilen insbesondere hinsichtlich der Stigmatisierung aufgrund des Alters nicht möglich war.

Inge versucht also nicht nur das familiäre, sondern auch das berufliche Setting nach ihrer Maßgabe zu strukturieren und an ihre Bedürfnisse anzupassen, wobei sie einen zentralen Blick auf das „Wohlfühlen“ lenkt, also eine individuelle, emotionsfixierte Beurteilung

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

möglicher Arbeitsstellen anhand sozialräumlicher Gegebenheiten: *„Ich schau mir halt dann die Firmen erst mal/ich suche, wenn ich Initiativbewerbungen mache/äh, suche mir mal erst ne Firma raus. Dann versuche ich Daten aus'm Netz zu ziehen. Ich hatte letztens eine und habe da gleich noch die Belegschaft gesehen und die waren alle so schrecklich sympathisch. Da, ich habe mich da richtig gleich wohl gefühlt. Habe ich gedacht/äh ...: ‚De/das könnte ein Betrieb sein, wo ich reingehe.‘ Aber .. war nix, sie suchen nix.“* (17/7ff). Auch die Formulierung *„reingehe[n]“* weist auf Orientierungsmuster hin, die eine sozialräumliche Strukturierung besitzen. Betrachtet man im direkten Vergleich die Ansprüche an ein berufliches Aufgabenfeld, so fällt auf, wie breit es im Grunde angelegt ist. Entscheidend sind vielmehr die sozialräumlichen Bedingungen, in denen der Beruf ausgeübt werden kann, was im zweiten Schritt zwar auf gewisse Funktionalitäten verweist, diese allerdings einen weniger entscheidenden Charakter besitzen. Dies wird auch durch Inges Ablehnung von Leiharbeitsfirmen bestätigt, bei denen sie störe, *„dass man nicht von vorneherein weiß, um was es geht genau, was für ne Firma es ist“* (17/31f). Es wird also deutlich, mithilfe welcher Strategie Inge aus der Erwerbslosigkeit zu entkommen versucht: Sie beschreibt ihr mögliches berufliches Umfeld und entwickelt einen Idealtypus, den sie mit Hilfe des Internets zu finden versucht und der anfangs in weiten Teilen mit ihrer ehemaligen Tätigkeit im Großraumbüro übereinstimmte. So liegt die Verbindung zu Inges Partnersuche nahe, die ebenfalls über Internet ablief und durch spezielle Kriterien gelenkt wurde.

Inge möchte unbedingt unabhängig von staatlichen Transferleistungen sein, so dass sie auf der einen Seite betont, dass sie sich immer selbst um Stellenangebote gekümmert habe, und damit ihre institutionelle Unabhängigkeit hervorhebt. Auf der anderen Seite war und ist sie auch gegenüber Arbeitsgelegenheiten und Weiterbildungsmaßnahmen weitgehend offen. Sie schafft es auf alle Fälle, jene Maßnahmen jeweils positiv in ihre Lebensgeschichte einzuordnen, wobei die Kategorie der „Hilfe“ zum Tragen kommt: *„Das hat mir also .. auch wieder weiter geholfen. Es/es hilft dann immer mehr/äh. Ich habe jetzt eine super-tolle Bewerbung äh .. formmäßig schon einmal. Also das/da habe ich mitgenommen.“* (6/49ff). Die Zuweisung überlässt sie allerdings ihrem Betreuer im Jobcenter und ergibt sich dessen Planung (7/31ff). So erhält man ein ambivalentes Bild von Inges Handlungsmöglichkeiten in der Arbeitslosigkeit: Zwar stellt sie sich als die aktive Gestalterin ihres beruflichen Planungsmusters dar, doch kann sie dies nur in einem sehr beschränkten Rahmen in die Tat umsetzen. Einerseits wird sie von den arbeitsgesellschaftlich vorstrukturierten Anforderungsprofilen eingeschränkt, andererseits wird sie durch das Jobcenter immer wieder in Integrationsmaßnahmen vermittelt, wobei sie scheinbar keine Mitsprache besaß. In dieser

Perspektive lässt sich erkennen, dass beinahe der gesamte Prozess der Arbeitsmarktintegration eine fremdbestimmte Überformung besitzt. Die dabei wirkenden Prozesspotentiale verdichten sich allerdings erst mit der Notwendigkeit der sozialen Absicherung durch staatliche Institutionen und wurden davor aufgrund des Besitzstandes unterdrückt.

Dennoch wusste und weiß sich Inge innerhalb dieser Prozesslinien zurecht zu finden und generierte Handlungs- und Aneignungsmuster mit dem Ziel der aktiven Bewältigung ihrer Situation. Deutlich macht sie dies innerhalb von zwei Erzählungen:

1. **Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde:** Bereits 2004 wird sie durch das Sozialamt einer Arbeitsgelegenheit in ihrer Gemeinde zugewiesen, die sehr wahrscheinlich noch im alten gesetzlichen Rahmen des BSHG durchgeführt wurde. Es war ein Halbtagsjob, der nur sieben Monate im Jahr andauerte und den sie bis 2007 ausübte. Inge übernahm Tätigkeiten im Grünpflegebereich sowie die Instandhaltung gemeindeeigener Einrichtungen (z.B. der Friedhof). Die Zuweisung wurde durch die Behörde fremdgesteuert – Inge hatte scheinbar keinen Einfluss darauf – und durch ein schockhaftes Erleben eingerahmt, das Inge als „*Schrecklich!*“ (20/5) empfand. Sie sprach sich sogar selbst Mut zu, indem sie der Tätigkeit eine Kurzfristigkeit unterstellte: „*Ach ja, äh/äh am Anfang, da habe ich gedacht: ‚Ach Gott, nein, da/das musst du eh ohnehin nicht lange machen, ähm.‘*“ (20/18f). Desweiteren kam hinzu, dass sie von dem Bürgermeister der Gemeinde am ersten Tag begrüßt wurde. Obwohl man hier eine positive Situationsrahmung vermuten könnte, so wurde sie jedoch von Inge als belastend empfunden, da Inges gesellschaftliche Zuschreibung als Sozialhilfebezieherin aufgrund des Zusammentreffens in diesem beruflichen Setting mehr als offenkundig wurde. Sie wurde konkret mit ihrem Wandel von der Besitzerin eines Familienbetriebes, den sie bzw. ihr Ex-Mann von ihrem Vater übernommen hatte und der im Laufe der Jahre heruntergewirtschaftet worden war, hin zu ihrer aktuellen Situation konfrontiert. Ihre Reaktion („*habe ich für mich gedacht: ‚O Jessas, nee!’*“ (20/20f)) kann in Verbindung mit der Aussage, dass ihr der Bezug von Sozialhilfe „*den Hals zugeschnürt*“ (5/40f) habe, zusammen mit der daran angeschlossenen Generalisierung „*Weil das macht man nicht gern. [...] Ich denke mal, dass es jeder so geht oder jedem überhaupt.*“ (5/47ff) als Schamgefühl gegenüber dem Bürgermeister gedeutet werden. In diesem Falle wäre bei Inge das Empfinden des Statusverlustes bzw. eines gesellschaftlichen Abstieges tatsächlich vorhanden und würde eine angemessene Bewältigungsstrategie notwendig erscheinen lassen.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Der Beginn dieser Tätigkeit kann also keinesfalls als positiver Start in eine neue Beschäftigung bezeichnet werden, sondern eher als abschreckende Erfahrung innerhalb eines neuen, fremden Settings, in das Inge durch institutionelles Handeln – salopp formuliert – hineingeworfen wurde. In dieser Situation trat jedoch eine helfende Instanz in Form einer neuen Kollegin hinzu, die sie quasi an der Hand nahm und ihre ersten Schritte in der Arbeitsgelegenheit lenkte: *„Ja, ok, die Kollegin, die war furchtbar nett dann und: ‚Ah, Inge, gehst du mit mir?‘ uns so, und. Ja, und, anstrengend, und/äh .. nach ner gewissen Zeit hat mir das Spaß gemacht eigentlich auch.“* (20/21ff). Durch diese Unterstützungsleistung gelang es Inge, sich an die Tätigkeit zu gewöhnen und eine vormals negative Rahmung des Settings in eine positive zu wandeln. Der Aneignungsprozess wurde also vorerst von außen initiiert, jedoch in einer Weise, die anschlussfähig zu Inges persönlicher Disposition war und von ihr angenommen werden konnte. Ereignisse, wie das Lob der BürgerInnen für ihre Arbeit, wurden positiv in den Erfahrungshintergrund eingeordnet und erzeugten eine motivierte Haltung bis hin zu dem Erleben von *„Spaß“* (20/23). Der besondere Anspruch bestand darin, dass diese Beschäftigung scheinbar Inges erste Bewegung aus dem familiären Setting hinaus und damit eine Öffnung der territorialen Konzentration weg von dem virtuellen Bearbeitungsmuster darstellte (*„Ich bin ja auch unter Menschen dann gekommen .. und/äh“* (20/23f)). Diese Öffnung übte einen größeren Anreiz auf sie aus als der geringe Zuverdienst: *„Und/äh .. du hast den Effekt davo/äh/dann, dass du ne Freundin hast und dass du erzählen kannst und/und dass unter anderen Menschen noch bist.“* (20/47ff). Dass die Arbeitsstelle Inge vermutlich ebenfalls das Gefühl des *„Wohlfühlens“* entsprechend ihrer beruflichen Erwartungsmuster gab, lässt sich daran herleiten, dass sie den Versuch unternahm eine Festanstellung zu bekommen, auch wenn es keine Tätigkeit im Büro war.

2. **Projekt A:** Durch das Handeln eines neuen Fallmanagers im Jobcenter wurde Inge 2008 in Projekt A, eine frauenspezifische Integrationsmaßnahme, vermittelt, an der sie bis zum Interviewzeitpunkt teilnahm. Wiederum entstand der Eindruck der Fremdbestimmung, da Inge eigentlich sehr gerne in der Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde weiterarbeiten wollte, sowie das Erleben eines Schocks: *„Wie ich da reinkomme, denke ich: ‚Ach Gott, was ist das jetzt?‘“* (7/3f). Das neue Setting wirkte auf sie erneut sehr fremd und erforderte von ihr eine Aneignungsanstrengung. Und auch dieses Mal wird dieser Prozess mit der Unterstützung von helfenden Instanzen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

initiiert, die Inge im weiteren Verlauf der Maßnahme als „Freundin“ (7/14) bezeichnete. Während eines Auffrischkurses in Mathematik wendete sie sich an eine andere Projekt-Teilnehmerin, um sich von ihr helfen zu lassen. Ab diesem Moment konnte sie sich immer besser innerhalb des neuen Setting zurechtfinden und sich außerdem individuelle Funktionen zuschreiben. So sei Inge selbst zu einer helfenden Instanz geworden und werde auch als solche in unterschiedlichen Kontexten von Projektpersonal konkret eingebunden: *„Aber ich/äh ich bin eine, ich helfe laufend gern auch. Und ich habe jetzt vielen Frauen da auch helfen können, handarbeitsmäßig, PC-mäßig“* (7/22ff). Dabei greift sie auf ihre eigenen Kompetenzen zurück und versucht diese innerhalb einer Hilfehandlung auf andere zu übertragen. Inge erschließt sich das Setting also über Hilfe als Aneignungsform in zunächst passiver Form (als Empfängerin) und daran anschließend zunehmend in aktiver Form (als Helfende), so dass es ihr zum einen gelingt Fremdheit aufzubrechen und zum anderen sich selbst in der Teilnehmerinnengruppe zu verorten (und ebenso davon abzusetzen). Zudem ist es ihr möglich einen Kompetenzaufbau festzustellen – als Form der Hilfe, die ihr selbst zuteil wird – und diesen positiv biographisch einzuordnen, wobei ebenfalls der Aspekt des „Unter-die-Leute-Kommens“ zum Tragen kommt. Zusammenfassend führt Inge dies an folgender Stelle aus:

*„Ich/ähm .. war auch am Anfang ein bisschen unglücklich, aber ich habe gedacht, also ich habe dann/äh mit der Zeit gemerkt nach ein paar Wochen/äh: ‚Ok, das/das ist gar nicht so schlecht hier, aber‘. Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen. Ich denke/äh, ich bin auch ein bisschen aufgeschlossener geworden. Weil durch den laufenden Kontakt mit den Frauen, mit den Dozentinnen und so, ähm .. bin ich nicht mehr ganz so für mich. Und es/es hat mir auch unwahrscheinlich viel Spaß gemacht, da .. als/äh den Schwächeren zu helfen, was ich immer noch mache. Egal jetzt, was es ist. Das macht unwahrscheinlich viel Spaß.“* (19/14ff)

Es zeigt sich, welche hohe Relevanz Hilfe innerhalb von Inges Aneignungsprozessen in einem fremdbestimmten Handlungskontext aufweist. So ist es ihr möglich berufsbezogene Settings, in die sie durch institutionellen Zwang hineingesetzt wurde, für sich aufzuschließen und biographisch sinnvoll einzuordnen. Es ist der entgegengesetzte Prozess zu Inges Bestreben bestimmte Settings, wie das der Familie, entsprechend ihres biographischen Planungsmusters anzupassen – hier musste sie vormals unpassend erscheinende Setting erst erkunden, also Fremdheit abbauen, und im Anschluss den biographischen Nutzen festlegen, wobei als mögliche Folge eine Änderung der (berufs)biographischen Planung nicht ausgeschlossen ist. Dabei ist auch der Einfluss der Betreuung im Jobcenter zu beachten, die durch ihr Handeln

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

das Empfinden von Fremdbestimmung bei den Betroffenen aktiv zu lenken scheinen. So berichtet Inge von einem negativ geprägten Beratungskontext, innerhalb dessen sie den Berater als technokratisch und „lästig“ (19/4) empfand, so dass die von ihr nicht nachvollziehbare Zuweisung zu Projekt A beinahe als Bestrafung empfunden wurde.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit dem Fall „Inge“ eine Biographie vorliegt, in der die Ereignisträgerin immer wieder in selbstbestimmter Weise aktive biographische Gestaltungsanstrengungen unternommen hat. Handlungsleitend war dabei vor allem Inges Streben nach Emanzipation, das anfangs dazu führte, dass es ihr gelang, sich vom elterlich-familiären Setting abzusetzen und die damit verbundenen Erwartungsmuster zu durchbrechen. Allerdings wurde sie durch die Beziehung mit Gregor mit einem (Re)Familisierungsprozess konfrontiert, der – eingerahmt von arbeitsgesellschaftlichem Wandel i.S. von Rationalisierungsbestrebungen – sie wieder in den Familienbetrieb hineinzog und dem sie sich nicht erwehren konnte. Jedoch war es ihr möglich auch solche fremdbestimmte Kontexte aufzubrechen und Handlungsfähigkeit in gewissem Rahmen zurückzugewinnen, wobei sozialräumliche (Chatten als virtuelle Raumerschließung aus einem abgeschlossenen sozialen Setting heraus) und zeitliche Bewältigungsmuster (Tagesstrukturierung anhand ritualisierter Abläufe, auch wenn diese nicht zum gegenwärtigen Alltagsmuster zu passen scheinen) zum Tragen kamen. In diesem Zusammenhang ist es Inge möglich neue Kompetenzfelder aufzudecken und diesen berufliche Relevanz zuzuschreiben. Die Entwicklung von der (ungelernten) Bürofachkraft zur Teilhaberin am Familienbetrieb, die sich dann mehr auf ihre Tätigkeit innerhalb des Haushaltes und der Kinderbetreuung konzentrierte und nach Aufgabe des Betriebes aus Existenznöten heraus zur Sozialhilfeempfängerin wurde, wird von Inge als Statusverlust erlebt und stellt vielfältige Anforderungen an Lebensbewältigung. Ferner wird innerhalb Inges Biographie und der damit verbundenen Begründungszusammenhänge deutlich, welche Rolle milieuspezifische Relevanzsetzungen hinsichtlich der Aufstellung des berufsbiographischen Erwartungsfahrplanes besitzen, diesen entsprechend vorstrukturieren und Abweichungen entweder anerkennen lassen oder defizitäre Zuschreibungen entwerfen. Auf diese Weise hängt die biographische Einordnung (etwa als Krise) von Phasen der Erwerbslosigkeit – oder allgemeiner formuliert: berufsbiographischen Änderungsbewegungen – nicht nur von der Passung und Nicht-Passung zu den individuellen Planungsvorlagen ab und ob u.a. angemessene Bewältigungsressourcen hierfür ausgebildet werden konnten, sondern ebenso von milieugebundenen bis gesamtgesellschaftlichen Zuschreibungen und



Bewertungsindizes, die von sich aus wiederum einen Anspruch an individuelles Bewältigungshandeln stellen.

### **c) Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten**

#### *1. Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge<sup>12</sup>*

Diese Kategorie spielt in Inges Biographie immer wieder eine größere Rolle und findet sich in unterschiedlichen Kontexten wieder. In erster Linie sind mit Hilfe zusammengefasst Unterstützungsleistungen gemeint, die unabhängig von den evtl. dahinter verborgenen handlungsleitenden Motiven von der Lösung alltagspraktischer Problemstellungen bis hin zu Beistand in problematischen oder krisenhaften Lebenssituationen sowie der Beteiligung an der Suche nach Auswegen reichen.

Dabei ist zu beobachten, dass Hilfe ganz unterschiedliche Positionen und Funktionen innerhalb Inges Biographie einnimmt:

1) *Annahme von Hilfe*: An einigen Stellen berichtet Inge davon, wie sie selbst Empfängerin von Hilfeleistungen wurde bzw. diese als solche bewertet. So beispielsweise bei Aufgabenstellungen, die ihr innerhalb von Projekt A begegnen:

*„äh aber .. das erste Mal Mathe gehabt. Geteilt-Aufgaben machen, Mal-Aufgaben. Ja, da nimmst du immer den Taschenrechner (lacht kurz auf) da dazu. Da habe ich erstmal böse davor gegessen: ‚Heidenei, wie geht denn de/du kannst doch nicht so blöd sein!‘ Eine ganz normale Geteilt-Aufgabe nicht mehr zusammen gekriegt, wie man es genau rechnet. Und ja, ich habe dann nebdran gefragt die Freundin dann, wo dann Freundin geworden ist, die Frau. Und/äh ja die hat es mit gezeigt. Mittlerweile kann ich das wieder: Mal, Geteilt machen mir keine Probleme mehr, also einfache Sachen.“ (7/9ff)*

In einer konkreten Situation in Projekt A, in der Inges Kenntnis über Lösungsansätze für eine mathematische Aufgabe nicht (mehr) ausreichte, kam ihr eine Frau zu Hilfe, die neben ihr saß. Diese kannte den entsprechenden Lösungsansatz und sorgte durch die Übergabe der Information dafür, dass Inge die Aufgabe erfolgreich bewältigen konnte. Dabei liegt ein beinahe altruistisches Hilfskonzept zugrunde, da die Helfende keine Lehrperson, deren

---

<sup>12</sup> An dieser Stelle soll noch einmal hervorgehoben werden, dass die in den analytischen Kategorien genannten Begriffe, insbesondere „Hilfe“ und „Fürsorge“, aus der empirischen Datengrundlage entwickelt wurden und hier außerhalb der entsprechenden Fachdiskurse verwendet werden.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Aufgabe ohnehin die Vermittlung von Informationen gewesen wäre, sondern eine andere Teilnehmerin in Projekt A war. Inge erscheint als hilfsbedürftig durch ein Informationsdefizit, das sich nachhaltig auf ihre Handlungsfähigkeit innerhalb der Lernsituation auswirkte. Zu beachten ist, dass die Helfende nicht von sich aus ihre Hilfe anbot, sondern erst auf die Ansprache von Inge reagierte. Inge erscheint also als aktive Hilfebedürftige, die das Informationsdefizit klar formulierte und sich auf die Suche nach helfenden Personen machte. Das Handlungsschema kann also klar als „problemfokussiert“ bezeichnet werden, so dass es einen Kontrast zu einer möglichen Vermeidungsstrategie, also der Verweigerung der Lösungsanstrengung, aufzeigen würde. Zudem ist anzumerken, dass die Hilfeanstrengung eine nachhaltige Gestalt einnimmt, indem der Problemgegenstand durch die Vermittlung der Information quasi eliminiert wurde. So gesehen nimmt also diese Hilfehandlung eine gewisse Nähe zu parallel ablaufenden Lernprozessen ein.

Ähnlich verhielt es sich mit der Entwicklung von Inges PC-Kenntnissen, die vor allem durch Hilfestellungen ihres Sohnes initiiert und im Laufe eines Kompetenzaufbaus verstärkt wurden:

*„Und, irgendwann habe ich es so leid gehabt ..(3).. habe dann/äh .. mich oft auch/äh hinterm PC verkrochen, was ich ja mittlerweile gelernt habe durch den Großen. Der hat gesagt: ‚Da ist ein PC. Da geht er an. Das ist ein Programm.‘ und so. Hat’s mal kurz erklärt. ‚Geh dran! Probier’s aus!‘ Habe ich auch gemacht, und/äh hab mittlerweile ja auch sehr gute PC-Kenntnisse. Ääh und .. ja ich bin dann auch ans Chatten gekommen dadurch. Habe nen .. Mann kennen gelernt ..“ (3/12ff)*

Anders als in der o.g. Situation in Projekt A spricht Inge an dieser Stelle von „gelernt“, und dass ihr der Umgang mit dem PC kurz „erklärt“ worden sei, so dass wiederum die Verbindung zwischen Hilfe und Lernen innerhalb der Kategorie klar erkennbar wird. Zudem enthält die Informationsvermittlung (und damit auch die Übertragung von Handlungsressourcen) einen gewissen Aufforderungscharakter, durch Ausprobieren einer Problemlösung näher zu kommen. Doch worin besteht in diesem Interviewauszug überhaupt der Problemgegenstand? Im Grunde umschreibt Inge zwar den Weg, wie sie ihre Kenntnisse im Umgang mit dem PC erlangt hat, rahmt diese Erzählung jedoch durch ein anderes Hilfebedürfnis ein: Sie machte innerhalb ihrer Ehe eine leidvolle Situation durch, der sie nicht habhaft zu werden schien. Als Reaktion „verkroch[...]“ sie sich „hinterm PC“, wodurch die wiederum zum „Chatten“ kam und einen Mann kennenlernen konnte. Sie nutzte also den gewonnenen Aufbau von PC-Kenntnissen, der maßgeblich durch ihren Sohn gesteuert wurde, um in anderen Lebensbereichen Handlungsfähigkeit zu erreichen. Im Gegensatz zu dem eben genannten Beispiel in Projekt A, nahm Inge hier als Hilfebedürftige einen eher passiven Part

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ein, der jedoch durch die Anpassung der Hilfeleistung an einen neuen Hilfegegenstand aktive Elemente enthielt. Zudem ist der gesamte Prozess eher von Gelegenheitsstrukturen abhängig als in der Situation in Projekt A. Im Grunde kann man in diesem Zusammenhang auch von einer – hier selbstgesteuerten – Transformation von Hilfe sprechen.

Ferner schreibt Inge Maßnahmen, in die sie durch die Arbeitsverwaltung vermittelt wurde, gewisse Hilfeaspekte zu:

*„Ähm ich bin dann äh ff/zweitau/ was war zweitausend/2007 war ich noch einmal zwei Wochen beim Bildungsträger B im/m Heim A da in E-Stadt. Äh dort wurde auch/äh so mehr bewerbungsmäßig was gemacht. Das hat mir also .. auch wieder weiter geholfen. Es/es hilft dann immer mehr/äh. Ich habe jetzt eine super-tolle Bewerbung äh .. formmäßig schon einmal. Also das/da habe ich mitgenommen.“ (6/46ff)*

So seien die qualifizierenden Angebote innerhalb dieser Maßnahme bei „Bildungsträger B“ für Inge „hilfreich“ gewesen, hätten ihr also „weiter geholfen“. Dies verbindet sie mit einer eher allgemeinen Aussage zu Qualifikationsmaßnahmen an sich und dem damit zusammenhängenden Kompetenzaufbau, den sie positiv in ihrem Lebenslauf verortet. Allerdings wurde dieser Aufbau von Inge lediglich dadurch gesteuert, dass die Angebote annahm – also akzeptierte – und im gleichen Zug andere ablehnte. Die Angebotsstruktur wurde ihr vorgegeben, so dass sie damit umgehen musste, was sie in den Maßnahmen vorfand. Das bedeutet, dass institutionell bestimmte Strukturen gesetzt wurden, die nur durch das Handeln des/der Hilfebedürftigen als Hilfestrukturen definiert und biographische Passungsmuster hergestellt werden konnten. Eine passive Haltung des/der Hilfebedürftigen würde nur dann zu einer biographischen Verortung der Maßnahmeinhalte als einer Form von Hilfe führen, wenn diese entweder von institutioneller Seite biographisch passend eingesetzt werden oder sich innerhalb der Maßnahmen (zufällig) entsprechende Gelegenheitsstrukturen ergeben würden.

2) *Angebot von Hilfe*: Neben Inges Position als Hilfeempfängerin tritt sie mehrfach innerhalb ihrer Biographie selbst als Helfende auf. So auch in dem bereits mehrfach genannten Projekt A:

*„Aber ich/äh ich bin eine, ich helfe laufend gern auch. Und ich habe jetzt vielen Frauen da auch helfen können, handarbeitsmäßig, PC-mäßig, äh. Ich hatte schon/sie haben mich schon abgesetzt für mit jemand Bewerbungen zu machen, weil ich halt da drin gut bin und manche können es halt noch gar nicht. Und so und ich bin sehr hilfsbereit und/äh höre gerne zu, was andere für Probleme haben“ (7/22ff)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Inge erkannte ihre eigenen Fähigkeiten und wollte diese dazu nutzen, um andere Projektteilnehmerinnen zu unterstützen. Dabei nennt sie an dieser Stelle mehrere Hilfegegenstände, die sich grob in zwei Dimensionen unterteilen lassen: Zum einen eine eher qualifikatorisch – technische Dimension, die den Umgang mit dem PC, das Erstellen von Bewerbungen oder auch Handarbeit umfasst, und zum anderen eine fürsorgliche Dimension, die sich der Probleme von anderen annimmt und diese (womöglich) zu lösen versucht. Letztere lässt sich ebenfalls (in extremer Form) in Inges Handeln erkennen, als ihre Internetbekanntschaft mit Selbstmord drohte (3/35ff) und sie unter Einbezug persönlicher Nachteile versuchte Hilfe zu organisieren.

Als Leitmotiv ihrer Hilfe in Projekt A führt Inge die Kategorie „Spaß“ an:

*„Und es/es hat mir auch unwahrschei/scheinlich viel Spaß gemacht, da .. als/äh den Schwächeren zu helfen, was ich immer noch mache. Egal jetzt, was es ist. Das macht unwahrscheinlich viel Spaß.“ (19/18ff)*

Damit manifestierte Inge eine HelferInnendisposition innerhalb ihrer Biographie sowie Hilfe als ein Handlungsschema, das ihr erlaubt, sich in unterschiedlichen Settings zu bewegen. So fand sie auch in Projekt A eine Rolle als „Helfende“, die durch das Projektpersonal bestätigt und unterstützt wurde. Außerdem ist es Inge möglich eigene Rollenzuschreibungen als Hilfebedürftige zu verteilen und damit das Setting in der Maßnahme aktiv (mit) zu strukturieren. Sie selbst gerät auf diese Weise in einer „Zwischenposition“ zwischen dem Personal und den Teilnehmerinnen, kann sich also von der Gruppe in vielerlei Situationen absetzen. Dieses Verhalten trägt dazu bei, dass sich die Akzeptanz der Maßnahme bei Inge erhöhte, die anfangs eher gering war:

*„Ich/äh .. der hat, ich war das das letzte Mal äh/im Januar/äh 2008, wo er mich ja dann, wo er ja auch gemeint hat, ich müsste da zu Projekt A. Nur weil ich/weil ihm an diesem Tag vielleicht meine Nase nicht gefallen hat. Ich weiß auch nicht warum. Ich habe auch keine Drogenprobleme oder sonst was. Gut ok, ich rauche, aber das zählt ja da nicht. Aber/äh ..(3).. ich weiß nicht warum mein/äh der Mann mich dahin geschickt hat. Ich/ähm .. war auch am Anfang ein bisschen unglücklich“ (19/9ff)*

Erst im Laufe der Zeit gelang es ihr, die Vermittlung zu akzeptieren, nachdem sie festgestellt hatte, in welchen Funktionen sie selbst innerhalb des Projektes tätig werden konnte. Dabei orientierte sie sich anders als bei den Maßnahmen zuvor nicht an den Inhalten des Projektes, sondern daran, was sie selbst anbieten konnte. Kurz gesagt: Inge fand abgesehen von kleineren Ausnahmen (u.a. im o.g. Mathematikunterricht) keine biographische Passung innerhalb des Projektes, die sie in die Position einer Hilfeempfängerin gebracht hätte, so dass sie die Möglichkeiten nutzte, durch die sie selbst zur Helfenden werden konnte.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Die biographische Disposition als Helferin lässt sich ebenso in der Ehe mit Gregor finden. Während ihr Mann in die Alkoholabhängigkeit abglitt, unternahm sie mehrere Interventionsversuche, um ihm herauszuhelfen, blieb am Ende jedoch erfolglos. Ganz im Gegensatz zu der Suche nach einer neuen Partnerin für ihn:

*„Und irgendwann habe ich gesagt zum Mann: ‚Geh an den PC! Lern endlich, wie ein PC funktioniert! Geh chatten! Such dir eine!‘ Das habe ich zu‘m gesagt. Das hat er dann auch irgendwann gemacht. Äh/ PC-mäßig war er immer ne Null, [...] muss ich dazu sagen. Er war handwerk/werklich geschickt, aber so PC-mäßig eine Null. Da habe ich ihm teils noch helfen müssen. Ja, dann irgendwann hat er eine kennen gelernt, äh aus C-Stadt.. Und/äh .. ist dann auch mal hingefahren am Wochenende.“  
(4/2ff)*

Ähnlich des eignen Aneignungsmusters bzgl. ihrer PC-Kenntnisse wand Inge bei Gregor eine Hilfestrategie an, die am Ende zu einer neuen Partnerschaft und damit auch zu einer Veränderung des familiären Settings durch seinen Auszug führte. Dabei ist die Hilfe im technischen Umgang mit dem Computer lediglich die Grundlage des Hilfeprozesses, der hinsichtlich des zu erreichenden Ergebnisses auf ein emotionales Gleichgewicht abzielte. So kommt hier wiederum ein transformativer Charakter der Hilfehandlung zum Vorschein, welcher scheinbar von vorneherein impliziert war und damit keine von Gregor selbst gesteuerte Transformation darstellt. Der Kompetenzaufbau aufseiten Gregors schließt also fürsorgende Elemente mit ein und bringt damit die beiden o.g. Hilfedimensionen „Kompetenzvermittlung“ und „Fürsorge“ zusammen.

3) *Hilfe als sozialräumliches Strukturierungsmedium*: Betrachtet man die biographische Funktion von Hilfe im vorliegenden Fall, so stößt man insbesondere auf die Fremdzuschreibung von Inges Wechsel in den Familienbetrieb nach ihrer Entlassung aus ihrer Bürotätigkeit:

*„Und ja, mein Mann hat dann gemeint: ‚Ach bleib doch daheim .. Das Geschäft läuft gut .. Und .. du kannst da ein bisschen mithelfen, machst deinen Haushalt. Ist auch ok. Wir schaffen das schon, ne.‘“ (2/28ff)*

Mit-„Hilfe“ wird auf diese Weise innerhalb der Berufsbiographie verankert und der Familienbetrieb für Inge zur neuen Arbeitsstelle. Der Hilfebegriff diente also an dieser Stelle als Substitut des Begriffes der „Mit-Arbeit“ und deutet durch die reduzierende Attribution „ein bisschen“ an, dass er nicht mit einer gleichberechtigten Rollenaufteilung verbunden ist, sondern i.S. einer patriarchalischen sowie hierarchischen Aufgabenverteilung zu verstehen ist. Über die Verbindung zwischen familiärem und beruflichem Setting wurde der „Mithilfe“

ebenfalls ein fürsorgender Charakter zugeschrieben. Jenseits dieser Vorgaben entwickelte Inge eigene Vorstellungen, wie sie Mithilfe sozialräumlich gestalten wollte und setzte diese im Familienbetrieb von einem „Reinsteigern“ bis hin zu technischer Innovation um. In der Familie selbst entwickelte sie Zielsetzungen, wie beispielsweise Kinderzuwachs, die auf ihre Art ebenfalls ein System der gegenseitigen Mit-Hilfe und Unterstützung jenseits einer klaren Aufgabentrennung notwendig machten. Hinzu kamen krisenhafte Entwicklungen, wie die Alkoholabhängigkeit von Gregor oder besondere erzieherische Ansprüche des zweiten Kindes, die die fürsorglichen Elemente von Hilfe innerhalb des familiären Settings stärker betonten und nicht zuletzt zu Inges Beendigung ihres beruflichen Engagements führten. Betrachtet man also an diesem Beispiel die sozialräumliche Fixierung von Hilfe, so zeigt sich eine inhaltliche Variabilität, die flexibel und passend für alle Akteure unter gleichberechtigten Bedingungen ständig neu ausgehandelt werden muss.

Hilfe lässt sich in diesem Fall also häufig als strukturbildende Größe innerhalb sozialräumlicher Settings nachzeichnen. Bei Inges späterer Partnersuche wurde sie gar als Prüfkategorie festgesetzt, indem an den möglichen Partner der Anspruch der Fürsorglichkeit gegenüber den Kindern formuliert wurde:

*„Das hat nicht jede Frau. Dass sie einen Mann findet, wo es mit den Kindern dann so gut klappt und, wo sich echt um die Kinder kümmert, und/äh dem die Noten nicht egal sind und alles. Und hilft ihnen auch not/und tut/en mit/mit ihnen lesen, Hausaufgaben machen, alles.“ (5/2ff)*

Ähnliches gilt für den Bereich des Chattens, in dem gegenseitige Unterstützung in kritischen Situationen jeweils von Inge mitgedacht wurde. Daneben besaß der Chatroom für die eine ganz individuelle Hilfefunktion: Der Ausweg aus einem immer enger werdenden und krisenhaften familiären Setting über das Kennenlernen neuer Menschen.

Die positive sozialräumliche Strukturierung durch Hilfe trug im vorliegenden Fall außerdem mehrfach dazu bei, dass vormals fremde Settings über Hilfe als Form der Interaktion aufgebrochen werden konnten und so u.a. der Aufbau von Kompetenzen möglich wurde. Als Beispiele können der Verlauf der Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde (19/32ff) sowie der o.g. Beginn von Inges Teilnahme an Projekt A genannt werden.

4) *Passung und Akzeptanz von Hilfe*: Als beinahe irrationales Phänomen sticht in Inge Biographie ihr Schulabbruch ins Auge. Obwohl ihr viele Personen in ihrem Umfeld von ihrem Freund bis hin zu ihrem Lehrer Hilfe anboten, blieb sie bei ihrer Entscheidung:

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*„Hatte .. keine .. Interesse mehr an der Schule/ähm war halt mehr Thema Freund und so. [...] Und/äh .. ja da bin ich dann abgegangen, obwohl mir überall Hilfe angeboten worden ist, auch vom Freund, der auch auf dem Gymnasium war und in der Zeit auch das Abi gemacht hat. Und/äh aber ich wollte halt nicht bleiben“ (1/32ff)*

*„Nein, ich habe/äh dann, nach der achten Klasse habe ich abgebrochen, bin ich gegangen. Obwohl ja, äh/ich habe Hilfe gehabt/hätte Hilfe gehabt von meinem Klassenlehrer, Hilfe gehabt von meinem damaligen Freund, wo gesagt hat: ‚Komm, wir schaffen das. Wir machen das zusammen.‘ Und/äh alle haben/äh dafür plädiert, dass ich bleibe.“ (8/20ff)*

Inge lehnte alle Hilfeangebote ab. Für sie ist das auch retrospektiv der richtige Schritt in der damaligen Situation. Nimmt man die biographische Prozesslinie der „Emanzipation“ (s. Kategorie „Emanzipation und Familiarisierung“) mit in die Betrachtung dieser Situation hinein, lässt sich schnell feststellen, dass der Schulabbruch in der damaligen Situation eine logische Entscheidung auf dem Weg zu einem selbstbestimmteren berufsbiographischen Planungsmuster darstellt. Die Hilfeanstrengungen, die darauf abzielten, Inge in ihrem bisherigen Erwartungsfahrplan festzuhalten, wurden von ihr als unpassend empfunden und zogen deswegen eine ablehnende Haltung nach sich. Ohne die Beteiligung der HilfeempfängerIn an der Gestaltung des Hilfeprozesses führt innerhalb dieses Beispiels selbst noch so „gut gemeintes“ Handeln Externer nicht zu einer Anerkennung und Akzeptanz der Hilfeanstrengung, was den Fokus erneut auf biographisch passgenaue Hilfen setzt. Eben diese forderte sie bei ihren Eltern ein, wurde jedoch durch eine restriktive Haltung auf der einen und eine mangelhafte fürsorgende Haltung auf der anderen Seite sukzessive enttäuscht:

*„Die haben sich einfach ähm nicht richtig/äh gekümmert so, so sie haben nicht immer hinter mir gestanden oder haben mir mal nen Schubser gegeben. Das hat mir gefehlt.“ (8/1ff)*

Inge formuliert an dieser Stelle ihre Bedürfnislage als Tochter hinsichtlich familiärer Fürsorge und alltagsnaher Unterstützung, die nicht erfüllt wurde. Stattdessen wurde sie mit einem familiären Setting konfrontiert, aus dem sie sich ebenso wie aus den damit zusammenhängenden biographischen Planungsmustern immer weiter entfernte.

Doch Inge scheiterte auch selbst als helfende Person mit den von ihr angelegten Hilfemustern – insbesondere im Zusammenhang mit der Bewältigung von Gregors Alkoholabhängigkeit:

*„Auf jeden Fall/ähm .. ja/äh, sein/äh Alkoholismus, das ging immer weiter, bis der morgens schon mehrere Biere betrunken hat. Und/äh ..(3).. ich ewig und drei Tage auf ihn eingeredet habe, er soll was tun dagegen, aber er hat’s nicht gemacht.“ (3/7ff)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Das „Einreden“ auf ihren Ehemann schien keine nachhaltige Wirkung zu entfalten, so dass sie selbst das Scheitern ihrer Hilfe eingestehen muss. Allerdings verlagerte sie die Schuldfrage hierzu auf die Uneinsichtigkeit von Gregor und weniger auf die mangelhafte Passung in dessen biographischer Lage.

Zusammengefasst ist festzuhalten, dass der Fall „Inge“ Hilfe in berufsbiographischer Perspektive mindestens zwei Dimensionen – Kompetenzvermittlung und Fürsorge – zuteilt, die beide im Hilfegegenstand vereinigt sein können. Die Organisation der Hilfe ist einerseits abhängig von der Akzeptanz des/der HilfeempfängerIn, die sich aus der Definition der Hilfebedürftigkeit und der Passgenauigkeit der Hilfeleistung ergibt, sowie von den Handlungsmöglichkeiten des/der HelferIn. Ferner ist es möglich über Hilfe als sozialräumliches Gestaltungselement jenseits der eigentlichen Hilfeleistung Entfremdungstendenzen abzubauen, so dass auch im Hinblick auf die Bewältigung (berufs)biographischer Brüche diesem Begriff eine hohe Relevanz zufällt. Hierfür ist allerdings die Beteiligung aller Akteure innerhalb des jeweiligen Settings und ein gleichberechtigter Aushandlungsprozess notwendig.

#### 2. Die Dialektik „Fremdheit – hedonistisches Prinzip“

Schon als Kind wurde Inge über ihre Mutter mit Fremdheit konfrontiert:

*„Ähm meine Mutter war im Dorf nicht furchtbar beliebt, weil sie/äh so als Eindringling angeschaut wurde. Hatte demnach auch keine/ähm Freunde oder Freundinnen. Und wenig Kontakt zu den Dorfbewohnern, eigentlich.“ (1/16ff)*

Inges Mutter hatte massive Schwierigkeiten, im dörflichen Milieu von den anderen BewohnerInnen angenommen zu werden, und wurde in die Rolle eines „Eindringling[s]“ gedrängt. Zugeschrieben wird dies ihrer Herkunft aus einer anderen Region in Deutschland. Für Inge wird dieser Umstand insbesondere an der Nicht-Existenz von Freundschaften sowie dem mangelhaften Kontakt zu den „Dorfbewohner[Innen]“ deutlich. Dabei ist zu beachten, dass Inges Vater den direkten Kontrast hierzu darstellte, da dieser „*sehr beliebt*“ (1/18) gewesen sei. Durch die implizite Bewertung infolge der negativen Konnotation gibt Inge ihr eigenes Präferenzschema wieder, das sich daran orientiert, nicht „die Fremde“ zu sein. Hinzu kommt Inges Erleben in ihrer Familie, was erneut auf ihre Mutter als Negativvorlage abzielt:



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*„In dieser Zeit muss ich sagen/äh bin ich als Kind ein bisschen vernachlässigt worden, weil meine Mutter war halt geschäftlich äh/äh eingespannt und dann halt auch noch der Haushalt. Und ich bin eigentlich immer so abgestellt worden, muss ich sagen.“ (1/22ff)*

Fremdheit war hier für sie nicht nur über die mangelhafte Integration ihrer Mutter innerhalb des Dorfes erlebbar, sondern ebenfalls über deren Verhalten innerhalb der Familie, das Inges fürsorgliche Ansprüche als Kind und später Jugendliche nicht erfüllen konnte (u.a. bekam sie keinen „Schubser“ (8/3)). In dem Gefühl, „abgestellt worden“ zu sein, ist das Erleben der Reduktion auf einen Gegenstand enthalten, die weg von der Rolle des Kindes führt. Allerdings muss hierbei auch die Alkoholerkrankung der Mutter Beachtung finden:

*„Meine Mutter war alkoholkrank. ..(3).. Und/äh ich habe darunter sehr gelitten ..(4).. [...] Weil/äh ich habe einfach nicht so ne Mutter gehabt wie andere.“ (2/15ff)*

Im Vergleich mit anderen Kindern wurde Inge deutlich, inwieweit sich ihre Mutter von den Müttern anderer unterschied, so dass sie anhand einer Normalitätskonstruktion das Ausmaß der Fremdheit abzuschätzen wusste. Damit verbunden ist der Wunsch, eine „Mutter [...] wie andere“ zu haben und nicht gegenüber den anderen Kindern eine besondere Position einnehmen zu müssen. Dies spiegelte sich auch in ihrem eigenen Verhalten wider:

*„Kindergarten bin ich nicht gern gegangen, weil/weil ich nicht/äh, weiß nicht, habe immer ein bisschen gefremdelt.“ (1/29f)*

Das „Fremdeln“ ist in dem Kontext vor allem als Hemmung zu interpretieren, mit den anderen Kindern bzw. allgemein mit anderen Menschen im Kindergarten in Kontakt zu treten. Dass das institutionelle Setting des Kindergartens anfangs Fremdheit ausstrahlt und erst im Laufe der Zeit über Sozialisationsprozesse erschlossen und angenommen werden kann, mag vorerst nichts Ungewöhnliches darstellen. Allerdings war es in Inges Fall scheinbar nicht möglich, diese Fremdheit abzubauen, so dass sie sich längerfristig in ihrem Erleben niederschlug und damit ferner Akzeptanzprobleme verursachte.

Damit kann für die Kindheit festgestellt werden, dass bereits zu diesem Zeitpunkt ein mehrdimensionaler Entfremdungsprozess an Dynamik gewann, der sich im Verlauf zentral in Inges Biographie niederschlagen würde. Die Dimensionen umfassen

- *Entfremdung im familiären Kontext (Vernachlässigung)*
- *Entfremdung im institutionellen Kontext („Fremdeln“)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

- *Entfremdung im gesamtgesellschaftlichen Kontext*, wobei anzumerken ist, dass sich diese Dimension auf dem Erleben im Kindesalter und den damit zusammenhängenden „beschränkten“ zeitlich-räumlichen Bezügen aufbaut und zentral über die Mutter rekonstruierbar ist.

Auf die Zunahme der Entfremdung reagierte Inge spätestens mit dem Schulabbruch, wobei ihr in jener Situation ihr gesamtes Umfeld – selbst ihr damaliger Freund – ebenfalls fremd gegenüberstand, indem es sie dazu bewegen wollte, diesen Schritt nicht zu wagen, sondern weiter auf der Schule zu bleiben. Doch Inge startete einen biographischen Neuordnungsprozess, in dem sie schlussendlich nach ihrer eigenen Bedürfnislage vorging: Sie suchte sich einen Beruf, der ihr „Spaß“ machte, bzw. einen Arbeitsplatz, an dem sie sich „wohl fühlen“ konnte. Das heißt, sie orientierte sich hoch-individualistisch an ihren Eindrücken, ihrem situativen Erleben und entwickelte auf diese Weise eine Kontrastdimension zur Fremdheit, die es ihr möglich machte neue Settings zu beurteilen. Innerhalb von Inges beruflichem Planungsmuster wird diese Dimension als hedonistisches Prinzip aufrecht erhalten:

*„Ich schau mir halt dann die Firmen erst mal/ich suche, wenn ich Initiativbewerbungen mache/äh, suche mir mal erst ne Firma raus. Dann versuche ich Daten aus'm Netz zu ziehen. Ich hatte letztens eine und habe da gleich noch die Belegschaft gesehen und die waren alle so schrecklich sympathisch. Da, ich habe mich da richtig gleich wohl gefühlt. Habe ich gedacht/äh ...: ‚De/das könnte ein Betrieb sein, wo ich reingehe.‘ Aber .. war nix, sie suchen nix.“ (17/7ff)*

Inge beurteilt mögliche Firmen danach, ob ihr die Belegschaft „sympathisch“ ist, und inwieweit sie sich dort „wohl fühlen“ kann. Auch ihre aktuelle Bewerbungsstrategie, die sich auf „Kleinbetrieb[e]“ konzentriert, weist darauf hin, dass Inge sich an Bekanntem orientieren möchte und es eher ablehnt mit fremden beruflichen Settings konfrontiert zu werden. Letzteres lässt sich anhand ihrer Haltung gegenüber einer Beschäftigung bei Leiharbeitsfirmen erkennen:

*„Äh, also ich habe/ich habe wohl schon/äh mich beworben über/äh so ne Leiharbeitsfirma. Ähm .. mich stört daran, dass man nicht von vorneherein weiß, um was es geht genau, was für ne Firma es ist. Mich, das stört mich unheimlich. Da mache ich es lieber andersherum.“ (17/30ff)*

Inge stören nicht etwa die prekären Arbeitsbedingungen oder die schlechte Bezahlung, sondern vor allem der Umstand, dass sie die Firmen, in denen sie eingesetzt werden würde, nicht kennen würde. Das ist der Grund, weswegen sie selbst den Arbeitgeber auswählen und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

die Suche nach der „richtigen“ Arbeitsstelle selbst bestimmen möchte. Dazu kommen auch ihre Erfahrungen in der Lehre zur Arzthelferin (1/41ff), die sie vorwiegend deswegen abbrach, da sie sich dort nicht mehr wohlfühlte und dieses Erleben anhand körperlicher Reaktionen festmachen konnte. Auf den Punkt gebracht kann somit bestätigt werden, dass dieses binär kodierte Präferenzmuster „Fremdheit – hedonistisches Prinzip“ bereits damals in Inges berufsbiographische Planungsstruktur implementiert wurde. Ein späteres Abweichen davon wurde in erster Linie durch äußere Ereignisse provoziert, so dass Inge andere Relevanzsetzungen vornehmen musste. Auf diese Weise wurde sie immer wieder mit Fremdem konfrontiert, was sie nicht durch Abbrüche aufheben konnte und dazu gezwungen war, sich damit auseinanderzusetzen. Dabei kann insbesondere die Situation nach der Kündigung im Großraumbüro als gutes Beispiel dienen (10/21ff). Hier musste sich Inge dem Druck ihrer Familie ergeben und mit in den Familienbetrieb einsteigen. An den entsprechenden Interviewstellen ist keine Äußerung zu finden, die dem Empfinden von „Wohlfühlen“ nahe kommen würde; lediglich eine gewisse Akzeptanz lässt sich erkennen: „Ja ok, das war dann, das mir dann a/auch recht.“ (2/30f). Nachdem sie ihre Alltagsplanung scheinbar in großen Teilen an die der anderen Familienmitglieder angepasst hatte, bemerkte sie eine negative körperliche Reaktion in Form eines Ausschlags auf dem Arm. Die behandelnde Ärztin wies sie an, wieder ihre alte Alltagsplanung aufzunehmen, obwohl diese durch den Wegfall der Bürojobs im Grunde wenig Sinn machen würde. Jedoch führte genau dieses Aufrechterhalten der Planungsstruktur zu einem Abklingen der Symptome und kann somit als Aneignungs- und Bewältigungsstrategie identifiziert werden: die schrittweise Erschließung eines fremden Settings durch die Aufrechterhaltung von zeitlichen Ordnungsmustern, die sich aus der Berufsbiographie ergeben.

Desweiteren begann Inge massiv damit, den Familienbetrieb wie auch die Familie nach ihren Vorstellungen zu gestalten und weiterzuentwickeln, wobei im Betrieb insbesondere die technische Innovation (Anschaffung eines PCs und den zugehörigen Programmen zur Geschäftsführung) zu nennen wäre und in der Familie ein Prinzip der Fürsorge (Familienzuwachs und Kinderbetreuung). Jedoch ist zu vermuten, dass v.a. in der betrieblichen Entwicklung weiterhin das o.g. hedonistische Prinzip handlungsleitend war:

*„Mittlerweile kam aber dann aber immer mehr dazu. Es kamen andere Programme dazu. Ein richtig gescheitertes Programm halt dann/äh .. äh für Lieferscheinrechnungen zu machen, und so Sachen und/äh .. Das hat mir total Spaß gemacht, halt.“ (11/27ff)*

Vergleichbar ist dies auch mit der Begründung, weswegen Inge gerne Schwächeren hilft (19/18ff), in der sich ebenfalls die Kategorie „Spaß“ als Leitmotiv findet und die somit

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

ebenfalls dem hedonistischen Prinzip zugeteilt werden kann. Zudem ist es möglich o.g. Entwicklungen in Familie und Betrieb Inges biographischer Disposition als Helferin (s. Kategorie „Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge“) unterzuordnen. So zeigt sich, dass sich jenes Prinzip als Handlungsschema unter anderem dem „Medium“ Hilfe bedient.

Ein Blick auf den Verlauf von Inges Ehe zeigt eine weitere Entfremdungs dynamik auf, die sich zwischen den beiden Eheleuten entwickelte und fatale Konsequenzen für Familie und Familienbetrieb nach sich zog. Grundlegend geht diese auf das Erleben Inges zurück, ihr Mann würde sich verändern:

*„Mein Mann hat sich irgendwie ähm verändert, warum auch immer, ich weiß es bis heute nicht. ..(3)..“ (2/34f)*

Diese Wahrnehmung verstetigte sich und wird in den Begründungszusammenhang mit einer Alkoholabhängigkeit gebracht. Dies schließt ebenso ein, dass Inge ihrem Mann intentionales Handeln abspricht, so dass sie alle für sie irrationalen Ereignisse auf das Erklärungsfundament einer Suchterkrankung zurückführen kann. Inges Erfahrungen im Zusammenhang mit der Alkoholerkrankung ihrer Mutter darf dabei nicht vergessen werden, die schließlich auch ihr Erleben von Gregors Fremdwerden determinierten, so dass der zunehmende Alkoholkonsum und die Veränderung seines Verhaltens miteinander in Verbindung gebracht wurden:

*„aber zwischenzeitlich/äh ist mein Mann auch dem Alkohol verfallen. (etwas abgehackt gesprochen bis (\*)) Also halt langsam (\*) äh, mal morgens ein Bier, habe ich festgestellt, und so. Und/äh .. ja und dann mit der Zeit wurde es auch immer mehr. [...] Ähm, und mit seiner Trinkerei wurde es immer mehr. Und/ähm .. ja ..(3).. alles Zureden/äh oder Sagen oder Sprechen mit ihm, das half nicht.“ (2/47ff)*

Inge kam an die Grenzen ihrer Interventionsmöglichkeiten, so dass sie quasi von außen der Entwicklung zusehen musste. Anders als bei dem Erschließen des familiären Settings nach der Kündigung, stand ihr in dieser Situation keine geeignete Handlungsstrategie zur Verfügung, mit der sie die Entfremdung umkehren könnte. Ihr Mann schien gar nicht mehr in die Familie zu passen und diese sogar zu bekämpfen:

*„Das [dritte Kind] irgendwie hat er nicht so gemocht. Vielleicht hat es auch am Alkohol gelegen, oder .. ich weiß es nicht. .. Auf jeden Fall/ähm .. ja/äh, sein/äh Alkoholismus, das ging immer weiter, bis der morgens schon mehrere Biere betrunken hat.“ (3/6ff)*

Gregor fiel im Laufe der Zeit vollkommen aus seiner Vaterrolle heraus und passte nicht mehr zum familiären Setting, das sich entlang fürsorglichen Verhaltens strukturierte. Jene Fürsorge

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

höhlte er durch seine Gewaltausbrüche gegenüber den Kindern aus, bei denen Inge immer wieder schützend einschreiten musste (3/10ff). In diesem Zusammenhang verschwand die emotionale Bindung zwischen den Eheleuten:

*„ich habe/ähm .. keinen Bezug mehr zu meinem Mann gehabt. Es war .. alles tot, will ich sagen ..(3)..“ (3/41f)*

Metaphorisch wird innerhalb dieses kurzen Auszuges das Ende der Ehe als Sterbeprozess umschrieben. Gregor „starb“ systematisch auf emotionaler Ebene, was zwangsläufig auch die Entfernung seiner Person aus dem familiären Setting zur Folge hatte. Die Entfremdungsdynamik zeigte sich ferner im beruflichen Bereich durch die Vernachlässigung des Familienbetriebes. Inge erlebte dies insbesondere durch Anrufe von KundInnen, die das Verhalten von Gregor nicht nachvollziehen konnten – er wurde ihnen fremd:

*„Das mit'm Mann wurde immer schlimmer. Das/er hat's Geschäft dann auch vernachlässigt. Ich hab/ääh .. Anrufe von Kundschaft gekriegt: ‚Warum kommt er nicht? Warum bedient er uns nicht? Ist er uns böse?‘ und lauter so Sachen habe ich mir anhören müssen.“ (3/20ff)*

Neben der Eignung als Vaterfigur verlor Gregor ebenso seine Rollenzuschreibung als Geschäftsmann und zog aufgrund der existenziellen Bedeutung des Familienbetriebes alle Familienmitglieder in eine krisenhafte Situation hinein. Auch an dieser Stelle schienen die Interventionsmöglichkeiten von Inge gering gewesen zu sein, vor allem nachdem sie sich größtenteils aus der Organisation des Betriebes herausgezogen hatte.

Betrachtet man die innerfamiliären sowie innerbetrieblichen Rollenzuschreibungen, die Inge jeweils ihren Elternteilen verleiht (die Mutter als sozial nicht-integrierter Part, der das gemeinsame Kind vernachlässigte und zudem alkoholabhängig war; der Vater als regional beliebter Part, der durch die Aufrechterhaltung des Familienbetriebes die Existenz sicherte), in Verbindung mit Gregors Veränderung, so kann man in deren Verlauf eine Transformationsbewegung von der Rollenzuschreibung des Vaters hin zu der der Mutter beobachten – sofern man dessen Eintritt in die Familie und seine damit einhergehende Positionierung als Projektionsfläche der Rollen- und Funktionsmuster von Inges Eltern i.S. einer Substitution begreift. Gregor wandelte sich also in der biographischen Repräsentation von Inge vom positiv besetzten „Vater“ zur negativ besetzten „Mutter“, während Inge ihre Rollenzuschreibungen innerhalb der Familie neu definierte und das Setting daran anpasste. Implizit unterstützte sie so den Wandlungsprozess, indem sie beispielsweise einerseits noch während der Ehe Ersatz für Gregors verlorene Vaterposition suchte (auch wenn der erste neue

Partner den Ansprüchen nicht gerecht werden konnte) und ihm andererseits Handlungsmuster an die Hand gab, über die er neue Frauen kennenlernen und das gemeinsame Haus so schnell wie möglich verlassen sollte. Zentral ist hier also wieder ein Handlungsschema des Abbruchs, das wie o.g. bereits an anderer Stelle angewandt wurde.

Zusammengefasst lassen sich folgende Dimensionen in Gregors Entfremdungsprozess identifizieren:

- *Entfremdung im familiären Kontext* (bei Inge repräsentiert durch die Wandlung vom „Vater“ zur „Mutter“)
- *Entfremdung im beruflichen Kontext* (Verlust des Betriebes und damit der Rollenzuschreibung als Geschäftsmann)

Inge zeigte jeweils auf zunehmende Entfremdungstendenzen Reaktionen, um diese aufzuhalten bzw. umzukehren. Anfangs bestanden diese noch in erster Linie in einem Verlassen des jeweiligen Settings respektive eines Abbruchs i.S. einer Änderung der biographischen Planung, wurden später jedoch durch spezifische Aneignungsmuster ergänzt, die es immer wieder schafften, fremde Settings aufzuschließen und im Verlauf auch zu gestalten. Dabei kam insbesondere das hedonistische Prinzip als Handlungsschema zum Tragen, mithilfe dessen Inge es versteht Ordnungsstrukturen und Relevanzpläne zu kreieren. Die gestalterischen Elemente werden auf sozialräumlicher Ebene u.a. über das „Medium“ Hilfe in die Tat umgesetzt (s. Kategorie „Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge“). Auf zeitlicher Ebene fällt die Beibehaltung der bisherigen Alltagsplanung trotz veränderter Rahmenbedingungen als Bewältigungsstrategie ins Auge.

### *3. Emanzipation und Familiarisierung*

Wie bereits in der letzten Kategorie breit dargelegt, hatte Inge bereits in ihrer Kindheit mit einem mehrdimensionalen Entfremdungsprozess zu kämpfen. Diesem begegnete sie, indem sie sich aktiv aus dem familiären Setting herauszulösen versuchte und ihr eigenes biographisches Planungsmuster entwarf, das der Vorlage ihrer Eltern widersprach. Dies führte spätestens in ihrer Jugend zu zahlreichen Konflikten:

*„sobald ich gekonnt habe, bin ich daheim ausgebüxt. Also von meiner Mutter her war es nicht recht. Die hätte mich am liebsten eingesperrt ..(3).. Ja .. und da bin ich als oft mal ausgebüxt oder ja, oder einfach mal nachts nicht heim gekommen. (lacht)“ (8/13ff)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass es aus biographieanalytischer Sicht etwas zu einfach wäre, jenes Verhalten größtenteils der Pubertät an sich zuzuschreiben, insbesondere wenn man die entsprechenden Prozessmuster in den Blick nimmt. Sicherlich spielten bei Inge auch entwicklungsbedingte Gründe eine Rolle, jedoch sind diese i.S. der Analyse nicht als maßgeblich zu bewerten.

Inge unternahm nach dem Abbruch der Schule erfolgreich berufliche Suchbewegungen, die am Ende zu einer langjährigen Anstellung in einem Großraumbüro führten. Auch in den Berufswahlentscheidungen zu dieser Zeit scheint Emanzipation eine wichtige Rolle gespielt zu haben. So unterscheidet Inge ihre Ausbildung und die darauf folgende Beschäftigung als Bürokraft über die Bezeichnung der „Arbeit“:

*„Also dann bin ich/äh nicht mehr in ne Lehre rein. Bin dann arbeiten gegangen in A-Stadt“ (1/44f)*

Die Veränderung von einer Auszubildenden zu einer Arbeitnehmerin erhält die Gestalt eines emanzipatorischen Schrittes, der ihr mehr (u.a. finanzielle) Unabhängigkeit von ihren Eltern zuzuteilen schien. Dabei fällt auf, dass sie trotzdem im familiären Setting verhaftet blieb: Inge zog nie aus dem gemeinsamen Haus aus. Dennoch waren die beiden Settings Familie und Beruf – anders als bei ihren Eltern – deutlich getrennt.

Dies änderte sich mit dem Kennenlernen von Gregor an ihrer Arbeitsstelle, womit sie sich dem Beziehungsentwurf ihrer Eltern annäherte und familiär-partnerschaftliche Elemente in den beruflichen Alltag übertrug, was zu einer Entgrenzung der Settings auf anderer Ebene führte. Bereits an dieser Stelle wurde der emanzipatorische Prozess durch den der Familiarisierung untergraben, wobei im weiteren Verlauf die frühe Heirat sowie die frühe Geburt des ersten Sohnes klar die Schwerpunkte setzten. Ferner führten diese beiden Ereignisse zu einem Entfremdungsprozess, der bisher unerwähnt blieb:

*„Nein .. nein. Freunde haben sich irgendwann alle verabschiedet. Wie ich das erste Mal schwanger geworden bin, die Freundinnen, die ich vom Gymnasium her gekannt habe, äh die haben mich alle schräg angeschaut, weil ich .. schwanger bin und weil ich heiraten wollte und .. äh ist man so schräg angeschaut worden und so dumm angemacht, dass ich dann letztendlich mit denen auch nichts mehr zu tun haben wollte.“ (12/1ff)*

Ihr Freundeskreis löste sich langsam von ihr ab und kann später nicht durch ein Äquivalent ersetzt werden. Diese Reduktion der sozialen Beziehungen stellt neben der Schaffung von familiären Strukturen ein Prozesselement der Familiarisierung dar. Hinzu kommt die berufliche Veränderung bei Gregor, der die Geschäftsführung des Familienbetriebes

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

übernahm und damit Inge unter Druck setzte, sich beruflich anzupassen und im Betrieb mitzuarbeiten. Er verlagerte sozusagen die im Großraumbüro begonnene Verbindung zwischen Familie und Beruf in die Traditionslinie von Inges Familie hinein. Diesem Druck konnte sie sich lange Zeit widersetzen, wobei die Gründe zum einen in den Unterstützungsstrukturen innerhalb der Familie liegen (Mithilfe im Betrieb sowie Möglichkeiten der Kinderbetreuung durch die (Schwieger-)Eltern) und zum anderen in der Beibehaltung ihrer Stelle im Großraumbüro. Letztere wurde ihr durch die Kündigung genommen, und nun fehlten Inge wichtige qualifikatorische Bedingungen, die es ihr möglich gemacht hätten, sich weiterhin im zunehmend enger werdenden Arbeitsmarkt außerhalb des Familienbetriebes zu bewegen: einen Schulabschluss sowie eine abgeschlossene Ausbildung. Die beinahe logische Folge eines beruflichen Engagements innerhalb des Getränkehandels schloss die als „Sog in die Familie“ zu bezeichnende Entwicklung ab und schien die emanzipatorische biographische Planung vollends erstickt zu haben. In der Perspektive der Entgrenzung wird auf diese Weise zum einen eine klare Barriere zum ersten Arbeitsmarkt gezogen, der jedoch zum anderen mit der zunehmenden Aufweichung der familiären Arbeit zwischen Haushalt und Betrieb begegnet werden soll.

Anstatt sich dieser Entwicklung zu ergeben, entwickelte Inge Möglichkeiten, die emanzipatorischen Handlungsmuster auf die Familie zu übertragen und damit die Strukturen ihrer Eltern zu überwinden. So bestimmte sie ihr Handlungsfeld innerhalb des entgrenzten Settingverbundes Familie-Beruf selbst und richtete sich nicht nach den Vorschlägen ihres Mannes. Sie setzte innovative Impulse im Betrieb und übernahm die Familienplanung. Mit der Aufgabe des Geschäftes und dem Auszug von Gregor endete ebenfalls die Verbindung der Settings und hinterließ auf beruflicher Seite ein Vakuum, das sie bis heute nicht ausreichend füllen konnte – die o.g. Barriere zum Arbeitsmarkt konnte noch nicht durchbrochen werden. Wo sich jedoch die Möglichkeit ergab (AGH, Projekt A, Bildungsmaßnahmen), brachte Inge sich aktiv ein und versuchte entlang des o.g. hedonistischen Prinzips emanzipatorische Handlungsmuster durchzusetzen. Auch innerhalb der Familie ist dies u.a. am von ihr gesteuerten Arrangement der Rollen- und Aufgabenzuteilung im gemeinsamen Haushalt zu erkennen:

*„Und/äh habe ich gesagt: ‚Entweder du änderst dich oder du gehst.‘ Und er hat sich entschlossen zum Ändern. [...] Ja, er kann auch mittlerweile kochen. Er hat immer behauptet, er kann's nicht. Ich kann jetzt sagen heute Abend: ‚Ich gehe Wäsche aufhängen.‘ Er geht kochen. Er tut dann kochen, ne? [...] Ja, man muss sie nur erziehen. (beide lachen)“ (14/49ff)*



Inge hat es also geschafft, sich einst widersprechende biographische Prozesslinien zu vereinigen und hieraus Handlungsfähigkeit zu generieren, auch wenn diese nicht auf allen Ebenen vorhanden ist.

#### 4. biographische Elemente des Kampfes

An einigen Stellen im Interview bedient sich Inge Bildern, die auf die Kategorie „Kampf“ hindeuten. Dies ist beispielsweise bei der Schilderung ihres „Rückzuges“ aus dem Geschäft der Fall:

*„Ich habe dann mich ganz langsam, weil mir wurde es dann ein bisschen viel: kleines Kind, Haushalt und Geschäft wurde mir dann zu viel, weil das Kind sehr stressig war. Habe ich mich langsam ein bisschen zurückgezogen vom Geschäft. Also ich habe das Notwendigste noch gemacht.“ (2/37ff)*

Deutet man dieses Bild im militärischen Sinne, so wird an dieser Stelle die territoriale (Neu-)Begrenzung des Handlungsfeldes erkennbar und damit das aktive Überlassen eines bestimmten Territoriums. Außerdem kommt die klassische Aufteilung der Akteure als Freunde-Feinde mit in diese Deutung hinein. Auch wenn diese analytische Betrachtung etwas überspitzt klingen mag, so wird doch eines daran klar: Der Aushandlungsprozess zwischen Inge und ihrem Mann über die Aufgabenaufteilung im entgrenzten Settingverbund Familie-Beruf lief scheinbar nicht reibungslos oder im gegenseitigen Einvernehmen ab. Inge hatte zusätzliche Belastungen durch das zweite Kind zu tragen, wobei die Verantwortung für die Kindesfürsorge anscheinend komplett auf ihrer Seite lag. Sie musste also nicht nur an zwei, sondern – wie sie sie selbst aufzählt – an drei „Fronten“ „kämpfen“: „*kleines Kind, Haushalt und Geschäft*“. Dies zerrte an ihren Kräften (13/26f), so dass sie gezwungen war, eine „Front“ aufzugeben, während Gregor sich alleine auf den Familienbetrieb konzentrieren konnte. Diesen überließ sie ihm nun in kompletter Verantwortung und „zog“ sich selbst auf den Haushalt „zurück“. Ferner wird mit dieser Hinsicht auch die Fremdbestimmung deutlich, die in der Rückzugsentscheidung lag: Wäre es möglich gewesen, eine gleichberechtigte Lastverteilung auf beide Eheleute zu finden, so hätte sich Inge nicht entscheiden müssen, v.a. da sie ihr Engagement innerhalb des Familienbetriebes zuvor noch bewusst vergrößert hatte. Allerdings sind daneben auch die situativen Rahmenbedingungen zu beachten, unter denen jene Entwicklung stattfand. Unterstützungsfaktoren wie Inges Eltern waren weggebrochen und konnten im Zuge einer weiteren Zunahme der Belastungen etwa durch ein weiteres Kind nicht aufgefangen werden, auch wenn mithilfe des PCs neue Ressourcen im Betriebsablauf

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

geschaffen wurden. Insgesamt entstand eine sich zuspitzende krisenhafte Situation, die den Anspruch an eine angemessene Bewältigung stellte.

Die Kategorie des „Kampfes“ ist außerdem noch an folgenden Interviewstellen zu erkennen:

*„Und .. dann irgendwann war es so schlimm, dass er gegen die Kinder ging. Und halt die Kinder, die waren sehr lebhaft, wenn sie mal irgendwas angestellt hat er schon mal gleich die Hand gehoben. Und dann bin ich öfter mal dazwischen. ..“ (3/10ff)*

*„Äh, auch .. wenn er im Bett mal was wollte, das wollte ich ja alles nicht mehr, habe ich mich gewehrt. Und mal ist er böse geworden. Er hat mich nie geschlagen, muss ich dazu sagen. Wenn er gemeint hat, er müsste die Hand heben, war es immer gegen die Kinder .. Und, das habe ich aber auch/äh größtenteils vermieden, wo/de/dadurch, dass ich dazwischen gegangen bin.“ (3/42ff)*

Inge wehrte sich aktiv gegen die Gewaltausbrüche ihres Mannes und konnte auf diese Weise erfolgreich ihre Kinder vor ihm in Sicherheit bringen. Dabei brachte sie sich selbst in Gefahr, obwohl sie mehrfach betont, dass Gregor sie nie geschlagen habe. Hier beschränkt sich der „Kampf“ auf die tatsächliche körperlich-gewaltvolle Auseinandersetzung, in der Inge eine Rolle als Beschützerin einnahm, um Schaden von ihren Kindern abzuwenden. Auch zu späteren Zeitpunkten musste Inge auf körperliche Gewalt bzw. deren Androhung reagieren und intervenieren: Im Fall ihres ersten Chatpartners reagierte sie auf eine Selbstmordandrohung, wodurch sie diese heimliche Partnerschaft ihrem Noch-Ehemann offenbaren musste (3/25ff). Der gleiche Mann bedrohte später sie und ihre neue Chatbekanntschaft, was sie dazu zwang, Letzterem ihre Zuneigung zu gestehen (4/37ff). Die Intervention hatte also jeweils protektionistischen Charakter, was man auf der einen Seite sicherlich Inges Disposition als Helferin zuschreiben kann (s. Kategorie „Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge“). Auf der anderen Seite wird daran deutlich, dass Inge in krisenhaften und mit körperlicher Gewalt aufgeladenen Situationen aktiv Bearbeitungsmuster zu implementieren weiß, die zudem erfolgreich sind, auch wenn sie dadurch persönliche Nachteile in Kauf nehmen muss. Festzuhalten ist außerdem, dass die Gewalt nie von Inges Seite aus initiiert wurde, sondern jeweils als akzidentielles Ereignis auftrat, das von außen an sie herangetragen wurde, und dass sie niemals mit einer Art Gegen-Gewalt reagierte, sondern deeskalierend einschritt.

Es ist auch möglich den Begriff des „Kampfes“ auf Inges existenzielle Lage nach der Aufgabe des Familienbetriebs und der Scheidung zu übertragen: Sie „kämpfte“ aktiv gegen die Ungerechtigkeiten des Arbeitsmarktes an, um die Existenz ihrer Familie zu sichern. Zum einen musste sie hierfür Sozialhilfe beantragen, was sie sichtlich vermeiden wollte (5/37ff),

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

zum anderen versuchte sie durchgehend eine reguläre Anstellung zu bekommen, wobei sie sich nicht auf die Unterstützung durch die Arbeitsverwaltung verließ:

*„Äh/ vermehrt/äh Angebote? Nein, das kann ich jetzt nicht sagen, äh. ..(3).. eigentlich gar nicht. Da hast du dich selbst darum gekümmert. [...] Ich kann mir .. nein, ich habe bis jetzt außer das letzte Mal, wo ich äh/äh auf dem Arbeitsamt war, (holt tief Luft) noch nie ein Stellenangebot gekriegt.“ (6/23ff)*

Trotz einer durchgehenden Zurückweisung durch potentielle Arbeitgeber und der teils entmutigenden Aussagen durch die Jobcenter-MitarbeiterInnen, lässt sich Inge nicht hängen und bewirbt sich weiterhin aktiv auf Stellen, die ihrem Erwartungsmuster entsprechen. Deutlich wird darüber hinaus, dass Inge in diesem Zusammenhang quasi als Einzelkämpferin für sich streitet und wenig bis keine Unterstützung von außen erhält, auch wenn sie beispielsweise einige Beschäftigungsmaßnahmen im Nachhinein als positiv bezeichnet. In Bezug auf die zuvor genannten Hinsichten auf die Kategorie, kann dieses Bild ebenfalls aufrecht erhalten werden.

Abschließend betrachtet kommt „Kampf“ in Inges Biographie als fremdbestimmende Größe vor, die Inges intentionales Handeln von außen häufig zu überformen drohte und damit auf ihrer Seite Bewältigungsanstrengungen erforderte. Diesem „Kampf“ stellte sie sich jeweils, unterwarf sich etwa nicht den Geschehnissen, sondern setzte ein aktives Handlungsschema entgegen, auch wenn hierdurch zusätzliche Gefahr oder Nachteile entstanden, auf die sie wiederum zu reagieren hatte. Außerdem ist festzuhalten, dass sie zumeist als Einzelkämpferin das Ziel der friedlichen Beendigung des Konfliktes verfolgte.

#### 5. Entwicklung (berufs)biographischer Planungsmuster

Bereits in der Kategorie „Die Dialektik ‚Fremdheit – hedonistisches Prinzip‘“ wurde auf die Entstehung von Inges beruflichen Planungsmustern und die biographische Implementierung jenes binär kodierten Präferenzmusters in Bezug auf neue Settings eingegangen. Von besonderer Bedeutung dabei könnte jedoch sein, dass sich keine Hinweise darauf finden, dass Inge je auf ein spezifisches berufliches Ziel hingearbeitet hätte. Weder in der Kindheit, noch in der Jugend scheint es besondere berufliche Vorstellungen oder Interessensschwerpunkte gegeben zu haben. So kann vermutet werden, dass Inge als Einzelkind von jeher nur das berufliche Traditionsmuster der eigenen Familie (Getränkehandel) als Orientierungsfolie geliefert bekam. Insbesondere ist dabei auch der Aspekt der gesellschaftlichen Entfremdung in Inges Kindheit / Jugend zu beachten, der zusätzlich die Möglichkeiten einer Ausrichtung an

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

gesamtgesellschaftlichen Berufsbildern eingeschränkt haben könnte. Klar ist jedenfalls, dass zum einen die Entscheidung des Schulabbruchs nicht mit einem bestimmten beruflichen Wunsch verknüpft wurde und die daran anschließenden Suchbewegungen mehr einen zufälligen Charakter besitzen, der sich eher an dem *hedonistischen Prinzip* (s.o.) ausrichtete.

Jenes Prinzip – und das muss an dieser Stelle noch einmal verdeutlicht werden – ermöglicht nur eingeschränkt eine längerfristige Planung und dient dazu hoch-individualistisch eine sozialräumlich strukturierte Situation direkt zu bewerten und eine Entscheidung über einen Verbleib zu fällen. Die Ausnahmen bilden Kontexte mit einem gewissen Zwangscharakter, in denen Inge Handlungsmuster entwickelt hat bzw. entwickeln musste, die ihr ein Aufschließen des fremden Settings ermöglichen. Allerdings konnte dadurch die Kurzfristigkeit der beruflichen Orientierung nicht ausgehebelt werden.

Weitere Indizien für das frühere Nicht-Vorhandensein eines (berufs)biographischen Entwurfs sind die fehlende Ausbildung, die nicht deswegen ausgelassen wurde, weil Inge in bestimmte Ausbildungsgänge nicht hinein gekommen wäre (Inge begann trotz fehlendem Schulabschluss eine Ausbildung zur Arzthelferin), sondern weil sie sich bewusst freisetzte. Nach ihrem Abgang von der Schule entkoppelte sie sich schrittweise von bestimmten institutionellen Ablaufmustern, hatte aber auf der anderen Seite keine konkrete Planungsvorlage, so dass ein gewisses Vakuum entstand, das im Rahmen eines „Ausprobierens“ i.S. eines Jonglierens mit Gelegenheitsstrukturen gefüllt werden sollte.

Erst mit der Aufnahme einer Beschäftigung, die ihr „Spaß“ (2/3) machte, entwickelte Inge eine berufliche Orientierung und Präferenzierung, die sie in geänderter Form bis heute beibehalten hat. Hinzu kam zum einen die Ausrichtung an einer Arbeit in einem mittelständischen Kleinbetrieb im Zuge der Empfehlungen ihrer Fallbetreuung im Jobcenter. Zum anderen spielt der PC als Arbeitsmittel eine wichtige Rolle. Interessant ist dabei, dass jene Präferenz in erster Linie im Rahmen eines autodidaktischen Kompetenzaufbaus aufgebaut wurde, die natürlich auch anfangs berufliche Relevanz besaß (Unterstützung im Betriebsablauf), jedoch im Grunde mehr den Freizeitbereich berührte. Vor allem die Funktion des PCs, über den Internetchat einen Ausweg aus der krisenhaften familiären Situation zu suchen (s. Kategorie „Virtualität als Ausweg“), muss dabei Beachtung finden, so dass hier eine berufliche Orientierungsfolie durch eine biographische Entwicklung entstand, die größtenteils eher als Hobby zu bezeichnen ist und sich vorwiegend entlang von Gelegenheitsstrukturen ausrichtete.

Im Zuge der stärkeren Konzentration auf die Familie verlief eine neue Präferenzierung des berufsbiographischen Erwartungsfahrplans, welche nur solange aufrechterhalten werden

konnte, wie die Existenzsicherung durch den Familienbetrieb gewährt war. Im Anschluss versuchte Inge wieder an ihrem beruflichen Verlauf anzudocken, musste jedoch feststellen, dass ihr die Zugänge zu einer Beschäftigung verwehrt blieben:

*„Natürlich auch nach Arbeitsstellen äh geschaut .. aber/äh das fortschreitende Alter halt/äh ..(3).. eben mehr im Bürobereich, was mir auch am meisten liegt. [...] Denn/äh in so Pflegebereich/bereich oder sowas das möchte ich nicht, weil ich weiß genau, ich kann es nicht und es liegt mir nicht. Ich möchte halt mehr büromäßig was machen. Ich kann gut schreiben, ich kann gut mit dem PC umgehen und außerdem habe ich das ja schon einmal gemacht, ne? Ja so bin ich dann äh .. arbeitslos geworden.“ (5/7ff)*

Im Gegensatz zu ihrer Jugend weiß Inge nun, was ihr „liegt“, und im Gegenzug, was sie nicht „möchte“, was einen bestimmten beruflichen Bereich zwar fixiert, innerhalb dessen es jedoch einen gewissen flexiblen Spielraum hinsichtlich der tatsächlichen Beschäftigungsart gibt. Viel entscheidender ist die sozialräumliche Komponente, die wie zuvor nach dem hedonistischen Prinzip ausgewählt oder ausgestaltet wird, wobei gerade das Ausgestalten aufgrund der strukturellen Benachteiligung Inges auf dem Arbeitsmarkt zunehmend an Bedeutung gewinnt. Statt ihren Idealtypus einer Beschäftigung zu finden, wird Inge vermehrt mit für sie fremden beruflichen Settings konfrontiert, zu denen sie sich selbst Zugänge legen und entsprechend ein „Wohlfühlen“ selbst herstellen muss. Handlungsleitend kommt dabei ihre Disposition als Helferin zum Tragen, was auf dem ersten Blick vielleicht ihrer Ablehnung einer Tätigkeit in der Pflege widersprechen würde. Auf den zweiten Blick zeigt sich daran allerdings sehr klar, weswegen das berufliche Planungsmuster und damit verbundene Präferenzen nur im direkten biographischen Zusammenhang von der Person aus rekonstruiert und verstanden werden können.

Darüber hinaus ist interessant, dass Inge vorerst ihre berufliche Orientierung an ihrer Tätigkeit im Großraumbüro ausrichtete und ihre Zeit im Familienbetrieb eher ausblendete – quasi als wäre sie schon damals nicht mehr Teil des Arbeitsmarktes gewesen (s. hierzu auch die Kategorie „Entwertung und Chancenverlust“). Erst im Laufe der Zeit passte sie ihre Planung und Erwartung an.

### *6. Entwertung und Chancenverlust*

Betrachtet man den Verlauf der Berufsbiographie bei Inge, so ist ebenso ihr Herkunftsmilieu mit in diesen Blick zu integrieren. Inge wuchs in sozial relativ sicheren Verhältnissen auf, ihre Familie bzw. im Besonderen der Vater, hatte durch den Getränkehandel überregional ein gutes Ansehen, was sicherlich ebenfalls mit dessen Status als „Fabrikant“ (1/14) und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

selbstständiger Geschäftsmann zusammenhing. Der Übergang von der Grundschule auf das Gymnasium war und ist in der Bundesrepublik Deutschland stark von der sozialen Herkunft sowie den sozio-ökonomischen Ressourcen des Elternhauses beeinflusst (vgl. BAUR 1972, GEISLER 2005, BECKER 2007), so dass auch dieser Hinweis auf die Zugehörigkeit zu einem gewissen, eher gehobenen gesellschaftlichen Milieu hindeuten könnte. Auch weitere Berufswahlentscheidungen, wie etwa Inges Beginn der Lehre zur Arzthelferin oder Gregors Abbruch des Studiums, wurden vermutlich mit durch die Einstellungsmuster von Inges Eltern gelenkt. So muss man die Frage stellen, inwieweit der universitäre Bildungsverlauf bei Gregor und die gleichzeitige Versorgung einer jungen Familie von Inges Eltern akzeptiert wurden und ob nicht eine Nicht-Akzeptanz einen Anteil an der beruflichen Wechselentscheidung hatte:

*„Mein Mann hat/äh dann 79 das Geschäft von meinem Vater, der schon älter war, übernommen, obwohl er ja in B-Stadt äh Werkzeug/äh/ also Werkzeugbau/äh angefangen hat zu studieren. Das irgendwie war es ihm dann überdrüssig, und dann hat er halt gemeint, er müsste sich halt selbstständig machen, jetzt mit dem Geschäft Getränkevertrieb. Der/man muss sagen bei meinem Vater, er ist super gelaufen. Man hat gut davon leben können damals. Und ja gesagt-gegan, 79 hat er dann das Geschäft übernommen.“ (2/7ff)*

Ein Geschäft, das „*super gelaufen*“ ist, zu übernehmen, stellte selbstverständlich in ökonomisch-existenzsichernder Hinsicht einen krassen Gegenentwurf zu einem Dasein als Studierender dar. Vor allem wird in diesem Abschnitt noch einmal daraufhin gedeutet, dass die finanziellen Ressourcen von Inges Elternhaus durchaus beachtlich gewesen sein mussten. Auch deswegen muss ein kurzfristig angelegter Bilanzierungsansatz der Eltern am Ende gegen eine Fortsetzung des Studiums ausfallen, wobei natürlich ebenfalls das Alter des Vaters mit Beachtung finden muss, das eine gewisse Übergabemotivation an die nächste Generation implizit andeutet.

Inges Tätigkeit als Angestellte im Großraumbüro wie auch der Abbruch des Gymnasiums legen nahe, dass sie die Einstellungsmuster der Eltern nicht teilte. Sie entwarf ihre eigene Planung nach ihrer individuellen Wertigkeit. Der Büro-Job wird bis heute als Idealtypus einer Arbeitsstelle aufrecht erhalten:

*„Ja, das war ein Bomben-Job. [...] Für ungelernt! [...] Also ff/und vielseitig! Nicht nur, dass man den ganzen Tag da vor dem PC hockt und/und schreibt und macht und tut. Nein, es war einfach vielseitig. Bist nicht den ganzen Tag da rumgehockt. Hast Bewegung gehabt. Es war echt super! Würde ich mir wieder wünschen.“ (9/31ff)*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Man darf nicht vergessen, dass diese Beschäftigung bei einem größeren regionalen Arbeitgeber stattfand, was positiv in eine externe Bewertung einer Beschäftigung in diesem Betrieb mit eingeflossen sein könnte, so dass sich diese Bewertung ebenso auf die Beschäftigten spiegelte, egal in welcher Abteilung sie tätig waren. Doch selbst wenn es so gewesen sein sollte, so ist dieser Umstand im Erleben von Inge nachrangig zu betrachten. Sie empfand ihre Arbeit, auch wenn es sich objektiv „nur“ um HelferInnentätigkeiten handelte, als „*super*“ und stellt es als Besonderheit heraus, dass sie als „*ungelernt[e]*“ Kraft eine solche Arbeitsstelle ergattern konnte. So ist festzustellen, dass für sie dieser vom Elternhaus abgekoppelte berufliche Werdegang eine höhere Wertigkeit besaß als eine Tätigkeit im heimischen Betrieb. So kann das teilweise Unverständnis über Gregors Studienabbruch (2/7ff), um darauf den Getränkehandel ihres Vaters zu übernehmen, auch hieraus erklärt werden. Entsprechend schmerzhaft wirkte die Kündigung aus Rationalisierungsbestrebungen der Firma A:

*„Die Arbeiten wurden dann auf andere Frauen dort im Büro verteilt. Zum Beispiel da war eine von der Sicherheitsabteilung, die hat nen Teil genommen, von den .. äh Arbeitsvorbereitung hat nen Teil geno/äh/genommen, und manche Sachen haben die Herren wahrscheinlich selber gemacht, ihre Zeichnungen kopiert und zusammengelegt. Die musste ja dann auch besonders zusammengelegt sein und so. Zum Teil sogar zum Abheften, ne? [...] Und/äh so Sachen habe ich gemacht .. [...] Es/äh/es war so ne kleine Massenentlassung wieder zu dieser Zeit. Das, wie gesagt, das war ähm ..(4).. (kurzes stoßartiges Ausatmen) Die haben zwei- oder dreimal äh, wo sie Leute entlassen haben. Und/äh beim zweiten oder dritten Mal war ich/äh eben dabei.“ (9/47ff)*

Der Umstand, dass Inges Tätigkeiten neu „*verteilt*“ wurden, kann man als klare institutionelle Abwertung ihrer Person bezeichnen, was sich entsprechend in ihrem Erleben niederschlug. Hinzu kamen noch eine kollektive Erlebensdimension („*Massenentlassung*“) sowie eine zeitliche („*beim zweiten oder dritten Mal war ich/äh eben dabei*“). Besonders an Letzterer mag deutlich werden, in welcher Weise Inge damals unter Druck gestanden haben musste, da sie durchgehend das Damoklesschwert der Entlassung über sich schweben sah, allerdings nichts dagegen ausrichten konnte. Es war ihr nur möglich, auf den Tag der Kündigung zu warten und zu hoffen, dass er nicht so zeitnah kommen möge.

Der darauf folgende Wechsel in den Familienbetrieb wurde demnach nicht direkt als Aufwertung empfunden, auch wenn er sicherlich mit dem Gefühl des „Gebraucht-Werdens“ verbunden war, sondern eher im Gegenteil. Deswegen reagierte Inge an dieser Stelle mit einem die Situation aufwertenden Handlungsschema: Sie „steigerte“ sich in die Arbeit im Betrieb hinein. Dasselbe geschah auf familiärer Seite durch die Planung weiterer Kinder

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

(„*totales Wunschkind*“ (2/36), „*kurz nachdem der Kleine dann auf der Welt war, habe ich gewusst/äh: ‚Ich möchte nochmal eins.‘*“ (2/45f)). Die Kündigung im Großraumbüro führte also zu einer Relevanzverschiebung i.S. einer Substitution, innerhalb derer eine Angleichung bzgl. der individuellen Wertigkeit der beiden Tätigkeitsfelder einsetzte, so dass sich Inge ebenfalls an die Planungsmuster ihrer Eltern annähern musste. Hinzu kam das innovative Element des PCs, das auf der betrieblichen wie auch auf der familiären Seite (11/6ff) als Symbol einer Aufwertung angeführt werden kann.

Aus der Sicht des Arbeitsmarktes geriet Inge jedoch in einen Prozess der generellen Entwertung ihrer Arbeitskraft hinein. Neben der Zunahme der Bedeutung von Qualifikationen und deren Nachweisen innerhalb des Lebenslaufes, die Inge spätestens nach der Geschäftsaufgabe zu spüren bekam, wurde sie mit der Kündigung vom Arbeitsmarkt entkoppelt. Die zahlreichen Kompetenzen, die sie sich während ihrer Tätigkeit im Familienbetrieb und darüber hinaus aneignete, und auf diese Weise beispielsweise an modernen Entwicklungen teilhatte, waren und sind in der Logik des Arbeitsmarktes nicht verwertbar:

*„mein Fallmanager hat/äh unlängst das letzte Mal, vv/vorigen Monat war das, zu mir gesagt/äh: ‚Gegenüber den jungen Damen/äh, wo äh/äh gelernt haben, da haben Sie keine Chancen.‘ .. hat er zu mir gesagt. ..(8).. Er hat gemeint, ich gehöre in einen Kleinbetrieb rein. So wie ich es gerade habe. Ähm .. wo ich da .. den ganzen Laden schmeiße quasi.“* (16/32ff)

Diese Entwertung wird zusätzlich mit einer Chancenlosigkeit verbunden, gegen weitere MitbewerberInnen auf eine Stelle bestehen zu können, was grundlegend auf die strukturelle Benachteiligung innerhalb des Arbeitsmarktes verweist. In dem Rat, sich um eine Stelle in einem „*Kleinbetrieb*“ zu bemühen, steckt ein ähnlicher Prozess auf der Ebene der berufsbiographischen Planung, wie er konkret durch die Kündigung zuvor stattfand: Der Verlauf vom „*Großraumbüro*“ (1/46) zum „*Kleinbetrieb*“. Inge wollte nach dem Verlust des Geschäftes wieder an ihre berufliche Vergangenheit vor ihrer Mitarbeit im Heimbetrieb anknüpfen, musste jedoch erfahren, dass ihr dieser Weg aus systemischen Gründen verwehrt bleiben würde. Mit der Akzeptanz dieser Einschätzung ihres Fallmanagers wird aber gleichzeitig wiederum eine Aufwertung verbunden, indem ihr mögliches Tätigkeitsfeld und die damit zusammenhängenden Kompetenzen auf „*den ganzen Laden*“ ausgeweitet werden.

Eine leichte, wenn auch sicherlich nicht ausreichende, Umwandlung von Inges Kompetenzen in verwertbare Qualifikationen fand über Maßnahmen des Arbeitsamtes statt. So konnte sie EDV-Kurse besuchen, um ihre PC-Kenntnisse belegen zu lassen (6/38ff) – im Vergleich zu



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

der strukturellen Benachteiligung u.a. aufgrund des Alters (15/30ff) und der fehlenden Ausbildung mag dies jedoch eher marginal erscheinen.

Im Besonderen stellte für Inge der Gang zum Sozialamt, um Unterstützungsleistungen zu beantragen, eine Entwertungserfahrung dar. Sie fühlte sich dabei, als würde ihr der „Hals zu[ge]schnürt“ (5/40f) werden. Zu diesem Zeitpunkt wurde ihr ihre soziale Lage offen vor Augen geführt und damit ebenso das Ergebnis eines schleichenden, entwertenden Verlaufes, der nicht nur sie, sondern ihre gesamte Familie betraf. Das Herunterwirtschaften des Familienbetriebes, an dem ihr Mann maßgeblichen Anteil hatte und dem sie quasi hilflos zusehen musste, hatte nicht nur dafür gesorgt, dass sie staatliche Leistungen beantragen musste, sondern ebenso, dass das gesellschaftliche Ansehen, das ihre Familie noch zu Zeiten ihres Vaters besessen hatte, vollkommen verschwunden war. Neben dem Aufsuchen des Sozialamtes, was sie vielleicht noch relativ anonym durchführen konnte, waren v.a. auch die Ereignisse während des ersten Tages in der Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde maßgeblich für ein Erleben von gesellschaftlichem Wertverlust:

*„Ach ja, äh/äh am Anfang, da habe ich gedacht: ‚Ach Gott, nein, da/das musst du eh ohnehin nicht lange machen, ähm.‘ Ja, der erste Tag, ich meine, der Bürgermeister, ich bin ja von dem Ort, Bürgermeister habe ich gekannt, und er hat mich dann begrüßt und .. habe ich für mich gedacht: ‚O Jessas, nee!‘.“ (20/18ff)*

Das Zusammentreffen mit dem Bürgermeister, der vermutlich ihre Familiengeschichte im Dorf kannte, stellte in dieser Situation eine Personifizierung des gesamten regionalen sozialen Umfeldes dar, das nun darüber Bescheid wusste, dass Inge eine Bezieherin von Sozialleistungen war – unabhängig davon, inwieweit das Umfeld bereits vorher darüber informiert war. Für Inge ist es das zentrale Erlebnis, mit dem ihre berufliche Rollenzuschreibung als „Fachkraft auf dem Büro“ nicht mehr zu gelten schien. Sie konnte sich dennoch eine neue Wertschätzung in der AGH-Beschäftigung erkämpfen:

*„Ja gut, aber es war ne anstrengende Arbeit für einen 1,25 Euro ..(4).. macht nicht jeder. Aber es hat Spaß gemacht. Und/äh dann immer das Ergebnis sehen dann, wenn du mal alles sauber gehabt hast wieder. Und aah, und ri/es sieht richtig toll aus. (lächelt beim Reden bis (\*)) Und dann kommen die Leute vorbei: ‚Ach, habt ihr das wieder schön gemacht!‘ (\*) [...] Hat einem richtig gut getan! (lacht kurz)“ (20/28ff)*

Zum einen weiß sie das fremde berufliche Setting aufzuschließen und mit der Zuschreibung „hat Spaß gemacht“ zu versehen (s. Kategorie „Die Dialektik ‚Fremdheit – hedonistisches Prinzip‘“). Zum anderen benennt sie zwei positiv wertende Dimensionen:

1. Harte Arbeit für wenig Geld, die „nicht jeder“ macht, und

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

2. Tolles Arbeitsergebnis, das den „Leute[n]“ auffällt und von ihnen gelobt wird.

Auf diese Weise scheint die gesellschaftliche Komponente der Entwertungserfahrung immer weniger eine Rolle zu spielen, da sie durch neue Wertigkeitserfahrungen aufgefangen werden kann.

Interessant ist darüber hinaus, wie während der Teilnahme an Projekt A ebenfalls auf der einen Seite zwar entwertende Erfahrungen gemacht wurden, die allerdings auf der anderen Seite durch die Konstruktion eines Bildungserfolges wenigstens teilweise ins Positive verkehrt werden konnten. Bereits mit der Zuweisung zum Projekt durch ihren Fallmanager im Jobcenter verbindet Inge eine gewisse „böse Absicht“ und empfand sie als Strafe (19/9ff). Hinzu kam, dass sie innerhalb der dort stattfindenden Qualifizierungen wie Mathematik (7/9ff) oder auch Diktate quasi an die Schulbank zurück geschickt wurde, was auch ihr Vergleich mit dem Gymnasium erkennen lässt:

*„Ich meine auf dem Gymnasium hat man mehr gemacht, aber/äh das muss ich jetzt nicht unbedingt können. (lacht) Ja, aber es hat mir schon geholfen und Deutsch halt weitergeholfen äh neue deutsche Rechtschreibung, die/äh .. ich bin halt durch mein Alter denke auch, so alt eingefleischt, und sträube mich auch ein klein bisschen dagegen. Wir haben jetzt ein Diktat heute rausgekriegt, wir haben seit/seit Langem mal wieder ein Diktat/äh geschrieben. Ich habe zwei Fehler gehabt. Es war ok. (lacht)“ (7/16ff)*

Retrospektiv ordnet Inge diese Erfahrung positiv ein und weiß aus den Unterrichtsinhalten einen Nutzen zu ziehen. Dennoch stellt sich die Frage, wie die erste Konfrontation mit „Deutsch“ und „Mathe“ (7/9) erlebt wurde, v.a. in Anbetracht der Tatsache, dass sie ihren Unterricht auf dem Gymnasium höher wertet, diesen jedoch im Vergleich zu ihrer aktuellen Situation nicht als unbedingt notwendig einstuft. Inge findet sich im Setting des Projektes mit ihrer Rollenzuweisung als „Schülerin“ ab – von einer beruflichen Relevanz im biographischen Sinne ist allerdings nicht zu sprechen. Wie bei vielen anderen Lerninhalten in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen sieht sie zwar einen bestimmten qualifizierenden Mehrwert, jedoch hat dies einen geringen bis keinen Einfluss auf eine Änderung ihrer beruflichen Lage oder ihrer berufsbiographischen Planungsmuster. Im Grunde genommen kann von einer Entwertung von Inges bisherigem Lebenslaufes innerhalb dieses Unterrichts in Projekt A sprechen, so dass alles, was an bisherigem Kompetenzaufbau stattfand, scheinbar keine Relevanz mehr zu besitzen schien.

Innerhalb eines längeren Zeitraumes, in dem Inge immer wieder mit Zurückweisung und Entwertung konfrontiert wurde, wurde ein Verhaltensmuster implementiert, das man als Habitualisierung bezeichnen kann. Jeweils eingerahmt durch bestimmte Ereignisse musste sie

Bewältigungsstrategien entwickeln, die am Ende zu einer Akzeptanz ihrer Situation führten; also einer Akzeptanz des institutionellen Handelns der Arbeitsverwaltung, auf die sie wenig Einfluss hat, einer Akzeptanz ihrer Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt, auch wenn sie an einem bestimmten Planungsmuster festhält, einer Akzeptanz ihres Bezugs von Sozialleistungen und ihrer sozialen Lage.

Festzuhalten ist, dass innerhalb eines lange währenden Entwertungsprozesses Inge nicht nur ihre soziale Sicherheit verlor, sondern ebenso der Verlust von Chancen stattfand: Inge veränderte sich von der „Fabrikantentochter“, die aufs Gymnasium gehen konnte, zur „arbeitslosen Hausfrau“, die sich im Arbeitsmarkt ständig mit struktureller Benachteiligung konfrontiert sieht und deren Kompetenzen und Qualifikationen beinahe keine Rolle mehr spielen. Als Dimensionen der Entwertung sind zu erkennen:

- Entwertung des *Lebenslaufes* und der Kompetenzen
- Entwertung des *sozialen Status*

Dennoch verlor Inge nie eine Wertschätzung sich selbst gegenüber. Sie war imstande Entwertungserfahrungen zu bewältigen und setzte dabei eine Verarbeitungsstrategie ein, die sich als Habitualisierung charakterisieren lässt.

### 7. Abbrüche

(Berufs)Biographische Wechselentscheidungen liefen in frühen Stadien von Inges Lebenslauf zumeist in der Gestalt eines Abbruchs ab, etwa bei dem bereits häufiger angesprochenen Abgang vom Gymnasium oder auch der Aufkündigung des Ausbildungsverhältnisses bei dem Landarzt. Abbruch enthält an diesen Stellen ein Element des „Nicht-zu-Ende-Bringens“, des Verlassens des institutionellen Ablaufschemas, an dessen Ende ein erfolgreicher Abschluss stehen könnte, nach dem spätestens wiederum eine Entscheidung über Verbleib bzw. die weitere biographische Entwicklung im Raum stünde. In beiden genannten Situationen stellt Inge ihren Abbruch als selbstinitiiert auf Grundlage ihrer Bedürfnislage dar: Sie wollte einfach nicht mehr auf die Schule gehen (1/39) und fühlte sich in der Ausbildung insbesondere bei Operationen (1/41ff) nicht mehr wohl. Dabei etikettiert Inge diese Entscheidungen nicht als durchweg fremdbestimmt, so als wäre ein Abbruch der einzig logische und alternativlose Schritt gewesen, sondern umschreibt ihn als selbstbestimmtes Handlungsmuster. Jedoch muss man in Verbindung mit den Kategorien „Die Dialektik ‚Fremdheit – hedonistisches Prinzip‘ “ und „Emanzipation und Familiarisierung“ darauf

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

hinweisen, dass Inge sich natürlich ebenfalls in Prozessen befand, die ihr intentionelles Handeln überlagerten.

Durch die Kündigung ihrer Bürotätigkeit wurde Inge mit einem Abbruch konfrontiert, der zum einen dieses Mal vollkommen fremdinitiiert war und den sie zum anderen nicht abwenden konnte, obwohl sie ihn erwartete (10/13f). Damit stellt die Kündigung einen starken Gegensatz zu den Abbrüchen von Schule oder auch Ausbildung dar, da sie in keiner Weise ihrem biographischen Planungsmuster entsprach und eine Anpassungsleistung notwendig machte. Letztere bestand am Ende in einer Mitarbeit im Familienbetrieb sowie einem „Reinsteigern“ ins Geschäft (2/31).

Auch der „Rückzug“ aus ihrem Engagement im Familienbetrieb und die gleichzeitige Konzentration auf die Familie sind als beruflicher Abbruch zu bezeichnen. Obwohl diese Entscheidung grundsätzlich ebenso bedürfnisorientiert und selbstbestimmt dargestellt wird, wie bereits der Abbruch Ausbildung, so stellt sich die Frage nach dem Einfluss von fremdbestimmenden Elementen:

*„das Zurückziehen/äh im Geschäft das war ja eigentlich wegen/wegen den Kindern, dass ich besser meine Kinder/äh im Auge habe. Äh .. weil da war ja einfach laufend was anderes. Und du bist einfach zu/zu gestresst dann, äh/um dann äh freundlich Kunden zu bedienen. Und da habe ich für mich gedacht: ‚Das kann’s nicht sein.‘ Und/äh/äh .. man ist abends so fertig, war abends so/so/so kaputt. Ich habe mich ins Bett gelegt, in drei Sekunden war ich weg.“ (13/22ff)*

Zum einen wurde die Doppelbelastung ihrer Tätigkeit in Heim und Betrieb zu viel, was sie an körperliche Grenzen stoßen ließ, und zum anderen konnte Inge keine – in ihrem Sinne – angemessene Bedienung der Kundschaft aufgrund des höheren Betreuungsaufwandes für das zweite Kind sowie die Fürsorge für die Kinder allgemein mehr gewährleisten. Hinzu kam die Tatsache, dass ihre Mutter verstorben war und als helfende Hand fehlte. Insgesamt ergab sich also eine Situation, in der aufordnende Strukturen geschaffen werden mussten, die dazu führten, dass Inge ihre Tätigkeit im Familienbetrieb größtenteils aufgab. Die Abbruchsentscheidung wurde zwar selbstinitiiert, jedoch von außen fremdbestimmt beeinflusst.

Die Aufgabe des Familienbetriebes und der beinahe zeitgleich ablaufende Auszug von Gregor sowie das Ende der Ehe markieren weitere biographische Punkte, an denen bestimmte Lebensabschnitte i.S. von Abbrüchen endeten. Und beides ließ Inge quasi geschehen, auch wenn sie anfangs noch Interventionsversuche startete. Im Gegensatz zu dem „Rückzug“ aus dem Geschäft überwog hier am Ende das Erleben eines fremdbestimmten Ablaufes, der sich einer Einflussnahme von Inge Seite entzog. Ähnlich wie bei der Kündigung bei Firma A sah

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sie das Ende der Ehe wie auch des Betriebes kommen. In Bezug auf ihre Ehe entwickelte sie mithilfe des PCs Alternativen, beruflich allerdings nicht. Der Abbruch bedeutete an dieser Stelle einen massiven Einschnitt, da er zum einen die Verbindung zwischen Familie und Beruf endgültig aufhob und zum anderen Gregor aus dem familiären Setting entfernte. So schaffte Inge die Bedingungen für einen Neuanfang, der sie schließlich mit der Notwendigkeit konfrontierte, Sozialleistungen beantragen zu müssen, da die Existenzbedrohung durch den Verlust des Betriebes im Anschluss nicht aufgefangen werden konnten. Desweiteren ist festzustellen, dass die beruflichen Planungsmuster beinahe durchgehend durch institutionelles Handeln überlagert wurden und das Erleben von Fremdbestimmung hervorriefen:

„E: Also der Unterricht hier gefällt mir sehr gut, aber leider bin ich jetzt auch nicht mehr lange da (lacht kurz) Ich habe vom Arbeitsamt nicht mehr genehmigt gekriegt wie bis Ende April. Hat er gemeint: „Das ist gut.“

I: *Hmhm ..* *Ok .. und wie geht's dann weiter?*

E: *Äh,*  
*das weiß de/denke ich wird er mir dann schon sagen, ja.“ (7/27ff)*

Ähnlich wie bei Projekt A verlief auch die Beendigung der Tätigkeit in der Arbeitsgelegenheit. Welche Maßnahmen Inge besucht oder welche Tätigkeiten sie aufnimmt, hängt in erster Linie von der Entscheidung des Fallmanagements ab, dem sie sich ergibt und gar keine eigenen Planungen mehr aufstellt. Zwar hält sie ihre beruflichen Vorstellungen im Grunde (mit einigen Anpassungen) aufrecht, kann sie jedoch weder in die Tat umsetzen, noch eine passende Alternative entwickeln. Im Gegensatz zu früher sind Inges Bezüge zum Arbeitsmarkt nur noch fremdbestimmt, v.a. auch deswegen, da sie gar keinen geeigneten Zugang mehr erhält. Dennoch verweist Inge weniger auf eine Verunsicherung oder gar Orientierungslosigkeit hinsichtlich ihrer berufsbiographischen Planungsmuster, sondern zeigt weitgehend ein Verlassen auf die Arbeitsverwaltung und ihre individuelle Strategie bei der Jobsuche. Letztere sieht sie klar in ihrer Verantwortlichkeit, jedoch kann Inge den Erfolg in keiner Weise selbst lenken.

#### 8. *signifikante Andere und helfende Instanzen*

Inge konnte im Laufe ihrer Lebensgeschichte auf unterschiedlichste Unterstützungsfaktoren zurückgreifen, die in Teilen bis heute zur Verfügung stehen. Als besondere, nicht-personale

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ressource ist das Haus der Familie zu nennen, das eine existenzsichernde Wirkung ausstrahlt.

In der Kategorie „Die Fremdheit – hedonistisches Prinzip“ wurde bereits dargelegt, inwieweit die Eltern einen Einfluss Inges Entwicklung v.a. hinsichtlich ihrer biographischen Planung ausübten. So ist insbesondere die Mutter zu nennen, die als Person ein Negativbeispiel darstellt, zu dem Inge einen kontrastiven Gegenentwurf aufbaute. So kann man davon sprechen, dass die Mutter auf der einen Seite als negativ konnotierte signifikante Andere auftritt. Inge übernahm bestimmte Haltungen, indem sie andere ablehnte, die ihr von der Mutter vorgelebt wurden:

„Es gibt also einen Prozeß, durch den ein von einem anderen Individuum beeinflusster Mensch unvermeidlich sein Verhalten an das der anderen angleicht, ohne daß er sich dieses Prozesses bewußt wird. Wir werden uns dieses Prozesses erst bewußt, wenn wir definitiv die Haltung der anderen übernehmen. [...] Vielleicht sagt man, man wolle sich nicht nach einer bestimmten Mode kleiden, sondern anders sein; auch dann nimmt man die Haltung der anderen gegenüber sich selbst in das eigene Verhalten herein.“ (MEAD 1991: 237)

Obwohl der Vater als biographische Figur generell einen Gegenpol zur Mutter darstellt, so ist er dennoch nicht als signifikanter Anderer zu bezeichnen: Er besaß für Inge beispielsweise keine orientierende Funktion, die ihren beruflichen Erwartungsfahrplan beeinflusst hätte. Inges Mutter dagegen zeigte ihr auf, wie sie ihre Zukunft nicht gestalten wollte, woraus man u.a. ein Begründungsfundament für ihre Disposition als Helferin bzw. ihre spätere Präferenz hinsichtlich der Familie und ihr Rückzug aus dem Geschäftsbetrieb herleiten kann. Auch die Konfrontation mit einem mehrdimensionalen Prozess der Entfremdung ist beinahe komplett mit der Mutter in Verbindung zu bringen, so dass Inge sich schon früh damit auseinandersetzen musste.

Darüber hinaus ist auffallend, dass keine weiteren Personen in der Biographie auftauchen, die als signifikante Andere zu bezeichnen wären. Zwar ergeben sich hier und da Situationen, in denen Inge Hilfe erhält (z.B. in Projekt A oder in der Arbeitsgelegenheit in der Gemeinde), jedoch geschieht dies mehr oder weniger punktuell. Deswegen kann man von einem Mangel an (v.a. positiven) signifikanten Anderen sprechen, wobei diesem Mangel keine zentrale biographische Relevanz zugewiesen wird, so dass er beispielsweise im Interview beklagt werden würde.

Als helfende Instanz i.S. einer kompetenzerweiternden Ressource bzw. in einer Funktion als „Türenöffner“ ist Inges ältester Sohn zu nennen. Denn erst die Vorkenntnisse und die Unterstützung ihres Sohnes machten es möglich, dass sich Inge mit der Bedienung des PCs vertraut machen und darüber wiederum im Chatroom auf Partnersuche gehen konnte (3/13ff).

Daneben ist allerdings zu beachten, dass die notwendigen monetären Ressourcen für diese Nutzung ebenfalls zur Verfügung stehen mussten: 1. die Anschaffung des PCs an sich, die in der damaligen Zeit (Ende der 80er bzw. Anfang der 90er Jahre) eine größere Investition bedeutete und 2. die Kosten des Internets, die getragen werden mussten und sich auf mehrere hundert D-Mark pro Monat beliefen (12/34ff).

### 9. *Virtualität als Ausweg*

In dieser Kategorie soll noch einmal konkret darauf eingegangen werden, welchen Einfluss der PC und damit zusammenhängend das Internet und der Chat auf Inges biographische Entwicklung hatte. Über Inges Sohn, der als erster einen PC besaß, erleichterte der PC zunächst die Abläufe im Betrieb in für Inge untererwarteter Weise, was ihr starkes Interesse an dem technischen Instrument begründete. Im Grunde diente der PC anfangs als Mittel zur Rationalisierung, was einen Vergleich der Entlassung bei Firma A ziehen würde. Jedoch wurde der Computer im Laufe der Zeit für Inge auch außerhalb des Betriebes relevant, woran ihr ältester Sohn durch seinen Anstoß eines selbstgesteuerten Kompetenzaufbaus (3/13ff) maßgeblichen Einfluss hatte. Der PC wird Inges Rückzugsort von den Sorgen des Alltages, insbesondere deswegen, da sie scheinbar keine anderen maßgeblichen Kontakte zu einem sozialen Umfeld außerhalb der Familie zu besitzen schien – bis auf einige Kontakte mit KundInnen, die durch Inges „Rückzug“ aus dem Geschäftsbetrieb wiederum eingeschränkt wurden. Somit bleibt am Ende ein Bild übrig, in dem Inge sich nur noch im familiären Setting bewegte und geradezu in ihrer Familie eingeschlossen war. Anstatt sich neue soziale Bezüge nach draußen zu suchen und sich damit auch sozialräumlich wieder zu erweitern, griff Inge zu der gegenteiligen Strategie und grenzte sich noch weiter ein: Sie „*verkroch*[...]“ (3/14) sich „*hinterm PC*“ (3/13) und beschränkte ihren Handlungsraum immer weiter.

Erst der Internetzugang eröffnete eine neue Welt, die durch Inges erworbenes technisches Know-How sowie die finanziellen Ressourcen zugänglich wurde. Aus der Beinahe-Isolation heraus war es ihr nun möglich, neue Leute im Chatroom kennenzulernen und ihr soziales Umfeld virtuell zu erweitern. Sie schaffte es also, die immer enger werdenden Grenzen mithilfe elektronischer Kommunikation aufzustoßen und Auswege zu finden. Dies ist v.a. sozialräumlich zu verstehen: In der Konzentration auf ein bestimmtes Setting finden sich Handlungsmöglichkeiten und Gelegenheitsstrukturen, die eine scheinbare Eingrenzung ins Gegenteil verkehren können. Grundlage war in Inges Fall die Suche nach einer geeigneten Bewältigung der krisenhaften familiären Situation, die schnell die Relevanz auf die Suche

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

nach einem neuen Beziehungspartner lenkte. Inge fand einen Mann, mit dem sie zunächst nur eine virtuelle Beziehung einging; sie selbst nannte sie „heimlich“:

*„Ja gut, ok, ich war dann irgendwie schon verbandelt mit dem Kerl aus'm Internet, aus äh Bundesland A. Und/ähm .. ja das ging ne Zeit lang heimlich.“ (3/23ff)*

Erst nachdem sie ihrem Noch-Ehemann ihre Zuneigung zu ihrer Chat-Bekanntschaft offenbaren musste, konnte damit begonnen werden, jene Partnerschaft vom Chatroom in die Realität zu transferieren und damit als reales Substitut der Ehe zu etablieren. Auf diese Weise wurden also auch andere Settings aktiv durch das Chatten beeinflusst, was zunächst als Affinität zum Computer begonnen hatte und später unter einer geänderten Relevanzsetzung eine neue Funktionalität zugewiesen bekam.

Im Laufe der Zeit verlor das Chatten jedoch seine Bedeutung und wurde schließlich aufgegeben, wobei der Bezug zum PC und zum Internet weiter aufrecht gehalten wurde:

*„Post abrufen, äh, Surfen, ich weiß immer was, ich habe/ich habe nie/ich habe ganz ganz selten Langeweile am PC. Weil da fällt mir das ein, du könntest ja mal das schauen. Äh Interessen sind bei mir zum Beispiel Hunde .. ich interessiere mich sehr für Hunde. Ich hatte zwei, Cavalier King Charles Spaniel, zum Beispiel .. äh .. kann sein da/ .. ich habe als so Blitz-Gedanken und dann muss ich danach surfen .. Also ich habe da nie Langeweile.“ (14/11ff)*

Inge nutzt den Computer also in erster Linie zur Informationsbeschaffung und als Unterhaltungsmedium und nicht mehr als Kommunikationsmedium. Ausgangspunkt für die Beendigung des Chattens war ein Streit mit ihrem Lebensgefährten, dessen Chatverhalten sie nicht weiter dulden wollte. Inge beobachtete einen massiven Rückgang der persönlichen Kommunikation zwischen ihnen, so dass sie die Partnerschaft gefährdet sah. Deswegen stellte sie ihn vor die Wahl, sein Chatten zu beenden bzw. einzuschränken oder die Beziehung zu beenden. Auch hieran kann man die Relevanzsetzung Inges bzgl. des Chattens im Vergleich mit anderen Lebensbereichen erkennen: Sobald das virtuelle Setting nicht mehr der Partnersuche diente, wurde es anderen Settings untergeordnet – in diesem Fall der Familie.

Bei Gregor ging Inge damals anders herum vor: Ihn brachte sie zum Chatten, damit er eine neue Partnerin finden konnte, so dass die Ehe endgültig beendet werden konnte. Sie übertrug also erfolgreich ihr Bewältigungskonzept auf Gregor und gestaltete auf diese Weise aktiv ihren Ausweg aus der Ehe nicht nur durch das Finden eines neuen Partners für sich, sondern ebenfalls durch die Vermittlung von technischer Kompetenz an ihren Mann und die daraus erwachsende (erfolgreiche) virtuelle Suche nach einer neuen Partnerin.



Noch zu erwähnen ist, dass der Chat für Inge nicht i.S. eines Ersatzes von direkter, persönlicher Kommunikation zu sehen ist, sondern lediglich als eine Kommunikationsform neben anderen, denen jeweils abhängig vom sozialräumlichen Setting bestimmte Funktionen zugeschrieben werden. So betont Inge mehrmals im Interview, wie sehr sie die Begegnung mit anderen Menschen schätzt – beispielsweise in der Arbeitsgelegenheit:

„Und/äh .. du hast den Effekt davo/äh/dann, dass du ne Freundin hast und dass du erzählen kannst und/und dass unter anderen Menschen noch bist.“ (20/47ff)

#### 10. Verlaufskurvenstrukturen

Aufgrund einer vielfältigen Überformung mit Prozessen des Erleidens bzw. der Fremdbestimmung von Inges intentionalem Handeln innerhalb ihrer Biographie bietet sich auch bei diesem Interview eine Analyse hinsichtlich möglicher Verlaufskurvenstrukturen an. Einige grundlegende analytische Hinsichten, die direkt aus dem Datenmaterial rekonstruierbar waren, wurden bereits in den vorangegangenen Kategorien näher beleuchtet. In einem Schritt werden diese Erkenntnisse nun zum einen auf theoretischer Ebene in einen Zusammenhang gebracht, was zum anderen weitere, tiefergehende Einblicke ermöglicht.

Inge wurde bereits in ihrer Kindheit mit einer komplexen Erfahrung der Fremdheit konfrontiert, die sich vor allem an der Person ihrer Mutter entzündete und sich als Prozess mehrdimensional ausbreitete: So konnten bereits die Dimensionen der Entfremdung im *familiären* (Vernachlässigung) sowie im *institutionellen* („Fremdeln“) Kontext bis hin zu einer Entfremdung im *gesamtgemeinschaftlichen* Kontext rekonstruiert werden. Jene Erfahrungen schichteten sich als Verlaufskurvenpotential auf, kamen jedoch nie zum direkten Ausbruch. Die Prozesslinie der Emanzipation, die Inge der Entfremdung entgegensetzen konnte und deren Dynamik sich vor allem aus der Sehnsucht nach Normalität sowie aus dem Gefühl des Eingesperrtseins nährte, machte es möglich, dass sie ihr intentionales Handeln durch die Entwicklung eines antagonistischen biographischen Planungsentwurfes zu ihren Eltern bewahren konnte. Der selbstinitiierte Abbruch des Gymnasiums stellt somit keine Grenzüberschreitung dar (und wurde auch nicht als solche erlebt), sondern trug als Bearbeitungsversuch dazu bei, das Potential leicht abzuschwächen, jedoch nicht auszuhebeln. Dabei ist zu beachten, dass die Abhängigkeit vom Elternhaus niemals vollständig beendet werden konnte (insbesondere in Bezug auf soziale Absicherung), was zwar auf der einen Seite dafür sorgte, dass das Potential unterschwellig weiter wirkte, es auf der anderen Seite u.a.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

durch (vermutliche) Unterstützungsleistungen der Eltern bei der Jobsuche eingedämmt wurde, da Inge in einem anderen institutionellen Ablaufmuster aufgefangen werden konnte. Aus diesem Grund ist auch nicht von einer Transformation der Verlaufskurve bzw. des Verlaufskurvenpotentials zu sprechen. Bemerkenswert ist, dass ein Sinnvakuum aufgrund des Fehlens einer berufsbiographischen Planungsvorlage mithilfe einer Bearbeitungsstrategie überdeckt wurde, die das Freisetzen konstruktiv entlang einer Orientierungsmethode zu nutzen versuchte, welche es von einem hedonistischen Prinzip ausgehend möglich machte, ein flexibles Arrangement von Gelegenheitsstrukturen als ausreichende Planungsgrundlage zu begreifen.

Das Ende der Ausbildung nach einem Jahr kann wiederum als Bearbeitungsversuch angesehen werden, der das Ziel verfolgte, ein Setting zu verlassen, in dem Inge sich nicht „wohlfühlte“ und das auf diese Weise nicht zu ihr zu passen schien. Damit setzte sie also ihre Bearbeitungsstrategie fort und sprang erneut aus einem institutionellen Ablaufmuster heraus. Die Aufnahme einer Tätigkeit als Bürohilfskraft schien dagegen ihre Ansprüche vollkommen zu erfüllen: Sie hatte „Spaß“ (2/3) bei der Arbeit und deklarierte die Beschäftigung als „Bomben-Job“ (9/31). Zudem erlangte sie mit dem Finden eines passenden biographischen Planungsmusters einen bestimmten Grad an Eigenständigkeit, der sie von ihrem Elternhaus in gewünschtem Maße entfernte, auch wenn sie durch die Wohnsituation weiterhin im selben familiären Setting festgehalten wurde. Letzteres bildet die Grundlage dafür, dass ihre Bearbeitungsmodi trotz der erfolgreichen Durchsetzung ihrer Emanzipationsbestrebung nicht in der Lage waren, das Verlaufskurvenpotential vollkommen zu ersticken.

Mit dem Job im Großraumbüro bei Firma A fiel das Kennenlernen von Gregor zusammen, welches einen weiteren Prozess in Gang setzte, der Inges Bewältigungsstrategie unterwanderte, indem er ihr konträr entgegenlief: die Familiarisierung. Sie sorgte dafür, dass Inge unbewusst wieder in die biographische Planungsvorlage ihrer Eltern (kurz: Leben und Arbeiten unter einem Dach) hineinrutschte, da die Settings Beruf und Familie/Partnerschaft zwar nicht im heimischen Kontext, jedoch aber in der Firma verbunden wurden. Damit wurde das Verlaufskurvenpotential erneut dynamisiert, wobei es durch Gregors Ausbildungsverlauf und das anschließende Studium, was die Settings zeitweise wieder trennte, weitgehend stabilisiert werden konnte. Insbesondere die Heirat und die Geburt des ersten Sohnes in jungen Jahren sind hierbei zu nennen. Die Reaktion ihres sozialen Umfeldes auf diese Ereignisse äußerte sich als weitere Erlebensdimension der Entfremdung, innerhalb der sich Inge und ihr Freundeskreis einander fremd wurden und voneinander entfernten. Eine der

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Folgen war die Erfahrung einer zunehmenden Isolation durch eine Reduktion der außerfamiliären Kontakte.

In einem nächsten Schritt brach Gregor seine universitäre Laufbahn ab und übernahm den Getränkehandel von Inges Vater. Auch dies erhöhte den Druck auf Inge, wobei sie weiterhin ihrer Bürotätigkeit nachgehen konnte. Dies würde v.a. auch durch die unterstützenden Faktoren zu Hause ermöglicht, wie die Übernahme der Kinderbetreuung durch ihre Mutter und ihre Schwiegermutter. Zudem konnte Gregor sicherlich in der Anfangszeit auf die Zuarbeit von Inges Vater zurückgreifen, die jedoch mit dessen Tod ersatzlos wegfiel. Hierin lässt sich eine weitere Verlaufskurvendynamik erkennen, die sich auf Gregors Seite entwickelte und auf die später noch genauer eingegangen wird. Für Inge bedeuteten die Veränderungen im familiären Setting einen größer werdenden Appell sich stärker auf die Familie zu konzentrieren, wenn sie ihrem Fürsorgeanspruch (s. ihre Disposition als Helferin in der Kategorie „Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge“) gerecht werden wollte. Die Entscheidung traf letztendlich jedoch nicht sie selbst, sondern ihr Arbeitgeber bei Firma A mit einer Kündigung, die sie zwar auf sich zukommen sah, allerdings nichts dagegen unternehmen konnte. Somit stand Inge einer vollständig fremdbestimmten Situation gegenüber, die einen massiven (berufs)biographischen Einschnitt darstellte.

Als Reaktion auf die Kündigung trat sie auf gute Zureden von ihrem Mann eine Mitarbeit im Familienbetrieb an. Damit wurde die Familiarisierung fortgesetzt, so dass Inge in das familiäre Ordnungsmuster ihrer Eltern nun doch hinzugeraten drohte. Davor bewahrte sie an diesem Punkt zum einen ihre Mutter, die vermutlich noch einige Betreuungs- und Haushaltsaufgaben übernehmen konnte, und zum anderen durch die wenigstens teilweise Durchsetzung eines emanzipatorischen Moments. Jenes zeigte sich im „Reinsteigern“ in den Betrieb, so dass sie nicht den Vorstellungen ihres Mannes folgte, der ihre Aufgabenstruktur auf „*ein bisschen mithelfen*“ und „[ihren] *Haushalt*“ (2/29f) beschränken wollte, sondern ihre eigenen Vorstellungen entwickelte. Im Zuge der Entwertungs- und Verlusterfahrung durch die Kündigung kann man in diesem Zusammenhang ebenfalls von einer Aufwertungsreaktion durch die Schaffung eines neuen beruflichen Settings sprechen, das jedoch – wie bei ihren Eltern – nun mit dem familiären verbunden war.

Der berufliche Wechsel zeigte sich bei Inge noch in einer weiteren Weise: Er schlug sich gesundheitlich bei ihr nieder, indem sie einen Ausschlag bekam. Ihre Ärztin riet ihr daraufhin, ihre „*Lebensumstellung*“ (10/27) schrittweise zu gestalten und ihre zeitliche Tagesstruktur, wie sie vor der Kündigung bestand weiterhin aufrecht zu erhalten. Die damit zusätzlich implementierte zeitliche Bewältigungsstrategie neben der sozialräumlichen (Finden von

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

„Raum“ innerhalb des Familienbetriebs) weist auf die Komplexität dieses Überganges hin. Das bestimmende Erleben besteht auch hier in einer Konfrontation mit einer einschneidenden Fremdheitserfahrung, die stärker als bei den selbstinitiierten Abbrüchen im bisherigen Lebenslauf ein Sinnvakuum entstehen ließ während weitere berufliche Gelegenheitsstrukturen fehlten. Inge war in mehrfacher Hinsicht gezwungen, in den Familienbetrieb zu wechseln und diesen Wechsel angemessen zu bewältigen. So wird deutlich, in welcher Weise das Verlaufskurvenpotential nun innerhalb einer *Grenzüberschreitung* zum Ausbruch gebracht wurde, welche in der Überschreitung von Inges selbst gezogener Grenze zwischen einer beruflichen Tätigkeit innerhalb und außerhalb der Familie bestand. Alles, was sich jenseits dieser Grenze befand, war für Inge (biographisch) fremd geworden. Die angewandten Strategien zur Bewältigung des Übergangs zeigten vorerst Wirkung und stabilisierten das Potential im *labilen Gleichgewicht*.

Während der folgenden Jahre trugen neue Ereignisse und Entwicklungen dazu bei, dass sich Inges Situation weiter verschärfte: Zum einen starb ihre Mutter und zum anderen kam ein Jahr darauf ihr zweiter Sohn zu Welt, den sie als „*totales Wunschkind*“ (2/36) bezeichnet, das „*von vorne bis hinten geplant*“ (2/37) gewesen sei. Allerdings entpuppte sich dieser Sohn als „*sehr stressig*“ (2/39), so dass Inge dazu angehalten war, ihre Ressourcen neu zu verteilen, da sie nun vollständig der Mehrfachbelastung von Haushalt, Kindererziehung sowie der engagierten Mithilfe im Familienbetrieb (u.a. die Betreuung der Kundschaft) ausgeliefert war. Hinzu kam außerdem eine Verlaufskurvendynamik, die sich bei Gregor entfaltete und potenzierte. Bevor diese nun genauer erläutert wird, muss festgehalten werden, dass sich die Rekonstruktion lediglich auf der Erzählung von Inge aufbaut und nicht auf Gregors Ausführungen. So wird also ein Prozess aus Inges Perspektive geschildert, den sie zwar nicht selbst durchlebte, dessen Auswirkungen jedoch auf ihre Biographie einen erheblichen Einfluss nahmen; quasi eine Verlaufskurve „aus zweiter Hand“, die auf kollektiver Ebene mit Inges Verlaufskurve zusammenwirkte. Der Ursprung des Verlaufskurvenpotentials ist bereits beim Kennenlernen von Inge zu suchen, welches die Gelegenheitsstruktur der Betriebsübernahme für Gregor frei gab. Die frühe Heirat und die Geburt des ersten Kindes erforderten Änderungen in der biographischen Ablaufplanung und steigerten den externen Anspruch hinsichtlich familiärer Verpflichtungen. Die ersten Jahre konnte er seine berufliche Karriere sowie seinen Bildungsweg weiter fortsetzen, wobei auch hier vermutlich die existenzsichernden und unterstützenden Strukturen durch Inges Elternhaus und damit auch den Getränkehandel zu nennen sind. Durch die Übernahme des Betriebes, den Inge sich mit Gregors „Überdrüssigkeit“ dem Studium gegenüber erklärt, sicherte er die existenzielle

Grundlage der Familie. Es zeigt sich innerhalb dieser Verlaufskurve also ebenfalls die Prozessdimension der Familiarisierung, die in einer Wandlung Gregors von einem „Werkzeugbau“ (2/8)-Studenten zum Geschäftsinhaber eines Getränkehandels verhaftet ist. Diese Wandlung kommt quasi eruptiv mit der Geschäftsübernahme zum Vorschein und kann als Grenzüberschreitung mit Inges Wechsel in den Familienbetrieb infolge der Kündigung verglichen werden. Allerdings wird im Gegensatz dazu die Übergangentscheidung als beinahe vollständig selbstinitiiert dargestellt.

Zunächst schien Gregor über einen längeren Zeitraum sein neues Leben gut im Griff zu haben, wohl auch aufgrund des Vorhandenseins von unterstützenden Faktoren. Nach dem Tod von ihrem Vater kam Inge selbst als Unterstützung im Betrieb hinzu, was vermutlich zwar für eine Stabilisierung sorgte, die Wirkmechanismen der Verlaufskurve jedoch nicht außer Kraft setzen konnte. Der Tod von Inges Mutter und das Bewusstwerden einer Veränderung bei ihrem Mann werden im Interview dicht nacheinander erwähnt (2/32ff), so dass sich auf einen zeitlichen Zusammenhang schließen lässt. Jene Veränderung deutet bereits auf Gregors zunehmenden Alkoholkonsum zu „unüblichen“ Tageszeiten hin, den sie einige Zeit darauf bemerkte. Somit kann man den Tod der Mutter als Ereignis interpretieren, das eine Transformation von Gregors Verlaufskurve von einer mangelhaften Verarbeitung und krisenhaften Ausgestaltung eines Wandlungsprozesses auf berufsbiographischer Ebene in die Entstehung und Entwicklung einer stofflichen Abhängigkeit mindestens mit beeinflusst hat. Anzumerken ist wiederum, dass der tatsächliche Ablauf der Verlaufskurventransformation nicht eins zu eins nachzuzeichnen ist, da er nur auf Grundlage der Erzählungen von Inge nachvollzogen werden kann. So könnte er bereits früher eingesetzt haben und mit weiteren Ereignissen in Verbindung stehen, die in Inges Darstellungsarbeit fehlen, was dennoch keinen Zweifel daran lässt, dass die Transformation stattgefunden hat.

Noch einmal zusammengefasst formuliert: In dieser Situation kamen hauptsächlich zwei dynamische Elemente zusammen, die auf Gregors wie auf Inges Seite Auswirkungen auf die jeweiligen Verlaufskurven hatten und entsprechend eine Handlungsnotwendigkeit aufzeigten, die in erster Linie auf kollektiver familiärer Ebene zu verorten wäre – der Tod von Inges Mutter und die Geburt des zweiten Sohnes, der besondere Erziehungsansprüche stellte. Die Reaktionen der beiden Eheleute scheinen allerdings weniger koordiniert, sondern vielmehr individualistisch erfolgt zu sein, so dass sich die Lage nicht entkrampfte, sondern weiter zuspitzte. So folgte auf Gregors Seite die o.g. Verlaufskurventransformation und auf Inges Seite eine sozialräumliche Rückzugsbewegung und damit eine Konzentration auf das familiäre Setting. Die Steuerung des Neuordnungsprozesses lag also v.a. in den Händen von

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Inge, auch wenn die Reduktion ihrer Tätigkeiten im Betrieb als unumgänglicher Schritt wegen zunehmenden Erschöpfungserfahrungen dargestellt wird. Trotz aller Schwierigkeiten wünschte sich Inge ein weiteres Kind. Sie folgte also der Prozesslinie der Familiarisierung weiter, allerdings nicht der Tradition ihrer Eltern, da sie mit ihrer Rückzugsentscheidung – wie bereits des Öfteren erwähnt – nachträglich eine (augenscheinliche) Trennung zwischen den Settings Berufs und Familie vornahm. Schließlich wurde aber keine Ordnungs- und Bewältigungsstruktur geschaffen, die dazu geeignet gewesen wäre die Situation zu stabilisieren und beide Verlaufskurvenpotentiale zu entdynamisieren. Das Gegenteil trat ein: So waren die beiden Settings vielleicht nicht mehr organisatorisch oder auch hinsichtlich der Rollenaufteilung verbunden, und selbst sozialräumlich kann es zu bestimmten Abgrenzungen gekommen sein (z.B. dass Inge bestimmte Räumlichkeiten nicht mehr so oft aufsuchte). Doch bedingten sie sich in ihrer Aufrechterhaltung gegenseitig: Der Betrieb sorgte für die Existenzsicherung der Familie, die Familie teilte dem Betrieb Sinnstrukturen und auf deren Grundlage Verantwortung zu.

Gregors zunehmender Alkoholkonsum und die Entwicklung eines Suchtmusters setzten den Betrieb einer wachsenden Gefährdung aus. Anfangs versuchte Inge noch zu intervenieren, jedoch ohne Erfolg, so dass sie dabei zusehen musste, wie der Getränkehandel langsam in eine Notlage geriet. Anzeichen hierfür waren insbesondere die Anfragen der KundInnen, die sich über eine zunehmende Vernachlässigung beklagten, was sich bis auf die persönliche Ebene spiegelte (3/21f). Inges Verhalten gleicht einer Vermeidungsstrategie, wobei sie diese beinahe zwangsläufig anwenden musste, da ihre Handlungsmöglichkeiten sehr stark eingeschränkt waren. Sie konnte nichts dagegen tun, dass ihr das existenzielle Fundament unter den Füßen weggezogen wurde. Inge befand sich in einer klassischen Fallensituation (vgl. SCHÜTZE 2006: 220), die sie nicht mit einer Transformation zu bearbeiten versuchte, sondern vielmehr ohnmächtig die Wirkmechanismen der beiden Verlaufskurven entfalten ließ. Gleichzeitig kann die Überfokussierung auf ihre Kinder („Wunsch Kinder“) als Verblendungsmechanismus identifiziert werden, der den Blick auf die bevorstehenden fatalen Entwicklungen trübte. Die o.g. Transformation auf Gregors Seite geht ebenfalls auf diese Fallensituation zurück (existenzielle Einengung auf die Rollenzuschreibung des Geschäftsführers und Getränkefabrikanten).

Während des Suchtverlaufes von Gregor wirkten mehrdimensionale Entfremdungsdynamiken in einem vervielfachten Maße weiter. Neben dem Fremdwerden seiner eigenen Berufsbiographie, die er mehr und mehr im Zuge der langsam voranschreitenden Geschäftsaufgabe abzustoßen schien, entfremdete sich Gregor insbesondere von der Rolle des

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Familienvaters, indem er fürsorgliches Handeln einzustellen schien und stattdessen seine Kinder in aggressiver Weise körperlich zu schädigen versuchte. Hierbei wirkte Inge als „Puffer“, der diese Angriffe jeweils zwar abwehren, jedoch den innerfamiliären Entfremdungsprozess nicht aufhalten konnte. Dabei markierten diese Situationen auf beiden Verlaufskurven den Übergang aus dem labilen Gleichgewicht in die Phase der Enstabilisierung:

„durch die schockartigen Erfahrungen der Verlaufskurvengrenzüberschreitung und die Anstrengungen der Bewältigung des labilen Gleichgewichts wird der Betroffene sich selbst fremd [...]; er verbraucht die restlichen Energien, um ein labiles Gleichgewicht ‚irgendwie‘ aufrechtzuerhalten; die Überfokussierung auf den *einen* Aspekt der Problemlage bewirkt die Vernachlässigung anderer Problemaspekte, die sich mehr oder weniger unkontrolliert weiterentfalten können; die verschiedenen Problemaspekte und die inadäquaten Reaktionen des Betroffenen darauf wirken im Sinne einer kumulativen Unordnung [...] ineinander“ (SCHÜTZE 2006: 215)

Betrachtet man die Rollenzuschreibungen innerhalb dieses Verlaufes im Vergleich zu Inges Eltern, bei denen die Mutter den destabilisierenden Part durch Ausgrenzung von der Dorfgemeinschaft und der Vater den stabilisierenden, wie auch existenzsichernden Part darstellte, so lässt sich leicht nachzeichnen, dass Gregor zunächst langsam Inges Vater innerhalb des familiären sowie des beruflichen Settings (im Besonderen nach der Geschäftsübernahme) substituierte und dessen Rollen/-funktionen zu übernehmen schien. Der Rest wurde vermutlich zwischen Inge und ihrer Mutter aufgeteilt, so dass jene Substitution vermeintlich im Zuge eines einfachen Übernehmens der Rollenmuster funktionierte. Inge war jedoch bestrebt zu vermeiden, dass sie in jene Muster hineinfallen musste, und kreierte nach der Kündigung in Firma A und dem Tod der Mutter ihre eigene sozialräumliche Aufordnung, so dass die Rolle ihrer Mutter unbesetzt blieb. Auch dieser Konflikt ist einer der Wirkmechanismen, der auf kollektiver Ebene die beiden Verlaufskurven beschleunigte und auf Gregors Seite eine weitere Rollensubstitution ermöglichte. Betrachtet man bei Gregor die mangelhafte Verarbeitung des Wandlungsprozesses vom Studenten hin zum Geschäftsführer und Familienernährer als grundlegende Dynamik seiner Verlaufskurve, so erscheint es als logisch, dass er im Grunde nicht bereit war, die Rollenzuweisungen von Inges Vater zu übernehmen – sie wurden ihm quasi „aufgezwungen“. Er vollzog die Rolleneinnahme also lediglich *äußerlich*. Mit der späteren Verlaufskurventransformation und dem gleichzeitigen Beginn der Suchtentwicklung, arbeitete Gregor *innerlich* auf eine Substitution der Mutter hin, so dass die Rolle des Vaters auch äußerlich zu bröckeln begann und am Ende vollständig verlassen wurde (im Zuge der Geschäftsaufgabe). Dieser sehr

symbolisch aufgeladene Rollentausch stellt – und das ist an dieser Stelle erneut anzumerken – Inges Erleben der Situationsdynamik dar; nicht die von Gregor. Diese analytische Einsicht dient dazu, dieser Prozessmechanik eine weitere Perspektive zu verleihen, u.a. auch um deren Komplexität noch einmal zu betonen: Die Entfremdung von Gregor, die sich auf der einen Seite über die Alkoholabhängigkeit symbolisch an die Fremdheit ihrer Mutter anglich und diese sogar noch vergrößerte, riss auf der anderen Seite eine existenzgefährdende sowie sozial ausgrenzende Lücke in die Familie, da die Rollenfunktionen von Inges Vater nach Gregors Geschäftsübernahme nicht vollständig übernommen werden konnten bzw. im Laufe der Zeit in ihrer Erfüllung auf der Strecke blieben. Dieses Fehlen wirkte sich kollektiv auf die gesamte Familie aus, und für Inge stellte sich eine gesteigerte Wiederholung der Erfahrungen in ihrer Kindheit ein, da sich die Dimensionen der Entfremdung im Vergleich dazu noch weiter verstärkt hatten:

- *im familiären Kontext:* Die Vernachlässigung der Kinder war zu körperlichen Angriffen gegen die Kinder geworden. Mit Gregor wurde nicht nur ihr Ehemann fremd, sondern ebenso die partnerschaftliche Beziehungsstruktur, die am Ende „starb“. Auch der Betrieb wurde nun vernachlässigt, was sich schließlich durch das Erleben eines Verlustes des sozialen Status‘ auf gesamtgesellschaftlicher Ebene auswirkte.
- *im gesamtgesellschaftlichen Kontext:* Die soziale Aus- und Abgrenzung bzw. der territoriale Rückzug beschränkte sich nicht nur auf einen Elternteil, sondern auf beide.

Die Entfremdungsdynamiken in beiden Verlaufskurven sorgten also neben den internen Auswirkungen dafür, dass sich das soziale Umfeld der Familie immer weiter verkleinerte und sich auf den häuslichen Bereich reduzierte: Bei Gregor rissen die Geschäftsbeziehungen ab, die bereits zu Zeiten von Inges Vater scheinbar einen Großteil der außerfamiliären Kontakte ausmachten. Inge war bereits weitgehend auf das familiäre Setting beschränkt.

So wie Gregor sich langsam von seiner Berufsbiographie entfernte bzw. diese komplett verlor, fand auch bei Inge eine Entfremdung von ihren bisherigen beruflichen Planungsmustern statt, was durch ihre Entkopplung von der Arbeitsgesellschaft im Hintergrund beschleunigt wurde. Ihre non-formalen Qualifikationen wurden schrittweise entwertet und nicht durch Äquivalente aufgefangen, obwohl ein selbstgesteuerter Kompetenzaufbau bzgl. ihrer PC-Kenntnisse einsetzte. Jener orientierte sich in erster Linie an der individuellen Bedürftigkeitslage mit besonderem Blick auf das Interesse zur Bearbeitung der scheinbar ausweglosen Situation. Aus diesem Grund führte Inge das „Chatten“ ein, dem



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

innerhalb der krisenhaften Zuspitzung der familiären Situation immer mehr Bewältigungsfunktion zugeschrieben wurde (s. Kategorie „Virtualität als Ausweg“). Damit griff sie direkt an der Verlaufskurve an, bewirkte jedoch nicht deren Stabilisierung, sondern provozierte einen Verlaufskurvenhöhepunkt (die Selbstmordandrohung ihres neuen Partners (3/25ff)), der beiden Eheleuten die Situation offen vor Augen führte. Für Inge war es die inoffizielle Auflösung ihrer Ehe und damit die Erkenntnis, dass eine radikale Neuordnung stattfinden musste, in der die Aufgabe des Geschäftes und der Auszug von Inges Noch-Ehemann vollzogen werden musste. Um diesen Prozess zu beschleunigen, übertrug sie ihr eigenes Bewältigungsmuster auf Gregor und brachte ihn dazu, sich ebenfalls über den Chat eine neue Partnerin zu suchen. Gregor selbst erscheint in diesem Ablauf lediglich als Getriebener, den scheinbar sogar die direkte Konfrontation mit Inges neuem Lebenspartner nicht mehr interessierte. Er übernahm die von Inge vorgegebenen Handlungsmuster, da er selbst keine mehr zu besitzen schien. Diese führten – wie auf Inges Seite – jedoch nicht zu einer Stabilisierung, sondern schichteten innerhalb eines Erlebens „fehl am Platz zu sein“ sowie der vollständigen Entwertung seiner Person bis zu seinem Auszug als Verlaufskurvenhöhepunkt auf, auf den wenig später auch die Aufgabe des Geschäftes folgte. An diesem Punkte hatte Gregor alles verloren, so dass eine „totale Falsifikation des Erwartungsfahrplans für das tägliche Leben“ (SCHÜTZE 2006: 215) einsetzte. Der nach der Betriebsaufgabe erfolgte Umzug zu seiner neuen Lebenspartnerin könnte auf eine neue Verlaufskurve verweisen, möglicherweise auch auf eine erfolgreiche Bearbeitung (unklar ist, inwieweit seine Alkoholabhängigkeit weiterhin akut blieb). Leider fehlen die Hinweise im Interview, so dass keine weiteren Aussagen hierzu getroffen werden können.

Die Fallensituation, die bisher ungenügend bearbeitet worden war, rief im Anschluss an den Verlaufskurvenhöhepunkt auf Inges Seite eine Transformation auf Grundlage der Prozessdimension des Chattens hervor, die augenscheinlich die Verhältnisse klärte und vorerst wie eine Befreiung aus der Verlaufskurve wirkte. Allerdings blieb die Dynamik erhalten, da die familiäre Situation zwar wieder kontrollierbar geworden war (u.a. wurde die Partnerfrage durch eine neue Internetbekanntschaft neu verhandelt), die Bedrohung der ökonomischen Existenz aber nach wie vor bestand, auch wenn sie anfangs durch die Ersparnisse der Familie verschleiert werden konnte. Mit dem Wegfall des Betriebes und dem Auszug Gregors hatte sich die Entfremdung von der Familie auf die Arbeitsgesellschaft als bestimmender Wirkmechanismus übertragen: Die Verlaufskurve transformierte sich also auf den Bereich der Arbeitslosigkeit. Inge war so gefordert, wieder ein berufsbiographisches Planungsmuster zu entwerfen. Neben Orientierung an ihren PC-Kenntnissen, denen eine

zentrale berufliche Relevanz zugewiesen worden war (zusammenhängend mit dem hedonistischen Prinzip (s. Kategorie „Die Dialektik ‚Fremdheit – hedonistisches Prinzip‘ “)), griff Inge auf ihre berufliche Tätigkeit im Großraumbüro der Firma A zurück. Auf dem Arbeitsmarkt wurde sie jedoch mit einer ablehnenden Haltung konfrontiert, weswegen sie dazu gezwungen war, Sozialhilfeleistungen zu beantragen. Im Zusammenhang mit dieser direkten Entwertungserfahrung (5/39ff) wurde das Verlaufskurvenpotential erneut in einer Grenzüberschreitung frei gesetzt und in einer geförderten Beschäftigung bei Gemeinde A und später in Projekt A weiter dynamisiert (s. Kategorie „Entwertung und Chancenverlust“). Interessant ist, dass scheinbar ein vollständiges Sinnvakuum durch ein beinahe krampfhaftes Festhalten an einem Job-Idealtypus vermieden werden konnte, der am Ende ein wenig angepasst und vom Groß- auf den Kleinbetrieb übertragen wurde. Dennoch wirkte die ständige Zurückweisung, die Erfahrungen innerhalb der arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen sowie die Erläuterungen des Fallmanagements im Jobcenter bzgl. der Nicht-Akzeptanz der Arbeitsgeber aufgrund ihres Alters als Prozess, innerhalb dessen Inge ihr bisheriger Lebenslauf und die damit verbundenen Kompetenzen / Qualifikationen immer fremder wurden, da sie schrittweise entwertet wurden. Am Ende ließ sie sich vollständig von den institutionellen Vorgaben leiten. Welche Beschäftigung sie annehmen und wann sie sie beenden musste, konnte nicht mehr aktiv durch sie selbst gesteuert werden, so dass ihre Handlungsfähigkeit in Bezug auf die Durchsetzung ihrer beruflichen Planung bis zum Interviewzeitpunkt stark eingeschränkt ist. Die Dynamik der Verlaufskurve „Arbeitslosigkeit“ gründet sich auf diesem Erleben (*Entfremdung von der eigenen Berufsbiographie*), bei dem Inge einer konzentrierten institutionellen Front gegenüber steht, die über Erfolg und Nicht-Erfolg ihrer beruflichen Erwartungsmuster entscheidet. Trotz der steigenden Konfrontation mit fremden Settings, die jeweils eine Bewältigungsaufgabe darstellen, ist es Inge möglich, sie im labilen Gleichgewicht zu stabilisieren. Dies hat zweierlei Ursachen:

1) *Akzeptanz und Habitualisierung*: Inge akzeptiert die Rahmenbedingungen und versucht sich darauf einzulassen. Man könnte auch von einer Habitualisierung an die fremdbestimmten Bedingungen am Arbeitsmarkt sowie an die Interventionen der Arbeitsverwaltung, aber auch an den Bezug der Sozialhilfeleistungen und an ihre soziale Lage sprechen, welche ihr anfangs noch den „Hals zuschnürt[e]“ (5/40f).

2) *Möglichkeiten zum Aufschluss fremder Settings*: Im Laufe der Zeit hat Inge Handlungsmuster entwickelt, die sie dabei unterstützen, neue Settings zu erschließen, auch wenn sie anfangs negativ (u.a. fremdbestimmt) mit ihnen konfrontiert wurde. Entlang des hedonistischen Prinzips gelingt es ihr immer wieder Ordnungsstrukturen und Relevanzpläne

zu implementieren, die in eingeschränktem Rahmen Handlungsfähigkeit an sie zurück übertragen (s. Kategorien „Hilfe zwischen Kompetenzvermittlung und Fürsorge“ und „Die Dialektik ‚Fremdheit – hedonistisches Prinzip‘“).

Im familiären Setting ist Inge dagegen DIE gestalterische Kraft, die ihre Männer „erzieht“ (15/10) und erfolgreich interveniert, wenn sie unpassende Entwicklungen bemerkt. Aufgrund dieser stabilen Bedingungen und der langfristigen Partnerschaft verlor der PC langsam an Relevanz für die Lebensbewältigung (mit Chatten hörte sie auf, um ihre Partnerschaft zu stärken), wurde allerdings als Hobby nie vollständig aufgegeben. Auch hinsichtlich der Jobsuche stellt der PC ein zentrales Instrument dar und verweist damit auf die langfristige Übernahme eines durch das Chatten gebildeten Handlungs- und Bewältigungsmusters.

Zusammenfassend lohnt sich ein abschließender Überblick über Inges gesamte Verlaufskurvenstrukturen:

Zu Beginn (Kindheit) entfalteten sich mehrdimensionale Entfremdungsdynamiken in Inges Lebenslauf, die sich insbesondere auf das familiäre Setting konzentrierten und an der Person ihrer Mutter festhingen. Die Reaktion war ein Handlungsschema der Emanzipation, das sie von diesem Setting abzuheben versuchte.

Die Prozessdimension der Familiarisierung wirkte als starker Gegenpol, der Inge im Laufe der Zeit (und v.a. durch die Kündigung in Firma A) wieder in die Familie zurückzog, wo sich das Erleben des Fremdwerdens mit dem Ausbruch und Transformation einer Verlaufskurve auf Gregors Seite weiter verstärkte und einen (territorialen) Rückzug provozierte.

In der entstandenen Fallensituation etablierte Inge die Prozessdimension des Chattens mithilfe ihrer Kompetenzerweiterung (PC), die zum einen ihre eigene Verlaufskurve entstabilisierte und – aufgrund der mangelhaften Bearbeitung der zentralen Wirkmechanismen bzw. deren Verblendung – auf den Bereich der Arbeitslosigkeit transformierte. Die Entfremdungsprozesse innerhalb der Familie konnten zwar gestoppt und Handlungsautonomie hinzugewonnen werden, jedoch wurde sie in eine neue Verlaufskurve übertragen, innerhalb der das Erleben der Entwertung und des Verlustes (ebenso des Fremdwerdens) der eigenen Berufsbiographie an zentraler Stelle stand. Durch die Akzeptanz und die Gewöhnung an ihre aktuelle Lage sowie die entwickelten Möglichkeiten zum Aufschluss fremder Settings schaffte es Inge, die Verlaufskurve im labilen Gleichgewicht zu halten, jedoch nicht erfolgreich zu bearbeiten, so dass die angewandten Bewältigungsmuster lediglich als Stabilisierungsfaktoren identifiziert werden können.

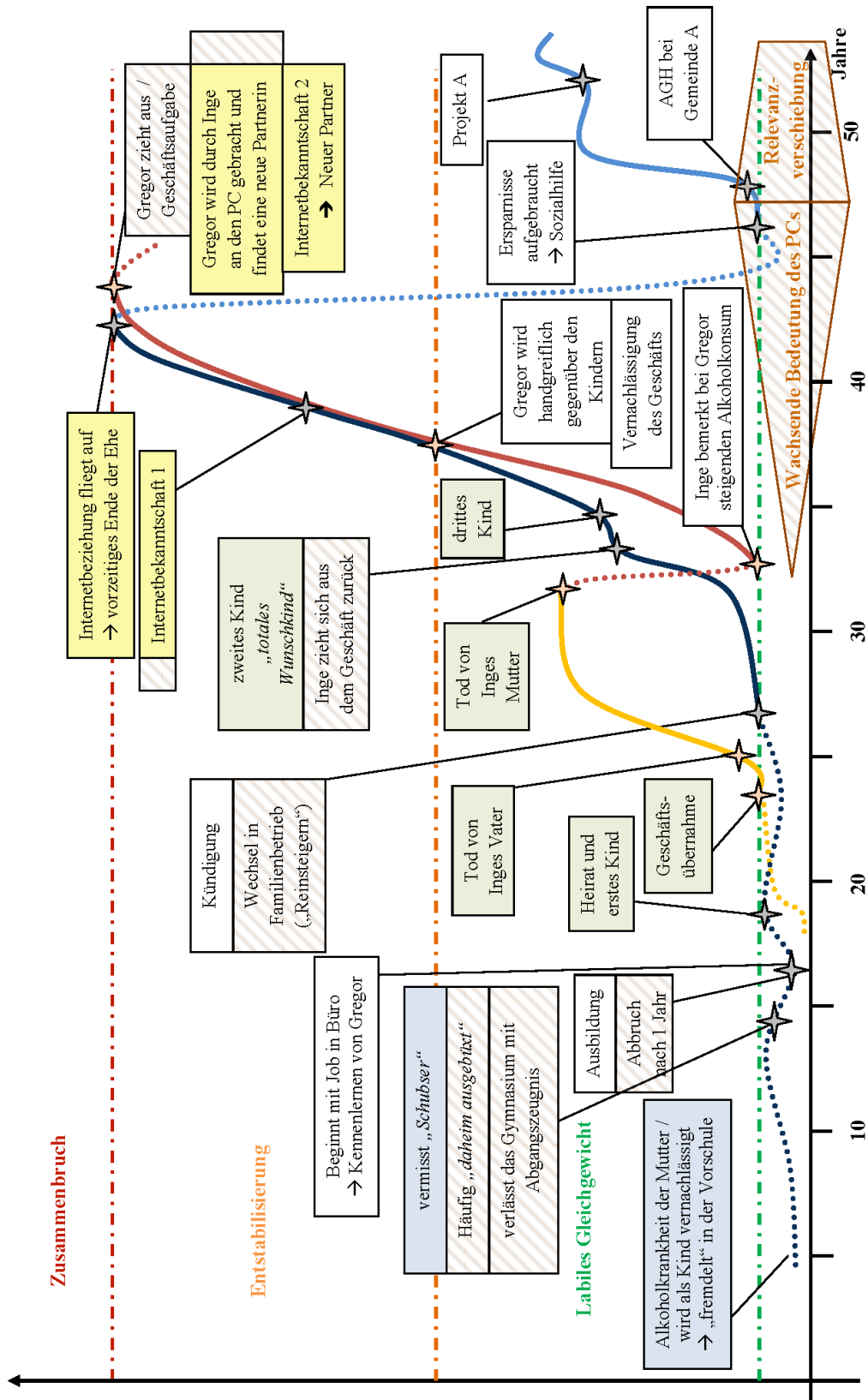


Abb. 4 Verlaufskurvenstrukturen von Inge (Legende s. Anhang)

### 3. Gerd

Die Interview-Anbahnung mit Gerd erfolgte über Email-Kontakt, der über Dritte hergestellt werden konnte, da Gerd sich in einer Arbeitslosen-Selbsthilfeinitiative engagiert und dadurch auf kommunaler Ebene einen gewissen Bekanntheitsgrad besitzt. Auf die Anfrage antwortete er schnell und freundlich, so dass ein erster Telefontermin vereinbart werden konnte. Dabei teilte Gerd die Adresse eines weiteren Vereinskollegen mit, mit dem ebenfalls ein Interviewtermin festgelegt wurde, der schließlich noch vor dem Interview mit Gerd lag<sup>13</sup>.

Am Telefon wurde Gerd über Ablauf und Inhalt des Interviews informiert, anschließend wurde ein Termin festgelegt. Als Ort wählte Gerd die Wohnung des Interviewers aus.

Zum Interview erschien Gerd pünktlich und hatte ein Paket dabei: Er hatte sich das Wahlprogramm der Grünen zur Bundestagswahl 2009 in schriftlicher Form bestellt, und hatte es gerade bei der Post abgeholt. Das Interview verlief ohne Störungen. Gerd erzählte (beinahe durchgehend) in etwas schnellerer, teils sehr pointierter Sprechweise. Ihm war es von Anfang an wichtig, dass er mit seiner Geschichte dazu beitragen kann, dass sich am Umgang mit Langzeitarbeitslosen etwas ändert, so dass er auch eine politische Botschaft mit dem Interview zu verbinden suchte.

Zum Abschied – wie auch schon bei unserem ersten Email-Kontakt – lud er zu einem Treffen der Arbeitslosen-Selbsthilfeinitiative ein und warb u.a. mithilfe eines Flyers um deren Unterstützung.

#### *a) Strukturelle Beschreibung*

##### *Vorbemerkungen zur strukturellen Beschreibung*

In einem kurzen Blick über das Transskript fällt schnell auf, dass auch hier die „klassische Form“ eines narrativen Interviews mit Haupterzählung und Nachfrageteil nicht vorzufinden ist. Anders als bei dem Fall „Markus“ wird die Narration insbesondere durch ausgeprägte Argumentationsteile unterbrochen, die politische Statements enthalten. Zwar wird an vielen Stellen die eigene Biographie als Beleg angeführt, allerdings so bruchstückhaft und oft auch situationenfokussiert, dass sich die Lebensgeschichte nicht vollständig schließen lässt. Eine Erklärung für diese komplizierte Form der Stehgreiferzählung könnte in einem Rollenkonflikt

---

<sup>13</sup> Dabei handelt es sich um das Interview mit Andreas, das unter „Die weiteren Fälle im Überblick“ zu finden ist.

liegen, den Gerd während des Interviews zu bearbeiten hatte: Zum einen fühlte er sich als Experte zu dem Interview eingeladen, zum anderen als direkt Betroffener. Zudem wurde er mit einem Interviewpartner konfrontiert, den er scheinbar selbst als Experten ansah, was er mehrfach im Interview beispielsweise durch die Worte „*wie Sie sicherlich wissen*“ (17/12) andeutete.

Diese Punkte machten es notwendig, bei der strukturellen Beschreibung einen anderen Weg als bei den vorangegangenen Interviews mit Markus und Inge zu wählen. So geschah innerhalb von mehreren Forschungswerkstätten eine Fokussierung auf narrative Passagen, die nach Meinung der TeilnehmerInnen den größtmöglichen Erkenntnisgewinn versprachen, so dass die restlichen Segmente in der folgenden strukturellen Beschreibung lediglich in tabellarischer Form zusammen mit einer themenbezogenen Überschrift aufgeführt werden. Zusätzlich wurden die argumentativen Passagen mit dem Passus „Argumentation ,*Nummer*“ versehen, um diese Textsorte hervorzuheben.

Neben der interpretativen Analyse wurden einige Segmente (insbesondere die Argumentationen) hinsichtlich ihrer teils sehr komplexen Struktur aufgeschlüsselt, um auch aus dieser Perspektive auf Kategorien schließen und eine Verbindung zur Narration aufbauen zu können.

## 1. Erzählstimulus / 20 „schnelle“ Jahre

Seite 1, Zeile 3-16

[ANFANG]

Interviewer: (Räuspern) *Also Herr W. was ich gern wissen würde, wäre ähm Ihre Lebensgeschichte, mit natürlich einem Fokus auch auf äh Ihren Lebenslauf, Ihren beruflichen Lebenslauf.*

Erzähler: *Hmhm*

I: *Äh, aber in erster Linie auch alles was dazugehört. Die ganze Lebensgeschichte, so wie alles nacheinander gekommen ist.*

E: *Gern! Ähm, ja wo fangen wir an? Fangen wir bei der Geburt an: Geboren 1964 ähm Abi gemacht 1984. Dann waren die ersten 20 Jahre rum, ging relativ schnell.*

Der Erzählstimulus wird mit dem Verweis auf die „*Lebensgeschichte*“ vorerst offen gestellt, doch gleich im Folgenden auf den „*beruflichen Lebenslauf*“ eingegrenzt. Obwohl im

Anschluss erneut auf die „Lebensgeschichte“ mit „[allem] was dazugehört“ eingegangen wird, scheint „Lebenslauf“ eine andere Erzählmotivation erzeugt zu haben. Denn Gerd beginnt zwar mit der Geburt und nennt jenes Datum, streift aber die Schullaufbahn als nächstes nur sehr flüchtig. Dies erinnert in der Tat an das Schema eines tabellarischen Lebenslaufes, den Gerd vermutlich nun abzuarbeiten versucht. Er kommentiert dies damit, dass „die ersten 20 Jahre [...] relativ schnell“ vorbei gegangen sind. So wird einerseits also ein großer Teil der Biographie einfach übersprungen und man erfährt nichts über das Elternhaus, die Kindheit oder Jugendzeit. Andererseits könnte dies darauf hindeuten, dass Gerd sich anhand eines institutionellen Ablaufmusters orientiert, das er als „normal“ bezeichnen würde, und nur auf Besonderheiten eingehen möchte. Da diese Besonderheiten aus seiner Sicht in den ersten 20 Jahren nicht vorhanden sind bzw. keine Rolle für seinen „beruflichen Lebenslauf“ spielen, lässt er diese Zeit kurzerhand aus. Die Bezeichnung „relativ schnell“, die hier als Ergebnissicherung dient, könnte außerdem implizieren, dass Gerd keine direkte Erinnerung an jene Zeit hat.

Insgesamt ist für den Erzählstimulus festzuhalten, dass die Eingrenzung auf den „beruflichen Lebenslauf“ die Aufforderung zum Erzählen der Biographie als Lebensgeschichte zu Beginn unterlaufen zu haben scheint (zur Unterscheidung der beiden Konzepte „Lebenslauf“ und „Biographie“ vgl. Kap. II.1). Für den Aufbau der Narration bedeutet dies eine spezifische Rahmen- und Schwerpunktsetzung, die auf der einen Seite zwar der erzählenden Person die retrospektive Konstruktion der Lebensgeschichte erleichtern, auf der anderen Seite aber bereits größere Teile davon ausschließen. Damit stellt sich für den/die InterviewerIn die diffizile Aufgabe, jene biographischen Ausschnitte im Laufe des Interviews dennoch hervorzulocken.

Während des hier vorliegenden Interviews – soweit sei einmal vorgegriffen – stellte sich diese Aufgabe aufgrund des Erzählstimulus‘ beinahe durchgehend, so dass die ungewöhnliche Form ebenfalls hieraus und nicht nur aus der o.g. Rollenproblematik resultieren könnte.

## 2. Studium und Ausbildung

### Seite 1, Zeile 16-26

E: *Ähm .. danach äh habe ich ein Studium angefangen, VWL, in A-Stadt .. Ähm bis äh, ja, bis 87 in A-Stadt studiert. Dort auch Vordiplom gemacht. Ähm, Studium dann in B-Stadt fortgesetzt, ähm, und in B-Stadt ähm abgebrochen. Ähm, hab dann in der Nähe von B-Stadt ne äh/Ausbildung/ähm/platz anbekommen, angeboten bekommen, und den auch äh/angenommen, dort zum Drucker. Hab die Druckerlehre auch erfolgreich beendet. Danach noch zwei Jahre in*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*dem Beruf gearbeitet. Also die Druckerlehre lief von 98 bis 2001. Drei Jahre, ganz normale Lehrzeit. Und/äh dann von 01 bis 03 auch noch in dem Beruf gearbeitet. (holt tief Luft) Und/äh, ja, seit 03 (atmet laut aus) etwa, äh, tingel ich durch diese wunderschöne, deutsche Republik auf der Suche nach bezahlter Arbeit. Das ist ein bisschen .. schwierig. Ich sag mal, ähm, ich habe relativ wenig Berufserfahrung, leider, ähm .. Das ist halt so.*

Die beinahe tabellarische Aufzählung wird auch im zweiten Segment fortgesetzt. Nach drei Jahren Volkswirtschaftslehre-Studium in A-Stadt und bestandenem Vordiplom, wechselte Gerd den Studienort. Auf die Aussage „*Studium fortgesetzt*“ folgt gleich darauf der Kontrast „*Studium abgebrochen*“. Den Grund wie auch den genauen Zeitpunkt für diesen Abbruch gibt Gerd nicht an, jedoch scheint es so, als habe er nahtlos in eine Ausbildung zum Drucker gewechselt, wobei der Wohnort beibehalten wurde. Dieser Ausbildungsplatz ist ihm „*angeboten*“ worden, so dass er sich nicht extra darauf bewerben musste. Dies klingt nach einer Gelegenheitsstruktur, die er zu nutzen wusste und damit seine berufsbiographische Planung änderte. Und nicht nur das: Auch Gerds berufsbiographische Rollenzuschreibung änderte sich vom „*Studierenden*“ zum „*Auszubildenden*“. Dabei fällt der große Zeitrahmen auf, der innerhalb dieser wenigen Sätze abgehandelt wird:

- Studium von 1984 bis 1987 in A-Stadt → Vordiplom
- Ortswechsel → Studium von 1987 bis 1998 in B-Stadt
- Lehre von 1998 bis 2001 in B-Stadt
- Anstellung als Drucker von 2001 bis 2003 in B-Stadt

Gerd studierte also insgesamt 14 Jahre und elf davon alleine in B-Stadt, bevor er sein Studium abbrach. Dies klingt sehr ungewöhnlich und lenkt ein besonderes Interesse auf diese Zeit, wobei weitergehende Anmerkungen hierzu fehlen.

Im Anschluss an die Ausbildung kann Gerd vermutlich im selben Betrieb eine Anstellung finden, die nur zwei Jahre anhält. Aus welchem Grund hier erneut ein Bruch geschieht, bleibt im Verborgenen. In der folgenden Zeit nennt sich Gerd als „*auf der Suche nach bezahlter Arbeit*“, wobei er „*durch diese wunderschöne, deutsche Republik*“ „*tingel[e]*“, was einen deutlichen ironischen Unterton enthält. Er könnte damit ein eher unkoordiniertes „*Durch-die-Lande-Ziehen*“ meinen, das ihn am Ende zu der erhofften Beschäftigung bringen soll. Diese Zielerreichung hält er allerdings für „*schwierig*“ und zieht als Grund seine geringe „*Berufserfahrung*“ heran. Er bedauert dies, stellt es jedoch als Tatsache dar, die nicht zu ändern ist. Zudem wird damit der Eindruck des Verlustes der berufsbiographischen Planung aufgeworfen.



### 3. Umschulung für eine Tätigkeit im Sicherheitsgewerbe

Seite 1, Zeile 26-44

E: *Ähm .. ja nichtsdestotrotz, ich meine, ich hab mehrere ähm/Umschulungen mitgemacht. Hätte gerne ne Qualifikation mitgemacht im/m zu meinem Beruf, was mir das Arbeitsamt seinerzeit, das war 2004, ein Arbeitsamt in Bundesland A, die haben mir das dann ablehnt, weil die Maßnahme, die ich mit einem überbetrieblichen Ausbildungszentrum, äh, in der Nähe meines damaligen Wohnortes, erarbeitet hatte, äh/abgelehnt hatte, weil die Maßnahme nicht zertifiziert war.*

I: *Hmhm*

E: *Es scheiterte also schlicht an einer Zertifizierungs..nummer. Ähm, seltsamerweise gabs dann .. 3 Monate später von einer anderen äh/Arbeitsagentur Geld für ne Umschulungsmaßnahme im Bereich, ähm, Sicherheitsdienst, der Sicherheitsmitarbeiter Wachgewerbe. Da war dann komischerweise auf einmal Geld da. (holt tief Luft) Äh, ja ich hab dann in dem Beruf auch/äh .. ungefähr ein gutes halbes Jahr gearbeitet. Äh, hab das dann abgebrochen aus verschiedenen Gründen. Äh, gehört jetzt auch nicht hierher. Ähm, hauptsächlich deswegen, um auch in die Nähe meiner damaligen Lebensgefährtin zu ziehen, die schwanger äh/war, und dann auch ein Kind/äh zur Welt gebracht hat. Und, ja seit der Zeit bin ich dann auch in C-Stadt hier und versuche auch hier zu bleiben in der Gegend.*

Gerd stellt zu Beginn einen Kontrast zu dem Ende des vorherigen Segmentes her, so als habe er trotz der geringen Berufserfahrung „mehrere ähm/Umschulungen“ mitgemacht. Sein Ziel war im Anschluss an seine Ausbildung als Drucker und die darauf folgende Beschäftigung in diesem Gewerbe ein zusätzliche „Qualifikation“ – womöglich, um seine Chancen auf einen neuen Arbeitsplatz zu vergrößern und sein „Defizit“ der geringen Erfahrung auszugleichen. Hierzu „erarbeitet[e]“ er eine Maßnahme zusammen mit einem nahegelegenen „überbetrieblichen Ausbildungszentrum“, die jedoch von der finanzierenden Behörde, also dem Jobcenter vor Ort, nicht genehmigt wurde. Als Grund führt Gerd die fehlende „Zertifizierungs..nummer“, so dass die Maßnahme von der Arbeitsvermittlung nicht anerkannt werden konnte. Gerd kümmerte sich also eigenständig im Austausch mit einem Bildungsträger um seinen weiteren beruflichen Werdegang, wurde allerdings von bürokratischen Hürden gestoppt, welche er nicht nachvollziehen kann.

Überrascht wurde er drei Monate später durch ein Umschulungsangebot im Bereich „Sicherheitsdienst“, und stellt diese Überraschung kontrastiv neben die Absage der o.g. Bildungsmaßnahme: „Da war dann komischerweise auf einmal Geld da.“. Nichtsdestotrotz nahm Gerd das Angebot an und konnte sogar im Anschluss an die Umschulung „ein gutes halbes Jahr“ arbeiten. Die Anstellung brach er eigenständig ab, wobei er zunächst die Gründe

hierfür verschweigen möchte. Doch bemerkt er bereits im nächsten Satz, dass er diese wenigstens ansatzweise angeben muss, da er schlussendlich die Erzählung ohne dieses Element nicht fortsetzen könnte: Seine damalige Lebensgefährtin“ erwartete ein Kind, so dass er eine Familiengründung anstrebte und deswegen gerne vor Ort in C-Stadt bleiben wollte. Das änderte seine bisherige Handlungsstruktur in vom „tingel[n] [...] durch diese wunderschöne, deutsche Republik“ (1/24) hin zu einem Verweilen in C-Stadt, so dass sich damit seine sozialräumliche Bewegungsfreiheit einschränkte.

Besonders zu beachten ist in diesem Segment der Unterschied, der zwischen „Qualifikation“ und „Umschulung“ gemacht wird: „Qualifikation“ wird im Zusammenhang mit Gerds erlerntem Beruf i.S. einer Weiterbildung angewandt, wobei die bisherige berufliche Planungsstruktur weitgehend aufrecht erhalten werden kann. Mit „Umschulung“ ist dagegen das Verlassen jener Planungsstruktur zugunsten eines neuen berufsbiographischen Entwurfes gemeint.

#### **4. Argumentation 1: Es gibt zu wenig Arbeit / Arbeitsmarktstatistik wird geschönt**

**Seite 1, Zeile 44 – Seite 3, Zeile 30**

Darin ist eine Belegerzählung mit dem Thema „Vermittlung durch zwei Zeitarbeitsfirmen auf die gleiche Stelle“ (2/18 – 2/26) als autobiographischer Bezug enthalten.

#### **5. Aufstocken des ALG I**

**Seite 3, Zeile 31 – Seite 4, Zeile 28**

#### **6. Argumentation 2: Leistungsgerechtigkeit / Notwendigkeit eines Mindestlohns**

**Seite 4, Zeile 28 – Seite 5, Zeile 10**

#### **7. häufiger Jobwechsel – muss am Ende wieder zu seinen Eltern ziehen**

**Seite 5, Zeile 11-48**

I: *Aber/ähm, noch/nochmal zurück, ähm ..  
äh zu/äh/ähm, also/also zu dem Einstieg in die Arbeitslosigkeit*

E: *in die Arbeitslosigkeit, hmhm.*

I: *genau ..  
Ähm, Sie hatten gesagt, Sie waren vorher im Sicherheitsgewerbe? Oder wie/wie war  
der, genau, der berufliche Verlauf?*

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Also, gearbeitet hab ich von 2001 bis 2003 als Drucker in D-Stadt.*

I: *Hmhm*

E: *Dann war ich/äh/ähm ein halbes Jahr etwa arbeitslos gewesen. Musste dann raus aus der Wohnung, weil die viel zu teuer war. Äh/hab dann ein Jobangebot gekriegt in Bundesland A. Äh/bin auch bereit von E-Stadt dorthin zu ziehen. Was also, ich mein, ich war, ich bin halt/äh flexibel genug/äh, um auch Arbeitsangebote anderswo wahrzunehmen. Zumindest war ich es damals noch. Ich meine, ich würde auch heute noch woanders hingehen, wenn de/wenn der Preis stimmt. Aber nicht mehr für jeden Preis. Das tue ich mir heute nicht mehr an. Und/ähm, ja, bin dann dorthin umgezogen, auch wegen Arbeit. Das hat aber auch nicht geklappt, da oben in Bundesland A, weil dann da auch die Aufträge weggebrochen sind, und/äh nach nem halben Jahr arbeitslos. Wollte dann dort die Umschulung machen. (holt tief Luft) Das hat dann auch nicht geklappt, äh. Und dann musste auch dort aus der Wohnung raus, weil auch die natürlich zu teuer war. Das/ne, wie gesagt, Arbeitslosengeld I wurde halt auch weniger. Ähm, bin dann schlußendlich erstmal bei meinen Eltern wieder gelandet.*

I: *Hmhm*

E: *Mit knapp vierzig auch nicht besonders befriedigend. Ähm ..(5).. ja, musste aber irgendwo das Zeug unterstellen, also man hat ja auch Möbel, und/äh irgendwo muss das Zeug ja hin. Und auf die Straße wollte ich es eigentlich nicht stellen, unbedingt, dafür wa/war mir damals noch zu schade.*

I: *Hmhm*

E: *Dafür bin ich mir heute auch noch zu schade. (lacht kurz)*

In diesem Segment wird durch den Interviewer die Aufmerksamkeit des Erzählers nochmals auf den Einstieg in die Arbeitslosigkeit und dessen Verlauf gelenkt. Gerd korrigiert zunächst den Interviewer und setzt den Anfangszeitpunkt auf den Verlust seiner Beschäftigung als Drucker von 2001 bis 2003 im Anschluss an seine Lehre. Die nachfolgende Zeit bezeichnet er mit „*Dann war ich/äh/ähm ein halbes Jahr etwa arbeitslos gewesen.*“. Der damit zusammenhängende finanzielle Einschnitt sorgte dafür, dass Gerd seine Wohnung aufgeben musste. Ihn fing jedoch die Annahme eines Jobangebotes in einem anderen Bundesland auf, welche sowieso einen Umzug notwendig machte – er reagierte also auf die sich ökonomisch verschlechternde Situation mit erhöhter Mobilität i.S. einer relativ radikalen sozialräumlichen Änderungsbewegung. Dies stellt er in den Rahmen einer (biographischen) Flexibilität, die er zum Interviewzeitpunkt nicht mehr besäße: „*ich mein, ich war, ich bin halt/äh flexibel genug/äh, um auch Arbeitsangebote anderswo wahrzunehmen. Zumindest war ich es damals*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

noch.“. Die aktuelle Flexibilität ist mit der Barriere „*Aber nicht mehr für jeden Preis*“ versehen worden, die im Gegensatz zu früher gewisse Voraussetzungen definiert, die die Annahme eines Jobangebotes lenken – in der Zeit nach der Entlassung aus der Druckerei in 2003 scheinen keine bestimmten Voraussetzungen gegolten zu haben, was mit der Bezeichnung „*flexibel genug*“ ausgedrückt wird. Als Begründung für das Einziehen der Barriere nennt Gerd lediglich „*Das tue ich mir heute nicht mehr an.*“, was auf eine Frustration aufgrund eines höheren oder auch nicht einzuschätzenden Aufwandes im Vergleich zum dem persönlich definierten Mehrwert hindeutet, welche sich aus dem Erfahrungshintergrund ergibt.

Gerd zog an den neuen Wohnort und nennt als Grund für diesen Umzug „*auch wegen Arbeit*“. Das „*auch*“ impliziert, dass noch weitere Motive vorgelegen haben könnten, ohne dass sie an dieser Stelle genannt werden. Nach einem Jahr wird er aus wirtschaftlichen Gründen („*weil dann da auch die Aufträge weggebrochen sind*“) wieder entlassen, was er mit den Worten „*Das hat aber auch nicht geklappt*“ kommentiert. Gerd verweist also relativ konkret auf das Abweichen von seinen berufsbiographischen Erwartungsmustern, die mit dem Umzug neu entworfen werden mussten. Er versuchte sie auch nach der Kündigung aufrecht zu erhalten, indem er eine Qualifizierung im gleichen beruflichen Sektor anstrebte. Wie bereits in Segment 3 beschrieben, wurde diese Maßnahme jedoch nicht anerkannt, worauf er an einer Umschulung teilnehmen wollte. Ob er hier die Begriffe „Qualifizierung“ und „Umschulung“ synonym verwendet, wird nicht ganz deutlich. So könnte Gerd mit „*Umschulung*“ wie in Segment 3 die Umschulung im Sicherheitsgewerbe meinen oder auch die Weiterbildung im Druckerbereich, die „*auch nicht geklappt*“ habe. Festzuhalten ist jedoch, dass auch die Alternativpläne nach dem erneuten berufsbiographischen Bruch nicht in die Tat umgesetzt werden konnten bzw. in der Art verfolgt werden konnten, dass sie zu einer Stabilisierung der finanziellen oder auch der räumlichen Situation geführt hätten. Gerd wurde erneut aus ökonomischen Gründen dazu gezwungen, seine Wohnung zu verlassen. Jedoch konnte er an diesem Punkt trotz der Flexibilität auf kein anderes Jobangebot zurückgreifen, weder vor Ort in Bundesland A noch in einer anderen Region, so dass er dazu gezwungen war wieder zu seinen Eltern zu ziehen. Gerd bezeichnet diesen Schritt als „*gelandet*“, so als sei er aus einem freien Fall am Boden angekommen, wodurch er die starke Passivität dieser Handlung herauszustellen vermag. Ferner schwingt das Gefühl der „Rückkehr“ in den Kreis der Familie in seinem Worten mit, das er aber nicht positiv zu bewerten weiß: „*Mit knapp vierzig auch nicht besonders befriedigend. Ähm ..(5).. ja, musste aber irgendwo das Zeug unterstellen, also man hat ja auch Möbel, und/äh irgendwo muss das Zeug ja hin.*“. Gerd

empfand es als „*nicht besonders befriedigend*“; er war also absolut unzufrieden mit diesem Verlauf, was er insbesondere an seinem Alter festmacht. Den Zwang drückt er durch die Notwendigkeit aus, nun ohne Wohnung seinen Hausrat unterbringen zu müssen, da er sich „*zu schade*“ war, sein Hab und Gut „*auf die Straße*“ zu stellen. Dabei zieht er die Parallele zum Interviewzeitpunkt, dass er jenes Einstellungsmuster bis dahin beibehalten habe.

Zusammenfassend wird innerhalb dieses Segmentes eine Art Abwärtsspirale aufgezeichnet, die mit der Entlassung aus dem Druckereibetrieb begann. Daraufhin war es Gerd trotz erhöhter Mobilität nicht möglich eine längerfristige Beschäftigung zu finden. Dabei erlebte er sich als Getriebener der Wirtschaft, der er scheinbar mehr oder weniger handlungsunfähig ausgeliefert war. Es fällt zudem auf, dass die Alternativpläne jedes Mal mehr von einer regulären Beschäftigung abzuweichen scheinen:

- **Kündigung 1** → Umzug nach Bundesland A, neue Anstellung als Drucker
- **Kündigung 2** („*Das hat aber auch nicht geklappt*“) → Umschulungsmaßnahme / Qualifizierung
- **Misserfolg der Umschulung** („*Das hat dann auch nicht geklappt, äh.*“) → Umzug zu den Eltern, unklare Beschäftigungssituation

Ferner hat Gerd innerhalb dieser Abwärtsspirale mit einem zunehmenden Statusverlust auf der Grundlage eines Verlustes seines ursprünglichen berufsbiographischen Erwartungsfahrplans zu kämpfen: Er wurde zunächst vom „Studierenden“ zum „Auszubildenden“ und daraufhin zum „Festangestellten im Druckereigewerbe“, was insbesondere im zweiten Schritt eine positive Entwicklung kennzeichnet – inwieweit der Beginn der Ausbildung als Statusverlust gegenüber dem Studium erfahren wurde, lässt sich nicht hinreichend klären. Im Anschluss durchlief er jedoch einen entgegengesetzten Weg, so dass er vom „Angestellten“ zum „Auszubildenden“ und am Ende zum „arbeitslosen Sohn“ wurde, der wieder ein Zimmer bei seinen Eltern bewohnte. Daran wird zum einen deutlich, welche Ansprüche an Gerds Bewältigungskonzept formuliert wurden, und zum anderen, wie Gerd eine sozialräumliche Veränderung von mobiler Flexibilität hin zu Verengung auf das elterlich-familiäre Setting durchlief.

## **8. Umschulung zum Sicherheitsfachmann / schlechte Erfolgsquote der Umschulung**

**Seite 5, Zeile 48 – Seite 6, Zeile 17**

### 9. Argumentation 3: Ungerechtigkeit in der Leiharbeit

Seite 6, Zeile 17 – Seite 7, Zeile 44

Diese Argumentation ist vermischt mit einer Belegerzählung, in der Gerd aufzeigt, wie er aufgrund der ungleichen Bezahlung der Stamm- und der Leihbelegschaft erfolglos gegen seine Zeitarbeitsfirma geklagt hatte.

Ergebnissicherung 1 (6/42-45):

E: *Das/äh, war halt nicht sehr befriedigend. Naja, gut, und nachdem ich dann also die Klage da erhoben habe, bin ich dann da auch rausgeflogen. Logisch, die Firma wollte mich dann halt nicht mehr gerne da auf ihren Fluren sehen.*

Die Aussage „*Das/äh, war halt nicht sehr befriedigend.*“ bezieht sich noch auf die davor liegenden Textstellen, in denen die Ungleichbehandlung der Belegschaft angesprochen wurde. Die gleiche Bewertung verwendete Gerd bei dem Wiedereinzug bei seinen Eltern (s. Segment 7), und drückte auch an jener Stelle damit ein starkes Missfallen des situativen Verlaufs aus. Das Wort „befriedigend“ ist dabei entweder i.S. einer Zufriedenstellung zu verstehen, man könnte es jedoch auch in Bezug auf das aktuelle Schulnotensystem deuten, in dem eine „nicht befriedigende“ Note einfach eine schlechte Note darstellt. Klar scheint auf alle Fälle zu sein, dass Gerd mit „nicht sehr befriedigend“ Stellen in seiner Biographie markiert, an denen er sich einen anderen Verlauf gewünscht hätte, allerdings keinen oder wenig Einfluss auf die prozessuralen Strukturen nehmen konnte.

Mit seiner Klage ging Gerd klar auf Konfrontationskurs zu der Zeitarbeitsfirma, auch wenn er im Grunde nur sein Recht (nach seiner Auffassung) einfordern wollte. In der Konsequenz wurde er entlassen und verlor ebenso den Rechtsstreit. Die Kündigung betrachtet Gerd als „Logisch[e]“ Folge seiner Klage, nach der ihn die Firma „*nicht mehr gerne da auf ihren Fluren sehen*“ wollte. Es besteht dabei die Frage, inwieweit er schon vorher diese Konsequenz abzuschätzen wusste oder ob er sich quasi Hals über Kopf in diesen Rechtsstreit hinstürzte und die Folgen nicht im Blick hatte.

Ergebnissicherung 2 (7/34-42):

E: *Und nachdem ich dann also diese Klage da erhoben habe, bin ich da dann eben auch rausgeflogen, und/äh ja, seitdem/äh krieg ich halt nur noch Jobs bei/äh Zeitarbeitsfirmen.*

I: *Hmhm*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Und ähm, versuche halt über Zeitarbeitsfirmen auch irgendwo mal hängen zu bleiben, aber das funktioniert halt auch nur sehr schwierig. Und jetzt, wo die Wirtschaftskrise ausgebrochen ist natürlich noch schlechter.*

Gerd gerät in eine beinahe tragische Dilemma-Situation: Nachdem er wegen der durchgehend ungerechten Entlohnung in der Zeitarbeit gegen eine der Firmen geklagt hatte, u.a. da er die Arbeitsverhältnisse dort als „*nicht sehr befriedigend*“ einschätzte, fand er seitdem „*nur noch Jobs bei/äh Zeitarbeitsfirmen*“. Er ist in einem System gefangen, gegen das er offen opponiert hatte und das ihn deswegen eigentlich entlassen hatte, muss aber bis heute auf es zurückgreifen und integrative Bezüge suchen, da es für ihn eine der wenigen Möglichkeiten ist, seine Existenz jenseits eines Empfangs von staatlichen Unterstützungsleistungen abzusichern und – auch wenn es „*sehr schwierig*“ ist – eine feste Anstellung zu bekommen. Gerd muss also auf das ungeliebte und wenig akzeptierte System der Zeitarbeit als Übergang und Integrationsinstrument zurückgreifen, wobei ihn „*die Wirtschaftskrise*“ zusätzlich behindere.

#### **10. erste Begegnung mit Zeitarbeit in den 80er Jahren**

**Seite 7, Zeile 44 – Seite 8, Zeile 16**

#### **11. Argumentation 4: „Klebeffekt“ war bei Zeitarbeit früher ausgeprägter**

**Seite 8, Zeile 16 – Seite 9, Zeile 17**

#### **12. Argumentation 5: Arbeitslosigkeit präventiv begegnen / Vorschlag im Falle einer Kündigung: Zeit im alten Job staatlich finanziell überbrücken bis ein neuer Job gefunden wurde**

**Seite 9, Zeile 18 – Seite 10, Zeile 3**

#### **13. Wenig Berufserfahrung**

**Seite 10, Zeile 4-30**

#### **14. Drei Bewerbungen auf denselben Arbeitsplatz**

**Seite 10, Zeile 31 – Seite 11, Zeile 19**

**15. Aktuelle Beschäftigung (400-Euro-Job)**

Seite 11, Zeile 20-32

**16. Schullaufbahn ohne Probleme**

Seite 11, Zeile 33-47

**17. Studium und Zeitarbeit**

Seite 11, Zeile 47 – Seite 13, Zeile 26

I: *Und dann wollten Sie studieren, oder haben Sie studiert.*

E: *Genau, dann habe ich studiert. Genau.*

I: *Zuerst in A-Stadt, habe ich richtig gehört, ne?*

E: *Richtig.*

I: *Ja, und wa/was, VWL war das, ne?*

E: *VWL, genau.*

I: *Und dann sind Sie gewechselt?*

E: *Dann bin ich nach B-Stadt gewechselt/äh, und äh. Ja gut, ich meine, das/dann ging eben das Prob/die Problematik an, dass/äh/mei/mir meine Eltern auch damals nicht mehr so viel Geld geben konnten. Denn meine jü/beiden jüngeren Brüder wuchsen halt auch ran. Machten auch Abitur.*

I: *Ja.*

E: *Wollten auch studieren, und da war halt für drei nicht mehr genug Kohle da.*

I: *Hmhm*

E: *Und dann musste ich halt .. arbeiten, um mein Studium zu finanzieren, und/ähm, ja gut, ich meine, wenn man nachher mehr arbeitet als studiert, dann ist das halt, dann muss man irgendwann mal nen Schnitt machen.*

I: *Hmhm*



III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Das hätte ich vielleicht früher machen sollen, sagt man gern. Äh, hinterher ist man immer schlauer.*

I: *Also Sie haben das gleiche Studium in/in A-Stadt nochmal in B-Stadt dann weiter fortgesetzt.*

E: *.. fortgesetzt.*

I: *Ja.*

E: *Richtig.*

I: *Ok.*

E: *Genau, und das habe ich dann halt ähm .. abgebrochen. Weil das ging dann halt nicht mehr. Ich hab/ ich hab/ähäh hinterher Wochen gehabt, da habe ich 50, 60 Stunden gearbeitet, um Geld zu verdienen/äh. Da kann man dann nicht mehr allzu viel nebenher noch studieren.*

I: *Und wo haben Sie da gearbeitet. Sie haben Leiharbeitsfirma angesprochen ...*

E: *Äh/ja, bei ner Zeitarbeitsfirma, die hat mich in den Semesterferien immer wieder Vollzeit beschäftigt, und/äh dann hatte ich nachher noch nen Job noch gehabt in ner Druckerei. Da habe ich dann so zwei bis drei Tage die Woche gearbeitet zum Drucktarif dann allerdings. Also da habe schon dann noch relativ ganz gut verdient. Ähm, und äh, als das dann dort auch weniger wurde mit Aufträgen in der Druckerei, weil dann die Grenzöffnung nach Polen kam, die halt dann in Polen viele Sachen gedruckt haben, die Druckerei. Dann habe ich halt auch bei anderen/äh Firmen noch zusätzlich noch gearbeitet. So dass man da insgesamt nachher wie gesagt noch Wochen hatte, wo ich/äh ungefähr 40 bis 50, teilweise 60 Stunden gearbeitet habe in einer Woche. Und Miete und sowas läuft ja weiter. Also, ähm, normalerweise.*

I: *Hmhm, hmhm*

E: *Wenn man nicht jemanden kennt, der jemanden kennt.*

I: *Hm*

E: *Und ich kenne halt niemanden, der jemanden kennt. (lacht kurz auf)*

Gerd wird über mehrere Nachfragen des Interviewers dazu aufgefordert, den Verlauf seines Studiums zu näher erläutern. Zunächst scheint es so, als wolle er nicht auf diese Erzählaufforderung nicht eingehen, was aber auch an dem teils geschlossenen Fragestil liegen mag. Bereits in dem Segment zuvor, das die Schulzeit thematisieren möchte, antwortet er nur

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sehr bruchstückhaft in einer Art Aufzählungsstil. Dies ändert sich ab 12/13 als der Wechsel des Studienortes thematisiert wird. Um diese biographische Passage dem Gegenüber verständlicher zu machen, muss Gerd narrative Erläuterungen einstreuen. So stellt er in einer kontextuellen Verbindung dar, dass einer der Gründe für den Wechsel des Studienortes nach dem Vordiplom die abnehmende Finanzierung der Eltern gewesen sein könnte. Das „auch“ in 12/17 könnte zudem auf weitere Motive verweisen, die Gerd an dieser Stelle nicht nennen möchte. In A-Stadt konnte er noch durch seine Eltern unterstützt werden; da seine beiden jüngeren Brüder damals ebenfalls herangewachsen waren, Abitur machten und studieren wollten, mussten die monetären Ressourcen innerhalb der Familie neu verteilt werden. Der Wechsel der Universität könnte also weniger eine freiwillige Entscheidung Gerd's als vielmehr eine Notwendigkeit aufgrund des finanziellen Drucks gewesen sein, was eine Parallele zu den späteren Umzügen aufgrund des Jobverlustes andeuteten würde. So wurde Gerd beinahe durchgehend mit finanzieller Knappheit und damit biographischer Unsicherheit konfrontiert, die er immer wieder aufzufangen versuchte. In einen direkten Zusammenhang bringt er die Notwendigkeit, neben dem Studium arbeiten zu müssen, weswegen er eine Anstellung bei einer Zeitarbeitsfirma suchte – anfangs nur während der Semesterferien, später schrittweise auch unter der Woche, was sich bis zu einer Wochenarbeitszeit von „50, 60 Stunden“ steigerte. Hinzu kam die Erfahrung der Abhängigkeit von wirtschaftlichen Entwicklungen. So änderte sich durch die wirtschaftspolitischen Entwicklungen in Europa zu Beginn der 90er Jahre auch der Arbeitsalltag von Gerd: Er musste mehrere Beschäftigungsangebote bei anderen Firmen beginnen. Auch wenn es nicht direkt in diesem Kontext genannt wird, so ist zu vermuten, dass in diesem Zuge der Lohn je Stelle immer geringer wurde, da Gerd zuvor noch auf die gute Bezahlung nach Druckertarif einging: „Da habe ich dann so zwei bis drei Tage die Woche gearbeitet zum Druckertarif dann allerdings.“. Mit „Miete und sowas läuft ja weiter“ verweist Gerd auf den existenziellen Druck, den er zu dieser Zeit spürte und der ihn als externe Kraft dazu zwang immer mehr zu arbeiten statt seinem Studium nachzugehen: „ich meine, wenn man nachher mehr arbeitet als studiert, dann ist das halt, dann muss man irgendwann mal nen Schnitt machen.“ und „Ich hab/ ich hab/ähäh hinterher Wochen gehabt, da habe ich 50, 60 Stunden gearbeitet, um Geld zu verdienen/äh. Da kann man dann nicht mehr allzu viel nebenher noch studieren.“. Er beschreibt diesen Verlauf als Prozess, aus dem es einen Ausweg gegeben hätte („Schnitt“), er diesen Ausweg allerdings nicht nutzte oder zu nutzen wusste. Retrospektiv bedauert er, dass er sein früheres Planungsmuster nicht aufrecht erhalten konnte: „Das hätte ich vielleicht früher machen sollen, sagt man gern. Äh, hinterher ist man immer schlauer.“. So steuerte er in eine Sinnkrise, in der er gezwungen war zu

hinterfragen, ob er sein Studium noch weiter aufrecht erhalten sollte. Es scheint jedoch so, als habe er die folgende Abbruchsentscheidung nicht aus freien Stücken getroffen, sondern dass er dabei mehr oder weniger von den äußeren Umständen dazu gezwungen worden wäre. An einer späteren Stelle im Interview greift er dies nochmal auf und erwähnt dabei auch die Sinnfrage (28/33-39): „Und/ähm gut, nur wenn man eben, wie gesagt/ähm, die Zeit zum Studieren immer kürzer wird und die Zeit zum Arbeiten immer länger, [...] dann muss man halt sich irgendwann mal/ääh fragen, ob – das – halt – noch – Sinn macht, so. Weil dort so tun, als ob man studiert oder nicht ..“. Das Leben als Student schien nicht mehr in seinen Alltag bzw. zu Gerd selbst zu passen. Dass er sich so fühlte, also würde er nur „so tun“, als würde er studieren, zeigt wie sehr er innerlich Abstand von diesem Planungsentwurf genommen hatte.

Am Ende verweist Gerd noch auf eine weitere Ressource, die es ihm vielleicht ermöglicht hätte, den notwendigen „Schnitt“ zu machen: Kontakte, d.h. dass er jemanden kenne, „der jemanden kennt“. Es könnte sein, dass er damit ganz allgemein Unterstützung einfordert, die er zu der damaligen Zeit nicht gehabt habe. Und in der Tat wurde durch den notwendigen finanziellen Rückzug seiner Eltern als zentrale Unterstützungsleistung auf der einen Seite auch eine Verlusterfahrung arrangiert, die auf der anderen Seite durch Kontakte, die zusätzliche Hilfe hätten anbieten können, nicht aufgefangen werden konnte. Mit der Aussage „Und ich kenne halt niemanden, der jemanden kennt.“ zeigt Gerd auf, dass er mehr oder weniger handlungsunfähig und fremdbestimmt einem System gegenüber stand (und noch immer steht), in dem ihm eine entscheidende Ressource fehlt, um selbstbestimmt handeln zu können.

## 18. Beginn der Ausbildung zum Drucker

Seite 13, Zeile 27-41

I: *Hm, ja und da konnten Sie arbeiten ohne ne Ausbildung zu haben bei der Druckerei?*

E: *Da habe ich ja auch nur als/äh Produktionshelfer gearbeitet. Das war also keine .. und als das dann dort komplett zu Ende ging/äh, bin ich dann in ne andere Druckerei gekommen. Auch erst als Produktionshelfer, dann dort auch ein Jahr lang/äh so immer mitgeholfen an der Maschine zu arbeiten. Und/äh bin dann/äh da in ne Betriebsversammlung mal gegangen. Hab mir dann anhören müssen, dass die noch ungefähr 15 Ausbildungsplätze/äh zu besetzen hätten. Und hab dann einfach mal nachgefragt, ob's nicht möglich wäre, auch mich da/ähm zu nehmen als Auszubildenden. Ich hab gesagt: „Ich bin zwar schon relativ alt, aber ihr kennt mich ja. Ich schaffe hier bei euch schon*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*fröhlich für ein Jahr. Und/äh es gibt ja eigentlich keine Klagen über mich. So, warum machen wir dann nicht so: Nägel mit Köpfen und fertig?“ Ja, und da habe ich dann die Ausbildung da angefangen.*

Neben seinem Studium arbeitete Gerd als „Produktionshelfer“ in den Druckereien, was eine Präzisierung zu dem vorangegangenen Segment darstellt. Er führte also Arbeiten aus, die ohne eine zusätzliche oder langwierige Ausbildung getätigt werden konnten. Dies änderte sich mit der Anstellung bei seinem späteren Lehrbetrieb, bei dem er neben den HelferInnenarbeiten auch „an der Maschine“ mitarbeiten durfte – wohl eine Tätigkeit, für die man eigentlich eine gewisse Qualifikation benötigte, so dass Gerd durch diese zusätzliche Arbeit Kompetenzen aufbauen konnte.

Ein besonderes Ereignis i.S. einer Gelegenheitsstruktur stellte die „Betriebsversammlung“ dar, auf der Gerd von den offenen Ausbildungsplätzen erfuhr. Dabei muss an dieser Stelle Gerds Wortwahl in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben werden: Er habe sich „anhören müssen, dass die noch ungefähr 15 Ausbildungsplätze/äh zu besetzen hätten“. Es klingt, als habe er etwas als eine Art „unbequeme Wahrheit“ erfahren müssen, obwohl die Ankündigung im Grunde eine positive Nachricht war. Er wurde allerdings nicht direkt angesprochen, obwohl er bereits eine längere Zeit im Betrieb mitarbeitete. Er musste selbst nachhaken, ob er nicht eine Ausbildung beginnen könne, wobei er sein Alter als Nachteil begriff und dies versuchte argumentativ durch seine gute Arbeitsleistung auszugleichen. So könnte man hier von einer Entwertungserfahrung sprechen, auf die Gerd mit seiner Bewerbung reagierte und am Ende auch einen der Ausbildungsplätze ergattern konnte, so dass er 1998 seine Lehre begann. Ob damit auch der Abbruch des Studiums zusammenfiel, wird nicht deutlich.

Dass Gerd bzgl. einer Lehre nicht angesprochen wurde, könnte v.a. daran liegen, dass er aufgrund seines Alters nicht in die Reihen der möglichen KandidatInnen fiel. Damit passte er nicht in die gesellschaftliche Vorlage eines institutionellen Ablaufmusters hinein.

#### **19. Ort der Ausbildung**

**Seite 13, Zeile 42 – Seite 14, Zeile 17**

#### **20. Tochter in C-Stadt**

**Seite 14, Zeile 17 – Seite 15, Zeile 1**

## 21. Unterbrechung des Interviews / Interview-Neustart

Seite 15, Zeile 1 – Seite 16, Zeile 10

## 22. Fehlschläge – Job in Bundesland A und G-Stadt

Seite 16, Zeile 11-41

I: *Wie sind Sie dorthin gekommen, nach Bundesland A?*

E: *Durch ne .. Stellenanzeige, die mir meine Tante, die da in der Nähe wohnt/äh, zugeschickt hat. Ähm, so, die hat mir die zugeschickt. Dann habe ich mich da beworben. Und dann/äh .. äh/ja, habe ich dann versucht dann dort anzufangen zu arbeiten ... genau.*

I: *Hmhm*

E: *Hat leider auch nicht ganz so funktioniert, wie geplant.*

I: *Ok.*

E: *Ähm, mit dem Ergebnis, dass ich dort, also ich/ähm, die Arbeitszeit dort war relativ kurz. Ich meine, das kommt in meinen Bewerbungen nicht vor, weil das/äh, ich geb' nicht so ein paar Monate nur an in der Bewerbung. Ähm, ja und ähm dann habe ich halt versucht von dort aus dann auch wieder überall/äh Arbeit zu finden. Auch durch ganz Deutschland Bewerbungen verschickt, auch nach Holland und Österreich. Und, also ich, da war ich noch relativ flexibel. Mit/mit ohne Kind geht das ja. Aber wenn/wenn es nur ne Frau gibt, sage ich mal in Führungszeichen, dann kann man sich auch noch verständigen .. Ähm, und habe dann auch von dort aus dann nen Job gefunden/ähm, erst mal in/äh G-Stadt. Habe dann aber nach den Erfahrungen, die ich gemacht hatte/äh, mir dort in G-Stadt noch keine/äh Wohnung gesucht, sondern dann erst mal mein Zeug, wie gesagt, bei meinen Eltern/äh untergestellt in Region B, was ja relativ zentral ist. Ähm, weil ich gesagt habe: „Also ich mache das nicht, dass ich/äh sch/schon vor Abschluss der Probezeit wieder ne Wohnung/äh miete, wo ich mein ganzes Zeug da rein stelle. Und dann muss ich sie dann wieder raus räumen nach ein paar Wochen oder so.“ Und war auch gut so, dass ich es nicht gemacht habe, denn auch das hat halt nicht so geklappt wie geplant, äh. Und/ähm, ja. Dann war halt 2004 dann wieder arbeitslos. Hab dann/äh in H-Stadt auch wieder mich beworben überall, durch ganz Deutschland.*

In diesem Segment wird näher auf den Wohnortwechsel von B-Stadt nach Bundesland A eingegangen. Man erfährt, dass Gerd das Jobangebot in dieser Region über seine „Tante“, also familiäre Kontakte, zu geschickt bekam. Dies bedeutet, dass er nicht selbst dort nach Jobs gesucht hatte, sondern ebenso wie bei dem Beginn seiner Ausbildung eher auf Gelegenheitsstrukturen reagierte und sich in diesem Betrieb bewarb. Die darauf folgende

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Formulierung ist sehr interessant: Gerd „*versucht[e] dann dort anzufangen zu arbeiten*“, was „*leider auch nicht ganz so funktioniert[e], wie geplant*“. Damit macht er deutlich, dass er dort „nicht richtig“ arbeitete, so dass er diese Zeit auch in seinen „*Bewerbungen nicht vor[kommt]*“, was er mit der Kürze der Beschäftigungszeit begründet. Damit versieht er jene Beschäftigung zudem mit einer negativen Wertung, was sich ebenfalls auf den Wohnortwechsel spiegelt und diesen sozusagen entwertet. Die angewandte Lösungsanstrengung aus der Situation der Arbeitslosigkeit scheiterte also, wobei Gerd die Gründe klar in den ökonomischen Rahmenbedingungen verortet (s. Segment 7). Die „neue“ Situation glich im Grunde der „alten“ in B-Stadt, und Gerd startete erneut Bewerbungsbemühungen in der gesamten Bundesrepublik bis hin zu einigen Nachbarländern, wobei er wieder seine Flexibilität als relevanten Vorteil anführt, der ihm – deutet man den Verweis auf ein „*Kind*“ in autobiographischer Hinsicht – später mit der Gründung einer Familie abhanden gekommen sei.

Eine seiner Bewerbungen war erfolgreich, so dass er eine Stelle in G-Stadt antreten sollte. Ob nun als Drucker oder in einer anderen Tätigkeit wird in diesem Segment nicht deutlich. Zudem sei der Hinweis darauf erlaubt, dass Gerd zuvor eine Weiterbildungsmaßnahme erwähnt hat, die er bereits in Bundesland A beginnen wollte, die aber nicht genehmigt wurde (s. Segment 3). Diesen Maßnahmeversuch lässt er hier aus. Die Anstellung in G-Stadt behielt Gerd leider auch nicht längerfristig – scheinbar nur solange die „*Probezeit*“ andauerte. Hier zieht er eine Verbindung zu seinen Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Umzug in Bundesland A, so dass es sich auch bei jener Beschäftigung um eine „Probearbeit“ gehandelt haben könnte. Auf diese Weise kommt es zu einer weiteren Erklärung, weswegen Gerd wieder bei seinen Eltern einzog: Bevor er seinen biographischen Fahrplan erneut zentral anpasste, wollte er die Sicherheit haben, dass das neue Jobangebot auch eine längerfristige Perspektive anzubieten hatte. Er verfiel also in ein Testverhalten und benötigte für dieses Handlungsschema einen neutralen Ort, an dem er seinen Besitz lagern und von dem er aus Suchbewegungen starten konnte. Hierfür eignete sich der zentral in Deutschland gelegene Wohnsitz seiner Eltern. Es zeigt sich, wie weitgehend die Verunsicherung und die Erwartung eines wiederholten Scheiterns der Beschäftigung Gerds Planungsstruktur überlagerten. Und sie wurden erneut durch den Verlust dieses Arbeitsplatzes bestätigt.

Für die Anschlusszeit weist Gerd sich wieder den Status „*arbeitslos*“ zu und begann sich erneut weiträumig zu bewerben. Man kann also festhalten, dass er in der Zeit nach der Beschäftigung als Drucker in B-Stadt beinahe durchgehend in einem Zustand der biographischen Unsicherheit gehalten wurde, der sich durch ein Scheitern der Jobversuche

krisenhaft zuspitzte und schließlich alle Ansätze beruflicher Alternativpläne zuschüttete. Mit Blick auf Segment 7 muss das dort erwähnte Bild einer Abwärtsspirale weiter differenziert werden: Gerd bemühte sich eine relativ lange Zeit den Status eines „Angestellten“ (und damit auch die berufliche Vorstellung einer Druckertätigkeit) aufrecht zu erhalten, was ihm jedoch nur zeitweise gelang. So weist er sich nach der Kündigung in B-Stadt zunächst den Status des „Arbeitslosen“ zu, dem er zweimal mithilfe einer „Probearbeit“ zu entkommen versuchte. Durch das Scheitern dieser Beschäftigungsangebote wurde er fest in jenem Status gehalten, der sich – etwas konkreter dargestellt – durch den Einzug im Elternhaus von einem „arbeitslosen Alleinstehenden“ zu dem o.g. „arbeitslosen Sohn“ veränderte.

Erst im Anschluss daran nahm Gerd die Umschulung im Sicherheitsgewerbe an, wie es im nachfolgenden Segment ausgeführt wird. Der anschließende Umzug nach C-Stadt, um eine Familie aufzubauen (17/39), kann dementsprechend als Aufwertungsversuch bzgl. des sozialen Status angesehen werden.

### **23. Turbulenter Jahreswechsel 2004-2005 – „Storys“**

**Seite 16, Zeile 41 – Seite 19, Zeile 40**

Dieses sehr lange Segment gliedert sich in mehrere Subsegmente, die belegenden Charakter besitzen und alle auf dieselbe Schlussbewertung hinführen. Die Zwischenbilanzierungen lassen sich in der Aussage „Es funktioniert nichts in der Arbeitsvermittlung.“ zusammenfassen. Damit wird ein Zusammenhang zu den Kündigungen bei den Druckerfirmen sowie den anschließenden Qualifizierungsanstrengungen (s. Segment 7) hergestellt. Es scheint so, als seien nach dem Abbruch des Studiums und nach dem Ende der Beschäftigung in seinem Lehrbetrieb im Jahr 2003 Gerds biographischer Erwartungsfahrplan ständig durchbrochen worden, was sich bis auf die institutionelle Ebene der staatlichen Existenzsicherung niederschlug und was er im Interview mit den o.g. Worten des „Nicht-Funktionierens“ kommentiert und zumeist mit teils extremen Negativbewertungen versieht. Im Folgenden werden die Subsegmente kurz zusammenfassend aufgeführt und die jeweilige Zwischenbilanzierung abgebildet:

Subsegment 1 (16/41 – 17/7): Gerd beginnt eine Umschulungsmaßnahme.

Zwischenbilanz: „Ähm, Tatsache war jedenfalls, dass auch dort/äh mache Dinge halt nicht ganz so/äh funktioniert haben, wie eigentlich geplant.“ (17/3f)

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Subsegment 2 (17/7 – 17/12): „Startschuss“ von Hartz IV

Subsegment 3 (17/12 – 17/22): Gerd entscheidet sich gegen einen Antrag auf Arbeitslosenhilfe für die letzten Tage des Jahres.

Subsegment 4 (17/22 – 17/31): Die Maßnahme wird um eine Woche verkürzt, weswegen Gerd nun doch einen Antrag auf Arbeitslosenhilfe stellt.

Subsegment 5 (17/31 – 17/34): Die Arbeitslosenhilfe wird nicht ausgezahlt.

Zwischenbilanz: „*Da hat dann auch irgendwelche Sachen nicht funktioniert. Und das war/das war Horror.*“

Subsegment 6 (17/34 – 17/43): Gerd bewirbt sich in I-Stadt in der Nähe seiner Frau.

Subsegment 7 (17/43 – 18/5): Die Arbeitsaufnahme im Sicherheitsdienst scheitert.

Zwischenbilanz: „*Also, da habe ich auch gedacht: ‚Also wo ..‘ [...] ‚Das ist ein bisschen sehr seltsam.‘*“ (17/47 – 18/5)

Subsegment 8 (18/5 – 18/25): Die Bezüge aus Arbeitslosenhilfe und ALG II kommen nicht an.

Zwischenbilanz: „*Und da habe ich dann nur gedacht: ‚Also irgendwas ist doch faul hier in dem System.‘ Angeblich funktioniert alles so toll. [...] Es funktioniert gar nix.*“ (18/19 – 18/25)

Subsegment 9 (18/25 – 19/12): Gerd arbeitet sich durch die Behörde zum zuständigen Sachbearbeiter vor.

Zwischenbilanz: „*Also manchmal kommt man sich da wirklich vor wie im Kindergarten, ja. Das/ss/s war geradezu absurd, was da passiert auf den Ämtern.*“ (19/11-12)

Subsegment 10 (19/13 – 19/19): Gerd bekommt zu viel ALG II ausgezahlt.

Subsegment 11 (19/19 – 19/27): Gerd bekommt erneut zu viel ALG II ausgezahlt und meldet sich bei der Arbeitsvermittlung.



Subsegment 12 (19/27 – 19/32): Gerd muss ALG II zurückzahlen.

Abschlussbilanz (19/32-40):

E: *Und/ähm, ja, das/das waren/das waren keine besonders schönen Geschichten, und/äh haben mir Hartz IV von Anfang an auch nicht besonders/äh vertraut und zugänglich gemacht.*

I: *Hmhm hmhm*

E: *Ja .. Das/das sind also/also Storys, wo ich dann manchmal denke/ähm .. m/äh (Stößt die Luft aus) Arbeitet da ne Behörde oder wird da gewürfelt oder was passiert da eigentlich?*

Neben den gehäuften Abbrucherfahrungen, die ständig die biographische Planungsstruktur untergruben und eine tiefgreifende Bedrohung einer eigenständigen Existenz nach sich zogen (zu erkennen v.a. an Bilanzierungen wie „*Da hat dann auch irgendwelche Sachen nicht funktioniert. Und das war/das war Horror.*“), kam es zusätzlich zu einer Anhäufung von verunsichernden Erlebnissen, die das Vertrauen in institutionelles Handeln erschütterten („*haben mir Hartz IV von Anfang an auch nicht besonders/äh vertraut und zugänglich gemacht*“) und damit die o.g. Bedrohungslage ausweiteten. So wird die Arbeitsvermittlung mit einem „*Kindergarten*“ gleichgesetzt oder auch mit einem Casino, in dem „*gewürfelt*“ werde, um Entscheidungen herbeizuführen. Dieser Vertrauensverlust in Zusammenhang mit einem Mangel an Unterstützung sowie einer latenten Existenzbedrohung führte schließlich dazu, dass Gerd sich bzgl. seiner Einstellungsmuster immer weiter von den Behörden entfernte, von denen er und insbesondere seine berufsbiographische Planung eigentlich abhängig war.

Auf der anderen Seite stellt sich Gerd im Gegensatz zu seinen Chancen auf dem Arbeitsmarkt innerhalb der bürokratischen Welt als jemand dar, der es versteht in jenem „*chaotischen System*“, deren Wirkungszusammenhänge auf der Handlungsebene er zwar grundlegend nicht zu verstehen scheint, trotzdem hinsichtlich seines eigenen Falles einen gewissen Überblick zu bewahren und seine Rechte durchzusetzen. So weist er ein verhältnismäßig zielstrebiges Handlungsmuster auf, wenn es darum geht innerhalb der Arbeitsvermittlung für die Ordnung seiner Angelegenheiten zu sorgen. Beispielsweise arbeitete er sich selbstständig durch die Behörde bis zum „*Direktor des Arbeitsamts*“ (18/45) vor und schafft es trotz aller institutionellen Hürden sein ihm zustehendes Geld ausbezahlt zu bekommen. Es zeigt sich also, dass trotz des allgemeinen Verlustes von Handlungsfähigkeit auf der Makroebene des Arbeitsmarktes, innerhalb der Mikroebene im institutionellen Setting neue

Aneignungsprozesse abzulaufen scheinen, die wiederum Handlungsfähigkeit generieren können, wenn auch in einem eher abgeschlossenen Umfeld.

## 24. Probleme mit den Bezügen im Jahreswechsel 2008-2009

Seite 19, Zeile 40 – Seite 21, Zeile 24

Subsegment 1 (19/40 – 20/13): ALG II kommt nicht an.

E: (lacht kurz) *Ja, es hat jedenfalls nix funktioniert.*

(20/13)

Subsegment 2 (20/13 – 20/42): Erneute Nachfrage bei der stv. Geschäftsführerin des Jobcenters

E: *Also das war für mich sehr – schwer – nachzuvollziehen, um es vorsichtig zu formulieren.*

Subsegment 3 (20/42 – 21/24): ALG II trifft ein, wird aber ab März zu hoch ausgezahlt.

Abschlussbilanz:

E: *Ähm, und/äh, so seitdem habe ich immer den Eindruck, wenn man/ähm Arbeitslosengeld II bezieht, ist das irgendwie so ähnlich wie Lottospielen.*

I: (lacht)

E: (lacht) *Aja, ich mein der Eindruck muss sich einem ja dann – schon – aufdrängen, wenn man das so erlebt, ne. (lacht kurz auf)*

I: *Ja sicher, ja.*

E: *Weil/äh mal kommt nix, mal kommt es richtig, mal kommt zu viel/äh. Also das ist irgendwie nicht so ganz nachzuvollziehen für jemanden, der da außen vor ist. Äh, und wie gesagt, also das hat mit ner Behörde nix mehr zu. Das ist einfach nur/äh Lotto ..(4).. Arbeitslos gleich Jahreslos, Dauerlos.*

(21/9 – 21/23)

Ähnlich wie im vorangegangenen Segment wird ein Verlauf geschildert, in dem Gerd in ständiger Auseinandersetzung mit dem Grundsicherungsträger stand. Und wieder wird metaphorisch auf das Thema „Glücksspiel“ verwiesen, die „Behörde“ jedoch nicht als

„Casino“, sondern dieses Mal der gesamte Bezug der Sozialleistungen sowie der Verwaltungsablauf als „Lotto“-Spiel bezeichnet, was „mit ner Behörde nix mehr zu tun“ habe. Mit der Arbeitslosigkeit bekomme man ein „Dauerlos“, wobei er offensichtlich mit der Wortendung „los“ spielt. Dies deutet auch an dieser Stelle auf das Erleben von Unsicherheit und Angst vor dem vollständigen Existenzverlust hin, aber ebenso auf die Unmöglichkeit, in dieser Situation längerfristige Planungsstrukturen aufbauen zu können. Zudem beschränkt Gerd den Personenkreis, der diese Metaphorik nachempfinden könne, auf die direkt Betroffenen und grenzt diese somit von allen anderen gesellschaftlichen Gruppen ab: Für jene, „die da außen vor“ sind, sei das alles „nicht ganz nachzuvollziehen“.

Gerd macht also in diesem Segment noch einmal sehr klar, dass ihm die Arbeitsvermittlung als Institution sowie die Funktionsweise des Leistungsbezuges immer fremder geworden sind bis hin zu einem vollständigen Vertrauensverlust. Dennoch ist er gezwungen darauf zurückzugreifen, so als habe er mit dem Verlust seiner Arbeit ein „Dauerlos“ hierfür erhalten, ohne dass er es wieder los werden könnte.

#### **25. Situation auf dem Arbeitsamt im H-Stadt**

Seite 21, Zeile 25 – Seite 22, Zeile 35

#### **26. Situation rund um den ersten ARGE-Kontakt**

Seite 22, Zeile 35 – Seite 23, Zeile 24

#### **27. Umzug nach C-Stadt wegen einer Partnerschaft**

Seite 23, Zeile 25-33

#### **28. (sehr lange) Immatrikulation wegen Semesterticket**

Seite 23, Zeile 33 – Seite 24, Zeile 25

#### **29. „Hauptsächlich“ Ausbildung, Studium „nebenbei“**

Seite 24, Zeile 26-46

I: *Also Sie waren in der Ausbildung auch noch nebenbei?*

E: *Genau.*

I: *Ja, ahja. Und waren dann gleichzeitig immatrikuliert.*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

E: *Oder sagen wir mal andersrum: Ich war nebenbei immatrikuliert und war hauptsächlich in der Ausbildung.*

I: *Ahja, ok, ok.*

E: *Ich meine, es war ja auch lustig, die Zeit in der/in der Ausbildung. Auch in der Berufsschule war sehr schön, weil manche Lehrer waren tatsächlich jünger als ich. Also das/äh (lacht kurz) hatte dann schon (lacht bei Sprechen bis \*) irgendwie ja einen gewissen Reiz, ja. (\*)*

I: *(lacht) Ja, ok. Ja, ist ja interessant, ja.*

E: *Ja.*

Die in Segment 18 aufgeworfene Frage, inwieweit Beginn der Ausbildung und Abbruch des Studiums zusammenfallen, wird hier bzw. bereits in 23/41 geklärt: „*Ja, also immatrikuliert war ich bis/äh 2003*“. Gerd war also den gesamten Zeitraum über an der Universität eingeschrieben und beendete das Studium offiziell erst mit der Entlassung aus dem Druckereibetrieb und dem darauf folgenden Umzug nach Bundeslang A. Er begründet diese lange Immatrikulationszeit mit der dadurch möglichen Nutzung des Semestertickets (24/1). Denn die berufsbiographische Relevanz des Studiums war bereits beinahe vollständig verschwunden. Die zukünftige Planung wurde in erster Linie auf eine Tätigkeit als Drucker ausgerichtet: „*Oder sagen wir mal andersrum: Ich war nebenbei immatrikuliert und war hauptsächlich in der Ausbildung.*“.

Das Abweichen von der gesellschaftlichen Vorgabe eines institutionellen Lebenslaufs, insbesondere bzgl. seines Alters, kommentiert Gerd mit den Worten „*lustig*“ und „*sehr schön*“ sowie mit der Aussage, dass es einen „*gewissen Reiz*“ gehabt habe, dass „*manche Lehrer [...] jünger*“ als er waren. Damit weist er auf seine damit zusammenhängende besondere Rollenzuschreibung innerhalb der Klassenstruktur hin.

#### **30. Das Studium war sicherlich „nicht verkehrt“, aber ein „Kompromiss“**

**Seite 24, Zeile 47 – Seite 25, Zeile 44**

#### **31. Ausbildung / Studium der Eltern**

**Seite 25, Zeile 45 – Seite 26, Zeile 46**

**32. Umzug der Eltern nach Westdeutschland**

Seite 26, Zeile 47 – Seite 27, Zeile 34

**33. Arbeit der Eltern in Westdeutschland**

Seite 27, Zeile 34 – Seite 28, Zeile 17

**34. Gute Bewertungen im Studium und „Sozialversicherungen“ als „Steckenpferd“**

Seite 28, Zeile 18 – Seite 29, Zeile 1

**35. Rat an junge Menschen: zuerst Lehre und dann Studium**

Seite 29, Zeile 2-16

**36. Argumentation 6: Durchlässigkeit im Bildungssystem**

Seite 29, Zeile 16 – Seite 30, Zeile 39

**37. Argumentation 7: Präventionsarbeit durch solide Finanzierung des Bildungssystems**

Seite 30, Zeile 40 – Seite 31, Zeile 17

**38. Hintergrund der Gründung und Ziele der Arbeitslosenselbsthilfe**

Seite 31, Zeile 17 – Seite 32, Zeile 35

**39. Alltagsfüllend: Suche nach Jobs und Wohnungen**

Seite 32, Zeile 36 – Seite 33, Zeile 29

**40. Argumentation 8: Unterdeckung der Lebenshaltungskosten führt zu Schuldenspirale**

Seite 33, Zeile 30 – Seite 34, Zeile 35

Diese elliptische Argumentation führt später wiederum zu einer autobiographischen Bezugnahme. Sie lässt sich strukturell in mehrere Teile gliedern:

a) die niedrige Mietanerkennungsgrenze drückt auf Regelsatz (33/30-38) → „Und landet damit letzten Endes dann tatsächlich unter diesen 359 Euro“

b) Hintergrunderzählung /-argumentation: Studie des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes zum Regelsatz → Regelleistung ist zu gering (34/2-9)

III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

c) Kontrast: „Vorurteil“ der „meisten Menschen“ gegenüber ALG II – BezieherInnen ist „Die kriegen eh alles“ (34/9-12)

d) Gegenargumentation: „man lebt quasi mehr oder weniger von der Hand in den Mund“ (34/13-17)

e) Autobiographischer Bezug: Ausweglose Lage durch Schulden und keine Chance auf dem Arbeitsmarkt (34/18-35)

E: *Also dann häufen sich dann eben auch die Schulden auf. Bei mir sowieso, weil das Jugendamt von mir auch gerne noch den Unterhalt von meiner Tochter hätte, den ich natürlich auch nicht aufbringen kann. Woher auch?*

I: *Hmhm*

E: *Wenn die dann von mir erwarten, dass ich im Monat 30 bis 40 Bewerbungen verschicke, wo ich mich frage: „Wo soll ich denn die alle hinschicken? So viele Firmen gibt's doch gar nicht mehr in C-Stadt, (lacht beim Sprechen bis \*) wo ich das dann hinschicken könnte.“ (\*). Denn als/äh Fleischereifachverkäuferin brauche ich mich nicht zu bewerben. Ich denke mal als Frisöse mache ich wahrscheinlich auch ne schlechte Figur.*

I: *Hm*

E: *So what! Wo soll ich mich hier bewerben?*

Das Interessante an diesem Bezug ist die thematische Vermischung zweier scheinbar getrennter Themen: zum einen die Klarstellung, dass der Regelsatz des ALG II zu gering ist, und zum anderen der Umstand, dass es keine geeigneten Jobangebote gibt. Gerd beginnt im Grunde bei seiner ausweglosen finanziellen Lage, die zudem von gesellschaftlichem Unverständnis und Vorurteilen überzogen sei. Letztere behindern die notwendigen politischen Schritte, um diese Lage spürbar zu verbessern. Er selbst sieht sich dieser Situation mehr oder weniger ausgeliefert, also im Vergleich zu früheren Segmenten nicht nur gegenüber dem Handeln der beteiligten Institutionen („Lottospielen“ (21/11)), sondern auch im Hinblick auf die gesamtgesellschaftliche Stimmung. Hier sieht Gerd also einen ersten Lösungsansatz: Man muss in der Bevölkerung für Verständnis für die Betroffenen werben, um auch politische Handlungsfähigkeit zu generieren. Dabei muss man auch Gerds Engagement in der Arbeitslosenselbsthilfe mit einbeziehen, das er in 31/46-49 kurz umreißt: „Und/äh, also um das eben, genau diesen/diesen Makel sozusagen von/von den Arbeitslosen auch weg zu nehmen und zu sagen: Zeigt euch ruhig mit eurem Gesicht auch in der Öffentlichkeit.“

*Nicht/nicht ihr seid sozusagen die Schuldigen an der Situation, sondern das/äh das sind andere“.*

Der zweite Lösungsansatz ist das Finden einer Beschäftigung, die Gerd aus dem Leistungsbezug befreien würde, was er jedoch quasi als unmöglich einschätzt. Er sieht keine Möglichkeiten mehr, wo er sich noch bewerben kann, und kommentiert dies zynischen durch den Verweis auf mehrere Berufe, die er für sich als nicht relevant betrachtet (und dabei Züge einer geschlechtsspezifischen Zuweisung bestimmter Berufsbilder entlarvt).

Es zeigt sich also, dass Gerd keinen berufsbiographischen Erwartungsfahrplan mehr zu besitzen scheint. Die Stabilisierung seiner finanziellen und sozialen Situation ist für ihn weniger durch die weitere vehemente Suche nach Arbeitsstellen zu erreichen, sondern vielmehr durch bürgerschaftliches Engagement, das zu mehr gesellschaftlicher Akzeptanz der Belange der Langzeitarbeitslosen führt. Dies könnte einer der Gründe sein, weswegen diese beiden Themen hier nebeneinander genannt werden.

#### **41. Absagen vermutlich wegen dem Alter**

**Seite 34, Zeile 36-47**

#### **42. Gerd bewirbt sich „überall, wo’s/wo’s nach Geld riecht“**

**Seite 34, Zeile 48 – Seite 35, Zeile 18**

#### **43. Positive und negative Erfahrungen mit Zeitarbeit**

**Seite 35, Zeile 19 – Seite 37, Zeile 11**

- Positive Erfahrungen: „Klebeeffekt“ (35/31) vermutlich bei der Beschäftigung in der Druckerei, die dann zu einem Ausbildungsplatz geführt hat
- Negative Erfahrungen: „da hat eigentlich so gut wie gar nix funktioniert“ (35/42)

Zu den negativen Erfahrungen schließt Gerd zwei Belegerzählungen an:

- 1) Firma C-Konzern versucht mit „hauseigene[r] Zeitarbeitsfirma“ den Druckertarif zu unterlaufen (35/46 – 36/40)
- 2) Im Bewerbungsgespräch beim Firma C-Konzern wird Gerd kein Vollzeitangebot gemacht (36/41 – 37/11)

*E: Zumal die dann ja auch eigentlich in ihrem .. Angebot Leute suchten für Vollzeit, für Teilzeit und auf 400 Euro – Basis. Und ich habe dann halt gedacht: „Ok, dann*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*kreuze ich mal ‚Vollzeit‘ an.“ Weil ich wollte ja schon meine Familie davon ernähren. Und/äh .. kommt man an und präsentiert mir einen Vertrag/äh, wo dann drin steht/äh: „Ja, Sie arbeiten mehr oder weniger auf Abruf. Und kriegen 80 Stunden im Monat garantiert bezahlt.“*

I: *Hmhm*

E: *Sag ich: „80 Stunden im Monat ist aber nicht ‚Vollzeit‘, ne.“ „Äh, ja, mehr können wir Ihnen nicht anbieten.“ Ich sag: „Pff, dann f/frag ich, brauchen Sie mich nicht fragen, ob Sie mir/äh/ob ich nen Vollzeitvertrag haben will, wenn Sie mir das gar nicht anbieten können.“ Also das ist irgendwie ein Witz/äh. Ich frag jemand: „Möchten Sie Kaffee oder Tee?“ „Tee bitte.“ „Ja, wir haben aber nur Kaffee.“ (lacht)*

I: (lacht)

E: *Ja, super. (lacht auf)*

Der voran genannte Interviewausschnitt zeigt innerhalb einer kurzen Erzählung sehr deutlich, wie Gerd auf das Erleben von Ungerechtigkeit reagierte und welche Einstellungsmuster dabei Vorrang zu haben scheinen. Die Erwartung an eine Vollzeitbeschäftigung bei einer Zeitarbeitsfirma wurde bitter dadurch enttäuscht, dass er lediglich einen Teilzeitvertrag vorgelegt bekam. Gerds Anspruch seine „*Familie davon [zu] ernähren*“ konnte also nicht erfüllt werden. Es wäre nun möglich gewesen, die Stelle trotz der schlechteren Beschäftigungsbedingungen anzunehmen, immerhin entspräche die Garantie von 80 Stunden pro Monat in etwa einer halben Stelle. Doch Gerd entschied sich dagegen und beharrte darauf eine Vollzeitarbeit zu bekommen. Die enttäuschten Erwartungen machten aus dem ursprünglichen Jobangebot einen Betrugsfall, dem er nicht aufsitzen wollte, und addierten sich zu den bereits vorhandenen Negativerfahrungen, die er in Verbindung mit Zeitarbeit gesammelt hatte. So ist auch diese Erzählung ein Beleg für die Aussage, dass bei Gerds Versuchen der Arbeitsmarktintegration „*so gut wie gar nix funktioniert*“ (35/42) habe. Besonders erdrückend scheint diese Situation zu sein, wenn man das Dilemma mit einbezieht, dass Gerd beinahe ausschließlich Jobangebote bei Zeitarbeitsfirmen erhält und er darin eine der wenigen Möglichkeiten sieht, wieder in eine Vollzeitbeschäftigung zu kommen (s. Segment 9).

#### **44. Gerd sucht Jobs hauptsächlich in der Nähe wegen seiner Tochter**

**Seite 37, Zeile 12-45**



**45. Argumentation 8: Lohn muss ausreichen, um einen gewissen Pendel-Aufwand zu rechtfertigen („Arbeitnehmer sollen ja auch/äh unternehmerisch denken können“)**

Seite 37, Zeile 46 – Seite 38, Zeile 33

**46. Nochmal studieren?**

Seite 38, Zeile 34 – Seite 39, Zeile 3

**47. Gerd ist kein „Entscheider“ – deswegen keine eigene Erklärung für die aktuelle Lage**

Seite 39, Zeile 4-27

**48. Argumentation 9: „Die Realität ist nicht so, wie sich die Arbeitsämter das wünschen würden.“**

Seite 39, Zeile 28 – Seite 40, Zeile 3

Der o.g. Satz, der als Ergebnissicherung in diesem argumentativen Segment festgehalten wird (39/48f), wird von Gerd autobiographisch anhand eines Beispiels belegt. Er führt aus, dass es im Grunde nicht oder nur schwer möglich ist, Absagen auf seine Bewerbungen zu bekommen und damit seine Bewerbungsbemühungen zu dokumentieren. Letzteres wird allerdings vom Jobcenter verlangt.

**49. erstes ARGE-Gespräch in C-Stadt, bei dem Gerd für ihn nicht akzeptable Ratschläge gegeben wurden („Dauerabonnement auf Arbeitslosigkeit“)**

Seite 40, Zeile 4-37

**50. Argumentation 10: Wenn BewerberInnenprofile durch Jobcenter an Arbeitgeber versandt werden, sollte der „Kunde“ informiert werden.**

Seite 40, Zeile 37 – Seite 41, Zeile 34

**51. Kontakte zum Arbeitsamt bereits in E-Stadt**

Seite 41, Zeile 35 – Seite 42, Zeile 7

**52. Wechsel von Arbeitslosenhilfe auf ALG II war nichts besonderes, außer „dass das irgendwie von Anfang an [...] nicht funktioniert hat“**

Seite 42, Zeile 8-19

**53. Kontakt zu ARGE zu Beginn unpersönlich – EDV funktionierte nicht**

Seite 42, Zeile 20 – Seite 43, Zeile 28

**54. Kurioses im Kontakt mit dem Arbeitsamt in E-Stadt**

Seite 43, Zeile 28 – Seite 44, Zeile 40

Als Gerd in E-Stadt um ein Formular zur Erstattung der Bewerbungskosten bat, stellte sich heraus, dass die Mitarbeiterin dieses Formular nicht kannte. Erst nach einem längeren Wortwechsel bekam er es ausgehändigt, wobei er durchgehend seinen Wissensvorsprung geltend machte und der Mitarbeiterin erklären musste, wo sie das Formular zu finden hatte. Es zeigt sich, welche Kenntnisse sich Gerd im Umgang mit den Behörden über die Jahre angeeignet hat, so dass er vielen MitarbeiterInnen in der Arbeitsvermittlung quasi in einer Rollenzuschreibung als „Experte“ begegnen kann, und doch am Ende sehr beschränkte Handlungsfähigkeit bzgl. der Fortentwicklung seines eigenen Falles besitzt.

**Ergebnissicherung (44/35-37):**

E: *Da fühlt man sich/äh nicht nur nicht ernst genommen, sondern da hat man den Eindruck, die Behörde ist eigentlich eine, auf die man vielleicht auch ganz gut verzichten könnte.*

Zu dem Aspekt, dass Gerd immer wieder angibt, dass „nichts funktioniere“, kommt an dieser Stelle deutlicher als bisher auch das Entwertungsgefühl hinzu. In dem Erleben „*nicht ernst genommen*“ zu werden steckt die Erfahrung eines Machtgefälles in der Zusammenarbeit mit der „*Behörde*“, bei dem Gerd als Betroffener die unterlegene Position einnimmt. So scheint die mangelhafte Wertschätzung auf beiden Seiten zu liegen, die sich auf kommunikativer Ebene immer wieder krisenhaft verdichtet. So ist es sehr verständlich, dass Gerd auf diese Auseinandersetzungen, für die die Institution symbolhaft steht, „*verzichten*“ möchte. Ähnlich der Zeitarbeitsfirmen lehnt Gerd im Grund eine Zusammenarbeit ab, ist jedoch aufgrund seiner sozialen Lage dazu gezwungen.

Wie weit Gerd und die Arbeitsvermittlung kommunikativ entfernt sind, wird u.a. an Folgendem deutlich: „*Ich mach's ja schon immer so, dass wenn ich mir irgendeinen Antrag holen will, dass ich mir ne Kopie von dem Antrag äh/einstecke, den ich/äh das letzte Mal/ähm geholt hatte und auch abgegeben hatte, damit ich den Leute auch genau zeigen kann, was ich denn von ihnen will.*“ (43/46-49). Es scheint fast so, als sprächen beide eine unterschiedliche Sprache, so dass zusätzliche Symbole mit in die Kommunikation hineingetragen werden müssen. Ferner wird die fehlende Vertrauensbasis gegenüber der Arbeitsvermittlung deutlich,

so dass zur Sicherheit „neutrale Dokumente“ als Beweismittel mitgenommen werden müssen, um ein Anliegen auch entsprechend durchsetzen zu können.

### **55. Argumentation 11: Durch Erhöhung der Regelleistung zu mehr sozialer Gerechtigkeit**

**Seite 44, Zeile 41 – Seite 46, Zeile 39**

In einer langen elliptischen Argumentationskette führt Gerd über mehrere Ergebnissicherungen den Zusammenhang zwischen einer aus seiner Sicht notwendigen Erhöhung des Grundsicherungsbetrages und einer Verhinderung des „Auseinanderbrechens“ der Gesellschaft aus. Die Ergebnissicherungen sind jeweils durch eine Belegargumentation unterbrochen, die jeweils zur nächsten Sicherung hinführt.

Belege für die Forderung nach einer Erhöhung um 200 Euro:

a) „weniger ... Verwaltungsaufwand“ (44/48)

b) Möglichkeit, sich besser anzuziehen und bei Vorstellungsgesprächen einen besseren Eindruck zu machen / niedrige Regelleistung führt zu äußerlicher Depravation der Betroffenen (45/25-32)

1. Ergebnissicherung (45/32-35):

E: *Also, wenn/wenn/wenn dermaßen die Leute einfach im Stich gelassen werden ..(5).. dann kommt man sich dann irgendwie auch vor, wie so ne heiße Kartoffel, die man dann/äh einfach mal schnell fallen lässt oder so.*

Beleg (45/40-46): Regelleistung zu „niedrig bemessen [...], dass man/äh eigentlich gar keine Chance hat, sein Leben vernünftigerweise selber zu gestalten“ (Beispiel: Kleidung und Eindruck beim Vorstellungsgespräch)

2. Ergebnissicherung (46/1f):

E: *Das/das funktioniert irgendwie so nicht, wie man sich das – vielleicht – denkt an den .. grünen Tischen der Politik.*

Beleg (46/2-16): Teilnahme an politischer Diskussionsveranstaltung und Aussage des FDP-Vertreters

3. Ergebnissicherung (46/16-18):

E: *Also, die Relationen stimmen einfach nicht mehr in dieser Gesellschaft. Da ist viel .. da/da/da ist so viel zerbrochen, so viel Porzellan zerdeppert worden. Und .. de/ .. das stimmt halt ein/die Verhältnisse stimmen einfach nicht mehr.*

Schlussappell (46/22-38): Man darf nicht riskieren, „dass diese Gesellschaft vollends auseinander bricht“, sonst sind wir „irgendwann mal bei französischen Verhältnissen“. Deswegen dürfen Langzeitarbeitslose nicht „abgeschoben“ werden.

Zentrale Bewertungen:

- Aktuelle Situation ist „unbefriedigend“ (45/32 und 46/23)
- Aktuelles politisches Handeln „funktioniert nicht“ (46/1 und 46/27f)

**56. Beginn des politischen Engagements**

**Seite 45, Zeile 40 – Seite 47, Zeile 18**

**57. Austritt aus der SPD**

**Seite 47, Zeile 19 – Seite 48, Zeile 41**

Auch hier finden sich wieder einige argumentative Anteile. Das Besondere dabei ist, dass im Grunde die Narration im Vordergrund steht und die argumentativen Passagen mehr den informativen Charakter einer Hintergrunderzählung besitzen. Die Themen sind dabei

- „Die SPD muss wieder zurück zu ihren Wurzeln.“ (47/26-33)
- „Es ist absurd die Leistungsberechtigten im SGB II unter den Generalverdacht des Missbrauchs zu stellen (mit Verweis auf Wolfgang Clement).“ (48/18-34)

**58. Argumentation 12: Die Aufrechterhaltung des Sozialstaatsprinzips sowie Das Schaffen von Teilhabemöglichkeiten am gesellschaftlichen Leben sind zentrale Aufgaben der Politik**

**Seite 48, Zeile 42 – Seite 50, Zeile 12**

**59. Hobbys: Zum Teil nicht mehr möglich (z.B. Reisen) / ARGE als Hobby sorgt für eine „Vierzig/fünfzig-Stunden-Woche“ / Engagement für Verein und Partei**

**Seite 50, Zeile 13 – Seite 51, Zeile 1**

**60. Gerd gibt die Hoffnung nicht auf, v.a. wegen seiner Tochter**

Seite 51, Zeile 15-36

**61. Argumentation 13: Die schwierige Situation für Langzeitarbeitslose führt dazu, dass die Betroffenen sich „dem Scheitern [...] hin[geben]“**

Seite 51, Zeile 37 – Seite 52, Zeile 48

**62. Ende des Interviews**

Seite 52, Zeile 49 – Seite 53, Zeile 47

**b) Biographisches Portrait**

Auch wenn Gerd innerhalb des Interviews seine Lebensgeschichte mit einigen Lücken widerspiegelt, so ist es dennoch möglich, die zentralen biographischen Prozesslinien zu rekonstruieren. Anders als bei den Fällen „Markus“ und „Inge“ wird an dieser Stelle aufgrund der besonderen Interviewstruktur anstatt einer ausführlicheren strukturellen Beschreibung auf ein biographisches Portrait zurückgegriffen, das den Fokus auf die narrativen Passagen legt, jedoch natürlich auch die argumentativen einschließt.

Gerd wurde 1964 geboren, war demnach zum Interviewzeitpunkt im Jahr 2009 45 Jahre alt. Seine Eltern stammen aus der ehemaligen DDR und wurden dort nach dem Krieg zu LehrerInnen ausgebildet, was in diesem Fall keine universitäre Ausbildung einschloss. Vor dem Mauerbau zogen sie 1960 in die BRD, wo beide im Anschluss auch als LehrerInnen tätig waren. Dieser Umzug wurde durch einen „Onkel in L-Stadt“ initiiert, der ihnen „erzählt[e], dass auch in Westdeutschland viele Lehrer gesucht .. würden. Und/ähm, ja es sind dann eben ziemlich viele aus der Gegend, dann irgendwann sind ja sowieso viele Leute damals aus der DDR weggegangen.“ (27/12ff). Die Familiengeschichte von Gerd reiht sich also in ein kollektiv-historisches Ablaufschema ein, das auch die Biographie der Kinder-Generation grundlegend prägte und die Familie zu einer „DDR-Flüchtlingsfamilie“ machte. Die mit dem Umzug verbundene Hoffnung auf ein „ein schöneres und angenehmeres Leben“ (27/15) sowie der Onkel als Kontaktperson in der Bundesrepublik setzten dabei die zentralen dynamischen Momente. Zumindest die Ausbildung von Gerd's Mutter wurde nicht vollständig anerkannt, so dass sie einige Semester an einer Pädagogischen Hochschule studieren musste. Erst danach bekam sie Kinder, wovon Gerd das erste war. Es folgten noch drei weitere

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Brüder, von denen Gerd leider nicht viel im Interview erzählt. Insgesamt ist das Verhältnis zur eigenen Familie, insbesondere zu seinen Eltern, die noch nicht verstorben sind, und seinen Geschwistern, in weiten Teilen ein „weißer Fleck“ innerhalb der erzählten Lebensgeschichte. So bleibt u.a. unklar, welche Biographie seine Brüder besitzen oder beispielsweise auch, ob Gerd noch Kontakt zu ihnen hat.

Über seine Schulzeit verliert Gerd ebenfalls nur wenige Worte, die zusammengefasst ohne „Besonderheiten“ verlief. Nach der Grundschule ging er auf ein Gymnasium, wo er 1984 das Abitur erreichte. Im Anschluss begann er ein Volkswirtschaftslehre-Studium in A-Stadt, einer größeren Stadt in Deutschland. Seine Studienwahl bezeichnet Gerd zwar als „Kompromiss“ (25/11) zwischen seinen eigenen Vorstellungen und denen seiner Eltern, wobei er sie im Nachhinein jedoch nicht bedauert, sondern betont, dass er das Studium sehr gerne zu Ende gebracht hätte. Gerd hat nämlich nie einen universitären Abschluss erreicht, und brach das Studium nach insgesamt knapp 20 Jahren im Jahr 2003 ab. Die Frage, ob er bei vollständig freier Entscheidungsmöglichkeit ein anderes Fach gewählt hätte, bleibt ungeklärt. Sollte Gerd mit der Fachauswahl im Laufe der Zeit unzufrieden gewesen sein, worauf das o.g. retrospektive Bedauern hindeuten könnte, würde dies über die veränderte Motivationslage einen Begründungsbestandteil für den Verlauf des Studiums und den Abbruch liefern. Im Jahr 1987 wechselte er nach dem bestandenen Vordiplom von A-Stadt an einen anderen Studienort (B-Stadt), der näher an dem Wohnsitz seiner Eltern lag. Einen der Gründe hierfür könnte das damalige Schwinden der finanziellen Ressourcen seiner Eltern sein, da seine Brüder ebenfalls nach und nach das Abitur erreichten, ein Studium anstrebten und unterstützt werden sollten (12/15ff). Allerdings könnten auch andere Motive vorliegen, die im Interview nicht genannt werden. Fest steht, dass die finanzielle Entwicklung zu der „Problematik“ (12/16) führte, so dass Gerd eine nebenberufliche Tätigkeit während des Studiums in Kauf nehmen musste. Vorerst fand diese berufliche Beschäftigung in den Semesterferien statt, breitete sich mit der Zeit aber auch auf „zwei bis drei Tage die Woche“ (13/9) aus. Arbeitgeber waren in erster Linie Zeitarbeitsfirmen sowie Druckereien, in die er wahrscheinlich entliehen wurde. In diesem Zusammenhang muss auf den Branchenwandel im Druckgewerbe aufmerksam gemacht werden, der vor allem in den 80er Jahren herausstach (vgl. u.a. DOSTAL 1988 und BROCK/VETTER 1984) und bis in die aktuelle Zeit hineinragt (v.a. durch den Einfluss des Internets). Dieser Wandel wirkte sich infolge der schnell wachsenden Bedeutung des PCs sowie der fortschreitenden Internationalisierung im Besonderen auf die Beschäftigungssituation sowie die beruflichen Anforderungen aus. Beispielsweise nahm die Zahl der SchriftsetzerInnen ab, während die der DruckerhelferInnen – meist ohne

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Berufsausbildung – zunahm. Anfang der 90er Jahre stellte sich mit dem Ende des Kalten Krieges eine Marktöffnung nach Polen ein, die auf Gerd's Biographie wie auf die vieler Beschäftigter der Druckindustrie einen tiefgreifenden Einfluss ausübte: Sein Betrieb, bei dem er angestellt war, bekam immer weniger Aufträge, da Vieles nun in Polen gedruckt werden konnte. Gerd's Arbeitszeit (als Leiharbeiter) pro Betrieb wurde mit dem Rückgang der Aufträge immer geringer, so dass er zunehmend auch bei anderen Firmen Beschäftigung suchte und annahm (13/10ff). Mit dieser Ausweitung seiner nebenberuflichen Tätigkeit schwanden die zeitlichen Ressourcen für sein Studium, so dass sich seine berufsbiographische Relevanzsetzung kontinuierlich verschob. Innerhalb einer wöchentlichen Arbeitszeit von „40 bis 50, teilweise 60 Stunden“ (13/14f) sowie durch monetäre Anreize wurde das Studium also selbst zur „Nebenbeschäftigung“ wurde und die berufliche Tätigkeit zur „Hauptbeschäftigung“, wodurch auch der Sinn der bisherigen beruflichen Planungsstruktur zunehmend verloren ging (28/33ff). Dieser Prozess verlief für Gerd mehr oder weniger fremdbestimmt ab, weswegen ihm retrospektiv keine andere Möglichkeit bleibt, jene Entwicklungen in seinem Lebenslauf zu bedauern (12/33f). Insgesamt erscheint es so, als sei er aus seinem beruflichen Erwartungsfahrplan durch vielfältige kollektiv-historische sowie innerfamiliäre Veränderungen hinaus gedriftet und habe dabei nicht intendiert und unbewusst die eigene biographische Balance verloren. Gerd suchte nach Sinnstrukturen, die ihm wieder das Gefühl der Selbstbestimmung über den eigenen Lebenslauf zurückgeben konnten.

Jene Strukturen suchte er vorerst in seiner beruflichen Tätigkeit, wobei sich während einer Betriebsversammlung der Druckfirma eine Gelegenheit ergab, in der er sich hat „anhören müssen“ (13/34), dass „noch ungefähr 15 Ausbildungsplätze“ (13/34f) zu vergeben waren. Gerd bewarb sich daraufhin mit 34 Jahren auf einen Ausbildungsplatz und wurde angenommen, so dass er seine Lehre zum Drucker 1998 beginnen konnte. Damit wich er stark von einem arbeitsgesellschaftlich geprägten institutionellen Ablaufmuster ab, was ihn sowohl im Betrieb als auch in der Berufsschule zu etwas Besonderem machte, wobei Gerd diese Rollenzuschreibung als „Außenseiter“ im Grunde als positiv („lustig“, „sehr schön“, „hatte [...] irgendwie ja einen gewissen Reiz“ (24/39ff)) erlebte. Auf der anderen Seite musste er sich die Lehrstelle mehr oder weniger erkämpfen – sie wurde ihm gem. seiner Wortwahl im Interview nicht vom Betrieb aus angeboten. Die Ausbildung beendete er 2001 und wurde daraufhin auf zwei Jahre befristet im gleichen Betrieb beschäftigt.

2003 verlor er diese Anstellung und bezeichnete sich damit als „Arbeitslos“ (3/34). Diese Zuschreibung wird neben dem Verlust des Arbeitsplatzes noch mit dem Anspruch auf Arbeitslosengeld I in Zusammenhang gebracht, was Gerd als „Luxusklasse äh/der

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*Arbeitslosen*“ (3/44) bezeichnet. Dieser Zuschreibung entrückte er im Laufe der folgenden Jahre immer mehr, so dass er nach einigen kurzzeitigen Beschäftigungen zusätzlich Arbeitslosengeld II beantragen musste, um sein Arbeitslosengeld I aufzustocken. Somit kann man sagen, dass das „Abrutschen“ in den ALG II – Bezug nicht an einem singulären Ereignis festgemacht werden kann, sondern prozesshaft ablief. Zudem verstärkte sich der existenzielle Druck, was besonders an der Finanzierung der Wohnung deutlich wurde, die er am Ende nicht mehr stemmen konnte und aus diesem Grund ein Umzug notwendig wurde. Die erste Beschäftigung fand Gerd noch im Jahr 2003 einem anderen Bundesland. Eine „*Tante, die da [in Bundesland A] in der Nähe wohnt/äh*“ (16/14f) schickte ihm ein Jobangebot zu, woraus geschlossen werden kann, dass seine eigenständigen Bewerbungsbemühungen in dieser Zeit nicht erfolgreich waren. Dabei merkt er an, dass er sich zum einen im gesamten Bundesgebiet und zum anderen auch in einigen Nachbarländern Deutschlands beworben habe. Nach dem Umzug hielt die Beschäftigung nur wenige Monate an, da Gerd aufgrund finanzieller Schwierigkeiten des Betriebes entlassen wurde. Im Anschluss daran wollte er 2004 in Bundesland A eine „*Umschulung*“ (5/33) beginnen, die er mit einem „*überbetrieblichen Ausbildungszentrum [...] erarbeitet hatte*“ (1/29f), allerdings vom Arbeitsamt nicht bewilligt wurde. Seine Bewerbungen verschickte Gerd wieder im Gebiet der Bundesrepublik plus Nachbarländer, und bekam ein Beschäftigungsangebot in G-Stadt – wiederum in einem anderen Bundesland. Statt eines erneuten Umzuges entschied er sich, dieses Angebot erst einmal zu prüfen, ob es sich tatsächlich um eine längerfristige berufliche Perspektive handelte. Nachdem er seine Wohnung in Bundesland A nicht mehr bezahlen konnte, war es jedoch notwendig, dass er „*sein Zeug [also sein Hausinventar] unterstellen*“ (5/41f) konnte. Das war der Grund, wegen dem Gerd mit „*knapp vierzig*“ (5/41) Jahren wieder bei seinen Eltern einzog, die „*relativ zentral*“ (16/36) in Deutschland lebten. Diesen Schritt bedauert er einerseits und erlebte ihn als „*nicht besonders befriedigend*“ (5/41). Andererseits wurde seine Befürchtung bestätigt, dass die Probearbeit in G-Stadt nur von kurzer Dauer war, so dass er seine damalige Entscheidung auch retrospektiv für richtig hält („*Und war auch gut so*“ (16/39)). Dennoch muss man festhalten, dass mit dem Ende seiner Beschäftigung in der Druckerei ein Prozess einsetzte, der aus den davor aufgebauten Dynamiken genährt wurde und Gerd in eine Re-Familiarisierung hineinzog. Mit Blick auf die familiären Rollenzuschreibungen in Verbindung mit einem gesellschaftlich vorgezeichneten institutionellen Ablaufmuster bedeutete dies eine Art Rückschritt, so dass er vom eigenständig lebenden Arbeitnehmer zum Sohn in einer Phase der Berufsorientierung wurde, der noch (bzw. in diesem Fall wieder) zu Hause bei seinen Eltern lebte.



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Gerd befand sich im Anschluss an die Entlassung in G-Stadt in einem biographischen Zustand, in dem er im Grunde freigesetzt war ohne jedoch ausreichende Handlungsfähigkeit zu besitzen, um seine eigene Situation aktiv zu gestalten. Ende 2004 bekam er ein Umschulungsangebot durch das örtliche Arbeitsamt für eine Tätigkeit im Sicherheitsdienst. Es bleibt unklar, welche genauen Gründe vorlagen, dass Gerd dieses Angebot annahm, wobei vermutet werden kann, dass zum einen damals keine geeigneten Alternativen vorlagen und er es zum anderen als Chance begriff, um aus seiner Lage zu entkommen. Durch die Abwertung der Bildungsmaßnahme innerhalb des Interviews, indem Gerd den hohen Preis der Maßnahme (6/1f) in ein unpassendes Verhältnis mit der „Erfolgsquote“ (6/9) stellt, verdeutlicht er, dass seine Erwartungen wieder einmal enttäuscht wurden. Dabei ist ebenso zu beachten, mit welchen Worten er die Vermittlung in die Umschulung beschreibt: So legt Gerd dem „Arbeitsamt in H-Stadt“ (16/42) u.a. die Worte „*Sie lernen da ein bisschen Englisch*“ (16/44) in den Mund, womit er implizit aufzeigt, in welcher Weise seine bisherige Berufsbiographie keine Relevanz mehr zu besitzen scheint. Es handelt sich um ein Angebot, das beinahe jede/r unabhängig von der Bildungskarriere annehmen könnte. Zudem tauchte der Beruf des „*Sicherheits/äh/äh/fachmann[s]*“ nie vorher als berufliche Planungsfolie auf. Es handelte sich also wiederum um das Reagieren auf eine Gelegenheitsstruktur, die im Gegensatz zu der Ausbildung zum Drucker durch die Arbeitsverwaltung aufgedeckt wurde, während die Vermittlungsmöglichkeiten in seinem erlernten Beruf beschränkt waren (40/15ff). Ein weiterer Unterschied zu der damaligen Situation zu Beginn der Druckerlehre zeigt sich darin, dass Gerd keine tragfähige berufliche Alternativplanung mehr besaß, sondern einen Ausweg aus einer Situation suchte, die ihn zunehmend sozialräumlich einschloss und seine biographische Handlungsfähigkeit bis auf ein Minimum beschränkte.

Im Anschluss an die Maßnahme, die im Dezember 2004 endete, bewarb sich Gerd auf einen Job im Sicherheitsgewerbe in I-Stadt, so dass er nahe bei seiner Lebensgefährtin sein konnte. In der Zwischenzeit hatte Gerd nämlich eine Frau kennengelernt, die einerseits nach C-Stadt (nahe bei I-Stadt) gezogen war und andererseits ein Kind – eine Tochter – erwartete, wobei der genaue Zeitpunkt der Schwangerschaft unklar bleibt. Durch den Kontext kann allerdings darauf geschlossen werden, dass das Kind im Frühjahr 2005 geboren wurde (Gerds Tochter ist zum Interviewzeitpunkt im September 2009 bereits „*viereinhalb*“ (14/29)), so dass Gerds Partnerin (ob beide verheiratet waren, ist ebenfalls unklar) bereits Mitte 2004 schwanger gewesen sein musste. Auf diese Weise wurde eine weitere Prozesslinie freigesetzt, die für Gerd parallel zu der sozialräumlichen Einengung im Setting der Eltern zwar wiederum eine Familiarisierung bedeutete, jedoch seine bisherige biographische Relevanzsetzung verschob

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

und zudem eine Bewältigungsform für die o.g. Lebenslage i.S. einer sozialräumlichen Öffnung bildete. Und nicht nur das: Für Gerd war es die Möglichkeit in einen neuen Status als Familienvater sowie die damit zusammenhängende Rollenzuschreibung zu wechseln.

Abseits des Arbeitsmarktes bot sich also eine neue biographische Gestaltungsperspektive, der er seine berufliche Planung unterordnete, obwohl die Existenzsicherung für ihn aufgrund seiner Tochter eine noch zentralere Bedeutung erlangte. Betrachtet man in diesem Zusammenhang Gerds Einstellungsmuster, dass Erwerbsarbeit der „*beste Schutz/äh vor Armut*“ (7/23) sei, zeigt sich, in welcher Weise sich die Rahmenbedingungen für ihn veränderten: Die „Flexibilität“ als eine der (in Gerds Sinn) Grundvoraussetzungen für eine erfolgreiche Vermittlung in Arbeit, wurde an dieser Stelle nicht nur durch Gerds schwindende berufsbiographische Handlungsfähigkeit beschränkt, sondern nun zusätzlich durch den Aufbau einer Familie und die damit zusammenhängende Rollen- und Verantwortungsübernahme. Gerd war damals in erster Linie „Vater“, so dass er nicht mehr irgendwo in der Bundesrepublik eine Beschäftigung finden wollte, sondern in der Nähe seiner Familie. Die sozialräumliche Öffnung durch die Gründung einer Familie war beim zweiten Blick eher eine sozialräumliche Verschiebung, die mit der o.g. Relevanzverschiebung einher ging.

Die Bewerbung als Sicherheitsfachmann in I-Stadt verlief nicht reibungslos und war zudem eingebettet in eine Umgestaltung des sozialstaatlichen Sicherheitssystems, welche als „Agenda 2010“ im Januar 2005 in Kraft trat. Beides warf auf bürokratischer Ebene für Gerd Konflikte auf, die zum einen sein Vertrauen in institutionelles Handeln erschütterten und zum anderen die Neuordnung seiner Biographie immer wieder in die Gefahr des Scheiterns brachten. Dennoch wurde er schließlich als Wachmann in I-Stadt angestellt. Diese Tätigkeit übte er ein halbes Jahr lang aus und kündigte schließlich „*aus verschiedenen Gründen*“ (1/40), wobei besonders hervorhebt, dass er zu seiner Lebensgefährtin ziehen wollte, die zum damaligen Zeitpunkt ein Kind erwartete. Obwohl man davon ausgehen kann, dass Gerd bereits seit dem Beginn der Beschäftigung in I-Stadt in der Nähe seiner Lebensgefährtin bzw. mit ihr zusammen wohnte, begründet Gerd seine Kündigung Mitte 2005 mit einem Umzug zu ihr. Man könnte vermuten, dass er vielleicht an einen anderen Standort versetzt werden sollte, dieser Versetzung jedoch widersprach. Klar ist jedoch, dass Gerd eine familiäre Begründung für seine (erneute) Arbeitslosigkeit im Kontrast zu seinen bisherigen Entlassungen wählte, die jeweils aus ökonomischer Sicht der Betriebe notwendig geworden waren. Auch hierin wird nochmal deutlich, in welcher Weise sich die Verschiebung der biographischen Relevanzen ereignete, wie sich die „Familie“ vor den „Beruf“ schob und welche neue sozialräumliche

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Veränderung damit verbunden war, die zuvor als Bewältigungshandeln Öffnungsfunktion besaß, später aber zunehmend einschränkend wirkte. Aus dem „[Tingeln] *durch diese wunderschöne, deutsche Republik auf der Suche nach bezahlter Arbeit*“ (1/24) wurde ein berufsbiographischer Erwartungsfahrplan, der die Bedingung setzte, „*dass die Jobs möglichst in der Nähe sind hier von C-Stadt, weil ich halt/äh auch nicht weg will von hier, unbedingt, weg/schon wegen meiner Tochter halt nicht*“ (37/29).

Die Partnerschaft scheiterte allerdings, wobei die Gründe sowie der genaue Zeitpunkt nicht genannt werden. Dies hatte nur geringe Auswirkungen auf Gerds Vaterrolle, in der er sich auch weiterhin sieht: „*Und seitdem meine Tochter auf der Welt ist, versuche ich natürlich hier in der Region, äh, Arbeit zu finden. [...] Die ist jetzt viereinhalb und/äh braucht ihren Papa. Und nicht nur das Geld, das der Papa überweist.*“ (14/23ff). Auch wenn das Ende der Beziehung also eine Freisetzung bedeutete, die im Grunde Gerd wieder biographische (und sozialräumliche) Flexibilität einräumte, entschied er sich aus familiärer Verantwortung die bisherige Relevanzsetzung beizubehalten. Allerdings bot die Vaterrolle im Gegensatz zu den unsicheren Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt einen Orientierungsanker, der es ermöglichte in der biographische Planung Ordnungsstrukturen zu implementieren, die Gerd ansonsten mühsam hätte neu entwerfen müssen.

Nach der Kündigung im Sicherheitsdienst und einer darauf folgenden Erwerbslosigkeit fand Gerd 2006 wieder über eine Zeitarbeitsfirma eine Anstellung bei einer Druckerei und knüpfte damit wieder an seiner Berufsbiographie vor der Umschulung an. Man kann also vermuten, dass sich Gerd von seiner beruflichen Orientierung hinsichtlich einer Tätigkeit im Druckereigewerbe nie vollständig löste, ihr jedoch aufgrund der erfahrenen Chancenlosigkeit keine direkte Priorität mehr zuwies. Während der anderthalb Jahre, die diese Beschäftigung andauerte, war Gerd nie bei der Druckerei direkt beschäftigt und bekam somit im Vergleich zu den Festangestellten einen untertariflichen Lohn. Im Jahr 2007 wollte er sich auf Grundlage des „*Gleichbehandlungsgrundsatz[es]*“ (6/26) den Differenzbetrag zu einem tariflichen Lohn von der Zeitarbeitsfirma einklagen, unterlag jedoch im Rechtsstreit und wurde entlassen. Die Beziehungsstruktur zwischen dem Arbeitnehmer Gerd und dem Arbeitsgeber wurde unterlaufen durch ein zunehmendes Misstrauen, das sich im Laufe der Biographie bereits angesammelt hatte und durch das alltägliche Erleben von Ungerechtigkeit am Arbeitsplatz weiter aufgehäuft wurde, bis es schließlich in einer Handlungsweise ausbrach, die diese Beziehung vollständig beendete.

Wie Gerds berufliche Entwicklung danach weiterging, wird nicht deutlich. Fest steht, dass er im Oktober 2008 wieder arbeitslos wurde, da ihm eine „*Zeitarbeitsfirma [...] gekündigt*

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

hatte/äh“ (19/42), und Arbeitslosengeld II beantragen musste. In diesem Zusammenhang schilderte er ein weiteres Mal, wie er in Konflikt mit der Arbeitsverwaltung kam, da im Dezember 2008 bis Anfang 2009 die Auszahlung der Grundsicherung aufgrund eines „Fehler[s] im System“ (20/27) nicht erfolgte. Zieht man zum Vergleich die Situation zum Jahreswechsel 04/05 heran, kann man ein gewisses Ablaufschema erkennen, das durch seine Wiederholung Gerds Vertrauens in die Arbeitsvermittlung mehr und mehr erschütterte: Im Anschluss an die Beantragung der sozialen Sicherungsleistungen kommt es nicht zu der erwarteten Auszahlung, sondern zu einem bürokratischen Schlagabtausch, während dem Gerd sich in der institutionellen Hierarchie hinaufarbeiten muss, um das Problem schlussendlich zu lösen. Der Fehler liegt dabei jedes Mal auf der Seite der Arbeitsverwaltung, der sich nach der (scheinbaren) Problemlösung in abgewandelter Form weiter fortsetzt.

Zum Interviewzeitpunkt ist Gerd geringfügig beschäftigt und füllt „ganz sporadisch und auch nur auf Anruf [...] Regale [...] im Supermarkt“ (11/24f) auf. Sein Lohn beträgt „keine 400 Euro unterm Strich“ (11/26), so dass er weiterhin ALG II beziehen muss. Zudem ist er auf „Wohnungssuche“ (50/40), wobei aus dem Kontext vermutet werden kann, dass seine damalige Wohnung nicht in voller Höhe durch die ARGE anerkannt wurde und deswegen die Auszahlung der „Kosten der Unterkunft“ nicht die tatsächlichen Kosten abdecken. Seine berufliche Orientierung beschreibt er mit folgenden Worten: „Mittlerweile bewerbe ich mich fast/äh überall, wo's/wo's nach Geld riecht“ (35/2). Es zeigt sich also, inwieweit Gerds berufsbiographischer Erwartungsfahrplan von seiner bisherigen Berufsbiographie entkoppelt und auf das Ziel der Existenzsicherung reduziert wurde. Die sozialräumliche Flexibilität wurde in eine berufliche Flexibilität verkehrt, die keine Rücksicht mehr auf spezifische Kompetenzen oder den individuellen Lebenslauf nehmen muss. So sucht Gerd insbesondere nach „andere[n] Berufe[n], wo man [...] nicht unbedingt so viel Berufserfahrung braucht. Die sind mal im logistischen Bereich, Staplerfahrer oder [...] Kommissionierer oder irgendwas.“ (10/18ff). Ein möglichst niedrigschwelliger Zugang zur Beschäftigung wurde relevanter als eine eventuelle biographische Passung, wobei Gerd sich auch hier insbesondere aufgrund seines Alters nur geringe Chancen einräumt (39/23ff). Sein Herausfallen aus den institutionellen Ablaufmustern des Lebenslaufes wird für Gerd zu einem weiteren Hindernis, das in der mangelhaften Akzeptanz seines Alters symbolisch zum Ausdruck kommt. Hinzu kommt die – in seinem Fall – schlechte Arbeitsmarktlage in C-Stadt, die er aus familiären Gründen (und aufgrund der o.g. Relevanzverschiebung) jedoch duldet bzw. erdulden muss (1/43ff). Dies bringt ihn in eine dilemmatische Situation, in der er eingeschlossen zu sein scheint: Auf der einen Seite opponiert er aufgrund seiner beruflichen Erfahrungen gegen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

prekäre Beschäftigungsbedingungen, auf der anderen Seite kann er sich aus ihnen jedoch nicht befreien, da ihm der Arbeitsmarkt keine anderen Alternativen aufzeigt. Eine Grenze, die er zur Bewertung eines Beschäftigungsangebotes selbst setzt, beschreibt er in der „*wirtschaftliche[n] Unvernunft*“ (38/8) eines Arbeitsplatzes hinsichtlich der Fahrtkosten, die den tatsächlichen Verdienst nicht übersteigen sollten. Auch hierin wird Gerds sozialräumliche Orientierung deutlich, die nach dem Ende der Beschäftigung bei seinem ehemaligen Lehrbetrieb noch nicht in diesem Maße vorhanden war.

Ein Anknüpfen an seine Druckerlehre durch ein Studium „*in Richtung Drucktechnik*“ (38/47) wird von Gerd in der als aussichtslos erlebten Lage ebenfalls erwogen, wobei das „*auch ein bisschen .. sch/schwierig*“ (38/48) sei. Als Begründung nennt er neben dem finanziellen Aufwand wiederum die räumliche Fixierung in C-Stadt (38/48f). Somit würde sich in einer an der Berufsbiographie orientierten Qualifizierung ein Ausweg aufzeigen, der eine Beschäftigungsalternative aufzeigen könnte. Gerds Lebenslage lässt es jedoch nicht zu, ein neues Studium in seine Planungsstruktur zu integrieren, da zum einen der weitergehende Verlust der existenziellen Sicherheit befürchtet wird und zum anderen die familiäre Verpflichtung eine höhere Relevanz besitzt.

2007 schloss sich Gerd einer Arbeitslosenselbsthilfe an, was im Grunde ebenfalls auf die Nutzung einer Gelegenheitsstruktur zurück ging: Gerd begegnete dem Gründer der Selbsthilfe auf einer politischen Veranstaltung und kümmerte sich im Anschluss daran um die Kontaktaufnahme. Im Interview spricht er davon, dass seine bisherigen Erfahrungen zu solchen „*Handlungsmustern*“ (31/18) geführt hätten und bringt damit seine Biographie in einen logischen Zusammenhang mit seinem bürgerschaftlichen Engagement. Dabei formuliert er, dass es das grundlegende Ziel sei, „*den Arbeitslosen auch/äh klar zu machen: Ihr seid nicht diejenigen, die an der Situation/äh schuld sind.*“ (31/33f, vgl. auch 32/4ff). Gerd versuchte also mithilfe seiner ehrenamtlichen Tätigkeit in der Arbeitslosenselbsthilfe und deren Ausbau auch seine eigene Situation zu verbessern, die im Kontrast zu der Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt steht (34/25ff). So stellt er sehr deutlich die Bewältigungsfunktion i.S. eines Versuchs, Handlungsfähigkeit neu aufzubauen, heraus. In diesen Zusammenhang kann man auch viele von Gerds Argumentationslinien innerhalb des Interviews bringen, in denen er an das o.g. Anliegen in verschiedenster Weise heranführt. Zudem muss festgehalten werden, dass innerhalb dieses Engagements Bewältigung auch durch das Handlungsmuster der „Hilfe“ entsteht, die auf der einen Seite die Struktur der sozialen Beziehungen, den Zugang zu diesem Setting sowie die Kommunikation determiniert, auf der anderen Seite erst durch das Handeln der Akteure produziert werden kann.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Durch die Selbsthilfe fand Gerd zudem „*Kontakte [...] zu anderen Initiativen in anderen Städten*“ (32/7f), die er sich in der Arbeitsgesellschaft abspricht (13/20ff), wobei der Verein „Tacheless“ als bundesweit agierende Initiative als Vorbild genannt wird. Es geschah also ein Aufbau an Kompetenzen, sozialen Beziehungen, Rollenzuweisungen und natürlich auch Wertschätzung, die in anderen Kontexten im Verlauf der gesamten Biographie abgebaut wurden. Ferner wird dadurch eine sozialräumliche Erweiterung ermöglicht, wenn auch nicht in der Art, wie es etwa die Einrichtung eines Hobbyraumes wäre. Die Erweiterung bezieht sich neben dem Treffpunkt der Selbsthilfe eher auf das Bilden von Netzwerken im überregionalen Raum, wodurch sicherlich häufig die Notwendigkeit eines einen (kurzfristigen) Ortswechsel entsteht. Möglicherweise entscheidender ist eine neue sozialräumliche Relevanz- und Funktionszuschreibung: Die eigene Wohnung wurde sozusagen zum „Büro“ und das Arbeitsamt zu einem Ort, an dem Gerd keine hinreichende Vermittlungsfunktion (mehr) erkennen konnte und der ihm dadurch als Vorlage diente, die seine soziale Wirklichkeit kontinuierlich bestätigte – und damit auch seine Rollenzuschreibung als „Experte“ gegenüber den „unfähigen MitarbeiterInnen“ des Jobcenters (zu sehen u.a. in 43/28 – 44/40). So wurde das Jobcenter zum Setting, dem zwar eine wichtige Bewältigungsfunktion zugeteilt wurde, allerdings nicht im Sinne der Arbeitsvermittlung bzw. des institutionellen Auftrages, sondern entlang der biographischen Bedürfnisse von Gerd.

Neben dem Engagement in der Arbeitslosenselbsthilfe wollte Gerd auch politisch aktiv werden. Nachdem er nach drei Jahren Mitgliedschaft Ende 2008 aus der SPD austrat (er erhoffte sich, die SPD sei „*das soziale Korrektiv [in der Großen Koalition, aber] das hat ja überhaupt nicht stattgefunden*“ (47/21)), nahm er Kontakt zu einem Kreisverband der Partei „Die Linke“ auf. Weitere Hobbys, denen Gerd früher einmal nachgehen konnte, wie das „*Reisen*“ (50/28) konnten nicht mehr aufrecht erhalten werden. Stattdessen erwähnt er in jenem Kontext, dass die „*ARGE [...] einen schon ganz gut*“ (50/36) beschäftige und dass er „*auch da[durch] schon ne Vierzig/fünfzig-Stunden-Woche*“ (51/2) habe. Er vermischt also an dieser Stelle die Themen „Freizeit“ und „Bemühungen um Arbeit und eine neue Wohnung“ und verweist damit auf eine vollkommen entgrenzte Alltagssituation, von der er aus auf frühere Zeiten blickt und dabei die vergangenen biographischen Verläufe beklagt.

Zusammenfassend muss man sagen, dass Gerd innerhalb des Interviews teils auf sehr starke Distanz zu seiner Lebensgeschichte bzw. insbesondere seiner Berufsbiographie geht. Auch dieser Umstand stellt eine Begründung für die Vermischung zwischen narrativen und

politisch-argumentativen Teilen dar, die reflexiv auf die erlebte Handlungsunfähigkeit innerhalb der Arbeitsgesellschaft verweisen. Vor allem die Ohnmacht gegenüber dem Handeln der Institutionen oder auch gegenüber Entwicklungen des Arbeitsmarktes (beispielsweise in 8/17ff) wird innerhalb von meist ironischen Kommentierungen und Vergleichen dargestellt, die auf die Schlussfolgerung „Es funktioniert nix.“ hinauslaufen.

Man kann – nebenbei bemerkt – vermuten, dass die im Interview dargelegten Einstellungsmuster durch das Erzählen und Handeln innerhalb der Arbeitslosenselbsthilfe unter den Akteuren vor Ort, die sich in einer vergleichbaren Lebenslage befinden, ständig reproduziert werden, so dass insbesondere hierdurch das Ziel des Vereines erfüllt werden würde, wie es von Gerd formuliert wird (s.o.). Auf diese Weise wäre biographische Arbeit eine der zentralen Aufgaben.

Insgesamt mangelt es im Interview an positiven Bilanzierungen der Lebensgeschichte. Stattdessen streut Gerd häufig Ergebnissicherungen des Bedauerns und damit der negativen Bewertung von biographischen Prozessverläufen ein. So findet sich beispielsweise neben den bereits erwähnten Kommentierungen des „Nicht-Funktionierens“ im Zusammenhang mit dem Abbruch seines Studiums auch folgende Stelle: „*Das hätte ich vielleicht früher machen sollen, sagt man gern. Äh, hinterher ist man immer schlauer.*“ (12/33f). Die impliziten Status- und Rollenzuweisungen, mit denen Gerd während des Erzählens konfrontiert wird und die er – teils aus Zugzwängen heraus, teils aus Gründen der Selbstinszenierung – darstellen muss, zeigen deutlich multiple Verlusterfahrungen auf, insbesondere des Wert- und Vertrauensverlustes. Dabei verweisen Ironie und Zynismus auf das vordergründige Verarbeitungsmuster innerhalb der Darstellungsarbeit, das an die Stelle positiver Bilanzierungen tritt (beispielsweise an 36/41ff). Darüber hinaus wird auf diese Weise veranschaulicht, welche Diskrepanzen Gerd – meist auf kommunikativer Ebene – zwischen sich und seiner sozialen Umwelt empfindet, d.h. wie fremd sich beide gegenüber stehen.

### **c) Zentrale Kategorien und weitergehende analytische Hinsichten**

#### *1. Verlusterfahrungen: Vertrauen und Sinn*

Gerd thematisiert beinahe durchgehend einen Verlust von Vertrauen oder auch der Sinnhaftigkeit bestimmter Handlungsoptionen in unterschiedlichen Kontexten. Dabei hängen diese beiden Dimensionen zumeist dicht zusammen, wobei ein Sinnverlust häufig, aber nicht

immer die Folge eines Vertrauensverlustes ist. Weitere Dimensionen lassen sich natürlich ebenfalls herleiten, treten aber bei weitem nicht so stark in den Vordergrund. Zu nennen wäre sicherlich noch der Verlust des sozialen Status, der jedoch in der folgenden Kategorie in Bezug auf das Erleben von Entwertung aufgegriffen wird. Zwar lässt sich in dieser Hinsicht eine Verknüpfung zwischen den beiden Kategorien erkennen, doch unterscheiden sich beide in ihrer Struktur, weswegen eine Trennung sinnvoll erscheint. Während Gerd's Erleben eines Verlustes von sozialem Status (als Prozess) zu großen Teilen auf der berufsbiographisch-institutionellen Verlaufsebene zu verorten ist und erst im kontrastivem Vergleich mit seinen (individuellen) gesellschaftlichen Wertsetzungen entsteht, tauchen Vertrauens- wie auch Sinnverlust als mehr oder weniger direkte Situationsbeurteilungen auf, die einzelnen Ereignisverläufen zugesprochen werden. Die zentrale Diagnose stellt dabei der häufig wiederholte Kommentar dar, dass „nichts funktioniert“, also den Abläufen im jeweiligen Kontext allgemein eine Funktionsfähigkeit zugesprochen wird, die sich jedoch nicht mit Gerd's eigenen Erfahrungswerten deckt.

Verlust bezeichnet im Sinne der Kategorie ein Wegbrechen bestimmter positiver Erwartungsmuster dadurch, dass innerhalb kommunikativer Verläufe neue, negativ geprägte Erwartungsmuster alternativ daneben gestellt werden, denen mit zunehmender Erfahrungsaufschichtung höhere Relevanz zugewiesen wird. Damit haben sie direkte Auswirkungen auf die Entwicklung von sozialen Beziehungen und die Bereitstellung von damit verbundenen individuellen Handlungsressourcen.

Im Folgenden werden die unterschiedlichen Ebenen und Kontexte dargestellt, auf denen Verlustererfahrungen durch Gerd in seiner Lebensgeschichte verortet werden und die untereinander Überschneidungspunkte besitzen:

a) staatliche Institutionen:

Neben der Schule und der Universität, zu denen Gerd beinahe keine Worte verliert, fällt insbesondere die Arbeitsverwaltung ins Auge, die zum einen an wechselnden Standorten und zum anderen in verschiedenen Organisationsformen in Erscheinung tritt. Bereits während seines Studiums in den 1980er Jahren kommt Gerd durch die Suche nach einem Nebenjob in Kontakt mit dem Arbeitsamt, der sich nach seiner Entlassung 2003 verstärkt und biographisch verstetigt. Die darauf folgenden Jahre sind geprägt von bürokratischen Abläufen, die Gerd mehrfach zu der Aussage bewegen, dass „nichts funktioniert“:

*„Und da habe ich dann nur gedacht: ‚Also irgendwas ist doch faul hier in dem System.‘ Angeblich funktioniert alles so toll. [...] Es funktioniert gar nix.“ (18/19ff)*



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Die jeweils institutionell vorgegebenen Ablaufmuster scheiterten und hinterließen Gerd in einem freigesetzten Zustand, von dem er aus selbstständig zusätzliche kommunikative Bezüge zur Behörde aufbauen musste. Dabei hatte er jedoch keine freie Wahl bzgl. der institutionellen Schnittstelle, sondern er blieb weiterhin in der Rolle des „Kunden“ verhaftet, für die gewisse behördliche bzw. personelle Zuständigkeiten definiert sind. Zudem wurde das Handeln des/der ArbeitsvermittlerIn (bzw. das kollektive Handeln der Institution, für das jene Personen repräsentativ stehen) für Gerd im Aufbau einer neuen biographischen Planungsstruktur, die zudem noch existenzsicherend sein muss, zunehmend vernachlässigbar, da es für ihn keinen Nutzen mehr hatte und darüber hinaus sogar zum Unsicherheitsfaktor wurde. Dennoch benötigte er die MitarbeiterInnen in der Arbeitsverwaltung als einzige Kontaktpunkte, an denen sich tatsächlich ein kommunikativer Aushandlungsprozess initiieren ließ, auch wenn er das Vertrauen in deren Handlungsfähigkeit verloren hatte. Vor dem Hintergrund dieser dilemmatischen Situation, in der Gerd selbst nur noch geringe Handlungsressourcen zur Verfügung stehen (etwas den Gang in die Geschäftsführungsetage), wird die Abgeschlossenheit der Arbeitsvermittlung deutlich, die für Fälle wie Gerd scheinbar keine alternativen institutionelle Ablaufmuster vorhält, selbst wenn diese Fehler aufweisen – und damit für die Betroffenen in einen fremden Behördenapparat verwandelt.

Jene Fehler und das damit verbundene Scheitern nimmt Gerd als subjektiv erlebte Betrugsstrukturen wahr und drückt diese symbolisch in dem Vergleich des Arbeitsamtes bzw. des Jobcenters mit einem Casino aus, in dem „*gewürfelt*“ (19/40) werde. Dieses Bild reflektiert er daraufhin auf die gesamte Phase der Arbeitslosigkeit, die ihm wie „*Lottospielen*“ (21/11) vorkäme. Sich selbst schreibt er dabei die Rolle des Verlierers zu, der in diesem „Spiel“ einfach kein „Glück“ habe. In dieser Zuschreibung steckt zweierlei: Zum einen der Verlust von Vertrauen in die Arbeitsverwaltung, die sich ihm als zunehmend fremde Institution präsentiert, und zum anderen das Verschwinden von Sinn in den Vermittlungsbemühungen, wenn er am Ende doch nur „verliert“. Beide Dimensionen sind somit ebenfalls als Elemente eines Entfremdungsprozesses beschreibbar.

Die so entstandene Distanz wird durch Anwendung eines Handlungsmusters des Kämpfens zu überwinden versucht, das an die Stelle der Idealvorstellung eines kooperativen Austausches tritt (s. Kategorie „Handlungsschema des Kämpfens“) und am Ende auch zumindest kurzfristig zu dem erhofften Ergebnis führt, beispielsweise einer lange erwarteten Auszahlung. Dabei wird das Erleben des Betruges nie direkt auf ein intentionelles Handeln der BehördernmitarbeiterInnen bezogen, sondern auf fehlerhaftes bzw. inkompetentes Verhalten mit häufig technischen bzw. systemischen Ursachen.

b) Arbeitsmarkt:

Allgemein wurde Gerds Erleben innerhalb des Arbeitsmarktes zum einen dadurch geprägt, dass er diesen durchgehend aus der Perspektive eines Arbeitnehmers wahrnahm, der sich i.S. der Marktsystematik bei Arbeitsgebern um Stellen bewerben musste. Im Verlauf seiner Berufsbiographie kam es dabei immer wieder zu Erschütterungen der Gerechtigkeitserwartung, die in jener Arbeitsbeziehung lag. Dies mag keine grundlegende Besonderheit innerhalb der Arbeitsgesellschaft darstellen, doch zeigen sich in Gerds Fall die Erschütterungen als so massiv, dass sie im Zusammenspiel mit schwindenden Handlungsoptionen zu einem starken Erleben des Betruges wurden, das zu einem Verlust des Vertrauens in das „Funktionieren“ des Arbeitsmarktes führte. Beispiele finden sich in 36/41 – 37/11 (bei einem Bewerbungsgespräch wird Gerd kein Vollzeitangebot gemacht, obwohl er dies erwartet hatte) oder auch in 2/18 – 2/26 (Vermittlung durch zwei Zeitarbeitsfirmen auf die gleiche Stelle bei einem Entleihbetrieb), wobei sich in den meisten argumentativen Passagen des Interviews die entsprechenden Einstellungsmuster widerspiegeln.

Gegen dieses Erleben der Ungerechtigkeit und des Betruges setzte Gerd jeweils ein Handlungsmuster, das ihn auf Konfrontationskurs zu dem jeweiligen Arbeitgeber brachte. Besonders deutlich wird dies in 6/17 – 7/44, wo Gerd von seiner Klage gegen die Zeitarbeitsfirma berichtet, da er sich trotz einer gewissen Aussichtslosigkeit auf Erfolg den üblichen Drucktariflohn (zurück)erstreiten möchte. Somit glichen diese Reaktionen auf einen Vertrauensverlust eher einem „Gegen-die-Wand-Laufen“, das die bereits vorhandenen Entfremdungstendenzen bestätigte und dynamisierte. Auf diese Weise ging ebenfalls der Sinn verloren, der zuvor noch einer Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt zugesprochen wurde, was beispielsweise in der Frage zum Ausdruck kommt, weswegen man arbeiten solle, wenn Erwerbsarbeit keinen Schutz vor Armut mehr biete (7/20ff). Dennoch besteht noch ein gewisser Rest an Vertrauen in diese Schutzfunktion von Arbeit, die als grundlegender stabilisierender Faktor zur Sicherung der eigenen Existenz betrachtet wird.

Insgesamt zeigt sich, wie trotz fortlaufender Beschäftigung der Arbeitsmarkt für Gerd immer fremder wurde, wodurch schließlich keine Handlungsoptionen mehr zur Verfügung standen, die jenseits eines Abbruchs der jeweiligen Tätigkeit eine hinreichende Grundlage für die Bewältigung struktureller Ungerechtigkeit hätten bilden können.

c) Gesellschaft / Politik:

Grundlage für diese Erfahrungsebene bildet Gerds Definition des deutschen Staatssystems als „demokratischer und sozialer Bundesstaat“ (49/18), dessen zentrale darin besteht „Menschen

*Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen“* (49/31f). Im Kontrast zu seiner Lebensgeschichte bildete sich ein Einstellungsmuster heraus, das ausgehend von einem schwindenden Teilhabeerleben aufgrund eines zu geringen Regelsatzes der Grundsicherung (49/36ff) die Durchsetzung dieser Definition als Ideal in Frage stellt. Als Belege werden die gesellschaftliche Akzeptanz einer Forderung nach einem höheren Regelsatz (34/9ff), die zunehmende Spaltung der Gesellschaft (46/16ff) oder auch die Realitätsferne der politischen Klasse (46/2ff) angeführt. Darin enthalten sind Verweise auf einen Vertrauensverlust in die aktuelle gesellschaftlich-politische Entwicklung, die im Extremfall zu „*französischen Verhältnissen*“ (46/33) führen würde. Anders als auf anderen Ebenen schließt sich hieran allerdings kein Sinnverlust an, der sich beispielsweise in einem Einstellungsmuster des „Einfach-Geschehen-Lassens“ zeigen würde, sondern Gerd wird politisch aktiv, wobei insbesondere sein bürgerschaftliches Engagement bei der Arbeitslosenselbsthilfe zu nennen ist. Er setzt den identifizierten sozialstaatlichen Tendenzen also einen Handlungsentwurf entgegen, der einerseits einen kollektiven Charakter entfaltet und andererseits für Gerd neue Handlungsfelder erschließt, denen er durchaus Sinn zuschreiben kann. Und nicht nur das: Jenen Entwurf überträgt er zudem auf andere Kontexte, in denen zuvor seine Handlungsfähigkeit beschnitten wurde, und setzt damit neue Bewältigungsressourcen frei. Dies ist (voraussichtlich vorerst) unabhängig von Erfolgserlebnissen zu sehen und gründet sich größtenteils auf die Hoffnung die Situation der Erwerbslosen – damit natürlich auch die eigene – verbessern zu können.

d) berufliche Planung:

Betrachtet man Gerds lange Studienzeit, so lässt sich diese wohl am besten mit einem Bild des berufsbiographischen Entdriftens bzw. Aus-der-Bahn-Fliegens beschreiben (s. hierzu die folgende Kategorie „Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes“), was sich als scheinbar vollkommen fremdbestimmter Prozess identifizieren lässt, den er im Nachhinein bedauert. Im Zuge eines wachsenden Drucks zur Existenzsicherung durch eine Beschäftigung als Leiharbeiter bei Druckereien kam es zu einer fundamentalen Verschiebung der biographischen Relevanz, so dass der berufliche Erwartungsfahrplan nicht mehr eingehalten werden konnte. Dies ist ebenso als Prozess des Fremdwerdens beschreibbar: In der langsamen Loslösung vom geplanten Verlaufsmuster des Lebenslaufes als wichtiger Orientierungsmarker kam es zu einem schrittweisen Verlust der Rollenzuschreibung als Studierender, die vorerst nicht adäquat nachbesetzt werden konnte. Denn die Tätigkeit als Druckhelfer war vorerst in keiner Weise berufsbiographisch relevant,

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sondern diene lediglich der Stabilisierung des zentralen Planungsmusters, bewirkte schließlich jedoch das genaue Gegenteil: Gerd wurde gegenüber seiner eigenen Berufsbiographie fremd, da der Sinn hinsichtlich des Studiums vollkommen verloren ging (28/33ff).

In diesem Fall ging also der Sinnverlust einem Vertrauensverlust in die berufliche Planung voraus. Dies ist insbesondere durch die Überlagerung zweier Karriereentwürfe zu erklären – hervorgerufen durch die Möglichkeit einer Ausbildung zum Drucker – die einen neuen Erwartungsfahrplan aufzeichnete. Der verlorene Sinn konnte also aufgefüllt werden, begann jedoch mit der Entlassung aus dem Ausbildungsbetrieb (möglicherweise auch schon vorher) zu bröckeln. Gleichzeitig wurde das Vertrauen in den eingeschlagenen Berufsweg erschüttert, da alle Versuche einer längerfristigen Beschäftigung in jener Branche scheiterten, auch wenn Gerd zunächst mit einer (räumlichen) Entgrenzungsstrategie intervenierte. Der Vertrauens- und auch Sinnverlust wird u.a. anhand seines Verweises auf seine geringe Berufserfahrung (1/25 oder auch 10/17) in Verbindung mit seinem Alter (10/23f) oder auch anhand des retrospektiven Bedauerns (25/13f) deutlich, das im Interview an die Stelle positiver Bilanzierungen tritt.

Die Verlusterfahrungen hinterließen Gerd in einem berufsbiographisch freigesetzten Zustand, der von der verzweifelten Akzeptanz der Chancenlosigkeit geprägt ist, welche sich beispielsweise in 34/25ff („*So what! Wo soll ich mich hier bewerben?*“) nachzeichnen lässt und natürlich mit den Betrugs- und Ungerechtigkeits Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt im Zusammenhang steht. So wurde ihm nicht nur die Arbeitswelt, sondern auch seine eigene Berufsbiographie fremd, selbst wenn er Überlegungen über die Aufnahme eines weiteren Studiums in „*Drucktechnik*“ (38/47) anstellt. Sein Mangel an intentioneller Handlungsfähigkeit wird insbesondere darin deutlich, dass Gerd sich in diesem Kontext nicht mehr als jener Akteur begreift, der über den eigenen beruflichen Erfolg oder Misserfolg entscheidet, sondern diese Kompetenz anderen Instanzen zuschreibt (39/22f).

Die Suche nach vertrauensvollen Ankerpunkten sowie sinngebenden Quellen wird für Gerd mit zunehmender Entgrenzung sowie schließlich des Verlustes seines berufsbiographischen Erwartungsfahrplanes zu einer der zentralen Aufgaben. Dabei gerät die familiäre Orientierung als Gegenentwurf zum Arbeitsmarkt in den Fokus, bei der Gerds Tochter die Hauptrolle spielt. Dem Arbeitsmarkt wird nach wie vor die Aufgabe der existenziellen Absicherung zugeschrieben, der Erfüllbarkeit dieser Aufgabe jedoch ein wachsendes Misstrauen entgegen gebracht.

Dilemmatische Situationen, in denen Gerd trotz des Verlustes von Vertrauen und/oder Sinn dazu gezwungen ist, in bestimmten Handlungs- und Planungsmustern zu verbleiben (z.B. hinsichtlich einer Vermittlung durch das Jobcenter oder einer Beschäftigung über Zeitarbeitsfirmen), verweisen in drastischer Weise auf eine eingeschränkte biographische Handlungsfähigkeit sowie die Dynamiken eines anhaltenden Entfremdungsprozesses. Lediglich mithilfe von bürgerschaftlichen Engagement schafft es Gerd Bewältigungsressourcen aufzudecken, die sich jedoch parallel dazu entfalten.

## *2. Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes*

Mit Blick auf diese Kategorie gilt es am Anfang vor allem Gerds grundlegende berufliche Planungsstruktur und deren Fundament zu betrachten: Er stammt aus einer AkademikerInnen-Familie, die kurz vor dem Mauerbau aus der DDR in die BRD umzog, da sie sich dort bessere Zukunftsperspektiven (27/15) erhoffte. Beide Eltern waren als LehrerInnen tätig. Gerd ging nach der Grundschule auf das Gymnasium (wie wahrscheinlich seine drei Brüder nach ihm) und begann im Anschluss an das Abitur ein Volkswirtschaftslehre-Studium, womit ebenfalls eine akademische Karriere vorgezeichnet wurde. Dabei fällt auf, dass das Studium kein direktes Berufsziel verfolgte, sondern als Kompromiss zwischen ihm und seinen Eltern dargestellt wird (25/11ff), auch wenn sich ein gewisses Planungsmuster während der Studienzeit herausbildete, das sich an Erfolgserlebnisse (z.B. guten Benotungen) und persönlichen Interessenlagen orientierte. Salopp formuliert könnte man sagen, Gerd habe „ins Blaue“ hinein studiert, um im Anschluss zu sehen, was er dann machen möchte. Es war eine Schritt-für-Schritt-Planung, die sich jedoch fest an das institutionelle Ablaufmuster (bezogen auf die arbeitgesellschaftlichen Anforderung der BRD) hielt, das nach einer gymnasialen Schulzeit und einem erfolgreichen Studienabschluss den Weg in die akademische Berufswelt vorsah, worauf sicherlich die Prägung durch die Lebensgeschichte der Eltern und deren gesellschaftlicher Status einen gewissen Einfluss ausgeübt hatte.

Während der Studienzeit kam es allerdings zu mehrfachen Brüchen, die jeweils Bewältigungshandeln i.S. einer Stabilisierung der sozialen Lage als Studierender erforderten. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Faktor der monetären Existenzsicherung, der Gerd nach seinem Vordiplom (vermutlich) zum Umzug drängte und im weiteren Verlauf eine nebenberufliche Tätigkeit annehmen ließ. Jene Beschäftigung fand nicht im akademischen Kontext statt (etwa als studentische Hilfskraft), sondern war eine HelferInnentätigkeit im

handwerklichen Bereich, die nicht zum grundlegenden beruflichen Erwartungsfahrplan passte. Ihre Funktion bestand auch nicht darin, berufsbiographische Relevanz zu entwickeln, sondern lediglich in der sozialen Stabilisierung der Studiensituation und damit des Verbleibens innerhalb des vorgesehenen institutionellen Ablaufmusters. Doch genau an dieser Stelle setzte eine prozesshafte Relevanzverschiebung ein, die Gerd vor allem an dem veränderten Zeitaufwand für Studium und Beruf deutlich wurde. Der Sinn der beruflichen Planung wurde somit unterlaufen, so dass diese der erlebten Wirklichkeit als fremd gegenüber stand. Wie genau dieser Prozess ablief, scheint Gerd nicht bewusst zu sein, was zum einen auf ein Fehlen biographischer Arbeit hindeutet und zum anderen auf eine größtenteils fremdbestimmte Gestalt dieses langjährigen Verlaufes, der „einfach passierte“ und für Gerd scheinbar nicht intentional kontrollierbar war.

Die Überschneidung des bisherigen Lebenslaufes mit einer weiteren Karriereoption, die durch das Angebot einer Lehrstelle in der Druckerei entstand, wurde zum endgültigen Auslöser, dass Gerd seinen bisherigen Planungsentwurf abbrach. Doch nicht nur das: Da er keine adäquate Tätigkeit wählte, die zu dem eingeschlagenen Ablaufmuster passte (etwa ein anderes Studienfach), setzte er sich innerhalb seines Lebenslaufes an jenen Zeitpunkt zurück, von dem aus er die erste Qualifikation besaß, die für die neue berufliche Planung benötigt wurde (in diesem Fall der Hauptschulabschluss). Aufgrund der arbeitgesellschaftlichen Standardisierung von beruflichen Karriereverläufen geschah an dieser Stelle eine vordergründige Entwertung seiner bisherigen Berufsbiographie. Auch wenn das Studium noch einige Jahre durch die Immatrikulation aufrecht erhalten wurde, so besaß es nicht mehr seinen berufsqualifizierenden Zweck bzw. den Wert als relevante Qualifikationsphase, sondern ihm wurde anstelle der vorherigen beruflichen HelferInnentätigkeit der Status „nebenbei“ und damit ebenso die die soziale Lage unterstützende Funktion (Nutzung des Semestertickets) zugeschrieben. Diese Veränderung mag Gerd als positiv erlebt haben (24/39ff), denn nun hatte er eine neue Orientierungsfolie, jedoch kann er nicht verhehlen, dass ihn sein Alter während der Lehre in eine Sonderrolle brachte. Das Alter besitzt eine zentrale, symptomatische Funktion, da es anderen gesellschaftlichen Akteuren anhand allgemeiner institutioneller Ablaufmuster jeweils wenigstens grob ermöglicht, einen gewissen Lebenslauf zu rekonstruieren. Mit 34 Jahren befand sich Gerd weit außerhalb des Rahmens, innerhalb dessen man (hier bezogen auf die BRD) jemanden die Rolle eines Lehrlings zuteilen würde. Zudem lässt sich bzgl. der arbeitgesellschaftlichen Zuschreibung im Zusammenhang mit den notwendigen Bildungsvoraussetzungen eine Abwertung des sozialen Status vom Studierenden zum Lehrling erkennen.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Wie bereits erwähnt, hatte dies scheinbar keine negativen Auswirkungen auf Gerds Erleben in dieser Lebensphase. Erst retrospektiv und aufgrund des weiteren Verlaufs blickt er im Interview bedauernd auf diese Zeit zurück, wobei er als Kontrast ein institutionelles Planungsmuster in den Vordergrund stellt, dem er einen aus seiner Sicht notwendigen Praxisbezug sowie implizit eine gewisse Erfolgssicherheit (29/24ff) attestiert: Schule (Abitur) – Ausbildung/Lehre – Studium (29/4f).

Doch ist es sein Alter in Verbindung mit seiner (geringen) beruflichen Erfahrung als Drucker bei den Arbeitsgebern ein Erwartungsmuster provoziert, das er nicht erfüllen kann (10/17ff). Dieser Umstand wurde ihm insbesondere dann zum Verhängnis, als er aus seinem Lehrbetrieb entlassen wurde: Trotz räumlicher Flexibilität gelang es ihm nicht, eine neue, feste Anstellung als Drucker zu bekommen. Da mit dem Verlust der Arbeit (Zuschreibung als „Arbeitsloser“) auch die Basis zur existenziellen Sicherung wegfiel, geriet er in ein anderes institutionelles (sich wiederholendes) Ablaufschema als das arbeitgesellschaftlich-standardisierte, das auch den zukünftigen Kontakt mit möglichen Arbeitgebern prägte und im Folgenden skizziert wird:

- a) Ausgangslage ist eine **Selbstzuschreibung** als „Arbeitsloser“ und „flexibler Arbeitnehmer“, der losgelöst von sozialräumlichen Bindungen seine berufsbiographische Planungsvorlage stetig anpassen kann.
- b) Hinzu kommt eine zunehmende **Existenzgefährdung**, die sich v.a. in dem drohenden Verlust der Wohnung niederschlägt. Dies bildet sozusagen das dynamische Element innerhalb des Schemas, das von außen die o.g. Zuschreibung entsprechend in Gang setzt und Notwendigkeit einer sozialräumlichen Veränderung unterstreicht.
- c) Die nächsten Schritte innerhalb des Ablaufschemas bilden die Annahme eines **Beschäftigungsangebotes**, das v.a. die Existenz absichern soll, und damit auch der **Umzug** in ein anderes Bundesland.
- d) Die **Erwartungen** an die neue Beschäftigung werden **enttäuscht**: Gerd wird nach kurzer Zeit wieder entlassen und fällt zurück in die o.g. Ausgangslage.

Die Prozesselemente, die dieses Ablaufschema durchbrechen, unterlaufen ebenso die Entwicklung einer stabilen berufsbiographischen Planungsstruktur, anstatt diese zu stützen:

- Die Zuschreibung als „flexibler Arbeitnehmer“ ist nicht vollkommen konfliktfrei, da sich trotz einer empfundenen Freiheit gewisse Probleme ergeben, die bewältigt werden müssen. Ein Beispiel ist der Aufwand eines häufigen Umzuges im Zusammenhang mit

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

der Unsicherheit einer längerfristigen Beschäftigung am neuen Wohnort; ein anderes Beispiel sieht Gerd in familiären Verpflichtungen (16/30ff). Die Prägung dieser Einstellungsmuster wirkt als sozialräumliche Einschränkung.

- Die wiederholte Enttäuschung der beruflichen Erwartungen führt zu einem zunehmenden Vertrauensverlust in die Arbeitsgeber, aber auch in die tatsächliche Durchführbarkeit neuer berufsbiographischer Planungen. Um dieses Vertrauen zurückzugewinnen wird bei jedem neuen Jobangebot ein Handlungsmuster angewandt, das einem Prüfschema gleicht, bei dem sich die Kriterien jedes Mal verschärfen.
- Da die Existenzgefährdung nie wirklich vollkommen aufgehoben werden kann, kommt es je Durchlauf neben einem Verlust des Vertrauens in die eigene Berufsbiographie ebenfalls zu einer Entwertung des sozialen Status. Das Erleben konzentriert sich in einem Kontrast zu der übrigen Arbeitsgesellschaft auf eine Verschlechterung der Lebenslage, was im Fall von Gerd mit einem (negativ empfundenen) Einzug bei seinen Eltern endete.

Diese Prozesselemente stellen die vermeintliche Flexibilität zunehmend in Frage und stellen Gerd vor ein Dilemma: Obwohl er „flexibel“ sein müsste, ist er es nicht, da er in multipler Weise von sozialräumlichen Einschränkungsprozessen betroffen war, die er aus eigener Kraft nicht aufheben konnte. Somit entsteht keine geschlossene, elliptische Bewegung, sondern eine spiralförmige, die man auch als „Abwärtsspirale“ bezeichnen könnte, da sie von dem grundlegenden Erleben des Wertverlustes und des Scheiterns geprägt ist. Hinzu kommt der eine wachsende Handlungsunfähigkeit gegenüber den von außen gesetzten Rahmenbedingungen (u.a. ökonomische Bedingungen, keine Akzeptanz der eigenen Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt, jedoch ebenso keine Chance, diese zu erhöhen) und damit das Gefühl der Fremdbestimmung.

Durch den Abbruch des Studiums und den Einstieg in ein neues berufliches Feld, der i.S. der arbeitgesellschaftlichen Rahmensetzung im Vergleich zu einem akademischen Lebenslauf als „verspätet“ bezeichnet werden muss, schlägt Gerd außerhalb der Akzeptanzgrenzen des Arbeitsmarktes auf. Alle Versuche, in diese Grenzen wieder hinein zu gelangen, etwa durch erhöhte Mobilität oder zusätzliche Qualifizierungsbestrebungen (neues Studium (38/46ff), überbetriebliche Weiterbildung über ein Ausbildungszentrum (1/27ff)), scheiterten aufgrund symbolischer Marker, insbesondere dem Alter und der geringen Berufserfahrung (1/25f), oder auch den finanziellen Ressourcen. Anstatt dessen wird Gerd in Weiterbildungen bzw.



### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

berufliche Tätigkeiten vermittelt, die hinsichtlich der bisherigen Bildungsbiographie zunehmend voraussetzungsloser sind sowie keinen vergleichbaren beruflichen Alltag oder eine solide Existenzsicherung zulassen (Sicherheitsdienst (1/36ff), Auffüllen von Supermarktregalen (11/22ff)). Insgesamt weitet sich die Entwertung auf mehrere Dimensionen aus:

- Entwertung (bis hin zum Verlust) der bisherigen (auch alternativen) Berufsbiographie, da diese scheinbar für weitere berufliche Planungen keine Rolle mehr spielt
- Entwertung des sozialen Status vom „Akademiker“ zum „Arbeitslosen“, der scheinbar chancenlos jede Arbeit annehmen muss
- Entwertung hinsichtlich der Sicherung der eigenen Existenz, da Gerd beispielsweise immer wieder gezwungen ist, in eine Wohnung umzuziehen, die kleiner als die vorherige ist

Als Bewältigungshandeln versucht Gerd einerseits seinen verbliebenen Selbstwert innerhalb der jeweiligen Vermittlungsbemühungen zu bewahren. Deutlich wird dies u.a. an folgender Stelle:

*„Ja .. also ich brauche mich bei ner Firma, die mir schon zwei Absagen geschickt hat/äh, nicht noch ne dritte Bewerbung hinzuschicken.[...] Äh/es sei denn, ich will mich völlig der Lächerlichkeit preis geben.“ (11/11ff)*

Gerd wird zu Bewerbungen gedrängt, auf die er bereits Absagen erhalten hatte, so dass er dem wiederholten Ablehnungen zusätzlich das Gefühl hat, sich der „Lächerlichkeit preis [zu] geben“. Hier trägt auch ein unpassendes institutionelles Handeln der Arbeitsvermittlung dazu bei, ihn in seinem Erleben zu festigen und dabei Einstellungsmuster nachhaltig zu prägen, in denen Scheitern zur Normalität wird. Damit verbunden ist eine Vermeidungshaltung, die den Kontakt zu evtl. Arbeitsgebern immer wieder abbrechen lässt, sollten diese den in das Beschäftigungsangebot Erwartungen nicht gerecht werden (u.a. 36/41ff). Gerd betrachtet sich also mitnichten als „wertlos“, auch wenn unter dem institutionellen und gesellschaftlichen Druck die Aufrechterhaltung eines gewissen Wertegerüsts zunehmend schwieriger zu werden scheint.

Andererseits findet Gerd Wege einer funktionalen Veränderung von sozialräumlichen Settings, die ihm in der Interaktion neue Zuschreibungsmöglichkeiten eröffnen. Ein hervorzuhebendes Beispiel bietet dafür das Jobcenter, innerhalb dessen er wie alle LeistungsbezieherInnen die (sozialrechtliche) Rollenzuschreibung des/der „KundIn“ erhält. Obwohl er, um überhaupt eine Interaktion zu ermöglichen, diese Zuschreibung aufrecht

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

erhalten bzw. annehmen muss, weist er sich eine Rolle als „Experte“ zu, die er zum einen als Aufwertung im Kontrast zu den „unwissenden“ Fachkräften empfindet und die ihm zum anderen Handlungsfähigkeit zuteilt, wenn auch nur in einem begrenzten Umfang. Das Jobcenter verliert im Laufe des o.g. Entfremdungsprozesses seine Funktion der Arbeitsmarktintegration, wird jedoch mit einer zentralen Bewältigungsfunktion versehen.

Eine weitere Form der Bewältigung findet sich in Gerds bürgerschaftlichen Engagement in der Arbeitslosenselbsthilfe. Betrachtet man das grundlegende Ziel dieses Engagements, dass er den gesellschaftlichen „*Makel*“ (31/47) von den Arbeitslosen nehmen möchte, dass ihnen die Schuld für ihre Situation zugeschrieben wird, meint er damit natürlich auch die Verbesserung seiner eigenen Situation. Hierfür sucht er sich „Verbündete“, die durch einen ähnlichen Erfahrungshintergrund sowie eine ähnliche soziale Lage auch ähnliche Einstellungsmuster teilen, so dass man beinahe von einer Art „Schicksalsgemeinschaft“ sprechen könnte. Durch den kommunikativen Austausch und damit verbundene kontrastive Fallvergleiche (insbesondere mit dem eigenen Fall) sowie insbesondere das Gefühl, nicht „alleine“ zu sein, werden wechselseitig Bewältigungsressourcen freigesetzt, mit Hilfe derer die eigene Situation besser verarbeitet werden kann. Aber nicht nur das: Für Gerd, der sich klar von anderen Arbeitslosen distanziert, die sich seiner Meinung nach „*dem Scheitern sozusagen*“ (52/46) hingeben, bietet sich in der Arbeitslosenselbsthilfe die Chance, anderen beizustehen, ihnen Hoffnung zuzusprechen und wiederum die Rolle des „Experten“ zugeschrieben zu bekommen. Alles in allem greifen auch hier mehrdimensionale Aufwertungsprozesse im Zusammenhang mit Hilfe, die zudem sozialräumlich klar verortet sind.

Schlussendlich ist noch Gerds Vaterrolle zu erwähnen, die auf der einen Seite eine biographisch sinngebende Funktion einnimmt, die er einer beruflichen Tätigkeit nicht mehr zuzuteilen scheint (vgl. Kategorie „Verlusterfahrungen: Vertrauen und Sinn“). Seine Tochter ist für ihn der Grund, weswegen er nicht „*die Hoffnung aufgeben*“ (51/20) kann. Gerd empfindet also eine persönliche Verantwortung für seine Tochter (auch wenn sie bei ihrer Mutter wohnt und hierüber versorgt wäre), die für ihn die motivationale Grundlage für sein Handeln bildet.

Im Zusammenhang mit dieser Kategorie lohnt sich ein Blick auf Axel Honneths Formen der Missachtung und die damit verbundenen Anerkennungsformationen. Vor allem die Missachtungsform der Entwürdigung fällt dabei ins Auge:

„Gegenüber diesem zweiten Typ der Mißachtung [, der Entrechtung], durch den eine Person in den Möglichkeiten ihrer Selbstachtung verletzt wird, läßt sich schließlich noch eine letzte Art der Erniedrigung ausmachen, die sich negativ auf den sozialen Wert von Einzelnen oder Gruppen bezieht [...]. Mit [...] dem ‚Status‘ einer Person ist [...] das Maß an sozialer Wertschätzung gemeint, das ihrer Art der Selbstverwirklichung im kulturellen Überlieferungshorizont einer Gesellschaft zugebilligt wird; ist nun diese gesellschaftliche Werthierarchie so beschaffen, daß sie einzelne Lebensformen und Überzeugungsweisen als minderwertig oder mangelhaft herabstuft, dann nimmt sie den betroffenen Subjekten jede Möglichkeit, ihren eigenen Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen. Die evaluative Degradierung von bestimmten Mustern der Selbstverwirklichung hat für deren Träger zur Folge, daß sie sich auf ihren Lebensvollzug nicht als auf etwas beziehen können, dem innerhalb des Gemeinwesens eine positive Bedeutung zukommt; für den Einzelnen geht daher mit der Erfahrung einer solchen sozialen Entwertung typischerweise auch ein Verlust an persönlicher Selbstschätzung einher, der Chance also, sich selber als ein in seinen charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten geschätztes Wesen verstehen zu können.“ (HONNETH 1994: 216f)

Auf den vorliegenden Fall kann natürlich ebenfalls die Missachtungsform der Entrechtung bezogen werden (vor allem, wenn man den sozialrechtlichen Status innerhalb der institutionellen Beziehung mit dem Jobcenter betrachtet), jedoch scheint diese für Gerd mitunter durch sein kämpferisches Vorgehen weniger eine Rolle zu spielen, da er sich selbst noch deutlich als Teil des Rechtsstaates begreift. Viel bedeutender ist die mangelhafte (arbeits)gesellschaftliche Anerkennung seiner Berufsbiographie und der darin erbrachten Leistungen sowie die mit dem Status des/der Arbeitslosen verbundene Stigmatisierung als „*Sozialschmarotzer*“ (31/42). So ist es logisch, dass Honneth mit dem Begriff des „Status“ ebenfalls die gesellschaftliche Wertschätzung verbindet, welche im Fall von negativer Konnotation die Handlungsressourcen der Betroffenen beschneiden kann. Die Gegenreaktion einer Aufwertung des Status, ohne aus dem Status aktiv entkommen zu können, ist auch bei Gerd zu beobachten. Sie stellt i.S. der Lebensbewältigung einen wichtigen Schritt dar.

### 3) *Mangel an signifikanten Anderen*

Da diese Kategorie bereits bei den beiden anderen Fällen intensiver behandelt wurde, soll sie an dieser Stelle nur in Kürze angesprochen werden. Auch bei Gerd ist der Mangel an signifikanten Anderen innerhalb seiner Lebensgeschichte sehr auffällig und schlägt sich insbesondere in dem Bedauern über fehlende Kontakte nieder (13/24f). Dagegen gibt er immer wieder an, dass Kontakte für ihn die entscheidende Grundlage für Erfolg sind (25/22f). Dabei muss jedoch die qualitative Struktur jener Kontakte näher betrachtet werden, die er zum einen als Resultate eines Studiums bezeichnet (25/33ff) und in Kontrast zu den restlichen Studienleistungen stellt. Letztere haben für ihn nur geringe Auswirkungen auf den beruflichen

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Erfolg, wogegen Kontakte oder „*Connections*“ (25/38) weit höhere Relevanz besitzen. Auch wenn er explizit keine Funktionen oder Eigenschaften nennt, die diese Kontakte besitzen müssen, um von ihm auch als solche anerkannt zu werden, lässt sich vermuten, dass Gerd ihnen eine ähnliche Struktur wie signifikanten Anderen zuweist, wenn auch vielleicht nicht mit deren vollständigem biographischen Bedeutungsgehalt. Zumindest sind damit sicherlich sogenannte „Gatekeeper“ gemeint, die Zugänge zu andernfalls höherschwelliger biographischen Optionen ermöglichen, oder auch helfende Instanzen, die krisenhafte Situationen stabiler gestalten.

Interessant ist dagegen, dass Gerd durch sein bürgerschaftliches Engagement in größerem Maße ebenfalls Kontakte im gesamten Bundesgebiet aufbaut (32/6ff). Diese besitzen für ihn scheinbar jedoch neben der Vergrößerung des Engagements keine berufsbiographisch relevante Funktion. Der Kontakt zu Andreas M. baut auf einer Gelegenheitsstruktur auf und besitzt mehr oder weniger eine Katalysatorfunktion für Gerds bereits vorhandene Einstellungsmuster.

Als regelnde Instanz ist Gerds Tochter zu nennen, die als sinnstiftendes biographisches Element aufordnende Strukturen implementierte.

#### 4) *Familiarisierung im Gegensatz zu Flexibilisierung*

Familiäre Beziehungsstrukturen erhalten schon vor Gerds Geburt biographisch stark prägenden Charakter, indem seinen Eltern über einen Onkel die Möglichkeit eröffnet wurde, die DDR zu verlassen und ein Leben in der BRD zu beginnen. So wurde über eine sozialräumliche Wechselbewegung gleichsam die kulturell-politischen Rahmenbedingungen sowie die gesellschaftlichen Vorgaben für Ablaufmuster des institutionellen Lebenslaufes verändert und zudem durch die Hoffnung auf „*ein schöneres und angenehmeres Leben*“ (27/15) positiv konnotiert. Gerds Eltern, die ihre Ausbildung zu Lehrkräften in einem akademischen Umfeld absolvierten, das mit Gerds Studium nicht zu vergleichen war, schafften es von der einen Arbeitsgesellschaft in eine andere zu wechseln. Dadurch wurde eine kritische Phase innerhalb ihres Lebenslaufes erfolgreich überwunden, wobei die Voraussetzung für diesen Erfolg zum einen davon bestimmt war, dass es sich bei der Lehrtätigkeit um eine staatliche Aufgabe handelte, die hinsichtlich ihrer arbeitsgesellschaftlichen Einbindung anders beschaffen war als Tätigkeiten in der „freien“ Wirtschaft, und zum anderen eine Anschlussfähigkeit bzgl. der Akzeptanz der Bildungsabschlüsse geschaffen wurde.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Man kann also vermuten, dass die (Berufs)Biographie der Eltern maßgeblichen Einfluss auf Gerds Einstellungs- und vor allen die Bewältigungsmuster hinsichtlich seines Lebenslaufes ausübten. Die Idee durch sozialräumliche Veränderung gleichfalls neue Lebenslaufoptionen zu erhalten kann man als flexibilisierte Form eines berufsbiographischen Erwartungsfahrplanes bezeichnen, die in Gerds Fall familiär verortet ist. Die Flexibilität ist dabei dadurch begrenzt, welche Gestaltungsmöglichkeiten auf Grundlage familiärer Beziehungen offen liegen. Als Beispiel wäre Gerds Umzug nach Bundesland A zu nennen, nachdem er aus seinem Lehrbetrieb entlassen wurde: Die Vermittlung in die neue Beschäftigung lief über eine Tante, die bereits dort wohnte (16/14f). Dabei ist zu beachten, dass er innerhalb einer (erst einige Jahre zuvor entwickelten) beruflichen Orientierung handelte, bei der die Tätigkeit feststand und sich die Flexibilität grundlegend auf die sozialräumliche Änderung bezog. Im Interview taucht in diesem Zusammenhang die Bezeichnung des „*tingel[ns]*“ (1/24) auf, die einerseits einen häufigen Ortswechsel beschreiben mag, andererseits vermutlich eine damit verbundene, quasi orientierungslose Suchbewegung aufzeigt. Einschränkend wirkte neben der Notwendigkeit von familiären Beziehungen mit beruflicher Relevanz ebenfalls die finanziellen Ressourcen, so dass die scheinbare Flexibilität mehr und mehr beschnitten und am Ende fremdbestimmt von einem entgegengesetzten Familiarisierungsprozess überlagert wurde: Das sukzessive Scheitern des Bewältigungsmodells der sozialräumlichen Flexibilisierung sorgte aufgrund externer Zwangslagen zu einer zunehmenden Verengung, was bei Gerd in dem (Wieder)Einzug im elterlichen Haushalt endete (s. hierzu auch die Kategorie „Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes“).

Erst eine neue partnerschaftliche Beziehung und die erwartete Vaterschaft deckten neue Handlungsoptionen auf, so dass Familiarisierung neben der o.g. regressivem auch eine progressive Verlaufsdimension implementiert wurde. Letztere definierte Flexibilität allerdings nicht mehr als sozialräumliche Größe, sondern übertrug sie auf die berufliche Planungsstruktur und entgrenzte diese somit. Gerd hielt nicht mehr an einer Beschäftigung als Drucker fest, sondern bewarb sich „*überall, wo's/wo's nach Geld riecht*“ (35/2): Die Berufsplanung wurde auf die Funktion der Existenzsicherung reduziert und biographisch entkoppelt, wogegen der Sozialraum familiär bedeutsam wurde. Man könnte sogar sagen, dass die Familiarisierung an dieser Stelle Orientierung gebende Handlungsmuster frei setzte.

5) existenzielle Verunsicherung und Bezüge zu Armut

Der Druck, seine eigene Existenz und damit ebenfalls seinen biographischen Erwartungsfahrplan finanziell abzusichern, tritt bei Gerd spätestens seit seinem Studium als destabilisierendes Moment in Erscheinung. Erst aus diesem Grund entstand die Notwendigkeit, nebenbei zu arbeiten, welche im Laufe der Zeit die Studienphase destruktiv unterlief. Auch im Anschluss an die Entlassung aus dem Lehrbetrieb bildete die existenzielle Verunsicherung (d.h. drohender Verlust der Wohnung) ein starkes dynamisches Element (s. Kategorie „Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes“). Insbesondere im Zusammenhang mit der sozialen Absicherung durch staatliche Transferleistungen (u.a. die Regelsatzfrage (33/30ff)) gerät die Frage in den Blick, inwieweit diese nicht nur materiell, sondern auch strukturell die notwendigen Ressourcen zur Stabilisierung der sozialen Lage zur Verfügung stellen. Gerd wirft bzgl. dessen Zweifel auf und verweist auf Armutszustände bei anderen Arbeitslosen, welche man bereits äußerlich erkennen könne:

*„Ich meine, manche Hartz IV – Empfänger, die laufen ja nun mittlerweile auch rum, leider Gottes/äh, weil Ihnen gar nix anderes übrig bleibt. Die brauchen eigentlich fast gar nicht mehr zum Vorstellungsgespräch hin zu fahren, ne.“ (45/25ff)*

*„Äh ja/ähm, also das ist ja/äh, halt einfach dadurch, dass die Ge/Regelleistungen so niedrig bemessen sind, dass man/äh ja eigentlich gar keine Chance hat, sein Leben vernünftigerweise selber zu gestalten, ja. Viele seh/wie gesagt/ähm, e/es scheitert ja an den einfachsten Dingen. Äh ... ne, also wie/wie sollte ich mich vernünftig kleiden, wenn ich mir nur noch Second Hand Klamotten kaufen kann? Und dann soll ich mit denen Klamotten dann zum Vorstellungsgespräch hin. Also das ist irgendwo, weiß ich nicht.“ (45/40ff)*

Die prekäre, finanzielle Lage wirke also – drastisch ausgedrückt – als Dynamik der Verwahrlosung indirekt nachteilig auf die Einstellungschancen bei einem möglichen Arbeitsgeber und verweist zudem auf akute Zustände der Armut. Ähnlich des Alters oder der geringen Berufserfahrung, die Gerd für sich selbst anführt, kreiert diese Situation der Unterversorgung einen symbolischen Marker dar, der arbeitgesellschaftliche Negativzuschreibungen provoziert. Die soziale Lage der Armut würde damit durch ihren stigmatisierenden Charakter zusätzlich zu den Verläufen, die in sie hineingeführt haben, fremdbestimmte Hinderungsgründe entwerfen, die den Auswegen, die der Arbeitsmarkt aufzeigt, entgegen stehen. Ein so beschaffenes Einstellungsmuster rahmt Gerds Erleben der Arbeitslosigkeit, die immer wieder von kurzen, prekären Beschäftigungen unterbrochen bzw. begleitet wird. Dies erzeugt eine Zwangslage, in der er sich finanzielle und damit auch

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

existenzielle Sicherheit immer wieder aufs Neue erkämpfen muss, um nicht in eine vergleichbare Situation zu geraten.

Auswege daraus bieten sich für Gerd auf der einen Seite durch den Appell an die Aufrechterhaltung des Sozialstaatsgebotes, das vor allem „*Menschen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben*“ (49/31f) ermöglichen soll. Auf der anderen Seite formuliert er den Anspruch an Erwerbsarbeit, „*dass man davon noch leben kann*“ (7/11) und dass sie den „*beste[n] Schutz vor Armut*“ (7/28) darstellen sollte. Beides stellen eher politische Forderungen bzw. Zielbeschreibungen dar, obwohl letztere ebenfalls Auswirkungen auf die Annahme und Ablehnung von Beschäftigungsangeboten hatte bzw. noch immer hat. Es sind Bewältigungsstrategien, die von der Alltagsebene auf eine übergeordnete, gesellschaftspolitische Ebene verlagert wurden, da Gerd seine Handlungsmöglichkeiten im konkreten situativen Bezug als stark eingeschränkt erlebte. Aber auch durch diese Verschiebung änderte sich an jener Lage wenig, wenn auch mithilfe seines politisch-bürgerschaftlichen Engagements langfristig Lösungsoptionen auftauchen mögen. Allerdings ist festzuhalten, dass die prekäre, finanzielle Situation und die damit verbundene Angst vor einem weiteren sozialen Abstieg auch hier als dynamisches Moment in Erscheinung treten.

In der Kategorie „Familiarisierung im Gegensatz zu Flexibilisierung“ wurde bereits eine weitere Folge der sich verringern den finanziellen Ressourcen angesprochen: die sozialräumliche Fixierung und die damit verbundene Entgrenzung der berufsbiographischen Planung. Letztere bewirkte, dass das Verbleiben innerhalb des davorliegenden beruflichen Planungsmusters („Drucker-Karriere“) nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Eine Rückkehr gestaltet sich für Gerd als zu voraussetzungsvoll; nicht nur aufgrund des auf der Altersachse verschobenen institutionellen Ablaufmusters, sondern vor allem aufgrund des finanziellen Aufwandes, den er für eine berufliche Weiterqualifizierung (z.B. durch ein Studium 38/46ff) betreiben müsste. Neben dem o.g. dynamisierenden Charakter der existentiellen Unsicherheit, welcher Gerd zu weiteren Handlungsanstrengungen zwingt, zeigt sich also ebenso deren lähmende Eigenschaft, die bestimmte Handlungsoptionen ausgrenzt.

#### 6) Handlungsmuster des Kämpfens

In Situationen, die von struktureller Ungerechtigkeit und damit zusammenhängenden Konflikten geprägt waren (s. Kategorie „Verlusterfahrungen: Vertrauen und Sinn“), wendete Gerd ein Handlungsmuster an, das die Lösung dieser Konflikte in der direkten Konfrontation mit dem Gegenüber suchte, bis dahin, dass juristische Wege beschritten wurden. Das Ergebnis

konnte dementsprechend nicht in einer gemeinsamen Entscheidung beider Konfliktparteien bestehen, welche in einer gleichberechtigten Aushandlungssituation getroffen wurde, was schon aufgrund der asymmetrischen Machtverhältnisse nicht möglich war, da Gerd in diesen Fällen sein Recht jeweils gegenüber Institutionen durchsetzen musste. Somit gleicht jenes Handlungsschema einem Kampfablauf, an dessen Ende ein Akteur als Gewinner und einer als Verlierer bezeichnet werden kann. Zwei Beispiele fallen hier besonders auf:

1) Klage gegen die Zeitarbeitsfirma (6/17ff): Gerd versuchte sich gemäß des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ in den Tarifvertrag für Druckereien hineinzuklagen, da er nur über eine Zeitarbeitsfirma angestellt war. Entsprechend bekam er gegenüber seinen KollegInnen vor Ort einen geringeren Lohn ausgezahlt. Nachdem die Klage nicht erfolgreich war, wurde er aus der Zeitarbeitsfirma entlassen, was auch das Ende der Beschäftigung in der Zeitarbeitsfirma zur Folge hatte.

2) Durchsetzen gegenüber den MitarbeiterInnen in der Arbeitsverwaltung: Mehrfach kam es zu Situationen, in denen Gerd sich gegenüber den bürokratischen Hürden in der ARGE durchsetzen musste. So etwa im Jahreswechsel 2004/2005, als sich die Auszahlung seiner Transferleistungen verzögerte (17/19ff) und Gerd bei einem Besuch vor Ort nicht zu seinem Sachbearbeiter durchgelassen wurde (18/25ff), oder auch im Jahreswechsel 2008/2009 (19/40ff). Eine weitere Situation ergab sich aus Gerds Bitte nach einem Formular, das der angesprochenen Mitarbeiterin nicht bekannt war (43/49ff).

In den letztgenannten Fällen schaffte es Gerd, sich am Ende durchzusetzen, so dass seine Anliegen zu seiner Zufriedenheit erledigt werden konnten. Dies bestärkte ihn in der Wahrnehmung, dass die Strategie der direkten Konfrontation wenigstens innerhalb der ARGE zum Erfolg zu führen schien, so dass sie auch in späteren Situationen zur Anwendung kam.

Doch nicht nur das Erleben von struktureller Ungerechtigkeit führte zur Anwendung dieses Handlungsmusters, sondern die Dynamisierung durch die Angst vor dem existenziellen Abstieg ist in diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennen. Mit der Verlagerung der Lösungsanstrengungen für seine soziale Lage von der Alltagsebene auf die gesellschaftspolitische (s. Kategorie „existenzielle Verunsicherung und Bezüge zu Armut“) wurde auch das „Kämpfen“ mit übertragen.



### 7) Verlaufskurvenstrukturen

Das Erleben der Fremdbestimmung bzw. die Prozesse des Erleidens, welche bereits in den vorgestellten Kategorien angesprochen wurden, weisen im Fall „Gerd“ sehr deutlich auf Verlaufskurvenmechanismen hin. Deren Aufbau lässt sich trotz der o.g. komplexen Interviewstruktur hinreichend genau nachzeichnen.

Einige narrative Passagen deuten implizit darauf hin, dass wesentliche Verlaufskurvenpotentiale bereits in Gerds Jugendzeit entstanden sein müssen, während er selbst auf dem Gymnasium auf das Abitur hinarbeitete und seine drei Brüder nach und nach auf diese Schulform wechselten. Damit prägte sich bei allen eine berufsbiographische Ablaufstruktur, die im Anschluss an das Abitur ein Studium vorsah. Auf diese Weise wurde klar, dass die Finanzierungsfrage der Studienzeit gelöst werden musste, da die Eltern zwar grundlegend ihre finanzielle Unterstützung zugesagt hatten, diese aber nicht in gleicher Weise für alle vier Kinder gewährleistet werden konnte. Wie bereits angesprochen, hatten Gerds Eltern einen akademischen Hintergrund, welchen sie auf die beruflichen Erwartungsfahrpläne ihrer Kinder spiegelten.

Diese familiäre Konstellation und damit zusammenhängende berufsbiographische Entwürfe legten also einen kollektiv strukturierten Grundstein für eine der zentralen Erlebensdimensionen, die sich durch Gerds gesamte Lebensgeschichte zieht: existenzielle Verunsicherung. In der Kategorie „existenzielle Verunsicherung und Bezüge zu Armut“ wurde diese Dimension bereits grundlegend beleuchtet, vor allem hinsichtlich ihrer dynamisierenden Struktur, die im Laufe der Zeit das intentionale Handeln mehr und mehr aushebelte. Solange Gerds Eltern die volle finanzielle Unterstützung leisten konnten, wurden die Wirkmechanismen der Verlaufskurve weitgehend unterdrückt. Die Verknüpfung des Finanzierungsvorbehaltes der Eltern und Gerds Studienplatzwahl darf als fremdbestimmendes Element allerdings nicht außeracht gelassen werden:

*„Naja, es war ein Kompromiss. Ähm, also zwischen dem/äh/äh, was sich die damals finanzierenden Eltern, und dem, was ich mir vorgestellt habe.“ (25/11ff)*

Diese Vereinbarung garantierte für Gerd zu Studienbeginn existenzielle Sicherheit, auch wenn das Fach nicht vollständig seinen Vorstellungen entsprach. Letzteres könnte dafür gesorgt haben, dass er vermutlich mit der Zeit die Motivation verlor. So zog sich das Erreichen des Vordiploms auf drei Jahre hin (von 1984 auf 1987), bis Gerd das Studium in A-Stadt abbrach und in B-Stadt fortsetzte. Auch sein Verweis darauf, dass er besser das Studium beendet hätte (25/13ff), der im Interview in direktem Kontext zu dem Kompromiss mit den Eltern steht,

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

deutet in die Richtung, dass er zu jener Zeit mit seiner Fachauswahl nicht sehr glücklich gewesen sein könnte. Auf alle Fälle ist von einer defizitären berufsbiographischen Orientierungsstruktur auszugehen, die weitergehende Planungs- und damit Bewältigungsanstrengungen erforderlich machte.

Der Ausbruch des Wirkpotentials der Verlaufskurve i.S. einer *Grenzüberschreitung* ereignete sich mit dem Umzug nach B-Stadt, wo Gerd nebenbei arbeiten musste, um sein Studium zu finanzieren. Er war also gezwungen, zusätzliche Zeit zur Finanzierung aufzubringen, was sich anfangs noch gut in seinen Alltag integrieren ließ und die Verlaufskurvenphase des *labilen Gleichgewichtes* markiert. Gerd musste einen Balanceakt vollbringen, der ihm zum einen existentielle Sicherheit garantierte und zum anderen genügend Ressourcen für einen erfolgreichen Verlauf des Studiums zur Verfügung stellte. Die Steuerung wurden im Laufe der Zeit jedoch zunehmend schwerer: Während die finanziellen Zuschüsse aus dem Elternhaus vermutlich weiter abnahmen (wahrscheinlich irgendwann sogar vollständig eingestellt wurden) sorgten Entwicklungen auf kollektiv-historischer Ebene für eine veränderte Beschäftigungsstruktur als Druckhelfer. Zu nennen ist dabei insbesondere der Wandel innerhalb der Druckereibranche, zudem die wirtschaftlichen Veränderungen im Zuge des Mauerfalls und der Öffnung des europäischen Wirtschaftsraumes nach Osten, was zum einen die Gehälter, zum anderen ebenso die Stundenkontingente für die Hilfskräfte reduzierte. Der Übergang in die *Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts* wird durch das Erleben der asymmetrischen Verschiebung des Zeitbudgets für das Studium zugunsten der nebenberuflichen Tätigkeit markiert. Damit verbunden ist ein krisenhaftes Aufbrechen der o.g. defizitären Orientierungsstruktur, das sich in einem Sinnverlust und einem darauf folgenden Vakuumzustand niederschlägt:

*„Und/ähm gut, nur wenn man eben, wie gesagt/ähm, die Zeit zum Studieren immer kürzer wird und die Zeit zum Arbeiten immer länger, [...] dann muss man halt sich irgendwann mal/ähh fragen, ob – das – halt – noch – Sinn macht, so. Weil dort so tun, als ob man studiert oder nicht ..“ (28/33ff)*

Die Verformungen von Gerts Lebenslage durch die übermächtigen Verlaufskurvenmechanismen, die in steigendem Maße durch eine zusätzliche kollektiv-historische Prozessdimension beschleunigt wurden, sorgten auf der einen Seite dafür, dass er seinem berufsbiographischem Entwurf, d.h. seinem Studium, gegenüber immer fremder wurde, so als wäre ein „Schauspieler“, der seine Rolle als Student nur noch „spielt“. Auf der anderen Seite musste er mit ansehen, wie sich die berufliche Situation im Druckereigewerbe weiter prekarierte. Gerd geriet in eine systematische Fallensituation. Ein Ausweg tat sich

dahingehend auf, dass er bei seinem Entleihbetrieb eine Ausbildung zum Drucker beginnen konnte, da „noch ungefähr 15 Ausbildungsplätze/äh zu besetzen“ (13/34f) waren. Auch in diesem Umstand wird der wirtschaftliche Wandel der Druckindustrie deutlich, so dass immer weniger Nachwuchskräfte – vermutlich aufgrund der schlechten Zukunftsaussichten – nachrückten.

Mit der Annahme des Ausbildungsplatzes fand nicht nur eine in den vorhergehenden Kategorien bereits beschriebene berufsbiographische Relevanzverschiebung statt, sondern sie wurde zum Auslöser einer Verlaufskurventransformation, die der Kurve nun endgültig kollektiven Charakter verlieh. Kurzfristig schien sich im Vergleich zum Studium eine berufliche Perspektive aufzutun, die zudem auf vier Jahre hin eine finanzielle Sicherheit garantierte. Langfristig wurde Gerd jedoch wie die meisten in der Druckindustrie Beschäftigten mit existenzieller Unsicherheit, der Prekarisierung der Beschäftigungssituation usw. konfrontiert. Es lässt an diesem Punkt sich also deutlich erkennen, wie einer Erlebensdimension (existenzielle Unsicherheit) vordergründig nur scheinbar entgegen gewirkt werden konnte und sich gleichzeitig im Hintergrund eine zweite, kollektive Dimension voll entfaltete. So kann der Beginn der Ausbildung infolge der Transformation als neue *Grenzüberschreitung* einer kollektiv-strukturierten Verlaufskurve identifiziert werden, die Gerd während der Lehre und der folgenden Beschäftigung insgesamt vier Jahre lang in einem *labilen Gleichgewicht* hielt:

„Eine kollektive Verlaufskurve ist durch einen massiven Zusammenbruch der Welt- und Lebenserwartungen gekennzeichnet. Die Fähigkeit zur individuellen und kollektiven Handlungsplanung und –durchführung geht in dramatischem Ausmaße verloren; denn die Menschen reagieren sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene irritiert auf den Zusammenbruch der Ereigniserwartungen.“ (SCHÜTZE 2006: 222)

Die Ereigniserwartungen sind bei Gerd entgegen den Erfahrungen als Hilfsarbeiter zunächst positiv. Hierbei schien ein Verblendungsmechanismus zu wirken, der auf berufsbiographischem Bewältigungshandeln aufbaut: Das während des Studiums entstandene Sinnvakuum sollte durch das neue berufliche Planungsmuster aufgefüllt werden. Eine kritische Haltung demgegenüber hätte die Bewältigungsfunktion stark eingeschränkt, wenn nicht sogar ganz erstickt. Mit der Entlassung aus dem ehemaligen Lehrbetrieb wurde der Verblendungsmechanismus ausgehebelt, der bisher die Erlebensdimension der existenziellen Unsicherheit verdecken konnte, und die vorerst positiven Ereigniserwartungen brachen zusammen. Jene Dimension drängte sich ab diesem Zeitpunkt aus dem Hintergrund

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

sukzessive neben die kollektive Prozessdimension, so dass das *labile Gleichgewicht* wiederum *entstabilisiert* wurde.

Die Zuschreibung sowie der sozialrechtliche Status als „Arbeitsloser“ traten nicht nur als symbolische Markierer in Erscheinung, sondern fügten durch die institutionelle Rahmensetzung fremdbestimmende Prozesselemente hinzu, die erst im Verlauf als solche wahrgenommen wurden. Vorerst wurde das Arbeitsamt noch als hilfreiche Ressource angenommen, das Gerd bei seinen Wiedereingliederungsversuchen entlang seines – aus dem „Takt“ geratenen – berufsbiographischen Erwartungsfahrplanes unterstützen sollte. Jene Hoffnung wurde jedoch mehr und mehr zerstört, denn statt ihm zu helfen, wurde Gerd lediglich die Aussichtslosigkeit seiner Lage präsentiert und damit sein Erleben des Verlustes der intentionellen Handlungsfähigkeit bestärkt (40/4ff). Also tritt an dieser Stelle im Gegensatz zu den beiden anderen Eckfällen „Markus“ und „Inge“ die Arbeitslosigkeit nicht als Transformationsbewegung auf berufsbiographischer Ebene zutage, sondern übernimmt die Funktion eines Katalysators, der die beiden Erlebens- bzw. Prozessdimensionen und damit die Verlaufskurve weiter dynamisierte. Durch die erneute Erschütterung der Ereigniserwartungen in Bezug auf die Unterstützung beim Arbeitsamt wurde auf institutioneller Ebene zudem ein Prozess des Fremdwerdens angestoßen, der am Ende die Funktionalität der Arbeitsvermittlung umkehrte (s. u.a. Kategorie „Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes“).

Auf die Entlassung aus dem Lehrbetrieb und das Scheitern seiner Jobsuche vor Ort reagierte Gerd mit einer sozialräumlichen Freisetzung (s. Kategorie „Familiarisierung im Gegensatz zu Flexibilisierung“), so dass er in der folgenden Zeit mehrfach umzog. Der erste Versuch, d.h. die Aufnahme einer Beschäftigung in Bundesland A, konnte die Verlaufskurve nur kurzfristig stabilisieren, da er die Anstellung bald wieder verlor: Das Erleben der Chancenlosigkeit auf der kollektiven (beruflichen) Dimension verstärkte sich ebenso wie das Erleben eines Verlustes der existenziellen Grundlage, welcher Gerd insbesondere an dem Umstand erkannte, dass er seine jeweilige Wohnung nicht mehr finanzieren konnte. Zudem scheiterte ein Weiterbildungsversuch aus institutionellen Gründen, der ihm möglicherweise durch eine zusätzliche formale Qualifikation eine höhere Akzeptanz auf dem Arbeitsmarkt garantiert hätte. Der Entzug der finanziellen Grundlage torpedierte die Bewältigungsstrategie der Flexibilisierung, was dazu führte, dass Gerd wieder bei seinen Eltern einziehen musste – als letztes Netz der sozialen und materiellen Sicherung (u.a. will er seine Möbel nicht „auf die Straße [...] stellen“ (5/42f)). Gleichzeitig brach nach dem quasi letzten Versuch eine Beschäftigung zu finden (diesmal in G-Stadt) sein beruflicher Erwartungsfahrplan vollends

zusammen: Gerd durchlebte einen massiven *Zusammenbruch* seiner Handlungsorientierung, welche sich im Verlust jeglichen Vertrauens in die eigene Berufsbiographie bis hin zur individuellen Lebensgestaltung zeigte. So akzeptierte er anschließend eine Weiterbildungsmaßnahme zur Sicherheitsfachkraft, auch wenn diese keinen Bezug zu seinem bisherigen Lebenslauf hatte und außerdem Zweifel in die Aussicht auf eine langfristige Beschäftigung bestanden; eine ausreichende Bewältigungsgrundlage als erwerbsbiographische Perspektive konnte damit nicht geschaffen werden. Gerd geriet in ein Sinnvakuum, in dem ihm jegliche berufliche sowie allgemein lebensgestalterische Orientierung fehlte; er war quasi „eingeschlossen“ im elterlichen Haushalt. Signifikante Andere standen an diesem Punkt, wie auch während der gesamten Biographie, nicht zur Verfügung.

Mit der (weitgehenden) Aufgabe der beruflichen Orientierung an einer Tätigkeit innerhalb der Druckindustrie startete erneut eine Verlaufskurventransformation, die allerdings erst mit dem Hinzukommen einer neuen Partnerschaft vollständige Wirkung erreichte. Erkennbar wird diese anhand einer biographischen Relevanzverschiebung von der beruflichen auf die familiäre Ebene: Die Gestalt des Jobs war nicht mehr wichtig, sondern diente mit der Geburt seiner Tochter einerseits dazu, dass Gerd seine Verantwortung als Vater aufrecht erhalten konnte. Jene Verantwortung führte andererseits dazu, dass er seine sozialräumliche Freisetzung nun aktiv umkehrte, was durch die Partnerschaft erst möglich wurde (Umzug nach C-Stadt). So trat die Prozessdimension der Familiarisierung neben dem vormals regressivem Verlaufsmuster (Einzug bei den Eltern) als progressiv-handlungsstrukturierendes Bearbeitungsmuster in den Vordergrund, die die beiden anderen Dimensionen – v.a. die existenzielle Verunsicherung – nicht aushebelte, sondern sich lediglich über sie schob. Dies wird beispielsweise an Gerd's weiterem Kampf gegen die prekären Arbeitsbedingungen in der Druckereibranche (u.a. die Klage gegen die Zeitarbeitsfirma) oder auch dem ständig drohenden Verlust der existenziellen Sicherung deutlich, welche sich in den vielfältigen Problemen mit der Arbeitsvermittlung und Auszahlungen seiner Grundsicherung zeigt. Jene familiär-fokussierte Erwartungsplanung bzgl. der Fürsorge für seine Tochter hielt Gerd weiterhin aufrecht, selbst als er sich von seiner Partnerin trennte.

Trotz der Transformation als impliziter Bearbeitungsversuch konnte die Verlaufskurve nicht abgeschwächt werden, da die grundlegenden Erlebens- und Prozessdimensionen weiterhin wirkten, so dass er in der Phase der Entstabilisierung bzw. des „Trudelns“ verhaftet blieb:

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

*„Und/äh, ja, seit 03 (atmet laut aus) etwa, äh, tingel ich durch diese wunderschöne, deutsche Republik auf der Suche nach bezahlter Arbeit. Das ist ein bisschen .. schwierig.“  
(1/23ff)*

Jenes „*tingel*[n]“ ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass Gerd seit seiner Entlassung aus seinem ehemaligen Lehrbetrieb nicht mehr aus dieser Phase entkommen konnte. Wie bereits erwähnt, spielt dabei die Zementierung des Verlustes der eigenen Berufsbiographie bzw. deren Fremdwerden durch institutionelles Handeln eine zentrale Rolle. Aufgezwungene Bearbeitungsversuche durch das Jobcenter, wie vermehrtes Verschicken von Bewerbungen, kann er auch aufgrund der häufigen Erfahrung des Scheiterns nicht mehr mit sich in Verbindung setzen und empfindet sie u.a. Entwertung seiner eigenen Person (11/11ff). Als Gegenstruktur etablierte Gerd zum einen die neue funktionale Zuschreibung des Jobcenters sowie sein bürgerschaftliches und politisches Engagement, was beides bereits hinreichend dargelegt wurde (s. Kategorie „Entwertung im Zusammenhang mit einem Herausfallen aus Ablaufmustern des Lebenslaufes“). Trotz steigender biographischer Relevanz des Engagements hat beides nur bedingten Einfluss auf die Bearbeitung der Verlaufskurve, welcher die multiplen Entfremdungstendenzen im Wege stehen. Das zum Interviewzeitpunkt angewandte Bewältigungsarrangement dient sozusagen weniger deren Abbau, sondern mehr als Reaktion auf die auf unterschiedlichen Ebenen verorteten Prozesse des Fremdwerdens.

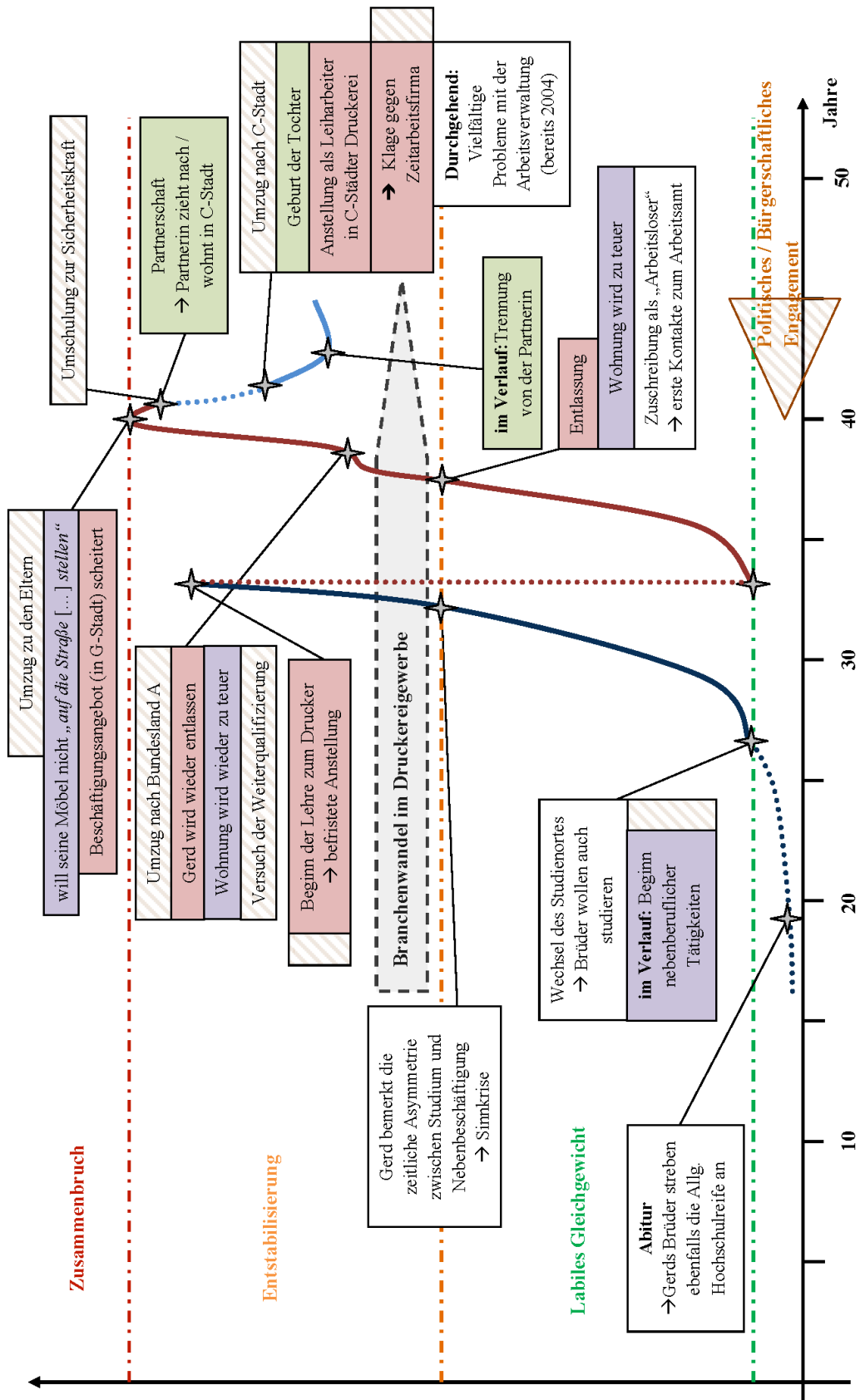


Abb. 5 Verlaufskurvenstrukturen von Gerd (Legende s. Anhang)

## 4. Die weiteren Fälle im Überblick

### a) Beate

Beate wurde 1969 geboren, war demnach zum Interviewzeitpunkt Ende 2007 38 Jahre alt. Sie sieht sich mit Blick auf ihre Geburt selbst als „Unfall“ bzw. „nicht gewollt“, da ihre Eltern zum damaligen Zeitpunkt scheinbar ausschließlich wegen der bevorstehenden Geburt heirateten. Die Ehe verlief sehr schlecht (u.a. schlug Beates Vater ihre Mutter), so dass sich Beates Eltern nach einem Jahr bereits wieder scheiden ließen. Dies führte dazu, dass Beate bei ihren Großeltern aufwuchs, da ihre Mutter ihnen die Betreuungsaufgaben übertrug.

Sehr früh in ihrem Leben musste Beate mehrere Todesfälle verkraften: Ihr Urgroßvater starb an Krebs als sie vier Jahre alt war, einige Zeit darauf ihr Großvater mit 54 Jahren an einem Magendurchbruch als Folge seines jahreslangen, starken Alkoholkonsums. Mit dem Tod ihrer Großmutter, die in relativ jungem Alter von 49 Jahren einem Asthmaanfall im Krankenhaus erlag, änderte sich Beates Betreuungssituation erneut: Zusammen mit ihrer jüngsten Tante – eines von 6 Kindern ihrer Großeltern – musste im Alter von sieben Jahren wieder zu ihrer Mutter ziehen. Diese hatte mittlerweile eine weitere Tochter (5 Jahre jünger als Beate) und einen neuen Lebensgefährten.

Beate wurde bereits eingeschult, als sie noch bei ihrer Großmutter wohnte. In der Wohnung ihrer Mutter musste sie die Abende meistens alleine mit ihrer kleinen Stiefschwester verbringen, da ihre Mutter ihren Beruf bei einer Versicherung an den Nagel hing und über ihre beste Freundin einen Job in deren Diskothek als Bedienung und DJ annahm. Auch ihre damals 16 Jahre alte Tante war beinahe jeden Abend außer Haus. Ihr Stiefvater arbeitete im Außendienst bei einer Versicherung und fuhr nach Feierabend nicht nach Hause, sondern in die Diskothek zu Beates Mutter. Für Beate stellten sich die häufigen Abende, die sie alleine verbringen musste, als sehr belastend dar, da sie sich sehr fürchtete und deswegen auch oft ihre Mutter anrief.

Zu Beginn der vierten Klasse zog Beate zusammen mit ihrer Familie in die nächst-größere Kreisstadt um. Die Diskothek, in der ihre Mutter arbeitete, wurde geschlossen, da ihre Freundin – die Besitzerin – bei einem Autounfall ums Leben kam. Somit musste Beates Mutter den Arbeitsplatz in eine andere Diskothek wechseln. So änderte sich für Beate nichts hinsichtlich der Abende alleine zu Hause.

Nach einiger Zeit wurde die Diskothek teilweise zu einem Bistro umgebaut, das auch tagsüber offen hatte. Beates Mutter stieg bis zur Geschäftsführerin auf, und Beate selbst half am Tage ab und zu aus. Als sie zehn Jahre alt war, kam Beate auf diesem Wege in Berührung mit



### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

Alkohol, indem sie öfters beim Aufräumen in der Diskothek einige Reste aus den Gläsern trank. Beates Stiefvater rutschte immer mehr in eine Alkoholabhängigkeit hinein, nachdem er in den Jahren zuvor zwar am Wochenende oft betrunken gewesen war, später allerdings auch stärker während der Woche trank. Hinzu kam, dass er mit dem Spiel an Glücksspielautomaten begann und hier sehr viel Geld verlor. Er wechselte den Beruf zu einer Montagetätigkeit, so dass er nur noch am Wochenende zu Hause war. Zudem wurde er mehr und mehr gewalttätig gegenüber seiner Frau und den Kindern.

Beates Mutter hatte zu dieser Zeit drei Jobs, um die Familie über Wasser zu halten: zum einen die Anstellung in der Diskothek, zweitens als Hauswirtschaftshilfe bei einer älteren Dame und drittens als Putzhilfe bei einem Arzt. Beate begleitete ihre Mutter v.a. bei letzterer Tätigkeit und bekam auf diese Weise im Alter von zwölf Jahren einen Zugang zu Tabletten. Bereits ein Jahr zuvor hatte sie mit Rauchen begonnen und einen Freundeskreis aufgebaut, in dem Rauschmittelkonsum – hier vor allem Alkohol (Wein) – üblich war. Ein Freund besorgte ihr Haschisch, dazu kam ihr regelmäßiger Konsum von Beruhigungsmitteln, die sie bei dem o.g. Arzt stahl.

Mit 13 Jahren versuchte sie sich das Leben zu nehmen, nachdem ihr Freund sich damit in aller Öffentlichkeit brüstete, dass er Beate – damals ein sehr hübsches und begehrtes Mädchen – ins Bett bekommen habe: Sie nahm 80 Valium auf einmal. Nachdem sie medizinisch stabilisiert war, wurde sie für drei Wochen in die Psychiatrie eingewiesen.

Beate rutschte immer tiefer in die Szene ab und begann mit 15 Jahren Heroin zu nehmen. Das Geld hierfür stahl sie sich in erster Linie zu Hause zusammen. Zu dieser Zeit war sie bereits auf der Berufsschule, nachdem sie erfolgreich ihren Hauptschulabschluss erreicht hatte. Sie absolvierte ihr erstes Berufsgrundschuljahr im Bereich Holz und Metall trotz ihres zunehmenden Drogenkonsums. Zu schweren Problemen kam es erst während des zweiten Jahres, durch die sie dem Unterricht nicht mehr folgen konnte.

Beate fuhr in dieser Zeit häufiger in eine Großstadt, die ein bis zwei Stunden von ihr entfernt lag, da dort eine bessere Versorgung mit Heroin garantiert war als in ihrer Heimatstadt. Dort wurde sie zum ersten Mal wegen des Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz festgenommen. Ihre Strafe wurde zwar zur Bewährung ausgesetzt, jedoch verstieß sie gegen die Auflagen und musste 1988 statt einer Haft an einer stationären Suchttherapie teilnehmen, die sie nach einem Jahr abbrach. Im Anschluss daran zog sie in die eben erwähnte Großstadt und verdiente ihr Geld mit Prostitution. In der Therapie hatte sie ihren späteren „ersten Mann“ (wie sie sagt) kennen gelernt, der vor ihr seine Therapie abgebrochen hatte. Durch ihren eigenen Abbruch war sie ihm sozusagen gefolgt, auch wenn er kurz darauf inhaftiert wurde.

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

Während dessen schaffte es Beate beinahe ein halbes Jahr lang „clean“ zu bleiben und versuchte sich einen Nachsorgeplatz zu organisieren, was leider nicht gelang. Sie wurde rückfällig und zog mit einem neuen Freund zusammen, der ebenfalls drogenabhängig war. Daneben hielt sie weiterhin Kontakt mit ihrem „ersten Mann“, der immer noch inhaftiert war, sowie zu einem weiteren Bekannten aus der Therapie.

Ein Bekannter von Beate erhielt im Rahmen einer Montagetätigkeit ein Jobangebot in England. Spontan fuhr sie mit ihm dorthin, bis er nach einigen Monaten krank wurde, keine Lohnfortzahlung erhielt und beide deswegen wieder nach Deutschland flogen. Scheinbar hatte Beate in England ihren Drogenkonsum beendet, setzte ihn jedoch bereits kurz nach der Landung in Deutschland wieder fort.

Als Beate einige Zeit später von dem Rückfall des Bekannten aus der Therapie erfuhr, nahm sie ihn bei sich auf, nachdem sie gerade selbst wieder entzogen hatte. Zuvor hatte Beate immer wieder kurze Jobs u.a. in einem Baumarkt angenommen, nahm allerdings ab diesem Zeitpunkt wieder die tägliche Fahrt in die o.g. Großstadt auf sich, um dort mit Prostitution ihren Lebensunterhalt und den Drogenkonsum zu finanzieren. Diese Zeit endete, als ihr „Mann“ aus dem Gefängnis entlassen wurde. Mit ihm zusammen verübte sie Einbrüche und Diebstähle, um sich das Geld für die Drogen zu besorgen. Aufgrund dieser Straftaten kam Beate drei Wochen in Haft. Ihr „Mann“ wurde nach anderthalb Jahren Beziehung ebenfalls wieder inhaftiert, woran die Beziehung zerbrach, so dass Beate wieder fest in die Großstadt zog.

Für zehntausend D-Mark heiratete Beate 1992 einen Mann mit türkischer Abstammung – es war also eine arrangierte Hochzeit. Da sie nicht gerne bei diesem Mann wohnte und Probleme mit ihren Schwiegereltern hatte, übernachtete sie häufiger in einem Drogenhilfzentrum mit Notschlafstelle und ging daneben wieder anschaffen. Beate versuchte immer wieder ihren Drogenkonsum zu beenden, so dass sie beispielsweise auch an einem Substitutionsprogramm teilnahm, wurde jedoch immer wieder rückfällig.

1995 zog Beate für sieben Monate zu Bekannten nach Griechenland, um durch den Ortswechsel besser von den Drogen wegzukommen. Im Jahr darauf ließ sie von ihrem Scheinehemann scheiden und hielt sich danach wieder komplett in der Großstadt auf. In dem Drogenhilfzentrum verliebte Beate sich in einen Sozialarbeiter, der sie davon überzeugte wieder in ihre Heimatstadt zurückzugehen und ihr Leben durch den endgültigen Ausstieg aus der Drogenszene zu ändern. Beate bekam Sozialhilfe, zog alleine in eine Mietwohnung und nahm wieder an einem Substitutionsprogramm teil. Zudem machte sie eine Umschulung zur Verkäuferin, die sie sich beim Sozialamt erkämpfen musste.

Nach ihrem Abschluss zog Beate erneut um und lernte ihren Freund kennen, mit dem sie bis zum Interviewzeitpunkt zusammen ist. Über eine Leihfirma fand sie einen Job bei einer Elektronikfirma, wo sie aus betrieblichen Gründen nach einem Jahr bereits entlassen wurde. Anschließend war Beate in zwei Bäckereien tätig: in der ersten drei Monate lang, in der darauffolgenden viereinhalb Jahre, wo ihr 2005 gekündigt wurde.

Nach dem Bezug von Arbeitslosengeld I musste Beate Hartz IV beantragen, da sie keinen Job mehr fand. Bei der ARGE bat sie darum, an einer Arbeitsgelegenheit teilnehmen zu dürfen, da sie sich nicht an das „Nichtstun“ gewöhnen wollte. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt, wenn sie auch keine Hobbys ausüben durfte, da ihr das von ihrem Freund verboten wurde. 2007 wurde Beate einer Maßnahme zur Stabilisierung und zur Reintegration in den Arbeitsmarkt zugeteilt, an der sie auch über den Interviewzeitpunkt hinaus teilnahm.

#### **b) Hans**

Hans wurde 1950 in Österreich geboren. Als er fünf Jahre alt war, wurde der Umzug seiner Großeltern von Österreich nach Deutschland zum Anlass, dass auch seine Eltern dorthin zogen. Sein Onkel vermittelte seinem Vater eine Arbeitsstelle und eine Wohnung für die Familie.

1956 wurde Hans eingeschult und blieb acht Jahre auf der Volksschule. Zu Hause erfuhr er eine strenge Erziehung. Sein damaliger Berufswunsch war Autoschlosser, den er allerdings wegen des autoritären Drucks seines Vaters nicht in die Tat umsetzen konnte. Dieser arbeitete nebenbei bei einem Gemüsehändler und verrichtete u.a. auch Feldarbeiten. Nachmittags half Hans dort manchmal aus. Sein Vater sprach sich mit dem Geschäftsführer ab, dass dieser Hans anbot bei ihm eine Lehre zu beginnen. Dieses Angebot nahm er an, brach jedoch bereits nach einem Jahr die Lehre ab, teils wegen der sehr langen Arbeitszeit von bis zu 72 Stunden pro Woche und dem vergleichsweise geringen Lohn. Er wechselte die Arbeitsstelle zu einem Reifenhändler, bei dem sein Vater mittlerweile auch im Schichtbetrieb arbeitete. Zwei Jahre lang war Hans dort in der Tagesschicht tätig, machte nebenbei seinen Führerschein und bekam sein erstes Auto, das ihm sein Vater finanzierte. Nach diesen zwei Jahren begann Hans im gleichen Betrieb mit Schichtarbeit, so dass er zusammen mit seinem Vater arbeiten konnte. Er wurde im Betrieb an neuen Maschinen ausgebildet und hatte ein zufriedenstellendes Einkommen.

Nachdem Hans angenommen hatte, dass er bei dieser Firma bis zur Rente arbeiten könne, wurde der Betrieb 1996 geschlossen, so dass Hans wie die anderen Beschäftigten auch seine Arbeit verlor. Im Anschluss kümmerte er sich nicht sofort um eine neue Arbeitsstelle,

sondern wollte erst einmal ein halbes Jahr „entspannen“. In dieser Zeit begann Hans schrittweise exzessiv zu trinken und blieb weiterhin arbeitslos, bis er 2001 wegen seines Alkoholkonsums ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Der jahrelange Konsum hatte seinen Körper, u.a. die Organe und die Gelenke, schwer angegriffen. An vier Wochen Krankenhausaufenthalt schloss sich eine vierwöchige Kur an. In der Kur beantragte er aufgrund seiner schweren körperlichen Schäden und seinem daraus resultierenden Grad der Behinderung (GdB) von 50 eine Erwerbsunfähigkeitsrente, die er auch für 18 Monate bewilligt bekam. Hans beantragte nach dieser Zeit die Weitergewährung, wurde allerdings auf Grundlage einer Untersuchung durch den Amtsarzt für erwerbsfähig eingestuft, was dazu führte, dass er sich erneut arbeitslos melden musste. Hans stellte also einen Antrag auf Arbeitslosenhilfe, welcher jedoch aufgrund der vorhergehenden Bezugszeit von Erwerbslosenrente abgelehnt wurde. Hans bekam also keinerlei staatliche Unterstützungsleistungen und brauchte seine Ersparnisse auf, da er sich schämte Sozialhilfe zu beantragen. Nachdem seine Ersparnisse aufgebraucht waren, musste Hans sein Konto überziehen und häufte Schulden auf. Zusammen mit seiner damaligen Lebensgefährtin, mit der er noch Interviewzeitpunkt zusammen war, überlegte er, wie sie sich aus dieser Situation retten könnten, da er noch immer keine Arbeit gefunden hatte. Sie liehen sich Geld vom seinem Schwager und beglichen die Schulden bei der Bank. Noch heute zahlt er diesen innerfamiliären Kredit zurück. Zuvor hatte sich Hans dem existenziellen Druck ergeben und notgedrungen Sozialhilfe beantragt.

Mit dem Wechsel von der Sozialhilfe zu Arbeitslosengeld II (2005) wurde Hans zu einer Arbeitsgelegenheit zur Reintegration in den Arbeitsmarkt zugewiesen, an der er bis zum Interviewzeitpunkt Ende 2007 durchgängig teilnahm. Anfangs sah er diese Zuweisung noch als Zwang, später war er zunehmend froh, diese Beschäftigungsalternative zu haben, da alle Beschäftigungsversuche (u.a. über Zeitarbeitsfirmen) gescheitert waren. Mit Blick auf die Zukunft überlegte er aufgrund seines Behinderungsgrades früher in Rente gehen, sofern die Behörden mitspielen würden.

### ***c) Stefan***

Stefan war zum Interviewzeitpunkt (2008) 37 Jahre alt und wohnte (wieder) im Haus seiner Eltern bei seiner Mutter. Sein Vater verstarb 2004 an einer Parkinson-Erkrankung, was Stefan hautnah mitbekam, da sein Vater bis zuletzt zu Hause gepflegt wurde. Er hat noch drei Geschwister: einen älteren Bruder, eine ältere Schwester und einen jüngerer Bruder. Der Kontakt zu den Geschwistern war belastet, zu dem älteren Bruder war er gar abgerissen.

### III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“

Ebenso lebte er zu der Zeit des Interviews in einer Fernbeziehung mit einer Frau, die in einer Werkstatt für Behinderte beschäftigt war.

In der Kindheit war Stefan nach eigenen Angaben „jähzornig“ und stellte damit eine Belastung für seine Eltern dar. Nach dem Kindergarten ging Stefan 1978 auf die Grundschule. Allerdings musste er wegen Lern- und Konzentrationsproblemen („*Teilleistungsschwäche*“) auf die Sonderschule wechseln, wo er auch einen Abschluss erlangte. Im Anschluss daran absolvierte er einen Berufsförderlehrgang im handwerklichen Bereich, woran sich eine Ausbildung zum Maler und Lackierer in einem Berufsförderungswerk anschloss. Diese Ausbildung schloss Stefan erfolgreich, wenn auch knapp, mit der Gesellenprüfung ab.

Stefan bekam eine Anstellung bei einer Autofelgenfirma, nachdem er ein paar Wochen Zigarettenautomaten aufgefüllt hatte, und musste deswegen in das benachbarte Bundesland ziehen. Bei der Felgenfirma arbeitete er in der Produktionsabteilung. Nach vier Jahren wurde er wegen einer Betriebsübernahme durch ein anderes Unternehmen entlassen. Eine Übernahmevereinbarung, bei der er zum gleichen Lohn hätte weiter arbeiten können, lehnte er ab und klagte vor Gericht, so dass er eine Abfindung erhielt.

Im Anschluss fand er nach einer kurzen Zeit der Arbeitslosigkeit eine Anstellung bei einer anderen Felgenfirma, musste dort jedoch aus gesundheitlichen Gründen aufhören. Stefan wurde wieder arbeitslos und begann mit Umschulungs- und Weiterbildungskursen bei unterschiedlichen Trägern. Bei den meisten Prüfungen erreichte er allerdings nur unterdurchschnittliche Ergebnisse, erlangte beispielsweise auch keinen Gabelstaplerschein wegen Problemen bei der praktischen Prüfung. In einer Maßnahme bei einem sozialen Träger machte er u.a. Übungen zum Fremd- und Selbstbild und natürlich Bewerbungstrainings. Stefan fand einen Job bei einer Leiharbeitsfirma, bei der er unterschiedliche Arbeitsorte kennenlernte.

2002 begann Stefan eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei einer Gemeinde, die anderthalb Jahre andauerte und die er wiederum wegen gesundheitlichen Problemen abbrach. Daran anschließend war er gezwungen Sozialhilfe zu beantragen (2004), wodurch er im folgenden Jahr in den ALG II – Bezug rutschte und auch seine Ersparnisse, wie z.B. seine Lebensversicherung, aufbrauchen musste. Stefans Bewerbungsversuche schlugen alle fehl, so dass er 2005 in eine Arbeitsgelegenheit zur Reintegration in den Arbeitsmarkt vermittelt wurde, bei der er bis zum Interviewzeitpunkt beinahe durchgehend teilnahm. Hier wechselte er häufiger als andere Beschäftigte den Einsatzort. Die Gründe hierfür waren zum einen gesundheitlicher Art oder lagen zum anderen in persönlichen Problemen mit den

AnleiterInnen sowie mit den auszuübenden Tätigkeiten. Zwischendurch absolvierte er immer wieder Praktika, die allerdings nie zu einer Anstellung führten.

Stefan fühlte sich durch seine finanzielle Lage aber auch hinsichtlich seiner Arbeitsfähigkeit sehr eingeschränkt, was ihn beides stark belastete. Als Hobbys nannte Stefan Musik Hören und seinen PC, war früher mal beim Roten Kreuz und im Fußballverein. Als Besonderheit nannte er, dass er nicht schwimmen könne, da er in früher Kindheit beinahe ertrunken wäre, und bis heute Angst vorm Schwimmen habe. Beruflich visierte er keine Tätigkeit auf dem ersten Arbeitsmarkt mehr an, sondern strebte Beschäftigungsmöglichkeiten in anderen Arbeitsgelegenheiten und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sowie auch in Rehabilitationsmaßnahmen an.

#### **d) Andreas**

Andreas war zum Interviewzeitpunkt (Spätsommer 2009) 44 Jahre alt. Er besitzt noch drei Brüder, von denen zwei aus der ersten Ehe des Vaters, ein leitender Oberstaatsanwalt, stammen und die ca. 20 Jahre älter sind. Seine Brüder bezeichnete Andreas alle als beruflich erfolgreich: einer ist Arzt, einer EDV-Fachmann und -Dozent und der dritte Psychologe.

Andreas' Eltern waren beide schwer krank und starben relativ früh: 1986 starb seine Mutter und 1988 sein Vater, was die gesamte Familie belastete. Andreas fand in seiner Großmutter eine weitere Bezugsperson, bevor diese jedoch ebenfalls kurz darauf verstarb (1989).

Andreas' schlug eine gymnasiale Schullaufbahn ein, die relativ „normal“ verlief. Im Gymnasium musste er eine Klasse wiederholen, da er Probleme mit Fremdsprachen hatte. Zuvor war er der jüngste Schüler in der Klasse gewesen, so dass er die Wiederholung hinsichtlich seines Alters nicht als „schlimm“ empfand. Nach dem Abitur (vermutlich '86 oder '87) begann Andreas eine dreijährige Ausbildung zum Krankenpfleger, da er wie sein Bruder einen medizinischen Weg einschlagen, jedoch nicht studieren wollte. Während dieser Ausbildung brachte seine Lebensgefährtin eine Tochter zur Welt. Andreas musste keinen Militärdienst und auch keinen Ersatzdienst leisten, da er ausgemustert wurde.

Nachdem Andreas die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen hatte, arbeitete er in einer Sozialstation. Diese Tätigkeit musste er nach 15 Monaten aufgrund einer Allergie gegen Händedesinfektionsmittel abbrechen.

Er schloss eine Umschulung zum staatlich anerkannten Anwendungsprogrammierer an. Danach war er zwei Jahre lang auf Honorarbasis als EDV-Dozent bei der Bildungseinrichtung tätig, an der einer seiner Brüder (der EDV-Fachmann) bereits längere Zeit angestellt war. Andreas verlor diese Beschäftigung aufgrund von Einsparungen und der schlechten

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

Auftragslage der Einrichtung. Ferner erlitt Andreas in diesen Jahren einen Autounfall, weswegen er längere Zeit nicht arbeiten konnte.

Nach der Dozententätigkeit schrieb Andreas sich an der Universität vor Ort in dem Studienfach Grund- und Hauptschulpädagogik ein und blieb insgesamt sieben Jahre lang eingeschrieben. Er wollte jedoch keinen Abschluss erreichen, sondern lediglich „pädagogisch fit“ bleiben.

Seine Lebensgefährtin bekam mit ihm zusammen noch ein zweites Kind und konzentrierte sich daneben auf ihr Sozialpädagogikstudium. Andreas kümmerte sich um die Erziehung, den Haushalt und jobbte neben seinem Studium u.a. als Taxifahrer und Squashtrainer. Nach dem erfolgreichen Abschluss ihres Studiums musste seine Freundin in eine weiter entfernte Stadt umziehen. Andreas zog jedoch nicht mit, so dass die Beziehung in die Brüche ging und er aus Kostengründen in eine kleinere Wohnung umziehen musste. Er studierte in der Folgezeit noch weiter und lebte von Erspartem.

Danach orientierte er sich um, verließ die Uni und eröffnete ein Bistro, das er jedoch nur ca. ein Jahr lang führte. Im Anschluss daran fand er Arbeit bei einem Winzer als Lagerist, wurde allerdings nach kurzer Zeit betriebsbedingt gekündigt.

Andreas absolvierte ein Praktikum bei einer Werkstatt für Behinderte als sozialpädagogische Hilfskraft und konnte so in eine Strukturanpassungsmaßnahme des Arbeitsamtes hineinkommen, während der er zehn Monate in der gleichen Werkstatt weiter arbeiten konnte. Nachdem er noch zwei Monate lang bis Ende Oktober 2004 eine Urlaubsvertretung übernehmen konnte, verlor er jedoch schließlich auch diese Beschäftigung.

Es schloss sich ein Existenzgründerseminar an, aus dem aber keine erneute Selbstständigkeit hervorging und Andreas ab Ende 2004 bis Mai 2005 Arbeitslosengeld I bezog. Anschließend bekam er Arbeitslosengeld II und übte unterschiedliche Tätigkeiten aus, u.a. als PES-Kraft in einer Grundschule, als medizinische Fachkraft in der Beratung bei einem Pflegedienst auf Honorarbasis oder auch als Dozent an der Volkshochschule. Zudem machte Andreas eine Ausbildung zur gerontopsychiatrischen Fachkraft, die er sich vor dem Sozialgericht erstritten hatte und erfolgreich abschloss. Wegen einer Allergie gegen Desinfektionsmittel konnte er bis zum Interviewzeitpunkt jedoch nicht in diesem Bereich tätig werden.

Andreas lebte längere Zeit (bis 2008) in einer Beziehung mit einer alkoholabhängigen Frau. Natürlich musste Andreas auch Arbeitsgelegenheiten während seines ALG II – Bezugs annehmen, was zumeist zu Konflikten zwischen ihm und der Arbeitsverwaltung führte. Bei einem Behindertenhilfverein, der Arbeitsgelegenheiten anbot, wurde er beispielsweise abgelehnt, da er einen Drogentest verweigerte. Als Folge wurde er als „Alkoholiker“ an die

### *III. „Und es hat mir ja auch irgendwo weiter geholfen“*

ARGE gemeldet und bekam eine Sanktion, gegen die er klagte und den Prozess auch gewann. Insgesamt hatte Andreas neun Sozialgerichtsprozesse geführt: achtmal gegen die ARGE und einmal gegen das Sozialamt. Gründe waren u.a. die falsche Berechnung der Kosten der Unterkunft und der Grundsicherung oder auch Sanktionen.

Eine der nächsten Arbeitsgelegenheiten war eine Beschäftigung im Altersheim, bei der er den BewohnerInnen Essen brachte und mit ihnen spazieren ging. Diese Tätigkeit gefiel ihm gut, doch endete sie gemäß der gesetzlichen Bestimmungen nach einem halben Jahr. Es folgten Maßnahmen bei der Straffälligenhilfe, in einem Kindergarten und bei einem Hilfverein für HIV-infizierte Personen.

Nebenbei gründete Andreas 2005 eine Erwerbsloseninitiative, die Ende 2008 zum gemeinnützigen Verein wurde. Hierfür opferte er zum Zeitpunkt des Interviews einen Großteil seiner Zeit.



## **IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur**

---

### *Zentrale analytische Kategorien*

Im Folgenden werden die in den einzelnen Fallanalysen gewonnenen Kategorien unter Einbezug der restlichen Fälle weiter verdichtet. So werden die bisherigen Erkenntnisse mithilfe von Kontrastierungen sowie nach dem Prinzip der fortlaufenden Differenzierung weiter ausgebaut bis schließlich das Grundgerüst eines theoretischen Modells zu erkennen ist (vgl. Kap. II.2). Hierfür werden – und es nochmals zu erwähnen – „die bereits vorliegenden und [...] bekannten Theoriebestände der Sozialwissenschaften im Randbereich unserer Aufmerksamkeit“ (GLINKA 2003: 39) belassen und erst später in die Diskussion einbezogen. Ein zu früher Blick auf externe Theorieressourcen würde die Gefahr bergen, die empirische Arbeit am Ende zu überlagern und zu verformen, und ist deswegen in der hier angewandten erkenntnisgenerierenden abduktiven Forschungslogik weitgehend zu vermeiden. Erlaubt seien dennoch einige begrenzte theoretische Anlehnungen, insbesondere an solchen Stellen, an denen sie sich sinnvoll an die aus dem empirischen Material gewonnenen Theorieerträge anschließen, etwa indem sie kontrastive Spiegelflächen anbieten.

### **1. Erwerbsarbeit als sozialräumliche Repräsentation innerhalb der Biographie**

Trotz unterschiedlicher Erwerbsverläufe ist allen Interviews gemein, dass „Arbeit“ bzw. die damit verbundenen Tätigkeiten in erster Linie sozialräumlich rekonstruierbar werden. Der „Raum“ rückte dabei zunächst auf symbolischer Ebene jeweils in den Mittelpunkt der Analyse. Und das unabhängig davon, welche biographische Relevanz der Beschäftigung zugrunde liegt, auch wenn die Absicherung der eigenen Existenz und damit die Ermöglichung einer unabhängigen Lebensplanung und der biographischen Selbstbestimmung eine zentrale Stellung einnimmt. Dazu weist das Datenmaterial darauf hin, dass es von Bedeutung ist, ob jene Absicherung zusätzlich gestützt werden kann, etwa durch einen Vermögensstand, eine sichere Wohnung, familiäre Auffangnetze usw.

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Betrachtet man Erwerbsarbeit als ein sozialräumliches Setting<sup>14</sup>, das sich innerhalb einer Traditionslinie institutioneller Ablaufmuster entwickelt, in der arbeitsgesellschaftlich Chancen eröffnet und verschlossen werden, also auf Grundlage des Lebenslaufes ein mehr oder weniger breiter Korridor der Ermöglichungskontexte entsteht, so wird deutlich, wie stark es jeweils biographisch verankert zu sein scheint. So soll der/die Einzelne im Kontext (arbeits)gesellschaftlicher Erwartungsmuster zu einem Beruf bzw. einem spezifischen Tätigkeitskontext gelangen, aus dem sich wiederum ein entsprechendes sozialräumliches Setting ergibt. Dieses Setting bezeichnet also nicht nur den Raum an sich, in dem sich beispielsweise Erwerbsarbeit abspielt, und dessen materielle Ausstattung, sondern ebenfalls die damit verbundenen Akteure, Handlungs- und Kommunikationsmuster, eine zeitliche Ordnungsstruktur, in die die Arbeitsabläufe eingebunden sind, sowie je beschränkte Zugangsmöglichkeiten. Zu beachten ist dabei, dass die biographische Relevanz- sowie Funktionszuweisung pro Akteur individuell erfolgt und sich im Verlauf des Lebens mehrfach ändern kann. Dabei ist das Zusammenspiel mit anderen sozialräumlichen Settings in den Blick zu nehmen, die nicht abgeschottet „nebeneinander“ stehen, sondern auf gesamtbio-graphischer Ebene je ein funktionales Arrangement bilden, welches eine innerhalb von Sozialisationsprozessen ausgeprägte Grundstruktur einnimmt. Jenes sozialräumliche Arrangement, das im Laufe des Lebens mehrfach neu zusammengestellt, beschnitten, erweitert wird bzw. – zusammenfassend formuliert – Transformationsprozessen unterliegt, lässt sich als **biographischer Sozialraum** bezeichnen<sup>15</sup>.

Um zu demonstrieren, wie sich dieses theoretische Konzept, das mithilfe der empirischen Ergebnisse aus den drei Eckfällen gewonnen wurde, ebenso auf die restlichen Fälle übertragen lässt, soll es nachfolgend anhand des Fallbeispiels „Hans“ sowie mit ergänzenden Verweisen auf die Fälle „Stefan“ und „Beate“ nachgezeichnet werden: In den ersten Kindheitsjahren blieb Hans‘ biographischer Sozialraum noch relativ beschränkt auf das familiäre Setting, das durch den Wegzug seines Onkels geändert wurde. Daneben wird es noch Settings innerhalb seines Freundes- bzw. näheren Bekanntenkreises gegeben haben, die mit einem Anwachsen der außerfamiliären Kontakte anwachsen und sich räumlich ausbreiteten. Schritt für Schritt erlebte Hans Erweiterungsprozesse, ob nun territorial oder auch hinsichtlich der sozialen Beziehungen, der Rollenzuschreibungen, der

---

<sup>14</sup> Zu beachten ist in diesem Zusammenhang auch der allgemeine Sprachgebrauch, der nicht ohne Grund u.a. mit Wörtern wie „Arbeitsplatz“ oder auch „Arbeitsstelle“ ebenfalls auf die Räumlichkeit von Arbeit verweist.

<sup>15</sup> Der Bezug zu Theorien und Konzepten von „Identität“ soll an dieser Stelle nur angedeutet werden, auch wenn er sich insbesondere hinsichtlich der in den unterschiedlichen Settings vorhandenen Rollenzuschreibungen aufdrängen mag. Doch soll hier explizit auf die sozialräumlichen Aspekte von Biographien abgezielt werden, die durch einen Fokus auf Identitätskonstruktionen wohl untergehen würden.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Handlungsmöglichkeiten. Der Umzug seiner Eltern von Österreich nach Deutschland veränderte dieses sozialräumliche Arrangement mit einem Schlag: Obwohl man zunächst oberflächlich betrachtet von einer Ausweitung des ihm bekannten Raumes sprechen könnte (zur der österreichischen Heimat kommt eine deutsche Stadt neu hinzu), stellt es sich für Hans als Einschnitt innerhalb seines biographischen Sozialraumes dar, da er viele Beziehungen und damit auch Settings aufgeben und sich auf ein nun verändertes familiäres Setting einlassen musste. Diese Neuordnung wird zu einer Aufgabe von Lebensbewältigung.

Spätestens mit dem Beginn der Schulzeit trat zu dem Verbund aus inner- und außerfamiliären (freundschaftlichen) Settings ein staatlich-institutionalisiertes hinzu. Auf arbeitgesellschaftlicher Ebene werden damit erste Strukturierungen für ein späteres berufliches Setting vorgenommen, v.a. da bereits in der Grundschule hoch selektiv Entscheidungen für den beruflichen Erwartungsfahrplan gefällt werden. Dies lässt sich am Fall „Stefan“ besonders gut illustrieren, der schon in früher Schulzeit als ein Kind mit Lernbeeinträchtigungen auf den Förderzweig des Bildungssystems umgelenkt wurde, was sich nachhaltig auf seinen späteren Werdegang auswirkte:

*„Also in der Grundschule war es so .. ähm ..(4).. da habe ich/äh in Mathematik Schwierigkeiten gehabt noch, und das Problem ist/äh/de, äh/meine Mutter hat mich dann raus/ääh, hat mich dann praktisch da rausgezogen ... aus der/äh aus der Grundschule, weil ich da halt Lernschwierig/also die Konzentrationsschwäche. Ich habe dann drauf gemusst zum Doktor M. nach A-Dorf. Und der hat mich dann untersucht gehabt, und .. da habe ich auch so/o, wie sagt man, so .. Tests gemacht. Und .. ähm .. der hat gemeint gehabt, ich könnte noch nen guten/ ich könnte auch noch nen Hauptschulabschluss machen, den würde ich noch hinkriegen.“ (00:30:30 – 00:31:08 / Stefan)<sup>16</sup>*

Stefan wurde anhand der arbeitgesellschaftlichen Anforderungen beurteilt, die im schulischen Setting repräsentiert werden. Die zusätzliche ärztliche Testierung beruht auf der Logik eines institutionellen Verlaufs, der durch die späteren beruflichen Perspektiven bestimmenden Auswahlentscheidungen ausgestaltet wird. Das Schulsetting verschließt und deckt gleichzeitig Ermöglichungskontexte auf, die den Lebenslauf sozialräumlich vorstrukturieren. Hervorzuheben ist, dass natürlich nicht nur institutionelle Rahmensetzungen sondern jeweils ein Bündel an unterschiedlichen Faktoren zusammenwirken und damit den Grundriss für das (spätere) berufliche Setting entwerfen, womit ausdrücklich auch die jeweiligen Marktstrukturen angesprochen sind. Aus der Perspektive von Hans nahm

---

<sup>16</sup> Die in diesem Kapitel verwendeten Interviewauszüge beziehen sich direkt auf die Tonbandaufnahme, so dass hier Zeitangaben im Format *Stunde : Minute : Sekunde* genannt werden.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

insbesondere der Vater einen maßgeblichen Einfluss auf die frühen Berufswahlentscheidungen des Sohnes aus:

*„Leider wollt/ also ich wollte einen Beruf lernen. Und zwar war mein Traum Autoschlosser, aber .. da bin ich wieder beeinflusst worden durch meinen Vater, da er vorher nebenbei bei einem Gemüsehändler gearbeitet hat. Und .. ich da also nach mei/also mittags nach der Schule, nach den Hausaufgaben und so habe ich da auch mal ein bisschen mitgeholfen. Und da haben die Zwei sich scheinbar abgesprochen/äh: Er soll halt mal mit mir reden, mit meinem Vater hat er sich da auch ein bisschen .. und ob ich nicht bei ihm arbeiten würde. Und gut, ich habe es halt dann gemacht, weil ... ich habe halt dann zuerst/in erster Linie halt habe ich dann gedacht: ‚Da verdienst du halt einmal Geld, ne? Mehr, wie wenn du jetzt in die Lehrjahre gehst‘, was ja wahrscheinlich das Denken auch verkehrt war.“ (00:01:45 – 00:02:40 / Hans)*

Jenseits des institutionellen Lebenslaufes sieht sich der/die Einzelne auf der Prozessachse der Sozialisation immer wieder neuen Settings konfrontiert, die schrittweise den biographischen Sozialraum erweitern. Es ist bewusst und unbewusst möglich eine immer genauere sozialräumliche Verortung von „sich selbst“ in der Gesellschaft vorzunehmen und sich damit in immer wieder neuen, teils nur kurzfristigen Settings zurechtzufinden. Damit wurde der Blick auf den Strukturbildungsprozess des biographischen Sozialraums geworfen. Grundlegend lassen sich drei unterschiedliche Basis-Entwicklungslinien erkennen, die in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext eingeordnet sind:

- a. Familie
- b. Institutioneller Lebenslauf
- c. Freundschaftliche, außerfamiliäre Kontakte / „Hobbys“

Zum einen können diese sozialräumlichen Basis-Entwicklungslinien – wie der gesamte biographische Sozialraum – in unzählige Settings bis auf eine spezifische Situation zerkleinert werden, abhängig davon, welchen Aspekt man genauer betrachten möchte. Zum anderen sind sie nicht abgeschlossen, sondern lassen Übergänge, Peripherien oder auch Schnittmengen erkennen. Wie bereits erwähnt, entsteht so aus biographischer Perspektive ein dynamisches, komplexes sozialräumliches Arrangement, das mithilfe von Relevanzsetzungen und Funktionszuweisungen geordnet wird. Die Verflechtung untereinander trägt dazu bei, dass Änderungen an einer Stelle stets zu Verwerfungen in der Gesamtheit führen und damit Bewältigungsaufforderungen offen legen. Besonders deutlich wird dies, wenn man Hans‘ Schilderungen hinsichtlich der Veränderungen seines beruflichen Settings betrachtet, nachdem er entlassen wurde:

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

*„Die Unterschiede waren halt einmal so: Was heißt ich/was heißt das Unterschied? Ich erkläre es jetzt mal so: Ich war halt damals in/auch keiner von den Ältesten, die entlassen worden sind drin. Aber die Jungen so bei mir in der Abteilung ... die haben .. an sich alle Arbeit gekriegt. Nicht alle, aber sehr viele. Und .. was mich dort ... wo ich gedacht habe: ‚Ey, jetzt guck mal.‘ Es hat keiner gesagt: ‚Ey, ich habe mir da und da eine Stelle gesucht. Ich habe was gekriegt .. Ah, tu dich auch einmal dort bewerben.‘ Das hat keiner gemacht. Das (schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch) hat mich gewundert. Da habe ich gedacht: ‚Guck einmal, du stehst jetzt quasi alleine da‘, weißt du? [...] Obwohl, ich habe mir/mit den Arbeitskollegen so an sich keine Probleme gehabt. Wir haben uns immer gut verstanden, und so. Oder auch im .. Geschäft, also äh/im Arbeitsbereich intern hat jeder jedem geholfen, und so, ne. Keine Probleme.“ (00:18:10 – 00:20:06 / Hans)*

Mit der Entlassung verlor Hans nicht nur seinen Arbeitsort, sondern auch die Arbeitsbeziehungen begannen zu bröckeln. Die Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufes stellt sich um einiges unflexibler dar als die beiden anderen Linien. Sie enthält zumeist Brüche, in denen sozialräumliche Zuweisungen fehlen, d.h. keine Settings klar auf ihr verortet werden können. In diesem Fall neigt sie dazu sich mit den anderen Basislinien zu vermischen oder auf eine andere (institutionelle) Ebene zu verlagern (hier ist v.a. die Arbeitsvermittlung zu nennen). Dies ließe sich ebenfalls einerseits als Entgrenzungsprozess beschreiben, da die Zuordnungsgrenzen des beruflichen Settings aufgehoben werden. Andererseits ist jedoch hervorzuheben, dass neue räumliche Grenzen dadurch gezogen wurden, indem die Zugangsmöglichkeiten zu der bisherigen Arbeitsstätte verschlossen wurden. So ist noch einmal festzuhalten, dass biographisch-sozialräumliche Begrenzungen auch immer *Entgrenzungen* zur Folge haben. Letztere bringt Hans als „Fallenlassen“ zur Sprache:

*„Ja, ne Umstellung, ja klar, war es schon ... Das ging halt, ja ... ich würde fast sagen, dass ich mich in der ersten Zeit so komm/ist mir heute der Eindruck so ein bisschen, hast/hast ein bisschen fallen gelassen, ja? [...] Aber irgendwie hat man sich schon am Anfang ein bisschen fallen gelassen, so, weißt du. ‚Ach jetzt ist es egal. Jetzt lebe ich es einmal ein bisschen aus‘, weißt du .. Ich meine, ich habe ja 31 Jahre Schicht gearbeitet, wo ja nicht heißt, dass das reicht vom .. ja, aber .. da war mal halt dann ein bisschen, ja, leichtsinnig, würde ich sagen so.“ (00:27:06 – 00:28:32 / Hans)*

*„Aber das hat dann irgendwie auch nix gebracht. Da hast du zu Hause rumgehockt, ja, und dann ist ... der blöde Alkohol ins Spiel gekommen mitunter, ja. Und das ist halt auf einmal wirklich .. zu viel geworden, ja.“ (00:06:00 – 00:06:16 / Hans)*

Hans' „Auszeit“, die übrigens auch bei anderen Interviews nach einer Entlassung thematisiert wurde, wird anfangs relativ klar auf der Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufes verortet, auch wenn sich sozialräumliche Verschiebungen ereigneten: Das familiäre Setting wurde innerhalb eines veränderten Handlungsrahmens sowie einer neugeordneten

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Alltagsstruktur zum Substitut des beruflichen. Im Hintergrund wurde die bisherige berufsbiographische Orientierung aufrecht erhalten: Irgendwann sollte der Berufseinstieg wieder in der bewährten Branche und mit dem bekannten Tätigkeitsprofil erfolgen. Der zunehmende exzessive Alkoholkonsum und damit einhergehende gesundheitliche Probleme machten diese Planung allerdings zunichte und verlagerten die Berufsbiographie auf die institutionelle Ebene des Sozialstaates bzw. der Hilfen zur Wiedereingliederung. Hans standen keine geeigneten Bewältigungsressourcen zur Verfügung, um seinen biographischen Sozialraum nach der Kündigung grundlegend zu stabilisieren, indem entweder alte ArbeitskollegInnen Jobangebote vermittelt hätten (s.o.) oder auch durch die Entwicklung neuer Planungsmuster.

Biographisch-sozialräumliche Be- und Entgrenzung bzw. Stabilisierung und Destabilisierung können sich selbst- oder auch fremdbestimmt entwickeln, wobei ein besonderer Blick auf die finanzielle Lage des Einzelnen geworfen werden muss. Sie ist u.a. ein bestimmender Faktor für Mobilität und begrenzt damit den biographischen Sozialraum ganz objektiv. Zudem wird gesetzlich über sie der Zugang zu Sozialhilfeleistungen strukturiert und damit ein bestimmter institutioneller Kontext eröffnet, der durch den Einzelnen nicht oder nur in geringem Maße beeinflussbar ist. Betrachtet man die Arbeitsvermittlung des SGB II, also vornehmlich die Jobcenter, so besitzt diese einen festgeschriebenen Auftrag, der die Mitwirkung der sog. LeistungsempfängerInnen einfordert. Jener Auftrag bedeutet im Normalfall die Fortschreibung der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs, so dass man das Jobcenter auch als ‚Bypass-Setting‘ bezeichnen könnte, als ‚Brücke‘ zwischen dem alten und dem neuen beruflichen Setting.

Das sozialräumliche Setting wird zwar zum einen von institutioneller Seite stark vorgegeben (hier z.B. klare Rollenzuweisungen als „KundIn“ und „VermittlerIn“, Büroräume als zentraler Ort der persönlichen Kommunikation, soziale Beziehung auf Vertragsbasis (Eingliederungsvereinbarung)), andererseits von dem/der KlientIn in den eigenen biographischen Sozialraum mithilfe von Funktionszuweisungen und Relevanzsetzungen direkt und indirekt eingeordnet und dabei auch bewertet. Wie einige Fälle zeigen, so ist es durchaus möglich, dass die gesetzliche Funktionszuschreibung an das Jobcenter gar nicht zur Entfaltung kommen kann, da das sozialräumliche Setting diese im Einzelfall erst gar nicht ermöglicht. Es wird von der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs abgelöst und dockt an ganz anderer Stelle im biographischen Sozialraum an, so dass eine Integration in den Arbeitsmarkt mithilfe des Jobcenter-Settings immer schwerer möglich wird.

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Die räumliche Komponente des hier dargelegten Modells schließt auch immer eine zeitliche Ordnungsstruktur ein, die entlang von mehr oder weniger ritualisierten Ablaufmustern aufgebaut wird und die landläufig als „Alltag“ bezeichnet werden kann. Der biographische Sozialraum des Alltags als der zentrale Ausschnitt des Gesamttraums entspricht jener zeitlichen Anordnung von sozialräumlichen Settings, die zumeist wichtige biographische Positionen auf den Basis-Entwicklungslinien einnehmen. Gegen den Alltag werden immer wieder Settings gestellt, die sich nicht darin einordnen lassen, wenn sie auch zum Teil wichtige Bewältigungsfunktionen erfüllen – beispielsweise Urlaub. In Lebensphasen der Alltagsirritation, wie nach einer unerwarteten Kündigung des Arbeitsplatzes, sorgt der Wegfall bestimmter zentraler Settings dafür, dass die Ordnungsstruktur nicht mehr aufrecht erhalten werden kann; jedenfalls nicht in der bekannten Form. Der/die Betroffene ist mit der Aufgabe konfrontiert, einige Zeitfenster mit neuen Settings zu füllen. Dabei wird klar, wie stark das Sozialräumliche biographisch mit dem Zeitlichen verwoben ist: Im Alltag ist es „unüblich“ zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort zu sein (z.B. um elf Uhr morgens bereits an der Käsetheke des Supermarktes, zu welcher Zeit man noch eine Woche zuvor wie die gesamten letzten Jahre im Büro saß). Die Bewältigungsaufforderung wird an dem Erleben deutlich, dass situativ im Vergleich mit der eigenen und auch anderen Lebensgeschichten „irgendwas nicht zu stimmen scheint“ – oder konkreter: anhand der Feststellung von Irritationen nach einer Überprüfung verschiedener Normalitätskonstruktionen.

Bisher wurde nur kurz angeschnitten, welchen funktionalen Rahmen der biographische Sozialraum besitzt, der die persönliche Entwicklung des Einzelnen bedingt. Einigen Settings wird eine *selbsterhaltende* Funktion zugeschrieben, womit insbesondere die Selbsterhaltung, die Absicherung und die Weiterentwicklung der eigenen Person sowie deren Ziele gemeint sind. Dem Büroraum als Beispiel wird auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs die Funktion der Existenzsicherung zugeschrieben, während dem Haus der Familie eine zentrale Funktion der Fürsorge zugeschrieben werden kann. Persönliche Relevanzen zeigen auf, welche Rolle die verschiedenen Funktionen für den Einzelnen spielen. Fallen mit sozialräumlichen Settings auch relevante Funktionen weg oder werden sie durch alternative Settings unzureichend substituiert, so wird der biographische Sozialraum neben der räumlich-zeitlichen Ordnungsaufforderung zusätzlich destabilisiert. Bei Hans wird dies an dem drohenden Verlust seines Autos deutlich:

*„Dann ist es nochmal drum gegangen, weil ich noch ein Auto besessen habe, ne? ... Da habe ich schon gemerkt, ja gut, gleich gefragt: ‚Was für ein Baujahr? Was für ne*

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

*Marke? Und wie alt ist das Auto? ‘ Gut zum/z/z/zum selben Zeitpunkt war das noch so siebeneinhalb tausend Euro wert .. Ich habe es ja gerade erst gekauft gehabt, ein Jahr vorher oder so, ja. Und da habe ich schon Angst gehabt. ‚Ja‘, habe ich gesagt: ‚Gut, wenn Sie mir das Auto nehmen‘, habe ich gesagt: ‚dann habe ich überhaupt keine Chance mehr für/für auf dem Arbeitsmarkt, ja?‘ [...] Und ich habe dann tatsächlich Glück gehabt, dass das nicht so war. Ich konnte also mein Auto behalten, ja. Und .. das war dann schon ok, also.“ (00:31:57 – 00:32:50 / Hans)*

In diesem Fall entstand durch den Wegfall des finanziell absichernden Rahmens der Erwerbstätigkeit die Gefahr und die Angst vor einer Mobilitätsbeschränkung, was Auswirkungen auf das gesamte sozialräumliche Arrangement gehabt hätte – übrigens obwohl oder gerade weil sozialstaatliche Institutionen an der Existenzsicherung beteiligt waren. Fremdbestimmte Verwerfungen oder auch selbstbestimmte Änderungen können bei mangelhafter Bewältigung zu einer schrittweisen Reduktion des biographischen Sozialraums führen, sprich: einer territorialen Eingrenzung, da notwendige Ressourcen bzw. Ermöglichungskontexte fehlen. Im Alltag tauchen dann immer weniger Settings auf, obwohl die betroffene Person sich eigentlich mehr wünschen würde – *Bewegung* ist eine fundamentale Voraussetzung für die Aufrechterhaltung bzw. Erweiterung des biographischen Sozialraums. In den Interviews ist in diesem Zusammenhang zu erkennen, dass jene Settingreduktion häufig in einen Familiarisierungsprozess eingebunden ist, in dem das familiäre Setting zum einzig bestimmenden wird.

*„Und/äh .. im Februar war das, bin ich dann zur Frau H. gekommen, und/äh .. beziehungsweise, ja, da war ich auch schon die ganze Zeit bei ihr. Und habe sie dann halt gebeten, weil mir die Decke auf den Kopf fällt, und weil ich halt was machen wollte, habe ich sie dann gebeten, mir einen 1-Euro-Job zu besorgen. Und das hat sie mir auch gemacht .. weil ging's halt darum, durch das, dass ich/dass ich jetzt nur noch/ääh zu Hause gehockt habe, ja? .. Man gewöhnt sich ja/äh da dran, irgendwo, ne? [...] Also ich habe früher immer Tennis gespielt, und geschwommen und/und/äh Reiten tu ich normalerweise .. aber der [Lebensgefährte] lässt mich überhaupt nix machen.“  
( 00:56:26 – 00:57:37 / Beate)*

Bei Beate sorgte also neben der prekären finanziellen Lage auch häusliche Gewalt dafür, dass ihr biographischer Sozialraum mehr und mehr einschränkte. Deutlich wird, dass insbesondere aus der Beschneidung von selbstbestimmtem Handeln und einer daraus resultierenden Verkleinerung des biographisch-sozialräumlichen Arrangements das familiäre Setting an zentrale Stelle rückt. Umso krisenhafter wird die individuelle Situation, sollte dieses „letzte“ Setting in irgendeiner Art belastet sein, etwa durch eine stoffliche Abhängigkeitserkrankung des Ehemannes wie in Inges Fall oder die Erkrankung der Mutter wie bei Markus. Als Bewältigungsansatz versuchte Beate ihren biographischen Sozialraum mithilfe einer



#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

öffentlich-geförderten Beschäftigung zu erweitern, welche sie klar auf der Basislinie des institutionellen Lebenslaufs verortete. Auch in den anderen Interviews ließ sich feststellen, dass auf das Erleben des Eingeschlossenseins innerhalb eines Prozesses, der alle sozialräumlichen Bezüge auf das familiäre Setting verdichtet, häufig Bearbeitungsstrategien angewandt werden, die zu einer biographisch-sozialräumlichen Erweiterung führen. Jene Erweiterung muss nicht zwangsläufig auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs andocken, selbst wenn die Bewältigungsaufforderung durch den Wegfall der Erwerbstätigkeit entstand. Entscheidend ist die individuelle, kompensatorische Relevanzsetzung und Funktionszuschreibung der Settings, die an die Stelle der weggefallenen treten. Bei Markus erreichten beispielsweise das Hobby „Techno“ und damit sein Hobbyraum eine zentrale biographische Bedeutung, während der Forst als Ort der Erwerbsarbeit mehr und mehr an Relevanz verlor. Inge suchte virtuell-räumliche Erweiterungsmöglichkeiten im Internet mithilfe des Chattens und lernte auf diese Weise neue Männer kennen, was schließlich das Ende ihrer Ehe besiegelte.

Unabhängig davon, ob sie Bewältigungsfunktion einnehmen oder nicht, werden biographisch-sozialräumliche Erweiterungen innerhalb vielfältiger Aneignungsprozesse eingerichtet, die sich entlang der folgenden Dimensionen aufschlüsseln lassen:

- 1) *Formen des Zugangs*: Dabei muss die grundlegende Frage beantwortet werden, auf welche Weise ein Akteur die Beziehung zu dem Setting aufbaut. Zumeist kommen dabei situative Ermöglichungskontexte zum Tragen, die nur innerhalb bestimmter Zeitkorridore Chancen entfalten. Die zum Erschließen des Settings notwendigen Aneignungsprozesse richten sich u.a. an jener Zugangsform aus. Bsp.: Nur durch die Hilfe ihres Sohnes, die ihre technische Kompetenz vergrößerte, gelang es Inge in den Internet-Chatroom zu gelangen, wo sie einige Zeit später ihren neuen Lebenspartner kennenlernte.
- 2) *Kommunikationsstruktur*: Für die Aneignung bestimmend ist ebenfalls wie die Akteure untereinander in Beziehung treten. Gibt es eine bestimmte Ordnung innerhalb des Settings (hierarchisch, gleichberechtigt, usw.), die u.a. Rollenzuschreibungen verteilt? Welches sind die bevorzugten Handlungsmuster, die möglicherweise auf einer gemeinsam ausgehandelten oder auch auf einer institutionell vorgegebenen Funktionszuschreibung des Settings aufbauen? Bsp.: In der Arbeitslosenselbsthilfe von Gerd ist die Kommunikationsstruktur durch die – wie der Name schon sagt –

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

gegenseitige Hilfe in der Lebenslage der Arbeitslosigkeit sowie durch das Organisationskorsett eines Vereins (e.V.) bedingt.

- 3) *Aneignungskultur*: Mit diesem Punkt ist die Verortung eines Settings im biographischen Sozialraum angesprochen. Welche Funktion soll das Setting erfüllen und welche erfüllt es am Ende tatsächlich? Welche Relevanz erhält das Setting und wie verändert sie sich? Die Aneignungskultur bildet dabei neben dem Zugang einen weiteren Ermöglichungskontext, in dem beispielsweise Kompetenzen aufgebaut und neue Rollenzuweisungen ausprobiert werden können, die eine Verschiebung des gesamten biographischen Sozialraums zur Folge haben können. Bsp.: Markus entdeckte mit dem Hobby „Techno“ eine für ihn neue Welt, in die er sich immer weiter hinein bewegte. Der Hobbyraum wurde ständig durch technische Neuerungen ergänzt, er ging auf CD-Märkte, was ebenfalls eine sozialräumliche Erweiterung darstellte, und er verbesserte sein musikalisches Können.

Zusammenfassend lässt sich der **biographische Sozialraum** also als individuelles Arrangement an unterschiedlichen sozialräumlichen Settings bezeichnen, das

- sich entlang dreier Basis-Entwicklungslinien innerhalb von Sozialisationsprozessen aufbaut,
- eine zeitlich Ordnungsstruktur auf der Grundlage von Funktionszuschreibungen und Relevanzsetzungen besitzt,
- ständigen selbst- und fremdbestimmten Veränderungen unterliegt, die Bewältigungsaufforderungen entwerfen.

Die Settings lassen Übergänge, Peripherien und selbst Überschneidungen zu. Um jedoch hinreichend genaue biographische Verortungen vornehmen zu können, sind in jenen Grenzbereichen besondere Bewältigungsformen notwendig. Dies lässt sich exemplarisch anhand Inges Berufsbiographie demonstrieren: Die Zusammenführung von beruflichem und familiärem Setting, die sich teils sehr schleichend einstellte, führte dazu, dass Inge in derselben räumlichen Situation teils mit Rollenzuweisungen konfrontiert wurde, die auf unterschiedlichen Basis-Entwicklungslinien lagen. So fand sie sich beispielsweise zeitweise gleichzeitig in der Mutter- und der Verkäuferinnenrolle wieder, was für sie eine hohe Belastung darstellte und sich in der Gestaltung der Räumlichkeiten widerspiegelte. Situative Überschneidungen von Settings, die im biographischen Ordnungssystem an unterschiedlichen Stellen einsortiert wurden, führen zu Irritationen, die langfristig aufgelöst werden wollen.

Betrachtet man noch einmal die dem biographischen Sozialraum innewohnende Dynamik, so ist Folgendes festzuhalten:

- Das zeitlich-räumliche Ordnungssystem wird durch Funktionszuweisungen und Relevanzsetzungen individuell (etwa nach hedonistischen Prinzipien) strukturiert und gesellschaftlich bzw. institutionell beeinflusst.
- Die Dynamik besteht aus ständigen Einschränkungs- und Erweiterungsprozessen, die selbst- oder fremdbestimmte Gestalt annehmen und Mobilität<sup>17</sup> als eine fundamentale Voraussetzung festlegen. Reduktionen von Settings, die im Extremfall den biographischen Sozialraum auf das familiäre Setting verkleinern und als Familiarisierungsprozess beschreibbar sind, werden häufig von sozialräumlichen Erweiterungen begleitet, welche innerhalb von mehrdimensionalen Aneignungsprozessen stattfinden und als Bewältigungshandeln identifiziert werden können.
- Fokussiert man in diesem Zusammenhang auf die Begriffe der „Be- und Entgrenzung“, so lässt sich eine dem hier dargelegten theoretischen Modell zugehörige Ambivalenz erkennen, die sich ebenfalls auf daran angeschlossene Bewältigungsaufforderungen überträgt: Biographisch-sozialräumliche Begrenzungen (etwa durch den Verlust einer Arbeitsstelle) verweisen gleichzeitig auf Entgrenzungen, da das zeitlich-räumliche Ordnungssystem damit aufgebrochen wurde.

## **2. Abbrüche und Akzeptanzdefizite**

Dass Erwerbsbiographien unter den aktuellen Arbeitsmarktbedingungen weitaus brüchiger geworden sind und der/die Einzelne/n immer wieder aufs Neue zu einer selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Lebenslaufes aufgefordert wird, ist kein neues Phänomen. Als Folge der Flexibilisierung der Arbeitswelt setzt die Individualisierung direkt an den Biographien an, wobei sie sich nach Ulrich Beck in drei unterschiedlichen Weisen entfaltet:

„Der lebensweltliche Prozeß der Enttraditionalisierung, d.h. die Normalbiographie wird zur Wahl- oder auch **Bastelbiographie**. Die **Arbeit** wird zeitlich und vertraglich ‚zerhackt‘, der

---

<sup>17</sup> Mobilität wird dabei als sehr breit gefasster Begriff verstanden, der nicht nur auf ein bestimmtes Verkehrsmittel und damit zusammenhängende territoriale Bewegungsmöglichkeiten verweist, sondern eine individuell festgelegte Ressource darstellt, deren Beschaffenheit eng mit der Konstitution des biographischen Sozialraums verflochten ist.

**Konsum** wird individualisiert. Es entstehen individualisierte Produkte und Märkte.“ (BECK 2007: 108)

Der Aufbau der Erwerbsbiographie wird kontinuierlich weiter entstandardisiert, risikoreicher und langfristig diffiziler planbar. So ist der Entwurf eines beruflichen Erwartungsfahrplanes in der Moderne mehr denn je Änderungen unterworfen, auch wenn er sich zunächst auf eine relativ starre institutionelle Fahrstrecke beziehen muss. Der Umstand, dass Abbrüche im Lebenslauf als jene Änderungen – teils in radikaler Form – auftauchen, ist also vorerst nichts Besonderes. Im Rahmen dieser Arbeit konnte jedoch untersucht werden, in welcher Weise Abbrüche stattfinden, wie sie gestaltet, bewältigt und in einen gesamtbio-graphischen sowie gesellschaftlichen Kontext eingeordnet und darüber bewertet werden.

Zunächst können zwei grundlegende Dimensionen identifiziert werden:

1) *Selbstinitiierte Abbruchhandlungen*: Basis ist hier die von den Betroffenen ausgehende Entscheidung, eine Tätigkeit nicht weiter auszuüben – der Abbruch ist also Teil einer biographischen Planung und wird auch als solcher wahrgenommen. Allerdings ist bei den untersuchten Fällen besonders auffallend, dass das Begründungsfundament häufig auf externe Ursachen verweist, die den Akteur mit einer gewissen Zwangslage konfrontieren, die wiederum fremdbestimmende Einflussfaktoren offenbaren. Als Beispiele können Markus' Rückenleiden (neben der diskriminierenden Ausbildungssituation) oder auch Inges Unwohlsein bei kleineren Operationen des Landarztes dienen. In beiden Fällen schloss sich der Abbruch der Ausbildung an, da die ausgeübte Tätigkeit nicht zu „passen“ schien. Inge wandte auch im weiteren Lebensverlauf ein selbstbestimmtes, hedonistisches Prinzip an, das ihr bei der Ordnung ihrer biographischen Planung half. Ihren Rückzug aus dem Getränkevertrieb der Familie begründete sie jedoch mit der Überlastung in der Doppelfunktion als Geschäftsfrau und Mutter. Bei Markus wie auch bei anderen Fällen sticht die Kategorie „Krankheit“ ins Auge, die den Handlungsraum des Einzelnen verdichtete und damit Abbrüche provozierte. So lässt sich hier ein Abbruch als reaktives Bewältigungshandeln identifizieren.

2) *Fremdinitiierte Abbruchhandlungen*: Von der o.g. Dimension sind Abbrüche zu unterscheiden, die jenseits einer biographischen Planung des/der Einzelnen liegen und mehr oder weniger seriell-akzidentiellen Charakter besitzen. In diesem Zusammenhang sind beispielsweise betriebsbedingte Kündigungen zu nennen. Die Differenz besteht

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

insbesondere darin, dass hier in erster Linie Bewältigungshandeln als Folge des Abbruchs notwendig wird.

Beide Dimensionen enthalten demnach selbst- wie auch fremdbestimmte Handlungselemente – ausschlaggebend ist die biographische Einordnung des Abbruchs sowie das Erleben des/der Betroffenen. So kann es vor einem Abbruch einen gewissen Zeitraum geben, in dem die Bedrohung bzw. die Problemlage bereits bewusst ist und aus dieser Erkenntnis heraus Versuche unternommen werden, sie noch abzuwenden. In einigen Interviews zeigten die Betroffenen dabei ein Handlungsmuster des „Ankämpfens“, um ihre Lage zu stabilisieren und handlungsfähig zu bleiben: Obwohl die gewählten Verarbeitungsstrategien auf die jeweilige, sich krisenhaft zuspitzende Situation nicht vollständig zu passen scheinen, werden sie nicht aufgegeben, sondern mit Vehemenz weiterverfolgt. Ein Grund dafür ist das Fehlen von Alternativstrategien. Bewältigungshandeln wird beim Ankämpfen prozessual so stark verwoben, dass es im Einzelfall retrospektiv unklar sein kann, ob ein („drohender“) Abbruch die Folge oder der eigentliche Ausgangspunkt der Bewältigung war. Fest steht auf alle Fälle, dass sich das Ankämpfen in einen biographisch-zeitlich begrenzten Kontext stellen und als grundlegend ziel- und problembezogen beschreiben lässt (vgl. Kap. IV.3).

An dieser Stelle sei noch einmal darauf verwiesen, dass sich Abbrüche jeweils auch sozialräumlich abbilden (vgl. Kap. IV.1) und insbesondere auf dieser Ebene bewältigt werden. Damit verbunden sind zudem zeitliche Verarbeitungsmuster, wie sie beispielsweise bei Inge nach der Kündigung ihrer Bürotätigkeit in Form einer Aufrechterhaltung der bisherigen Tagesstrukturierung auftauchen. Sie sollte gemäß eines ärztlichen Rates ihren Alltagsverlauf wie bisher anordnen, um die negativen Konsequenzen der „*Lebensumstellung*“ (10/27 / Inge) abzumildern. Hieraus ist ein Appell an die Struktur von Abbrüchen ableitbar, der einen schrittweisen Verlauf einfordert, um angemessener bewältigbar zu sein bzw. damit das individuelle zeitlich-räumliche Ordnungssystem allmählich angepasst werden kann.

Ein interessantes Phänomen, das sich häufiger in den Interviews wiederfindet, ist die anfängliche Nutzung der Erwerbslosigkeit als „Auszeit“, um sich vom davorliegenden Arbeitsalltag zu „erholen“. In diesen Fällen wurde der Abbruch mit all seinen Folgen nur oberflächlich verarbeitet, meist in der Erwartung im Anschluss wieder einer regulären Beschäftigung nachgehen zu können. Mit dem Zerbrechen dieses Erwartungskonzeptes wird gleichzeitig jener Verblendungsmechanismus ausgehebelt und die Akteure werden (beinahe) auf einen Schlag in negativer Weise mit ihrer Situation konfrontiert. Als symbolischer Akt dieser Konfrontation ist der Weg zum Jobcenter bzw. zum Sozialamt zu nennen, während

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

dessen die aktuelle Lebenslage anerkannt (wenngleich nicht unbedingt akzeptiert) werden muss. Ein plötzliches, konfrontatives Aufheben der Verblendung stellt neue Ansprüche an das individuelle Bewältigungskonzept, welchen jedoch der institutionelle Kontext der Arbeitsverwaltung selten gerecht werden kann.

Abbrüche auf berufsbiographischer Ebene bedeuten zumeist ein Ausscheren aus den Ablaufmustern des institutionellen Lebenslaufs und stehen damit im direkten Gegensatz zu „regulären“ sequenziellen Abschlüssen. So werden Alternativmuster aufgebaut, die bis zu einem bestimmten Grad deckungsgleich mit den arbeitgesellschaftlichen Strukturvorlagen sein müssen, um eine gewisse Mindestakzeptanz im Arbeitsmarkt zu besitzen. Als deutlicher symbolischer Markierer dient dabei das Alter, das beim Gegenüber eine bestimmte Lebenslauferwartung erzeugt. Nicht nur aus diesem Grund spielt die Zeitlichkeit bzw. die biographische Einordnung von Abbrüchen eine wichtige Rolle für damit verbundenes Bewältigungshandeln. So ist die (arbeits)gesellschaftliche Akzeptanz dafür ausschlaggebend, ob von dritter, insbesondere staatlicher Seite weitere Bewältigungsressourcen zur Verfügung gestellt werden oder der Abbruch möglicherweise sanktioniert wird, womit neue, zusätzliche Bewältigungsaufforderungen verbunden sein können. Der Fall „Gerd“ macht deutlich, wie es möglich ist, durch den als selbstbestimmt empfundenen Abbruch eines beruflichen Erwartungsfahrplans außerhalb der Akzeptanzgrenzen des Arbeitsmarktes aufzuschlagen, auch wenn kurzfristig eine anschließende Beschäftigungsperspektive ergriffen werden kann: Die „verspätete“ Lehre mit 34 Jahren, für die das Studium aufgegeben wurde, in dem Beruf des Druckers, dessen wirtschaftliche Bedeutung zunehmend sank, brachte Gerd in eine Fallsituation, aus der er sich trotz vielfacher Bemühungen aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnte. Für lebenslaufbezogenes Bewältigungshandeln bedeutet dies, dass langfristige Ressourcen nur in einem konstruktiven Aushandlungsprozess zwischen Akteur und Arbeitsmarkt bereit gestellt werden können, der institutionell unterstützt werden könnte und bei dem jeweils (u.a. formale) Akzeptanzdefizite abgebaut werden können.

*Kurz:* Für berufsbiographische Bewältigungsanstrengungen im Zusammenhang mit Abbrüchen ist es zunächst entscheidend, inwieweit diese zum eigenen beruflichen Erwartungsfahrplan passend erscheinen, sich also im selbstbestimmten Rahmen dessen bewegen (selbstinitiiert) oder diesen fremdbestimmt durchbrechen (fremdinitiiert). Beiden Dimensionen gemein ist, dass sich ein darauf folgendes Bewältigungshandeln innerhalb der Akzeptanzgrenzen der Arbeitsgesellschaft bewegen muss, um langfristig eine integrative Wirkung zu entfalten.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Akzidentielle Abbrüche stellen aufgrund ihrer konfrontativeren Gestalt höhere Ansprüche an das individuelle Bewältigungskonzept als Abbrüche, die sich in einem zeitlich-räumlichen Übergangsrahmen bewegen.

Mehr als deutlich wurde anhand der analysierten Fälle, wie stark Lebenslaufentscheidungen und damit Bearbeitungsintentionen in der Erwerbslosigkeit durch das Handeln der Arbeitsvermittlung fremdbestimmt überformt werden können. Das folgende Beispiel von Andreas' Abbruch bzw. Ablehnung seiner ersten Arbeitsgelegenheit zeigt dies in besonderer Weise auf:

*„Und der hat mir dann die Eingliederungsvereinbarung m/hingelegt und hat gesagt: ‚Durchlesen.‘ Und ich dann so ein bisschen gekuckt, war wirklich noch nicht fertig: ‚Hopp, unterschreiben. Machen’s!‘ Hätte ich dann auch sagen müssen: ‚Hey, die nehme ich mir mit heim.‘ War einfach keine Ahnung gehabt und schon so ein bisschen nen Bammel. Und dann auch gleich unterschrieben. Also/ähm war schon ziemlich schofel, das Ganze. Das/aber wie schofel, das habe ich dann eben auch erst gemerkt, nach d e m die mich da gekeitelt haben. Beziehungsweise habe ich nen Ein-Euro-Job gemacht, dann irgendwann. Das war ok/ nee, halt! Ich musste zum/ich musste zum Verein A<sup>18</sup>, dort nen Ein-Euro-Job machen. Dann habe ich mich dort vorgestellt: ‚Blablablablaba‘. Und am Ende hieß es: ‚Hr. M., Sie müssen eine Urin- und/ähm .. Blutentnahme sich/über sich ergehen lassen. Weil wir müssen da schauen, ob Sie Drogen nehmen oder sonstwas.‘ Da habe ich gesagt: ‚Hey, ihr habt einen am Keks. Das mache ich nicht.‘ Und ... mmh .. habe dann aber gesagt: ‚Wisst ihr was? Sage ich euch ehrlich, es ist auch so, ich trinke jeden Tag meine drei-vier Flaschen Bier .. Mache ich/ähm stehe ich dazu, ist so.‘ Und dann haben die das der ARGE gemeldet. Und dann hieß es/äh ‚Wegen Alkoholkonsum oder sonstwas die Arbeit abgelehnt‘. Und da habe ich die erste Sanktion dann bekommen.“ (00:22:39 – 00:24:02 / Andreas)*

Der Abbruch bezieht sich hier konkret auf die Alternativ-Konstruktion eines institutionellen Ablaufmuster in der Denkart des Jobcenters, welche über eine Arbeitsgelegenheit den Weg in eine neue berufliche Tätigkeit aufzeichnen wollte. Aus der Ablehnung wird mit der vorgelagerten Unterzeichnung der Eingliederungsvereinbarung ein Abbruch auf gesetzlicher Grundlage des SGB II<sup>19</sup>, der eine Sanktion zur Folge hatte. Das interessante dabei ist, dass jene Konstruktion bereits einen Bewältigungsversuch hinsichtlich vorgelagerter Abbrüche darstellen sollte, die die Situation allerdings mit zusätzlichen Problemlagen auflud. Zu einer fehlenden beruflichen Perspektive kam ein Stigma als Alkoholiker hinzu, das sich nachhaltig auf Andreas' arbeitsgesellschaftliche Akzeptanz und folgende Vermittlungsbemühungen auswirkte, sowie eine sich verschärfende finanzielle Lage. Es lässt sich in diesem Fall also

---

<sup>18</sup> ein gemeinnütziger Verein, der sich um die Belange von Menschen mit Behinderung kümmert.

<sup>19</sup> vgl. §10 SGB II – Zumutbarkeit

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

konkret festhalten, dass das Handeln des Jobcenters eben nicht die Bewältigungsanstrengungen des Einzelnen stützte, sondern neue Anforderungen entwarf.

Außerhalb bzw. in der Peripherie der Akzeptanzgrenzen der Arbeitsgesellschaft wird – wie die Fälle insgesamt zeigen – das Handeln in hohem Maße fremdbestimmt, was im Erleben des/der Einzelnen als Diskriminierung in den Vordergrund tritt. Fremdinitiierte Abbrüche häufen sich und verweisen deutlich auf die fehlende Akzeptanz, die vor allem auch durch die Aushöhlung der berufsbiographischen Planungsentwürfe manifestiert wird und sich zu einer Abwärtsspirale aufhäuft, an deren Ende die Betroffenen dem Arbeitsmarktregime handlungsunfähig und orientierungslos gegenüber stehen. Das Vermittlungshandeln der Arbeitsverwaltung trägt im Rahmen der institutionellen Strategie also aktiv zu dieser Situation bei, indem es u.a. den Lebenslauf durch kurzfristige Beschäftigungs- und Maßnahmenangebote noch weiter entstabilisiert. Exemplarisch lässt sich dies bei Stefan illustrieren:

*„Es ist halt immer so: Ich/immerwo/Tätigkeiten wo ich/ wo ich schaffe, kriege ich halt immer einen Abbruch drinne. Und/äh .. ich möchte halt mal wirklich mal wieder Arbeit durchziehen, wo/wo/wo ich, wo ein-zwei Jahre am/dra/oder vier Jahre am Stück mal schaffe/fünf Jahre am Stück schaffen könnte. Weil die Abbrüche, das ist nicht gut, das kommt im Lebenslauf nicht gut. Und für mich ist das/ss .. es bringt nix. Ich brauche mal wieder Arbeit, wo ich/äh richtig durchstarten kann. Weil es ... weil im (Rascheln im Hintergrund bis (\*)) Moment ..(4).. im Moment bin ich (\*) in nem Tiefpunkt angelangt, wo/wo ich nicht mehr weiter weiß, und .. Jetzt kommen auch noch die vielen Verletzungen dazu, wo ich habe. Und das ist/äh ..(4).. frustrierend für mich im Moment.“ (00:19:14 – 00:19:52 / Stefan)*

Stefan verweist zum einen auf die Zunahme der Akzeptanzdefizite, die sich als symbolische „Mängel“ im Lebenslauf niederschlagen, und zum anderen auf seine persönliche Lage, die er als „Tiefpunkt“ und „*frustrierend*“ bezeichnet. Gleichzeitig äußert er den Wunsch nach einer längerfristigen Beschäftigung, um „*richtig durch[zu]starten*“, um also aus seiner aktuellen, ihn festhaltenden Situation zu entkommen, die durch die gesundheitlichen Probleme zusätzlich zementiert wird. Letztere kommen in Stefans Biographie immer wieder zur Sprache und setzten sich als Hauptbelastungsmerkmale bei ihm fest, während er auf institutioneller Ebene ständig „weitervermittelt“ wurde – angefangen bei der Verweisung von der Grund- auf eine Förderschule bis hin zu einem kurzfristigen Wechsel der Arbeitsgelegenheiten. So verortete sich Stefan schließlich in einer fremdbestimmten Prozessstruktur, welche gravierende Passungsirritationen entwarf, die langfristig nicht aufgelöst werden konnten und stattdessen immer wieder zu neuen Abbrüchen führten. Eine immer detailliertere gesundheitliche Testierung führte dabei nicht – wie gewünscht – zu einer



#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Verringerung der Irritationen, sondern letztlich zu deren Ausweitung und damit gleichzeitig zu einer Verringerung der arbeitgesellschaftlichen Akzeptanz, so dass ein berufsbiographisches Bewältigungshandeln zunehmend eingeschränkt wurde.

Die bereits mehrfach erwähnten Akzeptanzdefizite werden im Handeln der Arbeitsverwaltung auf die individuelle Ebene projiziert und entwerfen hier in unterschiedlichen Formen sogenannte „Vermittlungshemmnisse“, die als diagnostische Parameter den weiteren Vermittlungsprozess strukturieren. Und wie sich nicht nur in dem o.g. Fallbeispiel zeigen lässt, werden die Defizite dadurch nicht einfach nur „aufgedeckt“, sondern vielmehr verstärkt, neu generiert und als Anforderungskatalog der Lebensbewältigung für den/die Einzelne/n festgehalten.

Am Ende sei noch erwähnt, dass Abbrüche selbstverständlich nicht nur innerhalb des institutionellen Lebenslaufs, sondern auch auf anderen biographischen Ebenen verortet sind. Zu nennen ist insbesondere die Ebene der Familie und der partnerschaftlichen Beziehungen, auf der es immer wieder zu Abbruchhandlungen kommt, die jeweils eine situationsgerechte Verarbeitungsstrategie benötigen. Im Sinne der thematischen Fokussierung der wissenschaftlichen Arbeit soll jedoch an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden, allerdings nicht ohne darauf hinzuweisen, dass Abbrüche in der Biographie immer auch Ausstrahlungskraft auf die berufliche Ebene haben können, selbst wenn sie nicht direkt auf ihr zu verorten sind. Dies lässt sich beispielhaft am Fall „Inge“ darstellen, die in Verbindung mit dem Ende ihrer Ehe, dem darauf folgenden Auszug ihres Mannes und dem Ende des Getränkehandels mit einer neuen beruflichen Situation konfrontiert wurde.

### **3. Formen des Verlustes im berufsbiographischen Kontext**

Diese Kategorie taucht im Datenmaterial in Verbindung mit Erwerbslosigkeit in sehr unterschiedlichen Varianten auf. Der Begriff „Verlust“ zeigt dabei – sehr grob formuliert – auf, dass etwas abhanden gekommen ist, was zu einem davorliegenden Zeitpunkt noch vorhanden war, und wird im Vergleich mindestens zweier Situationen für den/die Betroffene/n bewusst. Dieses Bewusstwerden kann zum Ausgangspunkt für Bewältigungshandeln werden – auch dann, wenn der Verlust lediglich droht.

Die Erlebensformationen eines Verlustes nehmen mit Blick auf die Fälle sehr unterschiedliche Gestalt an und verorten sich an vielfältigen Stellen innerhalb der Lebensgeschichte. In den Vordergrund treten mit Fokus auf die Berufsbiographie zunächst folgende Dimensionen:

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

- der Verlust von **Wert**
- der Verlust **sozialer Sicherheit**
- der Verlust von **Zugängen zum Arbeitsmarkt**.

Die Besonderheit dieser Dimensionen ist im Vergleich mit einem einzelnen materiellen Verlust (beispielsweise eines Schlüssels oder einer Geldbörse), dass es sich um Prozesslinien handelt, innerhalb derer die Verlusterfahrung von dem/der Einzelnen zwar situativ erschlossen wird, der Verlust an sich allerdings nur im Verlauf zu rekonstruieren ist. Zu beachten ist außerdem die Tatsache, dass jene Dimensionen untereinander in einer Wechselbeziehung stehen und jeweils unter diesem Gesichtspunkt untersucht werden müssen, was sich insbesondere im Hinblick auf die einzelnen Anstrengungen zur Reduktion des Verlustes zeigt. Bevor jedoch auf Letztere näher eingegangen wird, soll zunächst die o.g. Dimensionierung näher erläutert werden. Dabei hilft ein Auszug aus dem Interview mit Andreas:

*„Erzähler: Äh/Perspektive, muss ich gestehen, ich bewerbe mich. Ich bewerbe mich in erster Linie auf Erzieher- und Pädagogenstellen, wo ich die Ausbildung nicht habe und mich dann auch nicht wundern darf, wenn man mich nicht nimmt. Das ist dann/das ist ja dann letztlich schlussfolgernd. (Atmet tief ein) Perspektive habe ich keine. Ich rechne mit nix mehr und freue mich aber immer, wenn noch irgendwas passiert. Also ich dreh's ein bisschen rum, setze mich überhaupt nicht unter Druck. Ich/ich bemühe mich und tue, wo es geht. Wenn sich was tut, ist klasse. Wenn nicht, werde ich hier sitzen bis ich keine Rente krieg', und dann ist das auch ok. [...] Also ich habe ja Arbeit oder mache sinnige Sachen. Ähm da habe ich jetzt nicht das Problem, dass mir jetzt Arbeit fehlen würde, dass ich mich über die Arbeit/über das Geld definiere. ..(4).. Ein bisschen Angst habe ich dann schon vorm Alter, gebe ich zu, wegen der Altersarmut. Das ist richtig/ähm .. aber vielleicht habe ich ja auch Glück und sterbe früher.*

Interviewer: *Das ist sehr makaber!*

E: *N/n/n/sehe ich aber so. Also: Perspektiven eigentlich nicht.*

I: *Hmhm .. Hatten Sie das noch als Sie in/in den ALG II-Bezug eingestiegen sind? .. Hatten Sie da ne konkrete Vorstellung?*

E: *Ja ... Konkret nicht, aber ich dachte zumindest irgendwas müsste funktionieren. Also jetzt/will es jetzt nicht an einem Berufsbild festmachen, aber dass es wirklich so kompliziert ist und/und so wenige Stellenangebote kommen und es eben hauptsächlich diese Ein-Euro-Jobs sind. Nee, da war ich noch zuversichtlicher. Wobei ich jetzt nicht sage, es ist aussichtslos. Ich/ich hoffe und bin mir eigentlich noch sicher, dass irgendwann irgendwas klappt, aber das mag in fünf oder zehn Jahren erst passieren. Ich weiß nur diese Behörde wie*

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

*die Agentur für Arbeit wird da keinerlei Einfluss drauf haben.“ (00:47:27 – 00:49:13 / Andreas)*

Die drei berufsbiographischen Verlustdimensionen finden sich auch in allen anderen Interviews in unterschiedlichen Ausprägungen, doch lassen sie sich in diesem Ausschnitt in komprimierter Weise sowie in ihrer gegenseitigen Verbundenheit beobachten:

- Der **Wert**verlust äußert sich an dieser Stelle durch die fehlende Anerkennung der non-formalen Qualifikationen als „Pädagoge[...]“, die bisherige Tätigkeiten in diesem Berufsfeld ohne die entsprechende formale Qualifikation ungeachtet lässt. Diese Erfahrung ist Andreas zwar bewusst und wird ihm immer wieder über Absagen bestätigt, dennoch hält er weiterhin an seiner Bewerbungsstrategie fest. Die wiederholte Bestätigung mangelhafter Akzeptanz auf dem Arbeitsmarkt – symbolisch als Absagen markiert – deklassieren mehr und mehr den Selbstwert der Betroffenen. Daneben wird dieser Prozess durch das Handeln der Arbeitsvermittlung verstetigt, da hier im institutionellen Rahmen weitere Entwertungserlebnisse hergestellt werden, sogar bis dahin, dass sämtliche Handlungsversuche unabhängig von der Zielsetzung als entwertend empfunden werden. In diesem Zusammenhang ist v.a. die Entwertung der bisherigen Berufsbiographie zu nennen, wenn ihr für zukünftige Vermittlungsbemühungen keine Bedeutung mehr zugemessen wird.

Das gesellschaftliche Stigma als BezieherInnen von staatlichen Sicherungsleistungen sowie damit zusammenhängend ein Fehlen von sozialer Sicherheit setzen sich als Verlust eines vorher zugesprochenen gesellschaftlichen Status fest, der ebenfalls auf einen Wertverlust verweist. Zu beachten ist dabei, dass die Wertzuschreibung zuvor aus der Nicht-Zugehörigkeit zu der Bevölkerungsgruppe der SozialhilfeempfängerInnen erwächst – genauer gesagt wird also mit einer Zugehörigkeit ein Negativ-Wert zugeschrieben, der sich als Verlusterfahrung manifestiert. Als Beispiele können etwa Inges Scham bei dem Gang zum Sozialamt oder auch Gerds Verweise auf die „Sozialschmarotzer“-Diskussion genannt werden, die vielfältige Gegenargumentationen zutage bringen. Selbst wenn man Stilmittel der Selbstinszenierung unterstellen würde, bringt es Andreas im o.g. Ausschnitt in eine Extremform, indem er sogar implizit seinem Leben den Wert aberkennt und es als „*Glück*“ bezeichnet, wenn er früh sterbe.

Es zeigt sich, wie weitgreifend und wie unterschiedlich die Erfahrung der Entwertung in den Biographien angreift – und doch ist sie nicht ohne die folgenden Dimensionen rekonstruierbar.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

- Da mit der Zeit die **soziale Sicherheit** wegbriecht, nehmen Ängste der Verarmung und des sozialen Abstiegs immer mehr zu. Sie dynamisieren sich aus den Erfahrungen des Wertverlustes und werden auf symbolischer Ebene im Besonderen durch materiellen Verlust erlebt. In diesem Zusammenhang erwähnt Andreas, dass er sich zum einen mit Bezug auf die berufliche Perspektive zwar nicht „*unter Druck*“ setze, jedoch zum anderen „*Angst*“ vor der Altersarmut habe. Damit verweist er ganz grundlegend auf eine Existenzbedrohung, die ebenfalls in den anderen Interviews zur Sprache kommt. Der fehlende „*Druck*“ spiegelt die langjährigen Negativerfahrungen auf dem Arbeitsmarkt wider, die Auswege aus der prekären Lage durch Erwerbstätigkeit für den/die Einzelne/n verschlossen haben. So finden sich die Betroffenen in einer Situation wieder, in denen sie sich in ihrer Existenz bedroht sehen, ohne selbstbestimmt daran etwas ändern zu können. Es fehlen letztlich die finanziellen Möglichkeiten, um die Forderungen der modernen Arbeitsgesellschaft, insbesondere Mobilität, erfüllen zu können. So werden notwendige berufsbiographische Planungsanstrengungen grundlegend erstickt.

Der Verlust sozialer Sicherheit, wie er immer wieder in workfare-Diskussionen propagiert wird oder auch in der Sanktionslogik des SGB II enthalten ist, setzt also keinesfalls kreative Potentiale zur selbstbestimmten Lebensgestaltung frei, sondern wirkt im Gegenteil stark handlungseinschränkend – insbesondere wenn er im Zusammenhang mit den beiden anderen Verlustdimensionen steht, wovon bei den meisten Langzeiterwerbslosen auszugehen ist. Es fehlen vielfach die Zugangsmöglichkeiten zu einer sozial absichernden Beschäftigung, wie es u.a. Gerd im Interview immer wieder thematisiert.

- Recht deutlich wird jener **Zugangsverlust zum Arbeitsmarkt** durch die erlebte Chancenlosigkeit bei Bewerbungen bzw. der ständigen Zurückweisung durch Arbeitsgeber. Grundlage hierfür bilden vielfältige Akzeptanzdefizite, die sich auf einer Prozesslinie zu einer Entwertungsspirale verdichten. Andreas' Erwartungen, dass er wieder schnell eine Beschäftigung finden würde, wurden sukzessive enttäuscht und häuften sich zur Perspektivenlosigkeit auf.

Die arbeitsgesellschaftlich entwickelte Zugangsstruktur zu Erwerbsarbeit erweist sich im Grunde als beschränkt, da sie sich für die meisten ArbeitnehmerInnen – verkürzt dargestellt – zum einen aus einem Abgleich der individuellen Bedürfnisse sowie formalen Qualifikation mit dem Angebot des regionalen Arbeitsmarktes und zum anderen aus dem darauf folgenden Bewerbungsprozess ergibt. Das Jobcenter

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

möchte sich als vermittelnde Instanz innerhalb dieser Struktur verorten. Zu beobachten ist nun, dass die sich die Zugangskanäle für den/die Einzelne/n mit jedem fehlschlagenden Bewerbungsversuch verengen bis sie schließlich vollständig verschlossen sind. Ständige Zurückweisungen, zumeist ohne konkrete Begründung, beißen sich im Erfahrungshintergrund fest und führen den Akteuren ihre eigene Handlungsunfähigkeit vor Augen. Anstatt die Zugangsmöglichkeiten zu erweitern, wirken die institutionellen Interventionen der Arbeitsvermittlung unter der Überschrift „Aktivierung“ weitgehend verschärfend auf die Situation, da sie einerseits den Zugangsverlust immer wieder zusätzlich bestätigen und andererseits mit ihrer Vermittlungsstrategie lediglich an der vorhandenen Zugangsstruktur angreifen können. So werden die Betroffenen durch Sanktionsdruck im Handlungsrahmen „Es-immer-wieder-zu-versuchen“ festgehalten, auch wenn keine Erfolge zu verzeichnen sind. Parallel wird ein latenter Entwertungsprozess initialisiert, womit wiederum auf die erste Verlust-Dimension verwiesen wird.

Natürlich ist die Zugangsstruktur zu Erwerbsarbeit generell breiter zu fassen als es an dieser Stelle möglich wäre, v.a. da nicht nur die abhängige Beschäftigung, welche wohl von der Mehrzahl der Langzeiterwerbslosen perspektivisch angestrebt wird, sondern auch die Selbstständigkeit zu betrachten ist. Jedoch verweisen Angebote wie z.B. Berufsmessen oder auch (zumeist prekäre) „offene“ Einstiegsangebote wie Praktika oder Hospitationen immer wieder auf die gleiche, oben skizzierte Gestalt der Zugangskanäle. Weitere Formen, die u.a. ein flexibles Bewegen in breiten Netzwerken mit Möglichkeiten zur Präsentation der eigenen Person und damit eine Vielzahl persönlicher Kontakte voraussetzen würden, sind für die Betroffenen wenn, dann nur innerhalb eines stark begrenzten Rahmens wählbar. So wird durchgängig in allen Interviews zumindest implizit der Mangel an (relevanten) Kontakten angesprochen, der dazu trägt, dass nur ein kleiner Korridor an Zugangswegen offen steht. In dieser Perspektive wird noch einmal deutlich, dass sich der Verlust der Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt biographisch auf der Handlungsebene als Reduktion der Ermöglichungskontexte abbildet.

Die Bewältigungsanstrengungen hinsichtlich dieser Verlusterfahrungen lassen sich wiederum den drei genannten Dimensionen zuschreiben und verweisen in ihrer Gesamtheit auf Versuche zur Wiederherstellung eines selbstbestimmten Handlungsrahmens. Als Reaktion auf die unterschiedlichen Erfahrungen des Wertverlustes werden *Strategien der Aufwertung (1)*

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

angewandt, die jedoch nicht unbedingt auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs ansetzen müssen, sondern ganz anders biographisch verortet sein können. Als Beispiele können Gerds funktionale Veränderung des Jobcenters zum Ort der Selbstinszenierung als Experte oder auch Markus' Hobbys und die dabei entstehende Rollenzuweisung als „Musik-Experte“ dienen. Bei Letzterem ist die Bedeutung des Konsums als Bewältigungshandeln nicht zu vernachlässigen, denn ohne die Musikmärkte und den Ausbau seiner Musikanlage könnte Markus sein Hobby nicht in dieser Weise ausüben. Inge ist es dagegen möglich auch Aufwertungserfahrungen im beruflichen Umfeld bzw. innerhalb der Maßnahmen des Jobcenters zu machen, etwa als Helferin in Projekt A; wobei an dieser Stelle ebenfalls auf Markus' aufwertende Rollenzuweisung als „Chef“ im Forst während seiner Arbeitsgelegenheit hingewiesen sei. Der Mangel an sozialer Sicherheit wird häufig innerhalb von *Prozessen der Familiarisierung* (2) aufgefangen, jedoch nicht bewältigt. So bieten meist Verwandte Kredite oder auch unentgeltlichen Wohnraum an. Dies kann bis zum Wiedereinzug bei den eigenen Eltern führen bzw. einen Auszug vorzeitig unterbinden. Stehen diese „Auffangnetze“ nicht zur Verfügung, so besteht die Gefahr, dass sich jene Verlustdimension über die o.g. Ängste der Verarmung und des sozialen Abstiegs krisenhaft aufhäuft. Der Verlust an Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt, der vor allem entlang von Akzeptanzdefiziten Gestalt annimmt, wird u.a. durch eine *Flexibilisierung des beruflichen Planungsmusters* (3) bis zur völligen Orientierungslosigkeit verarbeitet. Die Aufgabe des berufsbiographischen Erwartungsfahrplans – man erwartet einfach „nichts mehr“ – stellt damit einerseits eine Reaktion auf die anwachsenden Passungsirritationen sowie die Entgrenzung der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs dar, die selbstbestimmte Planungsanstrengungen in starkem Maße negativ flankieren. Daran anschließend setzt eine biographische Relevanzverschiebung ein, die die mögliche Erwerbstätigkeit in den Hintergrund drängt und alternativen Formen der Beschäftigung eine zentralere Bedeutung als bisher zuweist, etwa dem bürgerschaftlichen Engagement oder auch den Hobbys. Andererseits wird jener Abbau der berufsbiographischen Planungsstruktur durch den Verlust der sozialen Sicherheit und die angestrengte Suche nach irgendeiner absichernden Beschäftigung forciert und schlägt ebenfalls als Wertverlust im Erleben der Betroffenen auf. Im Rahmen der o.g. Bearbeitungsmuster fällt eine weitere Prozesstruktur deutlich ins Auge: Die Betroffenen neigen in mehr oder weniger starkem Ausmaß zu einem Gewöhnungsverhalten, bei dem sie ihre prekäre Lebenssituation, die Orientierungslosigkeit sowie die fremdbestimmende Überformung ihrer Biographie mehr und mehr akzeptieren. Damit wird ein theoretischer Kontrast zu dem o.g. „Ankämpfen“ aufgezeigt (vgl. Kap. IV.2),

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

der sich nicht nur durch die Pole „passiv“ (Gewöhnung) und „aktiv“ (Ankämpfen) beschreiben lässt. Das Ankämpfen zielt als Handlungs- und Bewältigungsmuster, das vehement innerhalb eines einschließenden Handlungsrahmens an gewissen Strategiebündeln festhält, zeitlich begrenzt auf einen akuten Problemgegenstand. Es ist auch mit dem Bild des „Mit dem Kopf durch die Wand“ zu wollen darstellbar. In der Gewöhnung entfaltet sich dagegen eine latente, zeitlich offene Gestalt, die ihre Wirkung eher als allgemeine Einflussgröße offenbart. Determiniert und dynamisiert wird das Prozessmuster „Ankämpfen/Gewöhnung“ individuell auf der einen Seite über Misserfolgserlebnisse, Erlebnisse der Handlungsunfähigkeit und des „Nicht-Funktionierens“ des Systems, auf der anderen Seite jedoch natürlich auch durch Situationen, in denen das Ankämpfen die gewünschte Wirkung gezeigt hat. Das folgende Schaubild stellt die beiden Begriffe noch einmal verdichtet gegenüber:


<b>Ankämpfen</b>	<b>Gewöhnung</b>
aktiv	passiv
problembezogen	allgemein
zeitlich begrenzt	zeitlich offen
akut	latent
	
<i>dynamisiert über Erlebnisse des Erfolgs/Misserfolgs</i>	

Abb. 6 Das Prozessmuster „Ankämpfen / Gewöhnung“

Das bedeutet nicht, dass die Akteure ihre Lage trotz Prekarisierung mit der Zeit positiver bewerten – im Gegenteil. Die Formen der Gewöhnung, die in den Interviews hervorstachen, waren eingebunden in eine negative Beurteilung der eigenen Arbeitslosigkeit, so dass sie mitnichten als geeignete Bewältigungsstrategien bezeichnet werden können.

Anhaltende Erwerbslosigkeit innerhalb eines fremdbestimmten Handlungsrahmens, in dem eigene Anstrengungen jeweils nur das Erleben des Ausgesetztseins verstetigen, führen also ausgehend von einer anfänglichen Nicht-Akzeptanz zur Akzeptanz der Situation: Ohne eine konkrete Planung für die Zukunft zu haben, richten sich die Betroffenen in der prekären Lage ein. So schlagen die o.g. Verlustdimensionen als lethargische Haltung hinsichtlich der zukünftigen Berufsbiographie sowie als Perspektivenlosigkeit nieder. Das Jobcenter kann nicht als „Chancenöffner“ dienen, sondern nimmt für seine KlientInnen lediglich eine Randbedeutung im Hinblick auf eine erfolgreiche Arbeitsvermittlung ein – letztere wird eher dem Zufall zugeschrieben. Daran wird klar, dass die erwähnten drei Verlustdimensionen auf

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

eine weitere Handlungsebene verweisen müssen und sich mit dieser zusammen zu einer komprimierten Form des Verlustes der **(berufs)biographischen Handlungsfähigkeit** verhärtet. Jene Dimensionen auf der zweiten Handlungsebene besitzen im Unterschied zu denen der ersten Ebene eher sekundären Charakter, sind jedoch ebenso untereinander verwoben:

- der Verlust von **Sinn**: Der Sinn z.B. einer Orientierung hinsichtlich einer zukünftigen Erwerbstätigkeit oder auch der weiteren Zusammenarbeit mit der Arbeitsvermittlung verschwindet.
- der Verlust von **Vertrauen**: Das Vertrauen in die Institutionen u.a. in ein funktionierendes Vermittlungsregime, in Personen, in die (Arbeits-)Gesellschaft bis zum Vertrauen in sich selbst kommt abhanden.
- der Verlust von **Hoffnung**: Die Hoffnung, beispielsweise aus den Negativzuschreibungen oder auch der prekären Situation zu entkommen, wird sukzessive abgebaut. Ein vollständiges Wegbrechen würde jedoch eine Extremsituation darstellen, insbesondere wenn man diese biographieanalytische Dimension als einer der bestimmenden Faktoren für ein lebensbejahendes Einstellungsmuster bezeichnet. Aus diesem Grund kann man bzgl. der Interviews nicht von einem vollständigen Hoffnungsverlust sprechen; auch nicht bei Andreas, um beim o.g. Beispiel zu bleiben. Allerdings wird die Beschreibung des Zeitpunktes, an dem ein positiver Wandel der Situation einsetzen könnte, immer indifferenter und rückt weiter in die Zukunft – der Faktor Zeit muss also bei dieser Dimension mehr als bei den anderen Beachtung finden.

Im Gegensatz zu Wert-, Sicherheits- und Zugangsverlust, die auf der primären Handlungsebene als externe Prozesselemente von den Akteuren wahrgenommen werden, stellen die Verlustdimensionen der sekundären Ebene interne Repräsentationen der primären dar. Beide Handlungsebenen verbinden sich, wie bereits erwähnt, zum Verlust der (berufs)biographischen Handlungsfähigkeit, der sich somit als je individuelle Kombination interner und externer Verlustdimensionen in je unterschiedlicher Ausprägung ergibt. Im Erleben der Akteure spiegelt sich also wider, dass sie mehr und mehr die Kontrolle ihrer (Berufs)Biographie verlieren bzw. bereits weitgehend verloren haben. Biographische Relevanzverschiebungen, wie sie schon im Zusammenhang mit der Flexibilisierung der beruflichen Planungsstruktur erwähnt wurden, jedoch ebenso in den davor genannten



#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Bewältigungsformen angeschnitten wurden, verweisen somit auf ein übergeordnetes Bewältigungsmuster, das alle Handlungsebenen zu durchdringen scheint und auf der jeweiligen Verlustvermischung aufbaut. So bemühen sich die Akteure um ein „Auffüllen“ des entsprechenden Verlustes und nutzen hierfür die ihnen verbliebenen Handlungsräume, die weitgehend abseits einer Orientierung innerhalb der Arbeitsgesellschaft liegen. Dabei ist zu beachten, dass die sekundären Verlustdimensionen nicht direkt bewältigt werden, sondern Verarbeitungsformationen über die primäre Handlungsebene an der sekundären angreifen. Das Prozessmuster „Ankämpfen/Gewöhnung“ nimmt in diesem Zusammenhang die Funktion des Einschlussmechanismus‘ ein, der den Akteuren ihren begrenzten Handlungsrahmen immer wieder vor Augen hält.

Andreas beispielsweise – um an den o.g. Interviewauszug anzuschließen – nimmt eine neue Definition von „Arbeit“ vor, in der einerseits die Gewöhnung zum Ausdruck kommt und andererseits der Verlust von Sinn auf sekundärer/interner sowie Wert und Arbeitsmarktzugängen auf primärer/externer Ebene ausgeglichen werden soll: *„Also ich habe ja Arbeit oder mache sinnige Sachen. Ähm da habe ich jetzt nicht das Problem, dass mir jetzt Arbeit fehlen würde, dass ich mich über die Arbeit/über das Geld definiere“*. Im Zusammenhang mit „Geld“ wird ihm jedoch klar, dass seine soziale Sicherheit weiterhin bedroht bleibt, insbesondere im Blick auf seine Alterssicherung. Auch Vertrauen und Hoffnung sind zutiefst erschüttert, so dass die Bewältigungsstrategie der Neubewertung ihre Wirkung nur begrenzt entfaltet. Um biographische Handlungsfähigkeit wieder aufzubauen, ist es notwendig allen Verlustdimensionen auf externer und interner Handlungsebene im Sinne des Akteurs zu begegnen.

Die folgende Übersicht fasst die dargelegte Systematik zusammen:

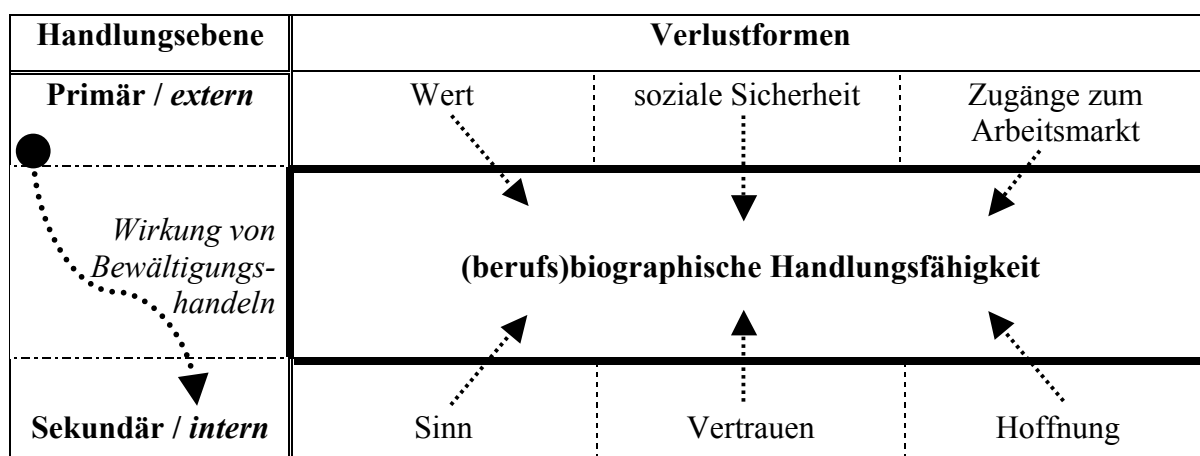


Abb. 7 Verlustformen im Kontext (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit

#### **4. Unterstützende Strukturen**

Der Begriff der „Kontakte“ oder der „AnsprechpartnerInnen“ bzw. „jemanden zu kennen“ spielt in allen Interviews eine besondere Rolle. In erster Linie wird damit die Notwendigkeit unterstrichen, dass man in bestimmten Situationen die Unterstützung von anderen benötige, etwa zum Erlangen unterschiedlicher Güter, u.a. einer preiswerten Mietwohnung oder eines passenden Arbeitsplatzes, oder auch einfach Beistand in persönlichen, rechtlichen Angelegenheiten, beispielsweise einer verspäteten oder zu geringen Auszahlung durch die Behörden. Häufig wird in direktem Zusammenhang der Mangel an eben jenen „Kontakten“ erwähnt und somit ein Begründungsfundament für das Nicht-Erlangen des jeweiligen Gutes gelegt. Die Akteure stehen „alleine“, also ohne ausreichende soziale Unterstützung, vor einer herausfordernden Aufgabe, deren Scheitern auf jenen Umstand zurückgeführt wird.

Besondere Aufmerksamkeit lenkt der Umstand auf sich, dass sich in den Biographien ein deutlicher Mangel an signifikanten Anderen erkennen lässt, insbesondere in krisenhaften Situationen. Dies verweist aus analytischer Perspektive zunächst darauf, dass die Akteure keinen oder nur sehr wenigen sozialen Beziehungen eine biographische Relevanz zuerkennen. Für den jeweiligen Sozialisationsprozess bedeutet diese Darstellung, dass kein dem/der Betroffenen bewusster Einfluss relevanter Personen identifiziert werden kann, wenn er auch sicherlich (unbewusst) vorhanden war. Treten signifikante Andere in den Interviews auf, so stammen diese in erster Linie aus dem familiären Umfeld. Stellt man dabei die Handlungsmöglichkeiten eröffnende Funktion von signifikanten Anderen in den Vordergrund (vgl. FALTERMEIER 2001), die viele unterstützende Anteile enthält, offenbart sich mit der Feststellung des Mangels an jenen Personen ein gewisses Ausgesetztsein in Belastungssituationen, das nicht durch andere Faktoren, etwa professionelle Unterstützung, aufgefangen werden kann. Dies verstärkt das Erleben der Fremdbestimmung, d.h. des Verlustes von intentionaler, biographischer Handlungsfähigkeit (vgl. Kap. IV.5). Ferner ist zu vermuten, dass bei den betroffenen Akteure generalisierte Andere, wie etwa bei Gerd die Arbeitslosenselbsthilfe oder auch die Parteizugehörigkeit, in einem weitaus höherem Maße auf den Sozialisationsprozess wirkten; dies gilt in meist negativer Weise auch für das Jobcenter, das erwartbare, institutionelle Praktiken und Einstellungsmuster personifiziert, zu denen der/die Einzelne eigene Haltungen entwickeln muss.

Jenseits der analytischen Identifikation von signifikanten Anderen treten einige Personen in biographisch relevanter Weise zumindest situativ als UnterstützerInnen auf. So sind es etwa bei Gerd dessen Tante, die ihm ein Jobangebot beschaffte, bei Inge ihr ältester Sohn, der ihr

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

den PC erläuterte, oder bei Markus seine Mutter, die seine existenzielle Unsicherheit abdämpfte. Damit werden zwar – retrospektiv betrachtet – gewisse Wege für spätere Entscheidungen eröffnet bzw. Handlungsrahmen determiniert, doch setzen sie entsprechende, bereits in Teilen bestehende Einstellungsmuster bei den Betroffenen voraus, um tatsächlich wirken zu können. Auch wenn sicherlich gewisse qualitative Unterschiede bestehen mögen, ist es möglich diese Unterstützungsfunktion mit zufälligen Alltagssettings zu vergleichen, die bewusst oder unbewusst langfristige biographische Wirkungen entfalten. Im Datenmaterial lässt sich dies u.a. an folgenden Stellen zeigen: Erst als Gerd mit auf die Betriebsversammlung der Druckerei ging, in der er als Leiharbeiter beschäftigt war, eröffnete sich für ihn die Möglichkeit der Druckerlehre. Das Angebot einer Lehrstelle und der Umstand, dass sein Studium für ihn nur noch eine geringe Relevanz besaß, trafen passend aufeinander, so dass Gerd eine Weichenstellung vornehmen musste oder besser: konnte. Somit sind an dieser Stelle neben Personen als Unterstützungsfaktoren auch biographische Passungen angesprochen, die Handlungsräume eröffnen können; jenen wird insbesondere dann eine hohe Relevanz zugewiesen, wenn ihnen eine Bewältigungsfunktion zugeteilt werden kann. Doch muss man hierbei beachten, dass diese Passungssituationen zum einen ebenfalls einen interaktiven Charakter besitzen und damit prozessbeteiligte Akteure benennbar werden. Zum anderen treten mehrere, teils unterschiedliche Ressourcen in den Vordergrund, die den Handlungsrahmen abstecken. Betrachtet man etwa Inges Weg ins Internet genauer, der später zum endgültigen Ende der Ehe und neuen Partnerschaften führte, wird deutlich, dass neben den obligatorischen PC-Kenntnissen weitere Ressourcen notwendig waren, wie etwa eine solide monetäre Lage zur Deckung der monatlichen Internetkosten oder auch zur Anschaffung der technischen Ausstattung. Es lässt sich also vermuten, dass sich hinter dem „Kontakte“-Begriff Personennetzwerke verbergen, die in biographisch passende, ressourcenvermittelnde Ermöglichungskontexte eingebunden sind, oder kürzer: **unterstützende Strukturen.**

Mithilfe der biographischen Perspektive war es möglich, unterstützende Strukturen im empirischen Datenmaterial kenntlich zu machen und damit auf theoretische Fragmente von Hilfe (vgl. Kap. I.2) insbesondere bzgl. transferierter Ressourcen, realisierter Projekte usw. (vgl. SCHEFOLD 2011a) zu verweisen. Im Hinblick auf die Beendigung der Langzeitarbeitslosigkeit sowie ihre prekäre Lage treten die Betroffenen als UnterstützungsempfängerInnen in Erscheinung, jedoch nicht ausschließlich; ebenso handeln sie selbst als UnterstützerInnen, worauf später noch eingegangen wird. Zunächst soll der Blick auf Ersteres gerichtet werden, wobei im Kontext der aktuellen Vermittlungslogik der

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Begriff der „Leistung“ als sozialstaatliche Form der Unterstützung (Unterstützungs‘leistung‘) stark ins Auge fällt. Die institutionell-juristische Definition spricht von „Leistungsformen“ (vgl. §4 SGB II) oder auch „Leistungsberechtigte[n]“ (vgl. §7 SGB II), jedoch ebenso von „Hilfebedürftigkeit“ (vgl. §9 SGB II). Letztere hatte die Betroffenen auch im Gesetzestext zu „erwerbsfähigen Hilfebedürftigen“ gemacht (vgl. zu diesem Sprachgebrauch u.a. BENDER ET AL 2009), doch seit einiger Zeit wird dieser Begriff zumindest von offizieller Seite nicht mehr verwendet: Sie sind nicht mehr *bedürftig*, sondern lediglich *berechtigt*, eine oder mehrere „Leistungen“ zu beziehen, die gesetzlich klar als „Dienstleistungen, Geldleistungen und Sachleistungen“ (vgl. §4 Abs. 1 SGB II) festgelegt sind. Um diese Entwicklung auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zu betrachten, lohnt sich der Verweis auf den Begriff der Sorge:

„Sorge wird [im fortgeschrittenen Kapitalismus] freigesetzt und gleichzeitig wieder vermarktet, in ökonomisierte Aneignungskulturen transformiert. Die neokapitalistischen Prozesse der sozialen Entbettung, gesellschaftlichen Entgrenzung und sozialstaatlichen Erosion, die den Hintergrund der Freisetzung von Sorge bilden, werden zu konsumtiven Gestaltungsbezügen transformiert. Eine kommerzielle Aneignungskultur der Sorge bildet sich in Sprachsymbolik und wiederkehrenden Ereignissen aus.“ (BÖHNISCH/SCHRÖER/LENZ 2009: 240)

Obwohl hier insbesondere die Vermarktlichung von Sorge jenseits des Wohlfahrtsstaates angesprochen wird, lässt sich diese Analyse ebenso auf die o.g. institutionelle ‚Verwandlung‘ der Hilfebedürftigen in Leistungsberechtigte übertragen. Staatliche Fürsorge wird in ökonomisierten Arrangements neu zusammengestellt und angeboten, womit sie den EmpfängerInnen neue Rollen (u.a. als „KundInnen“) und Handlungserwartungen zuweist und nicht zuletzt die jeweiligen Settings marktideologisch überformt (vgl. SEITHE 2012). So treffen ein dynamisches Modell von Angebot und Nachfrage sowie ein starres Modell bürokratischer Steuerung und Kontrolle konfliktvoll aufeinander, was innerhalb von managerialistischen Organisationsabläufen verarbeitet werden soll und immer wieder neue Entwürfe sozialstaatlicher „Hilfe“ entwickelt (vgl. KRATZ/SCHEFOLD 2012). Unter der workfare-Überschrift wurde die Arbeitsvermittlung in einen die AdressatInnen stark fremdbestimmenden Rahmen eingebettet (vgl. Kap. IV.2), der zudem die Verantwortlichkeit von Erfolg und Misserfolg der angebotenen Leistungen auf die EmpfängerInnen überträgt. Die institutionellen Logiken bestimmen hier die Gestalt der unterstützenden Strukturen, die den Betroffenen angeboten und von diesen biographisch verarbeitet werden.

An die untersuchten Fälle anschließend stellt sich zunächst die Frage, in welcher Weise vor diesem – an dieser Stelle lediglich skizzierten – Hintergrund unterstützende Strukturen im

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

berufsbiographisch-institutionellen Kontext durch die Betroffenen selbst identifiziert werden. Wie bereits erwähnt, wird generell das Nicht-Vorhandensein einer passenden Unterstützung kritisiert. Im Kontrast fallen die vereinzelt, positiven Erzählungen über das Erleben unterstützender Strukturen besonders auf: Markus erwähnt einen Lehrer als Stütze während seiner Schulzeit, und Inge gibt an, dass ihr die Teilnahme an Projekt A „*auch irgendwo weiter geholfen*“ (19/16 / Inge) habe, auch wenn sie ihre Zuweisung zunächst als Strafe empfand. Gleichsam zu beachten ist Inges Lehre als Arzthelferin, die vermutlich der Einfluss ihrer Eltern bzw. ihres Vaters ermöglichte; oder auch die Kinderbetreuung durch ihre Mutter und Schwiegermutter, die Inge nach der Geburt ihres ersten Kindes entlastete. Auch bei den anderen Fällen kommen ähnliche Unterstützungsformen vor, die nicht konkret als solche in der Darstellungsarbeit ausgewiesen werden und lediglich im biographischen Kontext zu rekonstruieren sind. Um sich jenen Strukturen allerdings in hinreichender Weise nähern zu können, sind hier vorerst die subjektiven Repräsentationen des Unterstützungsbegriffs in den Blick zu nehmen und zu beschreiben. Diese stehen in direktem Kontext zu Bewältigungsaufforderungen, die die zuhandenen Ressourcen zu übersteigen drohen oder gar als krisenhaft wahrgenommen werden. Mithilfe des Verlaufskurven-Konzeptes konnte dies bei jedem der drei Eckfälle herausgearbeitet und am Ende graphisch dargestellt werden. Treten Unterstützungsstrukturen nur in latenter Form auf, so kann vermutet werden, dass sie vom Subjekt als vorhandene Bewältigungsressource wahrgenommen werden und deswegen in der biographischen Darstellung erst dann zutage treten, wenn sie abhandenkommen (vgl. Kap. IV.3) oder ein Fehlen registriert wird. Bei Inge gewinnt deswegen weniger der Übergang von der Schule in die Lehre an Relevanz, sondern vielmehr der fehlende Rückhalt ihrer Eltern während ihrer Schulzeit (8/1f / Inge). Das Wahrnehmen von Unterstützungsbedarf kann also als eine Voraussetzung dafür gelten, dass eine Handlung als Unterstützung bezeichnet wird oder nicht. Im konkreten Bezug zur Erwerbsbiographie lässt sich auch bei Beate eine Sequenz herausstellen:

*„Ja, nach nem Jahr irgendwie habe ich gedacht: ‚Irgendwie ist es nicht so ... Soll es so weitergehen? Soll ich ... soll das jetzt der Rest vom Leben sein, dass ich da sitze in nem Wohnklo, (schlägt mit der Hand leicht auf den Tisch) von 500 E/äh/Mark Sozialhilfe lebe und den ganzen Tag in die Glotze gucke?‘ Habe ich gesagt: ‚Irgendwo kann’s das nicht sein, ne?‘ [...] Und das war mehr, als ich/äh jemals in meinem Leben zuvor hatte. Ich hatte/ich war sonst immer obdachlos oder habe, beziehungsweise habe bei meinen Eltern gewohnt oder halt beim Michael oder irgendwelchen Kumpels, ne? Und das war das erste Mal, dass ich ne eigene Wohnung hatte, ne, auf meinen Namen ... Und, habe ich gesagt: ‚Nee.‘ Ich wollte irgendwas machen. Dann bin ich/äh ich weiß nicht mehr, zum .. zum Arbeitsamt, glaube ich, bin ich, ja. Und die hatten dann so’n Prospekt vom Bildungsträger A daliegen. Und die haben nen*

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

*Verkäuferinnenkurs/umschulung als Maßnahme angeboten, was 18 Monate oder so ging. Und da habe ich dann gefragt, ob ich das machen könnte. Und/äh dann ging es so hin und her, dann musste ich auf die Kreisverwaltung. Und da war die Frau W. und der Herr O. Und die Frau W. muss ich sagen, die hat sich damals total eingesetzt, ne. Weil das Arbeitsamt wollte mir's erst nicht bezahlen, ne. Und/ä da habe ich gesagt: ‚Das/das wäre für mich ne Chance und so. Dann hätte ich wenigstens mal nen Beruf und so, ne? Und vielleicht könnte ich ja über's Praktikum auch in/dann gleich nen Job kriegen, wenn ich fertig bin und so.‘ Und .. die Frau W. hat sich da echt voll total eingesetzt, dass ich das machen durfte, dass ich das, ich bekam das dann von der Kreisverwaltung bezahlt, ne. Und mich/hat mich auch total gefreut, ne. Ich hab' der dann danach später, als ich fertig war mit der Umschulung, habe ich der so nen Riesen-Blumenstrauß mal gebracht, ne. Das war/fand' ich halt total geil, dass die sich so eingesetzt hat, ne.‘ (00:44:49 – 00:46:50 / Beate)*

Obwohl ihre Suchtproblematik sowie ihre soziale Lage stabilisiert war, u.a. mithilfe eines Sozialarbeiters, der als signifikanter Anderer Beates Szene-Ausstieg forciert hatte<sup>20</sup>, stieß sie an neue Problemlagen, die sie zur Sinnfrage führten. Sie hätte in dieser Situation auch resignieren können (Gewöhnung), doch beschloss sie zu handeln: Sie „*wollte irgendwas machen*“. An sich klingt der Wunsch beim ersten Blick etwas unspezifisch, entpuppt sich aber bei näherem Hinsehen als der Kern ihres Anliegens: Sie wollte berufsbiographisch handlungsfähig bleiben bzw. werden. Ihr ist klar, dass sie dafür auf der institutionellen Ebene angreifen musste, und so ging sie zum Arbeitsamt. Den eigentlichen Planungsentwurf verortet sie in einer situativen Zufallsstruktur: Ihr Blick fiel auf ein „*Prospekt vom Bildungsträger A*“, in dem eine Umschulungsmaßnahme angeboten wurde. Diese sollte durch die Behörden finanziert werden, wobei ihr jedoch Steine in den Weg gelegt wurden. Ob sie ihren Planungsentwurf, der gleichzeitig als sinngebende Ressource Bewältigungsfunktion besaß, in die Tat umsetzen konnte, hing an einem behördlichen Genehmigungsverfahren, auf das sie keinen direkten Einfluss nehmen konnte. Für sie wurde eine Mitarbeiterin der Kreisverwaltung tätig, die ihr damit stellvertretend den Zugang zum Verfahren ermöglichte. Außerdem konnte jene Mitarbeiterin eine AdvokatenInnenfunktion übernehmen, da sie im institutionellen Setting eine andere Position besaß und über ihre Kompetenzen den Aushandlungsprozess besser lenken konnte. Beate beschreibt dies als „*voll total eingesetzt*“ und markiert damit deutlich die Wahrnehmung der Unterstützung selbst, wobei die Wahrnehmung des Unterstützungsbedarfs bereits in Form der Finanzierungsweigerung des Arbeitsamtes erfolgt war. Das stellvertretende Handeln der Verwaltungsmitarbeiterin enthält sogar Bezüge zum Handlungsmuster des Ankämpfens (s.o.).

---

<sup>20</sup> Beate wollte nicht als „*ein Versager vor dem dastehen*“ (00:43:31 / Beate). Zudem erwähnt sie, dass die Gespräche mit ihm etwas in ihr verändert hätten; nebenbei hatte sie eine enge emotionale Beziehung zu ihm aufgebaut: Sie war in ihn verliebt.

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Am Ende wurde die Maßnahme durch die Kreisverwaltung bewilligt, was Beate emotional quittierte: Sie empfand Freude und Dankbarkeit. Damit stellte sie fest, dass und inwieweit die Unterstützung tatsächlich wirkmächtig war. Die Ergebnissicherung bzw. die Zielerreichung sind – ebenso wie die Beschreibung von beidem – höchst subjektive Konstrukte. So ist es auch möglich, dass das Produkt des Unterstützungsprozesses als ‚Erfolg‘ bezeichnet wird, wenn die ursprüngliche Zielformulierung nicht erfüllt wird; nämlich z.B. dann, wenn sich ein anderer Zustand im Verlauf einstellte, der zu einer Reformulierung der Ausgangslage führte. Eine Bewertung ist von Nöten, um das Ende des Unterstützungsbedarfs zu markieren. Die begleitenden Emotionen können dabei Dankbarkeit oder auch Schuld sein, die als weiterer Gradmesser des Unterstützungsprozesses dienen – hier ebenso unabhängig von der Zielerreichung. Selbst im Falle des „Scheiterns“ kann der/die Betroffene eine Unterstützung als solche anerkennen.

Zusammenfassend ist also an dieser Stelle festzuhalten, dass ein Unterstützungsprozess auf subjektiver Ebene durch folgende Kriterien erkennbar wird:

- a. die Wahrnehmung des Unterstützungsbedarfs,
- b. darauf folgend die Wahrnehmung und Annahme der unterstützenden Handlungsweise an sich und
- c. abschließend die Bewertung der Unterstützung als Ergebnissicherung, die von Emotionen wie Dankbarkeit oder Schuld begleitet wird.

In den häufigsten Fällen kann Unterstützung personifiziert werden, allerdings ist dies nicht zwingend erforderlich. Das Interessante in Beates Beispielsequenz ist, dass eine Unterstützung durch eine andere überlagert wurde oder anders formuliert: Ein Ziel (beruflich wieder Anschluss zu finden) kann erst durch das Erreichen eines weiteren Ziels (behördliche Finanzierung der Umschulung) erfüllt werden. Man erkennt, dass die Struktur von Unterstützung Mikro- und Makroprozesse enthält, die auf zeitlicher Ebene miteinander verkettet werden – Beispiele hierzu finden sich in vielfältiger Weise auch in den restlichen Interviews, wie etwa bei Inges PC-Nutzung, die erst durch die technische Einführung ihres Sohnes möglich wurde. In sich sind jene Prozesse aufgrund ihrer kommunikativen Gestalt und des darin enthaltenen asymmetrischen Machtverhältnisses zwischen UnterstützerIn und dem/der Unterstützungsuchenden in hohem Maße kontingent und können sich im Verlauf wandelnde Deutungsformen einnehmen. Zur subjektiven Darstellung von unterstützenden Strukturen gehört also auch deren biographisch-zeitliche Verortung, die als Erkennen der biographischen Passgenauigkeit sichtbar wird.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Im folgenden Auszug aus dem Interview mit Stefan wird Unterstützungsbedarf zwar als Appell formuliert, kann jedoch auf Seiten der Arbeitsvermittlung nicht in ein passendes Handlungsmuster fließen:

*„Wenn man da [zur ARGE] halt hin geht und sagt, man hat ... mit'm Kreuz zu tun. Und .. und man hat halt ääh/mit/mit Allergie zu tun, dass da nicht einmal rein geguckt wird. Un/un/und .. also ich habe ja auch Äh/Allergie/Allergiepässe und so. Und .. das habe ich jetzt schon ein paar Mal gemerkt, zum Beispiel die Frau Z. zum Beispiel, die guckt da nicht rein. Dann sagt sie zum mir: ‚Ja, det/Sie kommen immer mit was anderem.‘ Habe ich gesagt: ‚Ja, das ist aber so. Das ist/hab's nun einmal.‘ Genauso mit der Motorik, hat sie zu mir gemeint, das könnte man lernen. Ja, da soll sie mir mal zeigen, wie ich das lernen kann. Wenn sie mir das zeigt, wie ich das lernen kann, dann/dann z/mache ich das gerne, liebend gerne. Aber da kommt ja nix.“ (01:00:08 – 01:00:46 / Stefan)*

Stefan stellt in dieser Sequenz seine körperlichen Einschränkungen in den Vordergrund und macht die Rücksichtnahme darauf zur Bedingung für eine erfolgreiche Vermittlung in Arbeit. Doch statt z.B. in die „Allergiepässe“ hineinzuschauen, was für Stefan eine logische Reaktion gewesen wäre, so dass er im gleichen Zug seiner Vermittlerin die Problematik bzw. seine Sicht darauf erläutern könnte, verwies diese auf andere Problemnennungen. Letztere wird in dem Ausschnitt als zynischer Kommentar dargestellt. Im Grunde wird damit ausgedrückt, dass für Stefan in diesem Moment keine geeignete Unterstützung hergestellt werden kann; die VermittlerIn kann nicht in seinem Sinne handeln und ihm beispielsweise einen passenden Arbeitsplatz anbieten. Die Aussage, dass seine Einschränkungen in der „Motorik“ durch „lernen“ zu beheben seien, werden von Stefan verwundert zur Kenntnis genommen und mit einer weiteren Bedingung verknüpft: Sollte die Problematik (von Stefan also als Unterstützungsbedarf wahrgenommen) in dieser Weise zu beheben sein, dann soll die damit verbundene Unterstützungsleistung (Bildung) näher erläutert werden, um das vom Betroffenen geforderte Akzeptanzniveau zu erreichen. Stefan muss die Unterstützung als solche anerkennen, wofür ihm in der genannten Gesprächssituation das Vertrauen und das Wissen fehlt. An dieser Stelle wird der Unterstützungsprozess verhindert („da kommt ja nix.“). Noch gravierender sind die Erfahrungen mit der privaten Arbeitsvermittlung:

*„Ich habe ja zum Beispiel, vorne in der Hauptstraße sitzt der Herr F. Mit dem habe ich jetzt auch schon ein paar Mal, der vermittelt mich nicht, weil ich/weil ich/weil ich äh/die Probleme habe.“ (1:05:25 – 01:05:32 / Stefan)*

Hier wird Stefan eine Unterstützung sogar verweigert. So tritt an dieser Stelle die institutionelle Logik zutage, die in ökonomisierte Abläufe eingebunden ist: Das Jobcenter



#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

stellt gem. des gesetzlichen Auftrages „Dienstleistungen“ (vgl. §4 Abs. 1 SGB II) zur Verfügung, die die ALG II-EmpfängerInnen in Anspruch nehmen können – auch über sog. beauftragte Dritte. Jene Dienstleistungen können als institutionalisierte Form von unterstützenden Strukturen bezeichnet werden, die subjektiv als solche häufig gar nicht wahrgenommen werden. Dies liegt in der Tatsache begründet, dass die individuelle nicht mit der institutionellen Logik von Unterstützung übereinstimmt. Doch anstatt nun den o.g. Grundriss von subjektiven Unterstützungsstrukturen an einem theoretischen Begriff sozialer Dienstleistungen (vgl. u.a. SCHAARSCHUCH 1999) zu spiegeln, soll auf die Handlungsmaxime der Arbeitsvermittlung lt. SGB II verwiesen werden: *Aktivierung*.

„Ziel der Aktivierung von erwerbsfähigen Hilfebedürftigen ist die Aufnahme einer bedarfsdeckenden Beschäftigung. Das Sozialgesetzbuch II (SGB II) stellt dieses Ziel in den Mittelpunkt [...]. ‚Aktivierung‘ in einem weiteren Sinne umfasst alle Anstrengungen der Grundsicherungsstellen, die die Eigeninitiative und Eigenverantwortung der betreuten Personen stärken und damit deren Chancen auf die Aufnahme einer Beschäftigung erhöhen – und das bei jeder Arbeitsmarktlage.

Aktivierungsbedarf ergibt sich nicht alleine dadurch, dass es den Leistungsempfängern unmittelbar an Eigeninitiative mangeln würde. Vielfach ist die Eigeninitiative durchaus hoch, aber andere Hemmnisse – etwa fehlende Kinderbetreuung oder Schulden – stehen der Aufnahme einer Beschäftigung entgegen [...]. Auch hier kann Aktivierung ansetzen und auf eine Beseitigung der Hemmnisse hinwirken. Damit ist klar, dass Aktivierung mehr bedeutet als ein bloßes ‚Fordern‘ und jeweils an den individuellen Problemlagen ansetzen muss.“ (BENDER ET AL 2009: 1f)

Man sieht, dass sich die Bedarfsfeststellung zwischen Behörde und Betroffenen maßgeblich unterscheidet, auch wenn sie bzgl. der langfristigen Zielsetzung sicherlich übereinstimmen werden. Die Aktivierung als mögliches Unterstützungsschema, das an „individuellen Problemlagen“ (ebd.) angreifen soll, geht nur oberflächlich auf die subjektive Bedarfsermittlung ein und agiert bisweilen erzieherisch i.S. einer sozialen Kontrolle. So versuchen die VermittlerInnen in aktivierenden „Gesprächen nach und nach eine rationale, teilweise empathische, meist pädagogisch inspirierte Kooperation mit den ‚Kunden‘ [zu entwickeln], die dazu dient, Arbeit, ein objektives gesellschaftliches Verhältnis, primär zu subjektivieren (was die Verantwortung für die Arbeitslosigkeit einschließt), den ‚Kunden‘ zur Übernahme dieser Verantwortung und zu entsprechenden Gegenmaßnahmen zu aktivieren und daraufhin weit reichende Veränderungen der Leben der ‚Kunden‘, möglichst im Konsens mit ihnen, durchzusetzen“ (vgl. BEHREND 2008: 19). Damit zielt Aktivierung „als soziale Kontrolle heute primär auf die Einstellungen und Haltungen“ (ebd.: 21) der Betroffenen insofern, dass sie die Wahrnehmung ihrer Bedarfslage an die Logik der Arbeitsvermittlung anzupassen haben, um dann auf – möglicherweise – unterstützende Strukturen zu treffen. Die

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Subjektivierung von Arbeit von institutioneller Seite bedeutet zwangsläufig eine Objektivierung des Unterstützungsbedarfs auf der individuellen Seite. Oder anders formuliert: Die Handlungsmaxime der Aktivierung behindert eine subjekt-orientierte Ermittlung des jeweiligen Unterstützungsbedarfs und kann nur dann funktionieren, wenn VermittlerIn und Betroffene/r im stark reglementierten Setting dieselbe Bedarfsfeststellung treffen, welche sich jedoch maßgeblich an der institutionellen Logik orientieren muss. Das ist ein Grund dafür, dass Markus beispielsweise zwar seine Beschäftigung im Forstbereich des Projektes A generell positiv bewertet, die Maßnahme an sich dennoch nicht als unterstützende Struktur wahrnimmt; seine individuellen Vorstellungen können aus unterschiedlichen Gründen nicht verwirklicht werden, was er als ungerecht markiert.

Die institutionelle Konstruktion des „Aktivierungsbedarfs“ ist ein Produkt der bereits angesprochenen managerialistischen Ablaufstruktur des Vermittlungsprozesses, die Markt- und Behördenlogik zu verarbeiten versucht. Die bestimmenden Parameter stellen dabei die sogenannten „Vermittlungshemmnisse“ als Spiegelbilder der Akzeptanzdefizite des Arbeitsmarktes dar, entlang derer der Bedarf vermessen und Handlungsstrategien seitens der Behörde angeschlossen werden. Laut der Forschungsmeinung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) seien jene „Aktivierungsstrategien des SGB II [...] in ihrem Erfolg nicht nur von der Qualität der Maßnahmen, sondern ebenso von der Qualität des Betreuungsverhältnisses und der Mitwirkungsbereitschaft und den Motivationen der Hilfebezieher abhängig“ (vgl. WENZEL 2008a: 59). Wichtig sei neben einer „vertrauensvolle[n] Beziehung zwischen Träger und Betreuten“ auch die Bereitstellung von „Raum für Eigenaktivitäten“, wobei zu beachten sei, dass „zu eigensinnigen Deutungen des Integrationsangebotes [...], welche diese Angebote verfremden und zu teils unerwünschten, kontraproduktiven Effekten führen“, mit der Herstellung der „notwendige[n] Konkordanz der Perspektiven“ zu begegnen sei (ebd.). Dies bedeute „also, nicht nur den Aktivierungsbedarf individuell abzuschätzen, sondern auch den daraus resultierenden Maßnahmeinsatz individuell und unter Berücksichtigung möglicher (Fehl-)Deutungen zu planen“, was „entsprechende Diagnosekompetenzen bei den Fachkräften“ voraussetze (vgl. BENDER ET AL 2009: 7). Ferner richte sich eine („gezielte“) Aktivierung auch auf die Eröffnung von Beschäftigungschancen.

Mit Bezug auf den Aufbau von unterstützenden Strukturen verweist diese Deutungsform des Aktivierungsbegriffes darauf, dass die Betroffenen – wie bereits ausgeführt – einem sozialen Kontrollmechanismus in der Arbeitsvermittlung ausgesetzt werden, der ihre individuelle Bedarfslage erst dann ernst nimmt, wenn sie in die Handlungslogik der Agentur übersetzt und

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

ein Konsens über das Übersetzungsergebnis erreicht wurde. Insbesondere der letzte Punkt enthält eine klare erzieherische Absicht, die auf die Bewältigung des im Vermittlungsprozess innewohnenden Interessenkonfliktes hinarbeiten möchte. Dem/der ArbeitsvermittlerIn wird eine indifferente Rolle zwischen UnterstützerIn und ErzieherIn bzw. ‚AktiviererIn‘, sowie als im behördlichen aber auch persönlichen Auftrag des/der Betroffenen handelnde Person zugeschrieben, deren Handlungsspielraum sich anhand der individuellen Ressourcenlage bemisst:

„Im Fallbezug konvergieren Herrschaftsanforderungen und professionalisiertes Handeln. Um bei der Ausübung ihrer symbolischen Gewalt erfolgreich zu sein, müssen die Mitarbeiter der Arbeitsmarktinstitutionen auf ihre individuellen Ressourcen zurückgreifen. Erst diese Ressourcen ermöglichen nämlich die relativ ‚geräuschlose‘, also die pädagogisch auf Einsicht und Verständnis bauende und deshalb nur selten offen autoritäre Durchsetzung neuer kultureller Anforderungen bei ihren Schutzbefohlenen, in unserem Fall den Klienten der Arbeitsverwaltung.“ (LUDWIG-MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009: 168)

Die Vermittlungssituation wird zudem durch die AdressatInnen emotional aufgeladen, da sie sich in einer Rahmensituation befinden, in der ihre Existenzsicherung zentral von der o.g. Konfliktlösung abhängt. Auf diese Weise werden sie mit dem Zwang zu kooperierendem Handeln im Sinne der Institution konfrontiert. Eine subjektive Deutung des professionellen Handelns als Unterstützung erweist sich aufgrund jener komplexen Zwangsstruktur und damit zusammenhängender Elemente sozialer Kontrolle und Erziehung als sehr voraussetzungsvoll. Sie hängt maßgeblich davon ab, inwieweit die Betroffenen eine stellvertretende Deutung und Bearbeitung des Unterstützungsbedarfs durch die Arbeitsverwaltung akzeptieren, legitimieren und das Ergebnis am Ende positiv bewerten; und damit insbesondere von einer vertrauensvollen Beziehung zur FallbearbeiterIn. Idealerweise bestünde für den/die UnterstützungsempfängerIn ein selbstbestimmter Handlungsrahmen, in dem unterschiedliche Unterstützungsmöglichkeiten ausgewählt werden können. Unter den aktuellen Bedingungen der Vermittlungspraxis scheint dies jedoch nicht oder nur unter größten Anstrengungen umsetzbar zu sein.

Selbstverständlich treten noch ganz andere Formen der Unterstützung in der Lage der Arbeitslosigkeit auf, die jedoch keine grundsätzlich andere als die bereits aufgezeichnete Struktur aufweisen. Zu nennen ist vor allem die Unterstützung durch die Familie, wie sie in beinahe allen Interviews vorkommt: Hans bekam z.B. eine finanzielle Unterstützung durch seinen Schwager, Andreas konnte über seinen Bruder als EDV-Dozent arbeiten. Dabei ist der bereits mehrfach genannte Familiarisierungsprozess zu erkennen (vgl. Kap. IV.1 und IV.3), innerhalb dessen u.a. soziale Unsicherheit aufgefangen oder auch Ermöglichungskontexte

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

aufgeschlossen werden sollen. Gleichzeitig wird es durch die Fokussierung auf familiäre Netzwerke schwieriger zusätzliche unterstützende Strukturen zu finden bzw. auch wahrzunehmen.

Die InterviewpartnerInnen traten ebenfalls selbst als UnterstützerInnen in unterschiedlichen Kontexten auf und nicht nur in der Rolle der UnterstützungsempfängerInnen. Vor allem Inge bringt dies zur Sprache, wenn sie ihre Versuche erwähnt, den Alkoholkonsum ihres Ex-Ehemanns zu begrenzen, oder auch die Hilfestellungen, die sie in Projekt A den anderen TeilnehmerInnen anbot. Gerd nennt als eine zentrale Intention des Arbeitslosenselbsthilfevereins, den Langzeitarbeitslosen die gesellschaftlich zugeschriebene Schuld für ihre Lebenslage zu nehmen (31/33ff / Gerd) und sie auf diese Weise zu entlasten. Dabei stellt sich jener Verein im Zusammenhang mit dem Aufbau von unterstützenden Strukturen als aufschlussreiches Setting dar. Andreas beschreibt dies wie folgt:

*„Die habe ich deswegen ge/ge-grün-det, weil ja im Prinzip seit Anfang an es Mords-Probleme mit der ARGE gab bezüglich meiner Person und weil ich mir gedacht habe: ‚Ich bin bestimmt nicht der Einzige, dem es so geht.‘ [...] Und/ähm ist ja tatsächlich so, ich bin nicht er Einzige. Ähm, und die Idee war im Prinzip dann doch mal so nen gewissen numerischen großen Stamm zu haben, dass es nicht immer so unter der Einzelfall/äh/analyse oder ‚Sie sind nur ein Einzelfall.‘ [...] Und ich wollte, dass wir mal mehr und dann mehr an die Presse gehen. Dann tatsächlich auch probieren, mit den/ähm ... Vorurteilen, ähm ein bisschen aufzuräumen. Gerne auch die Mitarbeit der ARGE und dem Sozialausschuss hier in B-Stadt anbieten und anbieten werden in Kürze, um einfach zu schauen/ähm, wie gesagt, ich bin nicht gegen die ARGE oder das ist jetzt auch kein Kampf. Ich möchte das eben schauen, dass die Leute das bekommen, was das SGB II vorsieht. Nicht mehr und nicht weniger. Und das ist auch ne Hauptaufgabe vom Verein da ein bisschen nachzuschauen und Leuten zu helfen.“  
(00:51:26 – 00:52:47 / Andreas)*

Es zeigt sich, wie ein Setting, das gemäß der Prinzipien der Information und Aufklärung, aber auch der gegenseitigen Fürsorge organisiert wird, den Akteuren eine bilaterale Rollenzuweisung als Unterstützende und Unterstützungsempfangende erteilt. Im sozialrechtlichen Sinne sind sie alle LeistungsempfängerInnen bzw. -berechtigte in einem weitgehend fremdbestimmenden Regime; im Rahmen des Selbsthilfevereins werden ausgehend von einer gemeinsamen Betroffenheit Autonomie-Ressourcen offengelegt, die Potentiale der Lebensbewältigung freisetzen. Gerade in dem kommunikativen Wechselspiel zwischen den Handlungsmodi „Unterstützen“ und „Unterstützt werden“ wird deutlich, dass ein Ressourcentransfer hier nicht nur in einer Richtung verläuft, sondern dass auch der/die Unterstützende wieder etwas zurück erhält, sei es z.B. Dank, Lob oder auch Wertschätzung.

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

Es ist also im Unterstützungsprozess mehr von einer gegenseitigen und weniger von einer einseitigen Transferbeziehung auszugehen, so dass die kommunikative Grundstruktur nicht etwa nur bei der Aushandlung des Problemgegenstandes zum Vorschein kommt, sondern ebenso bei dem Transfer an sich. Bei Andreas führt die wachsende Gewissheit, kein „Einzelfall“ zu sein und dies öffentlich darstellen zu können, zu einem selbstbestimmteren Umgang mit der Arbeitsverwaltung: Die Unterstützung, die er anderen zukommen lässt, wirkt als Freisetzung von Handlungspotentialen positiv auf ihn zurück. Zudem kann die Kommunikation zwischen ihm und der ARGE auf eine inter-institutionelle Ebene gehoben werden, auf der Andreas ein kooperatives Handeln über die KlientInnenbeziehung hinaus anbieten kann. Allerdings ist ausgehend von jener Tatsache nicht generell auf zweckrationales Handeln zu schließen: Im Zentrum des Unterstützungsprozesses steht der/die zu Unterstützende und der mit ihr zusammenhängende primäre Transfer unabhängig von möglichen weiteren Intentionen der unterstützenden Person als sekundärer Transfer. Dennoch darf die Bewältigungsfunktion des Perspektivenwechsels von der empfangenden in die gebende Position durch die gleichzeitige Umkehr des Machtgefälles nicht unterschätzt werden, insbesondere ein damit verbundenes Erleben als Aufwertung, die auf vielfache Entwertungserfahrungen im Regime des Arbeitsmarktes trifft (vgl. Kap. IV.3).

Bei der subjektiven Darstellung der Akteure als unterstützende Personen ist zu beachten, dass jene Zuschreibung zwar weitgehend den drei o.g. Rahmenbedingungen entspricht, die den Unterstützungsprozess in seiner subjektiven Wahrnehmung determinieren, jedoch unklar bleibt, ob alle Beteiligten dieselbe Deutungsweise haben. Erst ein Konsens darüber, ob eine Handlung als unterstützend wahrgenommen wird oder nicht – hier nochmals: unabhängig von der Zielerfüllung – kann eine endgültige Rollenverteilung bzw. Prozesszuschreibung bewirken. Und trotz des asymmetrischen Verhältnisses hinsichtlich des primären Ressourcentransfers besitzt hier der/die UnterstützungsempfängerIn die Deutungshoheit darüber, da er/sie – bewusst wie auch unbewusst – den Unterstützungsauftrag erteilt. Gerade die unbewusste Auftragserteilung bringt die unterstützende Person in Legitimationsdruck (auch wenn sie nicht handelt), so dass eine frühzeitige Klärung der Situation angestrebt werden sollte. So kann es aufgrund mangelhafter Aushandlung dazu kommen, dass retrospektiv die subjektive Rollenzuschreibung als UnterstützerIn illegitimer Weise aufrecht erhalten wird. Im Einzelfall sind die Folgen hiervon relativ begrenzt; kondensiert eine solche stellvertretend getroffene Zuschreibung in einem größeren gesellschaftlichen Kontext jedoch als Erfahrungswert, da beispielsweise tradierte, ideologisierte Handlungsmuster der quasi-unterstützten Person die prozessuale Deutungshoheit entreißen, so lässt sich diese Schiefelage

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

u.a. in wohlfahrtsstaatlichen Programmen identifizieren, denen per se eine unterstützende Wirkung zugeschrieben wird, ohne dass diese auf interaktiver Ebene ausgehandelt worden wäre.

In der Analyse des Falls „Inge“ konnte die dort gefundene Hilfekonstruktion zwischen den Kategorien Fürsorge und Kompetenzvermittlung eingeordnet werden, was den Transfer von mehr oder weniger klar umrissenen Wissensbeständen ebenso umfasst wie den Transfer von eher unspezifischen Ressourcen zur Bewältigung von krisenhaften Lebenslagen wie auch alltäglichen Situationen. Mit Blick auf die weiteren Fälle wird dagegen klar, dass diese Kategorisierung nur einen von vielen möglichen Kristallisationspunkten von Unterstützungsleistungen sichtbar macht. Außerdem wird damit auf der einen Seite erneut offen gelegt, wie sehr mit *Unterstützung* andere Begriffe wie *Bildung*, *Erziehung*, *Sorge* oder auch *Dienstleistung* berührt werden. Auf der anderen Seite verdeutlichen die von Inge dargestellten Transformationen des Unterstützungsprozesses von einer Handlungsstrategie bzw. Ressource zu einer anderen wiederum, wie fragmentiert jener Prozess auf Mikroebene ablaufen kann: Wie auch mithilfe des o.g. Ausschnitts aus dem Interview mit Beate gezeigt werden kann, ist ein Erreichen von langfristigen Zielvorstellungen nur über Teilziele möglich, welche ebenso in sich kontingente Prozesse mit unterschiedlichen Problemgegenständen darstellen und insbesondere die professionelle Handhabbarkeit immer wieder in Frage stellen. Dies gilt v.a. dann, wenn die Unterstützungsleistung in stellvertretender Deutung arrangiert wurde.

Unterstützende Strukturen sind immer sozialräumlich gebunden und lassen sich deswegen natürlich auch in dieser Weise abbilden. Dabei ist zu beobachten, dass sie parallel zu der Bearbeitung des eigentlichen Unterstützungsgegenstandes weitere, meist nur teil-intendierte Funktionen einnehmen. Dazu zählen insbesondere Aneignungsprozesse, die mithilfe einer unterstützenden Rahmung des sozialräumlichen Settings eine positive Beziehungsstruktur aufbauen und dadurch Bewältigungsressourcen freisetzen. Beispiele finden sich bei Inge während ihrer ersten Arbeitsgelegenheit oder auch in Projekt A, als ihr eine andere TeilnehmerIn bei einer Matheaufgabe half. Auch bei den anderen Interviews fallen diese Situationen auf, in denen sozialräumliche Aneignungsprozesse über unterstützendes Handeln in positiver Weise gesteuert werden konnten, gerade im institutionellen Kontext. Zurückblickend auf die Anfangsproblematik des Mangels an AnsprechpartnerInnen bzw. an relevanten Kontakten erhält dieser Aspekt ein besonderes Gewicht: Über Erweiterungen des biographischen Sozialraums (vgl. Kap. IV.1), wie sie etwa bei Gerd mithilfe des

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Selbsthilfevereines möglich werden (32/6ff), erhalten die Akteure die Option, diesen Mangel auszugleichen. Ob die neuen Kontakte die gewünschte unterstützende Funktion einnehmen können, bleibt zwar offen, doch liegen in dem als Unterstützungsraum konstituierten bilateralen Setting der Arbeitslosenselbsthilfe, in dem die Akteure die Möglichkeit haben unterstützt zu werden und selbst zu unterstützen, hohe Chancen je individuell angepasste unterstützende Strukturen aufzubauen.

Zusammenfassend lassen sich unterstützende Strukturen als subjektiv empfundene Ermöglichungskontexte beschreiben, die

- biographisch räumlich wie auch zeitlich situiert sind,
- eine interaktive Ablaufstruktur besitzen, die bidirektionale Transferprozesse einschließt, wobei der Ressourcentransfer von der unterstützenden zur unterstützten Person im Zentrum steht,
- als reversives Phänomen nur im kommunikativen Selbstbezug durch alle beteiligten Akteure vollständig erschlossen werden kann,
- in ihrer asymmetrischen Anordnung zwar die zentralen Handlungsmöglichkeiten dem/der UnterstützerIn zuschreibt, die unterstützte Person jedoch die Deutungshoheit bewahrt,
- als Prozessstrukturen vollständig kontingent sind, insbesondere wenn sie sich aus verketteten Prozessen auf der Mikroebene zusammensetzen, und deswegen
- weniger an den Resultaten Erfolg / Misserfolg erkennbar werden, sondern vielmehr durch die abschließende Bewertung des/der Unterstützten, die durch Emotionen wie etwa Dankbarkeit begleitet wird.

Ein stellvertretendes Handeln des/der Unterstützenden steht generell unter einem Legitimationsvorbehalt dem/der Unterstützten gegenüber. Dies gilt vor allem in dem Fall, wenn struktureller Zwang zur Anwendung kommt und die als unterstützend erdachte Handlung gegen das Interesse der unterstützten Person spricht. Damit soll noch einmal betont werden, dass innerhalb der aktuellen Arbeitsvermittlung unterstützende Strukturen lediglich dann aufgebaut werden können, wenn die Betroffenen ihre Deutungshoheit darüber an das Jobcenter übertragen, was einer fremdbestimmten Anpassung an die institutionelle Prozesslogik entspricht. An dieser Stelle greifen weitere Begriffe wie *Dienstleistung* und *Aktivierung* in den Vermittlungsprozess ein und stellen den der *Unterstützung* immer wieder in Frage.

## 5. Prozesse der Entfremdung

Diese Kategorie baut auf den Ergebnissen auf, die mithilfe des Konzeptes der Verlaufskurve gewonnen werden konnten. In diesen taucht zentral das Phänomen des Fremdwerdens bzw. der Entfremdung auf – zwei Begriffe, die in dieser Arbeit bisher synonym gebraucht wurden. Im Zusammenhang mit der Beschreibung von Verlaufskurven ist dies nichts Ungewöhnliches (vgl. u.a. RIEMANN 1987: 410), so dass der begriffliche Bezug an dieser Stelle hieraus abzuleiten ist. Es werden damit Prozesse herausgestellt, die in der biographischen Reflexion als subjektive Wahrnehmung von etwas Unbekanntem, nur schwer Nachvollziehbarem oder Erklärbarem auftauchen. Auf der zeitlichen Ebene lassen sich anhand dieser Wahrnehmungen Entwicklungsstränge beobachten, innerhalb denen Fremdheit auf oder auch wieder abgebaut wird. Damit geht eine Zunahme des Erlebens der Fremdbestimmung bzw. eine Beschränkung der Handlungsautonomie einher, so dass mit den Begriffen des Fremdwerdens und der Entfremdung in handlungstheoretischer Hinsicht gleichfalls der Wegfall von Orientierungs- und Erwartungsstrukturen in den Blick genommen wird, die auf dem Handlungsvermögen des/der Einzelnen aufbauen. Besonders die Entwicklung von Strategien der selbstbestimmten Bearbeitung von die biographischen Planungsmuster destabilisierenden Prozesslinien gewinnt zentrale Relevanz für die empirische Analyse. Jenes „Streben nach Handlungsfähigkeit muss immer wieder neu zeitlich erfahren und räumlich verortet werden“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 99), woran sich ein individueller Ordnungsauftrag mit sozialräumlich-zeitlicher Dimensionierung herleiten lässt.

Der Entfremdungsbegriff als aus dem empirischen Material gewonnene Kategorie zielt an dieser Stelle also vornehmlich auf den Verlust von biographischer Handlungsfähigkeit, worüber sich Verbindungen zu anderen Kategorien herstellen lassen. Andere – teils stark diskurserfahrene – Bezüge zu diesem Begriff sollen an dieser Stelle zunächst in weiten Teilen ausgeblendet werden.

Innerhalb von Verlaufskurvenstrukturen wird jener Verlust biographischer Handlungsfähigkeit als vielschichtiger Prozess des Erleidens dargestellt. Bei Markus etwa sorgte die Differenzenerfahrung in der Schule dazu, dass er sich gegenüber seinen Mitschülern fremd fühlte. Diese klassifiziert er als „Gang“ (7/42 / Markus), die ihm feindlich gegenüber stand und veranschaulicht auf diese Weise die Erlebensdimension der Diskriminierung, die später zusammen mit der Dimension der Krankheit zum Ausbruch des Verlaufskurvenpotentials führte. Im gleichen Atemzug verlor er im Setting der Schule und dessen institutionell gesteuerten Prozessmustern sukzessive die Möglichkeit des intentionalen



#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Handelns – auch aufgrund des Mangels an geeigneten Unterstützungsstrukturen. Obwohl sich das Setting insbesondere hinsichtlich seiner Personen mit dem Beginn einer Ausbildung änderte, schichte sich dieses Erleben der Fremdheit und des In-der-Situation-Ausgesetztseins in krisenhafter Weise auf und konnte nicht durch ausreichende Bewältigungsformationen aufgefangen werden. Markus war wiederum in negativ konnotierter Form „anders“ als die anderen Lehrlinge: Er wurde durch die „Region A – Hasser“ (6/35 / Markus) diskriminiert, fand erneut keine Unterstützung bei den Lehrkräften und erlitt zusätzlich einige dramatische Unfälle, die ihm längere Krankheitszeiten bescherten. Er wollte jedoch die Ausbildung trotz aller Widrigkeiten zu Ende bringen, da er das für „wichtig“ (3/5 / Markus) hielt. So stellte er sich auch gegen die sich häufenden Ratschläge, er solle abbrechen und etwas anderes machen. Daran wird deutlich, wie Entfremdungsdynamiken sich als Aushandlungsprozesse zwischen Aus- und Eingrenzung auf sozialräumlicher Ebene rekonstruieren lassen. Als entgegengesetzte Prozesslinie lassen sich in dieser Hinsicht Aneignungsdynamiken beschreiben, innerhalb denen sozialräumliche Settings nicht fremder, sondern eben ‚bekannter‘ werden, begleitet durch eine Zunahme an intentionaler Handlungsfähigkeit. Entfremdung entwirft mit Blick auf erwerbsbiographische Planungs- und Erwartungsmuster die bereits in einem anderen Kontext erwähnten Passungsirritationen (vgl. Kap. IV.2), die hinsichtlich ihrer Auflösung auf Ressourcen der Lebensbewältigung verweisen. An einem Auszug aus dem Interview mit Stefan lässt sich dies in anschaulicher Weise erkennen:

*„Ja gut, ich auch schon/äh, ich habe jetzt schon/n ein paar Prak/ich habe jetzt schon in der Firma A habe ich schon ein Praktikum gemacht. Und .. wie soll ich das sagen? ... äh ... ja/äh .. da habe ich auch schon die Erfahrung gemacht, weil ich/äh, wie sagt man, weil ich auch ... gerade mit meinen Einschränkungen. Da habe ich schon/dass sich auch viele Leute drüber/drüber lustig machen. Ich habe jetzt schon bei Firma B geschafft und da hat sich die Sekretärin drüber lustig gemacht da drüber. Weil ich/weil ich/weil ich Einschränkungen habe, weil ich Allergien kriege. Äh/das kann ich nicht verstehen. Es gibt Leute .. will ich mal sagen, es gibt Leute, die haben/die sind nicht so gut qualifiziert. Und es gibt Leute, die haben vielleicht Einschränkungen und die können gar nicht/die können vielleicht gar nicht mehr schaffen in ihrem Leben. Da bin ich vielleicht noch gut dran, aber/äh .. Ich hoffe, dass ich/dass ich das wandeln kann, dass ich das drehen kann in meinem Leben .. und dass ich .. vorausschauen kann, also dass ich mich/mich/mich bestimmt nicht in diesem Le/in dem Leben, wo ich jetzt bin, in dem/in der Situation, wo/wo ich jetzt gerade bin, will ich nicht bleiben/ewig bleiben. Ich meine, ich wollte es/ich würde es gerne in den/den Zeitpunkt, wo/wo es früher war, würde ich es gerne wieder ändern. Aber die Zeit kann man ja nicht zurückdrehen. Das geht nicht .. Ich würde es gerne rumdrehen, die Uhr, es geht ja nicht, aber woa/ff .. Es sind jetzt schon mittlerweile zehn Jahre rum, geht ja nicht mehr.“ (01:06:33 – 01:07:47 / Stefan)*

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Stefan hat mehrfach die Erfahrung gemacht, dass sich jemand über seine „Einschränkungen [...] lustig“ machte, und wurde so in entwertender Weise mit Fremdheit konfrontiert. Zum einen entwickelte er aus diesem Erleben einen Anspruch an Toleranz und zum anderen den Wunsch nach einer Veränderung, den er auf sein gesamtes Leben projiziert. Dabei identifiziert er einen früheren Zeitpunkt vor „zehn Jahre[n]“, an den er gerne wieder zurückkehren möchte. Es lässt sich also eine biographische Prozesslinie nachzeichnen, an deren Beginn noch keine Fremdheit erlebbar war und sich diese bis zum Interviewzeitpunkt sukzessive aufbaute. Und Stefan kann diese Linie als Erwartungsmuster weiterzeichnen; nämlich in einem Vergleich zu denjenigen, die „gar nicht mehr“ arbeiten können, also als konkrete Differenz zur subjektiven Vorstellung einer Befähigung i.S. der Arbeitsgesellschaft. Seine Hoffnungen beziehen sich darauf, jene Fremdheit abbauen zu können und eine neue Lebenslage zu erreichen, die mit der Anfangssituation vergleichbar sei. Dabei ist im Besonderen auf ein akzeptierendes Umfeld angewiesen, das Aneignungsprozesse entwirft und unterstützt. Passungsirritationen, die im Laufe des Entfremdungsprozesses auf der individuellen Ebene aufgebaut wurden, können hierin schrittweise besser gelöst werden, als durch eine immer feinere und weitreichendere Falldiagnostik.

Auch bei Gerd lässt sich Entfremdung in ihrer prozessualen Struktur innerhalb der Erwerbsbiographie als Differenzerfahrung beobachten; insbesondere während seines Studiums, dem er über die lange Studienzeit hinweg entglitt und gleichzeitig eine zweite Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs aufgriff, die zunächst lediglich zur finanziellen Stabilisierung seiner Lebenslage als Studierender gedacht war. Die Relevanzsetzung kehrte sich offiziell mit Beginn seiner Lehre dahingehend um, dass nun der Job in der Druckindustrie den beruflichen Erwartungsfahrplan strukturierte und die allgemeinen Vergünstigungen während des Studiums stabilisierende Ressourcen zur Seite stellten. Für Gerd war diese Umkehrung ein notwendiger Bearbeitungsschritt, da er sich nicht mehr primär als Studierender erlebte; jene Rollenzuschreibung als grundlegende biographische Planungsfolie war ihm fremd geworden. In einer mit Stefan und Markus vergleichbaren Weise stellte er eine *Differenz* von sich zu Anderen fest, die sich jedoch weniger in einer entwertenden oder diskriminierenden Ausgrenzungserfahrung äußerte, sondern vielmehr in einem individuellen Vergleich zwischen der Alltagsgestaltung und zentralen Rollen- und Erwartungsmustern. Diese Bilanzierung erfolgte mithilfe der Größe „Zeit“, die für die jeweiligen, zur Rollenzuschreibung passenden Tätigkeiten aufgewendet werden, und führte dann auf der Begründungsfolie der Sinnhaftigkeit zu einer Differenzerfahrung. Das die Verlaufskurve dynamisierende Element bildete dabei die

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Erlebensdimension der existenziellen Verunsicherung, welche die Alltagsplanung mehr und mehr überformte. Die Fokussierung auf den Job als Druckhelfer diente einerseits der Bewältigung und der Stabilisierung der Rahmenbedingungen des Studiums, konnte aber andererseits nicht hinreichend kontrolliert werden. Jener Kontrollverlust äußerte sich insbesondere im Verlust von Sinn.

Es wird deutlich, dass das Erleben von Fremdheit als grundlegende Dimension des Entfremdungsprozesses nicht ohne eine subjektive Situationsbewertung gedacht werden kann, die eine Bilanz zwischen Aktualität und Erwartung aufstellt. Beate nimmt diese Bewertung mithilfe des Messens ihrer aktuellen körperlichen Leistungsfähigkeit anhand eines arbeitsgesellschaftlichen Erwartungsmaßstabes vor:

*„Und/äh im Februar war das, bin ich dann ja zur Frau R. gekommen und/äh .. beziehungsweise .. ja, da war ich ja schon die ganze Zeit bei ihr. Und habe sie dann halt gebeten, weil mir die Decke auf den Kopf fällt und weil ich halt was machen wollte, habe ich sie dann gebeten, mir einen 1-Euro-Job zu besorgen. Und das hat sie mir auch gemacht .. weil ging's halt darum, durch dass ich/dass ich jetzt nur noch/ääh zu Hause gehockt habe, ja? Man gewöhnt sich ja/äh da dran, irgendwo, ne? Und ich hatte dann Angst: ‚Ja, was ist, wenn ich jetzt von heute auf morgen wieder arbeiten muss? Ich bin's ja gar nicht mehr gewöhnt. Ich bin's nicht mehr gewöhnt, Fahrrad zu fahren, und ich bin's nicht mehr gewöhnt, mich zu bewegen, ne?‘ .. Und deswegen wollte ich sowas hauptsächlich machen, ne? Dass ich es einfach gewöhnt bin, gewöhnt bin, aufzustehen, gewöhnt bin, Fahrrad zu fahren, ne? Weil man baut ja auch körperlich dann ab, ne? .. Und deswegen wollte ich das halt machen, ne.“ (00:56:26 – 00:57:19 / Beate)*

Bestimmend ist hier die Angst, die auf eine Entfremdung von der Arbeitsgesellschaft hinweist, deren Anforderungen Beate nach persönlicher Definition nicht mehr erfüllen konnte. Um dieses „Wegtriften“ zu unterbrechen und im besten Falle umzukehren, wendete sie sich an das Jobcenter in Form ihrer Vermittlerin Frau R. mit der Bitte um einen „1-Euro-Job“. Zudem schließt das Erleben eine Einschlusserfahrung (Ihr fiel die „Decke auf den Kopf“.) sowie eine damit verbundene sozialräumliche Reduktionserfahrung mit ein, welche ebenso als arbeitsgesellschaftliche Differenz- und Ausgrenzungserfahrung bezeichnet werden kann. Die Maßstäbe des Radfahrens, des frühzeitigen Aufstehens oder der körperlichen Betätigung allgemein bilden die Grundlage für einen Vergleich mit Anforderungskonstruktionen des Arbeitsmarktes und damit für die Feststellung eines Ressourcenmangels zur Bewältigung des Berufsalltages. Entscheidend für den Entfremdungsprozess und daran anschließende Bewältigungsversuche ist wiederum das Bewusstwerden des *Verlustes von Handlungskontrolle*, welcher mithilfe eines „1-Euro-Job[s]“ aufgefangen werden soll. Das Jobcenter handelte hier auf den Wunsch von Beate, die

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

die dort vorhandenen Beschäftigungsangebote als mögliche Bewältigungsressourcen betrachtete.

In den vorliegenden Fällen trug das institutionelle Handeln der Arbeitsverwaltung jedoch in erster Linie dazu bei, dass Entfremdungsprozesse nicht aufgehalten wurden, sondern sich verstetigten und gar verstärkten. Die beteiligten Institutionen nahmen in jenen Prozessabläufen eher die Funktion von ‚Katalysatoren‘ ein – bis sogar dahin, dass im Bewältigungshandeln der Betroffenen die sozialpolitisch zugeschriebene Funktionalität der Arbeitsvermittlung auf subjektiver Ebene verloren geht.

Das Setting des Jobcenters bzw. der staatlichen Institutionen sozialer Sicherung stellt für die Hilfebedürftigen auf symbolischer Ebene bereits Zugangshürden auf, die gleichfalls entsprechende Bewältigungsaufforderungen entwirft. Mit einem ‚Gang zum Amt‘ werden die Betroffenen mit der entsprechenden Rollenzuschreibung als EmpfängerInnen von Sozialleistungen konfrontiert, die entlang der stigmatisierenden öffentlichen Debatte u.a. als entwertend erlebt wird. Dabei wurde wiederholt erwähnt, dass diejenigen, die bereits über Erfahrungen mit der Sozialhilfe vor den Hartz-Reformen gemacht hatten, nur geringe Unterschiede im Betreuungsverhältnis nach einem Wechsel zur ARGE feststellen konnten; zu nennen ist v.a. der häufigere Wechsel von Betreuungspersonen innerhalb des Jobcenters, so dass positiv-persönlichere Beziehungen zur Institution (und damit u.a. Vertrauen in das Handeln der VermittlerInnen) nur schwerlich aufgebaut werden konnten. Es häuften sich Erfahrungen eines „fremden Apparates“ mit „austauschbaren Akteuren“, deren Entscheidungen in der Fallarbeit immer weniger nachvollzogen werden konnten. Wie weit jedoch die Institution mit all ihren Akteuren im Erleben des Einzelnen entmenschlicht, objektiviert und damit auch entfremdet wird, demonstriert der folgende Ausschnitt:

*„Ich habe aber mit im Prinzip allen bisherigen/nee bis auf zwei .. Probleme gehabt und immer noch Probleme. Und habe auch bei meiner letzten Fallmanagerin eine Dienstaufsichtsbeschwerde gestellt .. weil sie zu mir sagte, ob ich den Spruch kennen würde ‚Eine Hand, die einen füttert, in die beißt man nicht.‘. Mit der habe ich auch nur Probleme. Und habe eben auch drum gebeten, dass man die .. auswechselt. Funktioniert aber nicht .. Ich spreche die auch nicht mehr beim Namen an. Ich nenne die nur noch/ähm ‚Zimmer D17‘, wo sie drinsitzt, oder ‚ARGE‘. (lacht)“ (00:38:01 – 00:38:39 / Andreas)*

Andreas’ Fallbearbeitung wurde in dieser Beispielsstelle insbesondere auf der persönlichen Kommunikationsebene ausgehandelt, was zunächst auf eine Personifizierung hinweisen würde. Die dabei auftretenden „Probleme“ deuten an, dass hier keine Grundlage für eine

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Zusammenarbeit gefunden werden konnte, die „Fallmanagerin“ eben nicht als helfende Instanz Ressourcen zur Seite stellen konnte, sondern im Gegenteil: Andreas suchte nach Handlungsmöglichkeiten, um die Zusammenarbeit zu kündigen und eine „Auswechslung“ seiner Vermittlerin zu bewirken. Dabei handelte er mithilfe der Ressource „Recht“ („Dienstaufsichtsbeschwerde“), blieb allerdings erfolglos. Mit dem „Spruch [...] ‚Eine Hand, die einen füttert, in die beißt man nicht.‘“ sollte Andreas provokativ zu einer Übernahme der fremdbestimmenden, institutionellen Handlungsmuster überredet werden. Das darin sichtbar werdende Konfliktpotential offenbart die institutionelle Entfremdungsdynamik, die die InteraktionspartnerInnen im Handlungskontext gegenseitig fremder werden lässt. In Andreas‘ Wahrnehmung wird die Institution sowie die in ihr tätigen Akteure immer stärker abstrahiert und objektiviert: Die Vermittlerin wird zum „Zimmer“ bzw. zur Institution selbst. Auf diesem Wege lassen sich wertvolle Bezüge zum Begriff der Reifikation oder Verdinglichung aufbauen:

„Eine verdinglichte Welt ist per definitionem eine enthumanisierte Welt. Der Mensch erlebt sie als fremde Faktizität, ein opus alienum, über das er keine Kontrolle hat, nicht als das opus proprium seiner eigenen produktiven Leistungen.

[...] Mit anderen Worten: man kann Verdinglichung als äußersten Schritt des Prozesses der Objektivierung verstehen, als einen Schritt, durch den die objektivierte Welt ihre Begreifbarkeit als eines menschlichen Unterfangens verliert und als außermenschlich, als nicht humanisierbare, starre Faktizität fixiert wird.“ (BERGER/LUCKMANN 2004: 95)

Abgeleitet aus dieser allgemeinen Perspektive ist es jedoch mit Bezug auf das Datenmaterial notwendig, Verdinglichung als mehrdimensionaler Prozess institutioneller Entfremdung zu verstehen, der gleichsam Ursache für wie auch Folge von individuellen Bewältigungsanstrengungen ist. So lassen sich unterschiedliche Ordnungen identifizieren:

- *Reifikation 1. Ordnung:* Die an sich unbekannt und intransparenten Verwaltungsabläufe, die in eine klar hierarchisierte Machtstruktur eingebettet sind, lassen den KlientInnen keinen selbstbestimmten Handlungsspielraum. Ihnen steht das Jobcenter als „starre Faktizität“ gegenüber, an der sich die Betroffenen orientieren, die jeweilige Handlungslogik übernehmen müssen, um überhaupt handeln zu können. Im Hintergrund spiegeln sich die unterschiedlichen Verlustformen (vgl. Kap. IV.3). Durch die massive Konfrontation mit fremdbestimmten Ablaufmustern werden letztere verstärkt, dynamisiert und ggfs. ergänzt. Hinreichende Ressourcen zur Bewältigung können nur dann hergestellt werden, wenn den KlientInnen im institutionellen Rahmen selbstbestimmte Handlungsformen angeboten werden.

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

- *Reifikation 2. Ordnung*: Die verbleibenden Reaktionsmöglichkeiten der Betroffenen orientieren sich innerhalb der Handlungsmuster „Gewöhnung“ und „Ankämpfen“, die bereits im Zusammenhang mit den o.g. Verlustformen beschrieben wurden. Beiden Handlungsmustern ist gemein, dass anstatt die Reifikation 1. Ordnung u.a. mithilfe hinreichender Mitwirkungsoptionen aufzubrechen die institutionelle Entfremdung in konzentrierter Weise verstetigt wird und in jener 2. Ordnung mündet. In den Verlaufskurvenanalysen tauchte dies als Übergang zur *Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts* auf.

Innerhalb der Gewöhnung wird akzeptiert, dass institutionelles Handeln individuell-biographisches Handeln überformt und teils ersetzt, so dass sich eine Distanz als Differenzerfahrung zur eigenen Erwerbsbiographie aufbaut. Exemplarisch ist das bei Inge beobachten, die zwar einen beruflichen Idealtypus anhand ihrer Berufserfahrungen konstruiert, ihr jedoch die Möglichkeiten genommen werden, darauf aufbauend einen entsprechenden Erwartungsfahrplan zu entwickeln. Stattdessen wird sie mit der defizitären Bilanzierung ihrer Erwerbsbiographie konfrontiert zusammen mit einer durch sie nicht steuerbaren Maßnahmezuweisung. In dieser Fremdbestimmung ordnete sich Inge ein, auch wenn sie immer wieder Kritik u.a. an der bürokratischen Verfahrensweise des Fallmanagers übte. Eine Reaktion auf die Reifikation 1. Ordnung, die sich am Handlungsmuster der Gewöhnung orientiert, tendiert in die Richtung einer Ausweitung der Entfremdungsdynamiken innerhalb der gesamten Biographie, wenn sukzessiv mehr und mehr Lebensbereiche in die Steuerungslogik der Arbeitsverwaltung übertragen werden. Doch stößt auch diese an Grenzen, wenn Vermittlungserfolge langfristig ausbleiben, und reagiert mitunter mit medizinischen Testierungs- oder auch Kompetenzfeststellungsverfahren. Entgegen der eigentlichen Intention wird so auf subjektiver Ebene weniger zu einer Klärung beigetragen, sondern vornehmlich über die Kategorie „Krankheit“ neue Passungsirritationen entworfen bzw. bestehende verfestigt und dokumentiert.

Innerhalb des Handlungsmusters des Ankämpfens, wie es exemplarisch bei den Fällen „Gerd“ und „Andreas“ zu beobachten ist, kommt es zu einer konflikthaften Zuspitzung der Interaktionsstruktur, welche über die mangelnde Aufweichung der Fremdbestimmung selbstbestimmte Handlungsimpulse an die Betroffenen zurücklenkt und so auf weitere Felder projiziert werden. Gerd nutzt beispielsweise das Jobcenter implizit für Strategien der Aufwertung, indem er Möglichkeiten nutzt, sich als Experte zu inszenieren. Die verbleibenden Handlungsoptionen kristallisieren in den Kategorien

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

„Krankheit“ und „Recht“: Auf der einen Seite werden gesundheitliche Einschränkungen als Begründungsfolie genutzt, um strukturellem Zwang zu entgehen, und auf der anderen Seite Verfahren auf der Grundlage von Gesetzen und Verordnungen eröffnet (vom Beschwerde- bzw. Widerspruchs- bis zum Gerichtsverfahren).

Reifikation als institutionelle Form der Entfremdung zielt im berufsbiographischen Kontext nicht nur auf die Arbeitsverwaltung aus Sicht der Betroffenen, sondern ebenfalls auf die Betroffenen selbst aus Perspektive der VermittlerInnen. Wie bereits oben dargelegt (vgl. Kap. IV.4) führt die institutionelle Handlungsmaxime der Aktivierung zu einer Objektivierung des Unterstützungsbedarfs und damit gleichzeitig zu einer Objektivierung der LeistungsbezieherInnen innerhalb standardisierter Vermittlungsschemata (vgl. hierzu AMES 2008). Das sich verstetigende „Misstrauen gegenüber den jeweiligen Interaktionspartnern“ (SCHÜTZE 2006: 230) dynamisiert den Entfremdungsprozess unabhängig von den Handlungsmustern „Gewöhnung“ und „Ankämpfen“ und kondensiert bei den Betroffenen insbesondere als Erleben von Betrug und Ungerechtigkeit. Exemplarisch ist dies bei Markus (12/15ff / Markus) und Gerd (21/8ff / Gerd) vor dem Hintergrund mangelhafter Handlungsmöglichkeiten im Vermittlungsregime zu beobachten.

Das *Fremdwerden der eigenen Erwerbsbiographie*, welches sich zentral auf der biographisch-sozialräumlichen Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs verorten lässt, gilt es in diesem Zusammenhang näher zu betrachten. Hinsichtlich der Reformulierung eines erwerbsbiographischen Erwartungsfahrplans werden die Betroffenen mit Akzeptanzproblemen auf dem Arbeitsmarkt sowie mit daraus resultierenden Passungsirritationen konfrontiert. Jene Negativ-Bilanzierung des bisherigen Lebenslaufs wird innerhalb der institutionellen Logik der Arbeitsverwaltung dokumentiert und fortgesetzt. So auch bei Inge, die trotz bestimmter beruflicher Orientierungsfragmente (16/35f / Inge) in Maßnahmen vermittelt wurde, die eben keinen erwerbsbiographischen Bezug aufwiesen. Ihre zusätzlichen Kompetenzen im EDV-Bereich etc. besaßen ebenso wie ihre langjährige berufliche Tätigkeit nur eine geringe Relevanz für die Vermittlungsbemühungen. Dies ging bis dahin, dass sie bei Projekt A während eines Mathematikurses symbolisch in ihre Schulzeit zurück versetzt wurde (7/9 / Inge).

Klar ist, dass sich jene Entfremdungsdynamiken über die gesamte Biographie hinweg rekonstruieren lassen und sich immer wieder über Abbrüche (vgl. Kap. IV.2) fortsetzen. Das

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

bedeutet jedoch nicht, dass bisherige berufliche Rollenzuschreibungen komplett verloren gehen, sondern sie werden im konkreten Alltagsbezug nicht mehr abgerufen, da sich u.a. der biographische Sozialraum innerhalb fremdbestimmender Dynamiken verschoben hat. Somit sind Rückgriffe auf jene Zuschreibungen während beruflicher Planungsanstrengungen durchaus möglich, müssen sich allerdings im Regime des Arbeitsmarktes bilanzieren lassen. Die Frage, ob und inwiefern berufliche Rollenzuschreibungen und damit verbundene Identitätsfragmente selbstbestimmt erhalten oder auch abgelegt werden können, bildet dabei die Kernfrage erwerbsbiographischer Entfremdung. Markus setzte beispielsweise seine Kunstschreinerei als Hobby weiter fort, nachdem klar geworden war, dass er diese Tätigkeit als Beruf nicht umsetzen konnte. Es ergab sich also eine Differenz zwischen der beruflichen Rollenzuschreibung und den Passungsmustern des Arbeitsmarktes, welche Markus nicht aufheben und damit auch nicht in die entsprechenden sozialräumlichen Kontexte (Schreinereien, Lehrwerkstätten, usw.) gelangen konnte, was man insgesamt als Aufbau von Fremdheit bezeichnen könnte. Die Entfremdung der Erwerbsbiographie ist also zunächst ein Prozess, der sich auf Hürden in der selbstbestimmten Gestaltung und Umsetzung des beruflichen Erwartungsfahrplanes bezieht, über die Bilanzierungsfunktion des Arbeitsmarktes Passungsirritationen entwirft und auf der Ebene der Verlusterfahrungen von „außen“ nach „innen“ wirkt (vgl. Kap. IV.3).

Bewältigung setzt im jeweils vorhandenen Handlungsrahmen an den zugrunde liegenden Verlustformen an, so dass der Entfremdungsprozess nicht zwangsläufig gestoppt werden muss. In besonderer Weise wird dies anhand des schon mehrfach erwähnten *Prozesses der Familiarisierung* deutlich: Zunächst ist dieser als zunehmende Settingreduktion zusammen mit einer Fokussierung auf das familiäre Setting innerhalb des biographischen Sozialraums beschreibbar. Desweiteren folgt jene Reduktion der eingeschränkten Verfügbarkeit von Unterstützungsstrukturen und damit Bewältigungsressourcen v.a. in Bezug auf den Verlust sozialer Sicherheit. So wird in einer Art des territorialen Rückzugs Entfremdungserleben verstärkt und erstreckt sich mit der Zeit auf weite Bereiche der Biographie.

„Für das Erwachsenen- oder Erwerbsalter, in dem das räumliche Aneignungshandeln in der Regel deutlich hinter das institutionalisierte Rollenhandeln in Beruf, Familie und kommunaler Öffentlichkeit zurücktritt, hat die sozialräumliche Perspektive wieder in dem Maße an Bedeutung gewonnen, in dem sich – mit den biographischen Brüchen und sozialen Ausgrenzungen in der Folge des arbeitgesellschaftlichen Wandels – Bewältigungsprobleme im Gefolge sozialer Segmentierung und sozialer Isolation sozialräumlich abbilden. Sie können – um die Möglichkeitspole abzustecken – entweder zu sozialem Rückzug (‚Verhäuslichung‘) aber auch zum Anschluss an offene soziale Netzwerke führen.“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 120)



#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Was hier von den Autoren als „Verhäuslichung“ beschrieben wird, verweist auf jenen Familiarisierungsprozess. Auch wenn dabei in begrenztem Maße Bewältigungsressourcen zur Verfügung gestellt werden, müssen zeitgleich neu auftretende Anforderungen beachtet werden. Für Gerd bedeutet der Wiedereinzug in das elterliche Heim zwar ein vorläufiges soziales Auffangen, wird aber ebenso als massiver Wertverlust erlebt: Das Ereignis bildet einen Verlaufskurvenhöhepunkt. Auch durch die Ausweitung eines höchst-flexiblen Bearbeitungsmusters (u.a. Entkopplung von der bisherigen Erwerbsbiographie) wird ein Entkommen aus der Verlaufskurve nicht möglich. Als Gerd mithilfe einer neuen partnerschaftlichen Beziehung ein progressiv-handlungsstrukturierendes Bearbeitungsmuster gegenüber dem vorher stark-regressiven Muster auf familiärer Ebene einführte, wurde die Verlaufskurve auf die Prozessdimension der Familiarisierung transformiert, die sich vor die weiterhin wirkenden Dimensionen schob. Bei Markus schlossen sich an die Fixierung auf das familiäre Setting der Hobbybereich an, den er neben allen Bewältigungsaufforderungen (u.a. Neuordnung der Beziehung zwischen Mutter und Sohn) ausweiten konnte, wodurch neue Ressourcen offen gelegt werden können und teils zentrale biographische Relevanz besitzen (19/8ff / Markus). Familiarisierung kann also als wichtiger, jedoch ambivalenter Bewältigungsprozess festgehalten werden, der selbst- und fremdbestimmte Anteile enthält. Zudem stellt er sich aufgrund seiner sozialräumlich begrenzenden Eigenschaft als risikoreich dar: Krisenhafte Verläufe innerhalb des familiären Settings werden verstärkt und tendieren dazu Freiräume intentionalen Handelns (erneut) einzuschränken. Dann wird Familiarisierung zum rein fremdbestimmenden, kollektiven Prozess des Erleidens, während dessen sich die Familienmitglieder untereinander immer fremder werden: *familiäre Entfremdung*. So lassen sich bei allen Fällen solche krisenhaften Verläufe auf Ebene der Familie nachzeichnen, die nicht zwangsläufig mit der jeweiligen beruflichen Lage in Zusammenhang stehen. Allerdings drohen Unterstützungsstrukturen weiter wegzubrechen, Verlusterleben und –erwartungen brechen (wieder) auf.

Doch können innerhalb der Verlaufskurvenstrukturen weitere Verarbeitungsmodi identifiziert werden. Schon angesprochen wurden (1) *Verlaufskurventransformationen* als indirekter Bearbeitungsversuch, die vielfache Verknüpfungen zu biographischen Abbrüchen aufweisen (vgl. Kap. IV.2). Diese sind häufig mit Verblendungsmechanismen verbunden, die die Transformation zunächst wirkungsvoll überdecken und als Entkommen aus der Verlaufskurvendynamik erscheinen lassen. Und in der Tat werden die Potentiale insofern abgeschwächt, dass sie teils unter die Wahrnehmungsgrenze geschoben werden. Innerhalb

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

von bestimmten Ereignissen bricht die Verlaufskurve dann auf der Ebene der ‚neuen‘ Erlebens- oder Prozessdimension in der Gestalt einer ‚erneuten‘ Grenzüberschreitung aus. Die Betroffenen werden beinahe schlagartig mit einer veränderten Problemlage konfrontiert: Markus wurde etwa durch einen bilanzierenden Vergleich mit den Lebensläufen seiner Bekannten seine eigene Lage nach seinem Ausbildungsabbruch klar; über die Notwendigkeit, Sozialhilfe beantragen zu müssen, stellte für Inge der Gang zum Sozialamt ein auslösendes Ereignis dar. Die Verblendungsmechanismen sind ein weiterer, deutlicher Hinweis auf den Mangel an signifikanten Anderen, der bereits innerhalb Kapitel IV.4 angerissen wurde. In als überwältigend erlebten Belastungssituationen traten keine Personen in Erscheinung, die passende Ressourcen zur Stärkung der biographischen Handlungsfähigkeit der Betroffenen anbieten konnten. Prozesse der zunehmenden Aushöhlung der intentionalen Handlungskonzepte, die zu einer Verstärkung der Entfremdungsdynamiken führten, konnten nicht gestoppt oder hinreichend bearbeitet werden. Übrig blieb letztendlich die Transformationsbewegung. Betrachtet man in dieser Hinsicht die biographisch-sozialräumliche Einengung, könnte man diese Bearbeitungsform auch als folgelogischen Schritt bezeichnen: Vor dem Hintergrund bröckelnder Ressourcen setzt sich Entfremdung hier über ‚inadäquate‘ Bewältigungsansätze weiter fort und gewinnt dabei eine Eigendynamik, über die sie sich selbst reproduzieren kann. Im Rückgriff auf die o.g. institutionelle Entfremdung zeigt sich die Arbeitsverwaltung einmal mehr als externe, prozessbeschleunigende Einflussgröße.

Weitere Bearbeitungsversuche der Verlaufskurve sind in einer Prozessstruktur zu beobachten, die als (2) *Aneignung* bezeichnet werden kann. Sie findet sich jeweils im Kontext von Situationen, in denen die Akteure zuvor unbekannte Settings aufschlossen und dabei unterschiedliche Strategien anwandten. Aus jener sozialräumlichen Perspektive wurde Aneignung bereits in Kapitel IV.1 beschrieben. So bietet sich dieser Begriff zunächst in raumtheoretischer Hinsicht u.a. deswegen an, da er im Zusammenhang mit Sozialisationsverläufen die Generierung von selbststimmten Handlungskontexten aufgreift:

„Gerade Kinder und Jugendliche, die sich vor allem sozialräumlich orientieren [...] werden mit den in den Gegenständen liegenden Bedeutungen direkt, beim Versuch des Zugangs und ihrer gebrauchswertorientierten Umwidmung, konfrontiert. In diesem Aneignungsprozess verwandelt sich die scheinbar tote sozialräumliche Welt der Gegenstände in ein je individuelles sozialräumlich-personales Erlebnis-Setting.“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 115)

Wie bereits mehrfach erwähnt wurde, so wird auch hier deutlich, dass Aneignung als Gegenstruktur zu Entfremdung bezeichnet werden kann, die dazu geeignet ist, das Erleben

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

von Fremdheit innerhalb spezifischer Settings aufzuheben. Die Dialektik beider Prozesse wird ebenfalls in der Sozialphilosophie aufgegriffen, wobei immer wieder der eine Begriff zur Darlegung des anderen herangezogen wird:

„Der Begriff der ‚Aneignung‘ bezeichnet [...] eine Art und Weise, sich zu sich und der Welt in Beziehung zu setzen, mit sich und der Welt umzugehen und über sich und diese verfügen zu können. Entfremdung, als Störung dieses Verhältnisses, betrifft die Weise des Vollzugs dieser Welt- und Selbstbezüge, also das Nichtgelingen oder die Verhinderung von Aneignungsprozessen.“ (JAEGGI 2005: 54f)

Mit diesem Blick wird der o.g. dynamische Zusammenhang beider Prozesse umgedreht, so dass nicht Aneignung als Bewältigungsreaktion auf Tendenzen des Fremdwerdens betrachtet wird, sondern Entfremdung als „Störung“ der Aneignung. Zu beachten ist an dieser Stelle wie im davorliegenden Zitat, dass die Entwicklung eines intentionalen Handlungskonzeptes in Verbindung mit einer selbstbestimmten Verortung im Gesellschaftssystem thematisiert wird. Der Umstand, dass Fremdheit immer ein Element der Biographie bildet, da Aneignung nie generalisierend sondern fokussierend verläuft, wird nicht problematisiert, sondern die Entstehung (oder Zementierung) von Fremdheit als fremdbestimmende Prozesslinie, die nicht oder nur eingeschränkt bearbeitet werden kann.

Es fällt auf, dass die im Datenmaterial beobachteten Aneignungsprozesse in ihrer Struktur dem ähneln, was Fritz Schütze zunächst als *Steigkurven* (vgl. SCHÜTZE 1981) oder später auch als *wilde Wandlungsprozesse* (vgl. SCHÜTZE 1994b) bezeichnet hat. Bezogen auf den in der letztgenannten Publikation dargelegten Fall „Felix“ können konkrete Verbindungen zu Markus geknüpft werden. Dieser zeigte hinsichtlich der Entstehung seines Techno-Hobbys ein eruptiv-heteronom initiiertes Entwicklungsmuster auf (18/29ff / Markus), das ihn entlang eines hedonistischen Handlungsprinzips dieses Hobby immer mehr ausbauen ließ. Allerdings kommen die damit zusammenhängenden Vergesellschaftungspraktiken lediglich in einem begrenzten sozialräumlichen Setting zur Entfaltung, wenn man mal von dem regelmäßigen Besuch von CD-Märkten absieht. In dieser Weise hängt das Techno-Hobby am Hobby der Kunstschreinerei, das durch den berufsbiographischen Bedeutungsverlust aus der Planungsvorlage des institutionellen Lebenslaufs entfernt und in den Freizeitbereich verschoben wurde. Sozialräumlich sind Kunstschreinerei und Techno ebenso wie der „Nebenbereich: Film“ (19/49 / Markus) als Freizeit-‚Cluster‘ zu bezeichnen, das eng an das familiäre Setting angedockt ist, wobei die biographische Relevanz („*Lebenseinstellung*“ (19/4 / Markus)) zum Interviewzeitpunkt deutlich auf den Techno gelenkt wurde. Für den Ausbau jenes Hobbys war ein hohes Maß an Ressourcen – insbesondere finanzieller und zeitlicher Art

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

– notwendig. An die Handlungspraktik des Musikhörens schlossen sich aktivere Praktiken, wie die des Musikmischens bzw. der Eigenproduktion an, was verdeutlicht, wie Markus ein bisher unbekanntes Handlungsterrain selbstbestimmt erschließen und darüber hinaus Handlungsfähigkeit generieren konnte, welche er als Aufbau von Professionalität erlebte. Die Entkopplung dieses Terrains vom beruflichen Erwartungsfahrplan und damit die Unfähigkeit, die darin enthaltenen Passungsirritationen tatsächlich bekämpfen zu können, versucht er über die ‚Brücke‘ des Berufstraumes des „Musikproduzent[en]“ (18/8 / Markus) zu überwinden. Es ist zu erkennen, dass zwar die zentralen Wirkpotentiale der Verlaufskurve weiterhin wirken, die Aneignungsprozesse im Freizeit-, Cluster‘ allerdings vielfältige Ressourcen der Lebensbewältigung anbieten, die zum Auffüllen der mehrdimensionalen Verlusttendenzen beitragen, obwohl sie lediglich innerhalb eines begrenzten Settings generiert werden:

„Die Kombination aus sozialem Rückzug, bastelnder experimenteller Erkundung und meditativer Betrachtung kann außerordentlich produktiv sein, wenn scheinbar hoffnungslose Grundlagenprobleme gelöst werden sollen [...]. Die aufgelisteten Erkundungs-, Erkenntnis- und Lernstrategien sind elementare oder konkrete Operationen, die die kreative, phantasiemächtige Vorstellungskraft aktivieren.“ (SCHÜTZE 1994b: 30)

Auf der einen Seite werden Markus die Bezüge zur Arbeitsgesellschaft verwehrt, auf der anderen Seite erschafft er seine persönliche ‚Arbeitswelt‘ neu als deutliche Bewältigungsformation. Um letztendlich berufsbiographisch wirken zu können, sind jene selbstbestimmten Handlungsbezüge mit der Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs zu verknüpfen, so dass soziale Isolation und evtl. Entfremdungstendenzen aufgebrochen werden können. Es wird also „in einem besonderen Ausmaße biographische Arbeit der oder des Betroffenen erforderlich, wenn sie sich nicht ganz in dominanten Verlaufskurvendynamiken und ihren Fallenkonstellationen verlieren sollen“ (ebd.: 54). Doch gibt es bei Markus auch Bewältigungsansätze, die direkt an seiner entfremdeten Erwerbsbiographie ansetzen: Innerhalb des Projekts A wurde er wieder mit seiner Rollenzuweisung als Forstarbeiter konfrontiert und konnte dabei im Kontrast zu seiner Ausbildungszeit einen positiveren Bezug aufbauen. Die Erlebensdimensionen der Diskriminierung und der Krankheit verloren als Prozessmuster sukzessive an Dominanz, auch wenn sie – u.a. aufgrund der institutionellen Rahmung – nur ansatzweise bearbeitet werden konnten. Der Umstand, dass Markus im Vermittlungssystem auf der Grundlage sozialstaatlicher Absicherung dazu angehalten wird, so schnell wie möglich daraus auszusteigen, läuft entgegen einer Logik, die erste selbstgestimmte Handlungsansätze zu

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

nutzen weiß und mit deren Hilfe er neue berufliche Erwartungsmuster stricken könnte, während insbesondere die Verluste von Wert und sozialer Sicherheit abgefedert werden.

Inge etablierte schon früh emanzipative Handlungsmuster in ihrer biographischen Planung als Gegenentwurf zu fremdbestimmenden Familiarisierungsprozessen. Die Szene, als sie sich nach der Entlassung aus ihrer ersten Bürotätigkeit im Setting des Familienbetriebs zurechtfinden musste, macht deutlich, wie Übergangsabläufe auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs individuelle Bewältigungsanforderungen produzieren: Die bisherige Alltagsordnung wird generell in Frage gestellt und muss neu gestaltet werden. Inge dienten das hedonistische Handlungsprinzip sowie die zeitliche Struktur ihres bisherigen Alltagverlaufs als Orientierungspunkte, wobei die Verfügbarkeit der notwendigen Ressourcen mitgedacht werden muss, die die Durchsetzung der alternativen Ordnungsentwürfe möglich machte. Aneignungsprozesse weisen demnach nicht nur eine sozialräumliche Strukturierung und Handlungszuschreibung auf, sondern sind ebenfalls in zeitliche Ordnungsmechanismen eingebunden. Und obwohl Inge diesen Schritt gelang, führte auch bei ihr die sozialräumliche Beschränkung auf das familiäre Setting und die damit einhergehende soziale Isolation trotz vielfach selbstbestimmter Handlungsstrukturen zu einer Entfaltung von berufsbiographischen Entfremdungsdynamiken, während sie gegen Prozesse des Fremdwerdens auf kollektiv-familiärer Ebene ankämpfte. Die virtuell-sozialräumliche Erweiterung mithilfe des Chatters kann in dieser Hinsicht als Aneignungsbewegung identifiziert werden, die jene Isolation zu überwinden versuchte. Um jenen Prozess zu initialisieren, waren wiederum Ressourcen notwendig, wobei zum einen die finanziellen Mittel und zum anderen aber auch Wissen im Umgang mit dem PC zu nennen sind, an welches sie über ihren ältesten Sohn gelangte. Dass mit dem Chatten eine klare Bewältigungsfunktion verbunden war, wird im Interview sehr deutlich (3/18f / Inge). So knüpfte Inge v.a. neue soziale Kontakte, mit deren Hilfe sie die krisenhafte Situation ihrer Partnerschaft per Abbruch und Neuordnung bearbeiten konnte. Und im Zuge der allmählichen Stabilisierung des familiären Setting wurde dem Chatten allmählich die Relevanz entzogen, so dass es schließlich ganz aufgegeben wurde (14/16 / Inge) und es die Funktion eines Übergangsettings erhielt. Seine Wirkung bzgl. der Stärkung der biographischen Handlungsfähigkeit erreichte es dadurch, dass es an Settings andocken konnte, die von Prozessabläufen der Entfremdung betroffen waren. Im beruflichen Kontext erzielte jene Aneignungsstrategie über die Virtualität keinen Erfolg, auch wenn sie von Inge im Rahmen einer Internetsuche zum Interviewzeitpunkt weiterhin angewandt wird. Dafür fällt wiederum das hedonistische Prinzip als handlungs- und planungsleitendes Motiv ins Auge. Fremde berufliche Settings wie die Arbeitsgelegenheit bei der Gemeinde (22/22ff / Inge) oder

#### *IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur*

auch das Projekt A konnten durch die Vergegenwärtigung, was ihr „Spaß“ machte, aufgeschlossen und teils mit selbstbestimmten Relevanz- und Ordnungsstrukturen versehen werden. Doch wurde ebenso deutlich, dass jenseits dessen helfende Instanzen notwendig waren, um zunächst Zugänge zu den jeweiligen Settings zu finden. Handlungsleitend war dabei weniger ein hedonistisches Prinzip, sondern eben das der Hilfe, auch wenn bei Inge beides nicht trennscharf voneinander abgegrenzt werden kann.

Soziale Isolation aufzubrechen vermochte ebenso Gerds bürgerschaftliches Engagement bei der Arbeitslosenselbsthilfe. Ausgangspunkt war eine Begegnung mit einem anderen Arbeitslosen auf einer politischen Veranstaltung, von dem aus sich die Aktivitäten beider gegenseitig dynamisierten. So wurden Ermöglichungskontexte generiert, die mit der Zeit immer weiter sozialräumlich wie auch zeitlich strukturiert wurden. Zugleich entwickelten sich die entsprechenden Rollenzuschreibungen, die im Setting der Erwerbsloseninitiative ambivalent zwischen den Handlungsmodi „Unterstützen“ und „Unterstützt Werden“ wechseln können. Und genau in diesem Wechselspiel verbirgt sich das Bewältigungspotential (vgl. Kap. IV.4). Formen gegenseitiger Unterstützung laden das Setting der Arbeitslosenselbsthilfe positiv auf und erschaffen auf kollektiver Ebene ein breites Bewältigungsarrangement ohne direkt eine hierarchische Struktur zu etablieren. So ist es u.a. möglich, die Beziehung zur Arbeitsverwaltung auf eine inter-institutionelle Ebene zu heben und verschlossene Zugänge zum Arbeitsmarkt zu überwinden, auch wenn der institutionelle Entfremdungsprozess nicht bearbeitet wurde:

*„Und, auch für diese Fortbildung zur gerontopsyiatrischen Fachkraft wollten sie mir nicht genehmigen, musste ich eben auch Sozialgericht. Und die wissen ja natürlich schon, dass ich a. mich einigermaßen auskenne, b. vermuten sie sicher auch, dass ich hier helfe, und c. kennt meinen Schriftstil und vielen Leuten sch/ (stößt kurz auf), pardon, schreibe ich auch was. Und dann wissen sie gleich: Das kommt vom M. Also ich hab da keine Freunde, sicher nicht. Macht aber nix .. Und die geben mir halt, wo sie können. Auch ok. Und ich schieße zurück, wo ich kann. Das ist so, so ein bisschen der private Spaß, den ich habe.“ (00:26:55 – 00:27:31 / Andreas)*

Im zur Verfügung stehenden Handlungsrahmen der Reifikation 2. Ordnung ist es also durchaus möglich selbstbestimmte Planungsansätze durchzusetzen, die eine Mitwirkung der Arbeitsverwaltung u.a. als Geldgeberin einfordern. Zugänge zum Arbeitsmarkt werden zwar geöffnet, allerdings ohne auf eine positive Beziehungsstruktur zum Jobcenter aufzubauen, die als Unterstützung erlebt werden kann. Vor allem eine Perspektivenumkehr, in der die Haltungen des/der Anderen reflektiert werden, trägt dazu bei, dass institutionelle Entfremdung über das Handlungsprinzip der Hilfe abgebaut werden kann. Dies kann im

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

aktuellen, institutionellen Arrangement der Arbeitsverwaltung jedoch nicht gewährleistet werden. Hierfür wäre eine weit über das Konzept der „Aktivierung“ hinausgehende Reformulierung der dort geltenden Handlungsstrategie notwendig: Die institutionelle Logik muss sich am Bedarfsfall orientieren und zudem Räume anbieten, in denen Aneignungsprozesse initiiert werden können. Die anfängliche Fremdheit dieser Settings ist dabei vorerst nicht ausschlaggebend, sondern inwiefern dort für die Betroffenen ein je emanzipativ-biographisches Planungs- und Handlungskonzept entwickelt und so jene Fremdheit aufgebrochen werden kann. Dass dieser Anspruch vielleicht konzeptuell von vielen Akteuren des Vermittlungssystems vertreten, jedoch in vielen Fällen nur augenscheinlich umgesetzt wird, zeigt der folgende Ausschnitt:

*„Also in dem Berufsbildungszentrum A hat man auch äh/äh verschiedene Beru/Bereiche gehabt, zum Beispiel Zahntechniker. Was war denn da noch? .. äh technisches Zeichnen ..äh.. Was haben wir noch gemacht? .. äh/zum Beispiel Löten, wenn man/wenn man so ein Ding zusammenlöten tut, wenn man für die äh/ wie sagt man dazu? Festplatten (schlägt sich auf den Oberschenkel) also äh (schlägt sich erneut auf den Oberschenkel) Und das haben wir auch alles gelernt gehabt. Und dann bin ich halt in diesen Sachen, das habe ich halt bei dem Löten, das habe ich halt nicht so hinbekommen wie/wie die anderen auch. Und bei denen .. da hat irgendwas dann hinterher funktionieren müssen. Also da hat irgendwas/ich weiß nicht/ein Lämpchen angehen müssen, und das habe ich irgendwie nicht so hinbekommen. Und das .. mir fehlt halt/äh .. wenn/irgendjemand hat zu mir mal gesagt, ich muss halt/ähm .. selbstständig arbeiten, ich muss halt/äh, ich brauche halt/äh nach Vorlage, kann ich nur arbeiten, ne? Und das/äh/das kann man draußen auch nicht lernen.“ (00:07:11 – 00:07:56 / Stefan)*

Zwar wurde hier eine Art berufliches Erprobungsfeld erzeugt, in dem Stefan auf neue Ansätze für seinen beruflichen Erwartungsfahrplan stoßen sollte, doch wirkte hier die Maßnahme genau umgekehrt: Ihm wurde seine „hoffnungslose Lage“ als subjektiviertes Faktum präsentiert, das zukünftig auch nicht geändert werden könne. Drastisch ausgedrückt, wurde Stefan damit die Fähigkeit abgesprochen, überhaupt in einem selbstbestimmten Rahmen („draußen“ in der „ungeschützten Arbeitswelt“) arbeiten zu können. Dagegen erlebte Hans die Arbeit bei einer Arbeitsgelegenheit positiv als Aneignung:

*„Ich fühl mich da wohl, sagen wir mal .. seit dass ich da bin. Ich habe auch was gelernt. Ich habe nie gedacht, dass ich einmal in der Holzarbeit in den Betrieb komme, ja? Ich finde das auch sehr interessant, was man da .. so lernen kann. Auch, ich nehme an, ich habe auch was gelernt.“ (00:41:13 – 00:41:33 / Hans)*

Ausgehend von einer fremdbestimmten Zuweisung zu jener Maßnahme, die Hans anfänglich als Zwang empfand, war es ihm möglich diese Beschäftigung sinnvoll in seiner

#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

Erwerbsbiographie einzuordnen. Kritisch zu sehen ist allerdings, dass dennoch die Akzeptanzgrenzen und -hürden des Arbeitsmarktes nicht überwunden werden konnten. Dies lässt sich u.a. aus der systemischen Positionierung der Maßnahme als ‚Übergangsfeld‘ erklären, welches selbst arbeitsgesellschaftlichen Akzeptanzdefiziten ausgesetzt ist. So zeigen sich die Zugänge zum Arbeitsmarkt in Form einer subjektiven Verlustdimension als besonders komplex zu bearbeitende Größe, die maßgeblich von den sozialpolitisch-strukturellen Rahmenbedingungen abhängig ist. Durch ein Aufbrechen der Segmentierung des Arbeitsmarktes könnten so Übergangskanäle gestaltet werden, die die jeweiligen Aneignungsprozesse i.S. der Betroffenen fortsetzen.

Um es nun zusammenzufassen: **Entfremdung in berufsbiographischer Perspektive** bezeichnet einen Prozess, durch den sich Fremdheit über *mehrere Erfahrungsebenen* ausbreitet:

- sozialräumliche Aus- und Eingrenzung
- Differenzerleben
- Verlust von Handlungskontrolle

Die Entstehungskontexte von Entfremdung können jeweils unterschiedlich sein, beschneiden jedoch in Form von Erleidensprozessen zunehmend die (berufs)biographische Handlungsfähigkeit. Damit verweisen sie auf die multiplen Formen des Verlusts, die als *Kerndimensionen des Fremdwerdens* bezeichnet werden können. Im Rahmen institutioneller Entfremdung, die als Prozess der *Reifikation zwei aufeinander folgende Ordnungen* aufweist, wird das Erleben der Fremdbestimmung weiter verstärkt sowie emanzipative Planungsentwürfe unterdrückt. *Arbeitslosigkeit* stellt dabei eine Erlebens- und Prozessdimension der Verlaufskurve dar, die zum einen aus einer Transformationsbewegung hervorgehen kann und sich zum anderen im Kontext arbeitsgesellschaftlicher Akzeptanzgrenzen und institutioneller Kontrollmechanismen beschleunigt. Berufliche Rollenzuweisungen bleiben im Zuge des Fremdwerdens der Erwerbsbiographie als Identitätsfragmente zwar erhalten, auf die grundsätzlich rückgegriffen werden kann, verlieren jedoch allmählich ihre Gültigkeit innerhalb des biographischen Sozialraums sowie als berufliche Planungsoption. Bei schrittweisem Entzug der berufsbiographischen Handlungsfähigkeit verbleiben auf individueller wie auf institutioneller Ebene lediglich Handlungsoptionen innerhalb der Kategorien „Krankheit“ und „Recht“, die insbesondere in Prüf- und Bilanzierungsverläufen ihre Anwendung finden. Langfristig kann auf diese Weise



#### IV. Der Verlust berufsbiographischer Handlungsfähigkeit und seine prozessuale Struktur

kein selbstbestimmtes Planungskonzept entworfen werden, da es zunehmend mit immer tiefgreifenderen Passungsirritationen torpediert wird.

Entfremdung wird von einer Verkleinerung des biographischen Sozialraums begleitet, was sich als *soziale Isolation* bzw. bei stärkerer Fokussierung auf das familiäre Setting als *Familiarisierungsprozess* beschreiben lässt. Der selbstbestimmte Aufbau sowie die Gestaltung von sozialräumlich-zeitlichen Strukturen, in denen die Betroffenen biographische Handlungsfähigkeit (wieder) finden, lassen sich dagegen als *Aneignung* bezeichnen. Da diese u.a. als Kompetenzaufbau und Professionalisierung erlebt wird, nimmt sie nachhaltigen Einfluss auf Rollenzuschreibungen bzw. Konzepte des Selbst und stellt vielfältige Ressourcen zur Bewältigung zur Verfügung. Die dabei entstehenden Ordnungs- und Relevanzsetzungen werden entlang *handlungsleitender Prinzipien* aufgebaut, wobei ein hedonistisches Prinzip und das der Hilfe und Unterstützung ins Auge fallen.

Bei voranschreitenden biographischen Entfremdungstendenzen ist die Erschließung von *„Rückzugsorten“* als *„kreative Inseln“* von entscheidender Bedeutung. Diese dienen als wichtige Bewältigungsarrangements und lassen als Experimentiersetting im Zuge emanzipativer Aneignungsprozesse vielfältige Möglichkeiten der Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung zu. Um jedoch berufsbiographische Relevanz aufzubauen, ist der *Anschluss an soziale Netzwerke* eine unbedingte Voraussetzung für die Gestalt jener Settings, da sie in sozialer Isolation dazu tendieren Dynamiken des Fremdwerdens anzureichern.

## V. Formen sozialer Hilfe bei der Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit

---

In Prozessen der **Entfremdung** zeigt sich das konzentrierte Erleben von verschiedenen **Verlustformen** in der Erwerbsbiographie, die Ausgangspunkt für Bewältigungshandeln hinsichtlich eines Wiedergewinns von biographischer Handlungsfähigkeit werden und sich auf zwei Handlungsebenen verteilen lassen. Dafür muss der/die Betroffene auf unterschiedliche Ressourcen zurückgreifen, die auch mithilfe von **Unterstützungsstrukturen** bereit gestellt werden.

Die individuelle Einordnung und Verortung der *Erwerbslosigkeit* findet innerhalb des **biographischen Sozialraums** statt, wo sie sich als **Abbruch** der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs formiert und Relevanzverschiebungen als Gestaltungsaufgabe offen legt.

Im Folgenden werden relevante, theoretische Diskursstränge mit diesem empirisch-fundierten Modell in Bezug gesetzt und diskutiert. Weiterhin können über die Hilfetheorie kritische Bezüge zur aktuellen, professionellen Verfahrensweise im Umgang mit Arbeitslosigkeit hergestellt und neue Ansätze für die Soziale Arbeit in diesem Kontext entwickelt werden.

### 1. Entfremdung und Aneignung im biographischen Sozialraum

Biographisch-sozialräumliche Relevanzverschiebungen sind dynamische Vorgänge einer jeden Lebensgestaltung, die sich theoretisch an Sequenzen und Übergänge (vgl. SACKMANN/WINGENS 2001) bzw. Statuspassagen (vgl. FRIEBERTSHÄUSER 2009) koppeln lassen. Entscheidend für eine selbstbestimmte Gestaltung ist, ob und inwiefern fremdbestimmende Einflüsse mithilfe passender und ausreichender Handlungsressourcen aufgefangen und in den Erwartungsfahrplan integriert werden können. Dabei fällt auf, in welcher Weise bestimmte externe Einflussgrößen als fremdbestimmendes Element nachhaltige Wirkungen innerhalb der Erwerbsbiographie entfalten. So destabilisiert eine andauernde Arbeitslosigkeit fortwährend darauf folgende Erwerbstätigkeiten (vgl. LUDWIG-MAYERHOFER 1996), was ebenfalls Folge der zunehmenden Akzeptanzdefizite des Arbeitsmarktes ist. Zeiten der Arbeitslosigkeit und ‚Lücken‘ innerhalb des Lebenslaufes

können entsprechend als „Negativsignal“ (WINDZIO 2001: 166) verstanden werden, das im Bewerbungsverfahren an mögliche Arbeitsgeber ausgesandt und dort als Anzeichen für zu geringe Produktivität gedeutet werden kann (vgl. INKMANN/KLOTZ/POHLMEIER 1998). Auf der Prozessebene weist dieser Umstand auf Entfremdungstendenzen hin, welche das intentionale Handeln erdrücken und Aneignungsbewegungen entgegenstehen.

#### **a) Entfremdung und soziale Exklusion**

Im Modell des biographischen Sozialraums beschreibt Entfremdung eine Dynamik, die in fremdbestimmender Weise die Struktur verändert, indem sie Settings über Abbruchmuster streicht oder auch (im beschränkten Rahmen) hinzuzieht oder eben die Ordnungs- und Relevanzsetzungen verändert. Sie geht einher mit dem Erleben von Differenz und fehlender Handlungskontrolle sowie sozialräumlicher Be- und Ausgrenzung. Gerade der letzte Aspekt muss zum einen im Hinblick auf die im letzten Kapitel angesprochenen subjektiven Formen sozialer Isolation betrachtet werden und legt es zum anderen nahe, ihn auf die Debatte zu sozialem Ausschluss und Exklusion zu beziehen.

Nimmt man prominente VertreterInnen der Exklusionstheorie wie Heinz Bude (2010) zur Hand, wird schnell deutlich, dass sich auf der einen Seite ein Problem hinsichtlich der Eingrenzung der dort beschriebenen Bevölkerungsgruppe und auf der anderen Seite Unsicherheiten bzgl. des zu beschreibenden Phänomens und damit des Begriffs selbst auftauchen. Letzterer schwankt zwischen dem „Anspruch, eine objektive Soziallage zu beschreiben“ (CALLIES 2008: 283), und einer Kategorie subjektiven Erlebens aufgrund des notwendigen Bezugs zu individuellen Erfahrungskontexten. So entscheide soziale Exklusion darüber, „ob Menschen das Gefühl haben, daß ihnen Chancen offenstehen und daß ihnen ihre Leistung eine hörbare Stimme verleiht, oder ob sie glauben müssen, nirgendwo hinzugehören, und daß ihnen ihre Anstrengung und Mühe niemand abnimmt.“ (BUDE 2010: 14). Auch wenn der Exklusionsbegriff in dieser Definition deutlich über andere Kategorien sozialer Benachteiligung wie *soziale Ungleichheit* oder *materielle Armut* gestellt wird, da die „Art und Weise der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, nicht der Grad der Benachteiligung nach Maßgabe allgemein geschätzter Güter wie Einkommen, Bildung und Prestige“ (ebd.: 13) im Mittelpunkt der Betrachtung stehen müsse, kann dies nicht über die Unbestimmtheit hinwegtäuschen, die für die Exklusionsdebatte kennzeichnend ist (vgl. CALLIES 2008). Häufig sei der Begriff der Exklusion sogar einfach überflüssig, da er nichts anderes als Armut, Arbeitslosigkeit oder soziale Randständigkeit beschreibe (vgl. LEISERING 2000).

Dennoch lassen die Erkenntnisse in der vorliegenden Untersuchung einzelne Konturen erkennen, die den Exklusionsdiskurs widerspiegeln. Zunächst ist jedoch darauf hinzuweisen, dass Exklusion oder auch sozialer Ausschluss häufig nur auf situative Diagnosen hindeuten, so dass die dahinterliegenden Prozessstrukturen eine geringere Beachtung finden: „Von Ausschluss zu sprechen heißt, eine völlig negative Benennung anzuwenden, die einen Mangel bezeichnet, ohne zu sagen, worin er besteht oder woher er kommt“ (CASTEL 2008: 71). Doch finden sich die „konstitutiven, wesentlichen Züge der Exklusionssituationen [...] nicht in diesen Situationen selbst“ und können nur „dann Sinn annehmen, wenn man sie in einen Prozess zurückversetzt. Unter Exklusion ist nämlich der Zustand all derer zu verstehen, die sich außerhalb der lebendigen sozialen Austauschprozesse gestellt sehen“ (ebd.). Jene Annahme Robert Castels, die in einem Zonenmodell mündete, das die Zonen der Integration, der Gefährdung und der Ausgrenzung beinhaltet, innerhalb derer sich Ausschlussprozesse beschreiben lassen, wurde von auch Martin Kronauer aufgegriffen: „Ausgrenzung lässt sich nur als *Prozess*, der im gesellschaftlichen Zentrum beginnt, angemessen erklären. Als *Ausgrenzungsprozess* wiederum lässt er sich jedoch nur von seinen Resultaten her begreifen“ (KRONAUER 2010: 200).

Aus systemtheoretischer Perspektive wies Niklas Luhmann darauf hin, dass es „über die genannten negativen Interdependenzen doch zu einer mehr oder weniger effektiven Gesamtexklusion aus der Teilnahme an allen Funktionssystemen“ (LUHMANN 1994: 42) komme, also quasi eines generellen Verlusts sämtlicher gesellschaftlicher Teilhabemöglichkeiten. Dagegen spricht jedoch, dass dies einen Extremfall völligen Ausschlusses darstellt, der nur selten möglich sein dürfte (vgl. CASTEL 2008). Auch Akteure, die in hochgradiger Weise sozialer Benachteiligung und Diskriminierung ausgesetzt sind, stehen in vielfältigen gesellschaftlichen Bezügen, die die Zuschreibung eines generellen Ausschlusses problematisch gestalten. So scheint es eher sinnhaft zu sein, in Anlehnung an Martin Kronauer (1999) unter Exklusion „eine Gleichzeitigkeit von Drinnen und Draußen zu verstehen: Es bedeutet, Teil der Gesellschaft zu sein und dennoch die Erfahrung machen zu müssen, nicht dazuzugehören“ (CALLIES 2008: 265). Dabei können mehrere Dimensionen sozialer Exklusion identifiziert werden (vgl. KRONAUER 2010), die jeweils unterschiedliche Fixationspunkte aufweisen:

- Marginalisierung am Arbeitsmarkt bis zum Ausschluss von Erwerbsarbeit,
- Einschränkung der sozialen Beziehungen bis hin zur Vereinzelung und sozialer Isolation,

- Ausschluss von Teilhabemöglichkeiten an gesellschaftlich anerkannten Lebenschancen und Lebensstandards.

Wichtig zu erwähnen ist, dass es „in einem erheblichen Maße die institutionellen Regelungen des Wohlfahrtsstaats selbst [sind], die unter Bedingungen der Umbrüche in der Erwerbsarbeit die paradoxe Wirkung entfalten, zugleich ein- und auszuschließen. [...] Gerade weil die Menschen mehr denn je ‚eingeschlossen‘ sind in die Gesellschaft, macht sich der quälende Stachel der Ausgrenzung so scharf bemerkbar“ (KRONAUER 2008b: 153). Dies verläuft ebenfalls über eine „Politik positiver Diskriminierung“ (CASTEL 2008: 85), wie sie in der Verwendung von Vokabeln wie ‚Aufbau von Beschäftigungsfähigkeit‘ oder ‚Hilfe zur Alltagsstrukturierung‘ im Regime der Arbeitsvermittlung *par excellence* zu erkennen ist, ebenfalls bei der Einteilung der BedarfsempfängerInnen in „Kudentypen“ durch die Vermittlungsinstitutionen (vgl. GALUSKE/RIETZKE 2008). Auf diese Weise werden institutionell Ausgrenzungsrisiken geschaffen, die über eine „Einordnung in Klassifikationssysteme [...] den Status eines Bürgers zweiter Klasse zuschreiben“ (CASTELL 2008.: 86). Hinzu kommt eine gesellschaftliche Debatte, die sich rund um eine ‚neue Unterschicht‘ dreht (vgl. KESSL 2005b, KESSL/REUTLINGER/ZIEGLER 2007, KESSL/KLEIN/LANDHÄUSER 2012), die Bevölkerungsteile mithilfe von Negativzuschreibungen zugleich als Teil der Gesellschaft erkennbar macht und ebenso als soziale Ausgegrenzte zu beschreiben versucht.

Immer wieder wird der Zusammenhang sozialer Exklusion mit dem Ausschluss von Erwerbsarbeit betont (vgl. KRONAUER 1999), so dass dieser nicht zuletzt in den meisten Definitionsansätzen auftaucht (s.o.). Man könnte dies als Versuch der Überwindung eines indifferenten Zentrums und einer stärkeren Konturierung der Randzone deuten, um im Bild eines Exklusionsprozesses ‚von der Mitte zum Rand‘ zu bleiben. Unbestritten ist, dass insbesondere der langfristige Ausschluss von Erwerbsarbeit im hochentwickelten Kapitalismus erhebliche und vielfältige Bewältigungsanforderungen erstellt; weswegen jener Ausschluss nicht zuletzt zum Ausgangspunkt der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit wurde. Es sei jedoch die Frage erlaubt, ob das Konzept der sozialen Exklusion tatsächlich genügend analytische Kraft besitzt, um damit auf die subjektiven Verarbeitungsformen der Arbeitslosigkeit und damit zusammenhängender Problemlagen zu schließen, wie es in einigen Untersuchungen praktiziert wird (vgl. REISSIG 2010). In Extremform wird dies scheinbar in folgendem Auszug bejaht:

„Der Entzug von Arbeit, das Schicksal der Arbeitslosigkeit kommt daher dem nahe, was in archaischen Gesellschaften der Ausschluss aus der Gemeinschaft bedeutete, ist vergleichbar

mit Exil und Verbannung in autoritären Gesellschaften der Neuzeit. Nicht die Ausbeutung der Arbeitenden ist in der postmodernen Gesellschaft das primäre soziale Problem, sondern ihre Ausgliederung aus dem Produktionsprozess, der Verzicht auf die Nutzung ihrer Arbeitskraft. Entfremdung resultiert nicht mehr aus einem Übermaß, sondern aus einem Mangel an Arbeit. [...] Das Erlebnis von Freiheit, Entfaltung und Produktivität, das ein postmodernes Zirkulieren in unterschiedlichen Identitätsbereichen mit sich bringt, ist dem Arbeitslosen verwehrt. [...] Dem Arbeitslosen aber bleibt nicht mehr viel als seine negative erfahrene Identität: die Realisierung, dass er (ganz konkret verstanden) gar keine Rolle mehr spielt. [...] Ihnen fehlt nicht lediglich gesellschaftliche Anerkennung, sie sind auch Stigmatisierte. [...] Stigmatisierte sind jene, die von gültigen ‚Normalitätsstandards‘ abweichen und mit ihrer Andersheit angesichts gesellschaftlicher Konformitätserwartungen auffallen.“ (LÜTZELER 1998: 912f)

Auf den ersten Blick scheint diese Beschreibung trotz der drastischen Formulierung vollkommen anschlussfähig an die Ausführungen der ExklusionstheoretikerInnen zu sein: Der Ausschluss aus der Arbeitsgesellschaft und der Übergang ins Regime der Vermittlung und wohlfahrtsstaatlicher Alimentation bilden ein gesamtgesellschaftliches Ausschlussprinzip, da die Arbeitslosen keinen „Normalitätsstandards“ und damit verbundenen „Konformitätserwartungen“, also dem ‚Zentrum‘, entsprechen und dadurch über Stigmatisierungseffekte an den ‚Rand‘ gedrängt werden. Bei näherer Betrachtung lässt sich allerdings erkennen, dass hier eine weitere Prozesslinie freigelegt wird, die Exklusionstendenzen nicht als Kern, sondern lediglich als Bestandteil subjektiver Deutungsmuster charakterisiert: **Entfremdung**. Auf diese Weise wird eine Anknüpfung an die in der empirischen Analyse rekonstruierten Erfahrungsebenen möglich, die Prozesse des Fremdwerdens kennzeichnen:

(a) Das „Zirkulieren in unterschiedlichen Identitätsbereichen“ ist ein deutlicher Hinweis auf die alltägliche Dynamik innerhalb des biographischen Sozialraums, die mit einem Veröden der Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs empfindlich gestört wird. Sozialräumliche Aus- und Begrenzungen durch den Wegfall relevanter Settings und das damit zusammenhängende Wegbrechen entsprechender Rollenzuschreibungen im gewohnten Gebrauch bilden eine Ebene der Entfremdung. Kann diese Verkleinerung des biographischen Sozialraums nicht durch die Erschließung neuer Settings aufgefangen werden, so droht eine Konzentration auf wenige, verbleibende sozialräumliche Strukturen, was sich als territorialer Rückzug bezeichnen lässt und insbesondere, wenn (relevante) soziale Kontakte fehlen, als soziale Isolation (vgl. KRONAUER 2010) beschrieben werden kann. Ausschlaggebend für eine Identifikation als Teil des Entfremdungsprozesses ist (b) ein „Mangel an Handlungsmöglichkeiten und Zukunftsperspektiven“ (CALLIES 2008: 282), was subjektiv als Erleben fehlender Handlungskontrolle und theoretisch als Verlust der

(berufs)biographischen Handlungsfähigkeit deutlich wird. Jener Verlust bildet das grundlegende, strukturierende Element der Entfremdung auf der Handlungsebene. Auf der dritten Erfahrungsebene taucht *(c)* die „negative erfahrene Identität“ als Differenzerleben auf, die keine reine Selbstzuschreibung darstellt, sondern natürlich auch auf „einer explizit diskriminierenden Behandlung“ (CASTEL 2008: 83) der Betroffenen v.a. über Akzeptanzdefizite des Arbeitsmarktes und daran angreifende, institutionelle Vermittlungsstrategien aufbaut. „Kein ökonomisches, soziales oder kulturelles Kapital, keine Arbeitsform konstituiert eine positive Identität. Identität wird ‚von außen‘, als Stigma zugeschrieben oder ist in ihren positiven Zügen ständig gefährdet, gebrochen durch die Erfahrung des Verlusts“ (KRONAUER 1997: 46), womit wiederum auf das Grundelement der Entfremdung hingewiesen wird.

Die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit lassen sich also als Konturen in den Konzepten sozialer Exklusion wiederfinden und zeigen auf, dass jene Konzepte nur begrenzt als analytische Kategorien dienen können. Die Hauptkritik bezieht sich dabei neben der Vieldeutigkeit des Begriffs darauf, dass er jeweils eine Problembeschreibung anreißen möchte, die unter Umständen gar nicht als solche wahrgenommen wird. So ist es beispielsweise möglich, dass in Situationen sozialer Isolation kreative Handlungspotentiale freigesetzt werden, die einen maßgeblichen Teil der Lebensbewältigung bilden. Auf der anderen Seite gibt es Situationen, in denen sich Akteure trotz vielfältiger gesellschaftlicher Anbindung allein gelassen und möglicherweise diskriminiert fühlen. Beides lässt sich exemplarisch im Fall „Markus“ demonstrieren, sowohl die kreative Arbeit in seinem Hobbyraum als auch das Sich-im-Stich-gelassen-Fühlen während seiner Schul- und Ausbildungszeit. Mithilfe des theoretischen Konzepts des biographischen Sozialraums wird schnell deutlich, dass die Konfrontation mit sozialräumlichen Be-, Ein- oder Ausgrenzungen zunächst vollkommen alltägliche Situationsmuster darstellen, die zudem u.a. über den institutionellen Lebenslauf in die Biographie eingefädelt werden. Wie groß jener biographische Sozialraum im Einzelfall ist, hängt an den individuellen Präferenzen der selbstbestimmten Lebensgestaltung und –bewältigung. So führt die Dialektik des Exklusionsbegriffs als ‚Dinnen und Draußen‘ an dem wesentlichen Faktor vorbei, der Beachtung finden sollte: mangelhafte (biographische) Handlungsfähigkeit der ‚ausgeschlossenen‘ Akteure, da „sozialer Ausschließung stets ein Konflikt über die Aneignung von gesellschaftlich erzeugten Gütern zugrunde liegt“ (CREMER-SCHÄFER 2008: 165). Das Konzept der Entfremdung i.S. dieser Arbeit nimmt jene Einschränkungen des intentionalen Handelns auf und verhält sich als theoretische Kategorie, die es versteht ohne

zusätzliche, teils diskriminierende Implikationen am Erleben der Betroffenen anzugreifen und es erschließbar zu machen. Letzteres stellt einen zusätzlichen Kritikpunkt an vielen ExklusionstheoretikerInnen dar, da sie über eine „verdinglichte Außenperspektive“ (ANHORN 2008: 44) selbst einen Entfremdungsprozess der Akteure im wissenschaftlichen, aber auch gesellschaftspolitischen Diskurs Akteursbeschreibungen als „Überflüssige“, „Aussortierte“, „Ausgeschlossene“ oder auch „Übriggebliebene“ verstetigen, wie er in der bereits erwähnten Debatte zur ‚neuen Unterschicht‘ sichtbar wird. Gerade bei Heinz Bude wird deutlich, wie sehr der Exklusionsbegriff selbst stark diskriminierende Züge einnehmen kann, wenn er etwa den Prozess des „Überflüssigwerdens“ anhand eines „phänomenologischen Befund[es] [...], der etwas mit einem Körperausdruck von Müdigkeit, Abgestumpftheit und Apathie zu tun hat“ (BUDE 1998: 378), erkennbar werden lässt oder behauptet, dass ein „soziale[r] Ausschluss immer auch über den Körper geht“, so dass man sehe, rieche und vernehme, „wer siegesgewiss drinnen, wackelig dazwischen oder wer schon draußen“ sei (BUDE 2010: 107). Und nicht zuletzt ist die Verwendung des Exklusionskonzepts deswegen kritisch zu sehen, da es „dem politischen Anliegen einer neoliberal geprägten Agenda der Marktliberalisierung und Deregulierung“ (ANHORN 2008: 27) durchaus entgegen kommt, indem es eine Legitimation für ein sozialstaatliches Handeln liefert, das „sich von einer staatlichen Gesamtverantwortung für die soziale Sicherheit aller Gesellschaftsmitglieder allmählich verabschiedet“ (ebd.) und etwaige Anstrengungen auf wenige konzentriert, denen ein tatsächlicher Bedarf an jenen Leistungen nachgewiesen werden muss.

Abschließend ist noch anzumerken, dass die ‚Drinnen-Draußen‘-Zuschreibungen in Zeiten des digitalen Kapitalismus umso problematischer werden, je mehr Entgrenzungstendenzen ihre Wirkungen auf dem Arbeitsmarkt entfalten (vgl. BARTELHEIMER 2009), die „eine soziale Entbettung der Ökonomie vorantreiben und eine Freisetzung und Abstraktion von Arbeit und sozialen Bindungen mit sich bringen“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 68), so dass die Vorstellung eines gesellschaftlichen Zentrums und einer zugehörigen Peripherie brüchiger wird, bis sie nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

### ***b) Gesellschaftliche Konturen der Entfremdung***

Wenn hier das durchaus populärere Konzept der Exklusion zugunsten der Entfremdung abgelehnt wird, die auf eine weitläufige und nicht weniger kritikbeladene Theoriegeschichte zurückblicken kann, so gilt es sich zu fragen, ob dieser Schritt auch über die empirischen Ergebnisse hinaus gerechtfertigt ist. Denn in den letzten Jahren sind Erklärungsansätze, die



auf Theorien der Entfremdung zurückgreifen, selten geworden, auch wenn jener Begriff eine lange Zeit über ein „Zentralbegriff linker (aber auch konservativer) Gesellschaftskritik“ (JAEGGI 2005: 11) war. Dies ist insbesondere in der Arbeitslosenforschung festzustellen (vgl. KIESELBACH 1996), auch wenn im internationalen Rahmen einige Arbeiten zu finden sind, die den Entfremdungsbegriff u.a. als *alienation* nutzen, dabei jedoch mit unterschiedlichen Phänomenen verknüpfen (vgl. AIKEN ET AL 1968, VINEY 1983, WINEFILED ET AL 1991). Dagegen wurden andere theoretische Konzepte prominenter diskutiert, wie etwa die *Individualisierungsthese* (vgl. BECK 1986) oder auch das Paradigma der *Anomie*. Jener Begriff, der durch die Arbeiten von Emile Durkheim (vgl. DURKHEIM 1973, 1992) und später Robert K. Merton (vgl. MERTON 1968) geprägt wurde, beschreibt „Erscheinungen sozialer Regellosigkeit und mangelnder Bindung der Individuen untereinander und an die Gesellschaft“ (BÖHNISCH 1994: 61), die entstehen, „wenn aufgrund einer überzogenen Arbeitsteilung und damit zusammenhängender Spezialisierungen (Rationalisierung) das ‚kollektive Bewußtsein‘ in der Gesellschaft abnimmt bzw. brüchig geworden ist und unter den Gesellschaftsmitgliedern sich zunehmend individualistische Orientierungs- und Verhaltenstendenzen entwickeln“ (ebd.: 62). Auf subjektiver Ebene zeigt sich eine anomische Struktur zwischen gesellschaftlich propagierten Zielvorstellungen und den individuellen Ressourcen, diese auch erreichen zu können. Als ‚Ersatz‘ für den Entfremdungsbegriff kann dies jedoch nicht gelten, auch da Untersuchungen fehlen, „inwieweit der Entfremdungs- und der Anomiebegriff aufeinander beziehbar sind“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2007: 167). Durkheim verwendete kein Entfremdungskonzept im Marx’schen Sinne, insbesondere da er „aus seiner Analyse der Arbeitsteilung heraus überzeugt [war], dass diese zur Integration fähig und die inhärente Spannung zwischen Integration und Desintegration politisch [...] mediatisiert werden kann“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 29). So kann das Paradigma der Anomie höchsten als Ergänzung dazu gesehen werden: Die anomische Anforderungsstruktur des kapitalistischen Arbeitsmarktes, die sich in der „Entkopplung von System- und Sozialintegration“ (BÖHNISCH 1994: 65) weiterentwickelt hat, führt zwangsläufig „zu einer Kette von individuellen und sozialen Krisen [...]. Die Krise [der Arbeitsgesellschaft wiederum] liegt [...] darin, daß nicht mehr Arbeit für alle da ist und somit die Erreichbarkeit des durchschnittlichen Lebensentwurfs, der auf Vollzeitarbeit gründet, für zunehmend mehr Menschen nicht nur vorübergehend nicht mehr gegeben ist“ (ebd.: 71). Im Rahmen dieser Arbeit lässt sich dies sehr deutlich anhand der *Akzeptanzdefizite* des Arbeitsmarktes erkennen (vgl. Kap. IV.2), die als sog. Vermittlungshemmnisse die Grenzen der Integrationskultur

erkennen lassen. Auf subjektiver Ebene wird dies anschlussfähig an das o.g. Entfremdungskonzept, indem aus einem „Bewältigungsverhalten [ein] Anpassungsverhalten an die anomischen Konstellationen“ (ebd.: 76) wird und „nicht selten verbunden [ist] mit einem hohen Maß an Selbstentwertung und Verleugnung eigener Wünsche“ (ebd.: 71). Hier tauchen die *multiplen Formen des Verlusts* auf (vgl. Kap. IV.3), die auf primärer Handlungsebene als Wertverlust, Verlust sozialer Sicherheit und Verlust der Arbeitsmarktzugänge und auf sekundärer Ebene als Sinn-, Vertrauens- und Hoffnungsverlust aufgeteilt werden können und sich kollektiv als Verlust (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit verdichten, sollten keine ausreichenden Ressourcen zur Bewältigung zur Verfügung stehen. Es wäre also sicherlich angebracht zu behaupten, dass mit der historischen Relativierung des Durkheimschen Anomiekonzeptes und seiner Transformation von der frühindustriellen Moderne in die postmoderne Arbeitsgesellschaft das Entfremdungstheorem darin Einzug gehalten hat und diesem eine höhere Beachtung zuteil werden muss.

Doch ist der Begriff der Entfremdung überhaupt von sich aus eine passende Vorlage für die hier diskutierte analytische Kategorie, wenn er sich im Kontext anderer theoretischer Ansätze umso vehementer anbietet? Karl Marx beschreibt in den ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844 die Konturen des Entfremdungsprozesses wie folgt:

„Der Arbeiter wird um so ärmer, je mehr Reichtum er produziert, je mehr seine Produktion an Macht und Umfang zunimmt. Der Arbeiter wird eine um so wohlfeilere Ware, je mehr Waren er schafft. Mit der *V e r w e r t u n g* der Sachenwelt nimmt die *E n t w e r t u n g* der Menschenwelt in direktem Verhältnis zu. Die Arbeit produziert nicht nur Waren; sie produziert sich selbst und den Arbeiter als eine Ware, und zwar in dem Verhältnis, in welchem sie überhaupt Waren produziert.

Dies Faktum drückt weiter nichts aus als: Der Gegenstand, den die Arbeit produziert, ihr Produkt, tritt ihr als ein *f r e m d e s W e s e n*, als eine von dem Produzenten *u n a b h ä n g i g e M a c h t* gegenüber. Das Produkt der Arbeit ist die Arbeit, die sich in einem Gegenstand fixiert, sachlich gemacht hat, es ist die *V e r g e g e n s t ä n d l i c h u n g* der Arbeit. Die Verwirklichung der Arbeit ist ihre Vergegenständlichung. Diese Verwirklichung der Arbeit erscheint in dem nationalökonomischen Zustand als *E n t w i r k l i c h u n g* des Arbeiters, die Vergegenständlichung als *V e r l u s t* und *K n e c h t s c h a f t* des *G e g e n s t a n d e s*, die Aneignung als *E n t f r e m d u n g*, als *E n t ä u ß e r u n g*.“ (MARX/ENGELS 1970: 82f)

Die Entfremdung der Arbeit geht hier auf die Voraussetzung zurück, dass Arbeit die zentrale Handlungsform bildet, über die sich der Mensch die Welt und damit schließlich auch sich selbst anzueignen weiß. Über die kapitalistische Verwertungslogik wird das Produkt als „Vergegenständlichung der Arbeit“ von dem/der ArbeiterIn entkoppelt und ihm/ihr als „fremdes Wesen“ gegenüber gestellt, so dass es nicht mehr möglich ist, sich jenes Produkt ohne entfremdete Bezüge anzueignen. „Der Skandal der Entfremdung ist, dass es sich um eine

Entfremdung von Selbstgemachtem handelt. Es sind unsere *eigenen* Tätigkeiten und Produkte, die die sozialen Institutionen und Verhältnisse, die wir *selbst* erzeugt haben, die hier zur *fremden Macht* geworden sind“ (JAEGGI 2005: 30).

Dabei wäre es zu einfach, diese analytische Perspektive alleine auf damalige (vor)industrielle Produktionsformen zu beziehen und damit für die heutige Zeit zu disqualifizieren, auch wenn dies immer wieder einen der Hauptkritikpunkte am Marx'schen Entfremdungskonzept darstellen mag. Doch ist es wie bei anderen Konzepten notwendig und möglich, sie vom historischen Bezug zu lösen und in den aktuellen gesellschaftlichen Rahmen zu übertragen. So wird u.a. angeführt, dass mit der Ökonomisierung des/der BürgerIn als KonsumentIn die Entfremdung die moderne Gesellschaft total überforme (vgl. FROMM 1960). Es ist ein Trugschluss auf dieser Grundlage davon auszugehen, dass sich damit die dialektische Spannung zwischen Entfremdung und Gestaltung innerhalb konsumistischer Individualisierung aufgelöst habe (vgl. BÖHNISCH/SCHRÖER 2007). Gerade in der Ausweitung des Kapitalismus auf alle Lebensbereiche, durch die alles mit dem Suffix „-kapital“ in ökonomische Formen transformiert werden kann – exemplarisch an der Transformation von Wissen und Kompetenzen in *Humankapital* erkennbar – hat sich ebenso das Entfremdungskonzept verbreitert. So wird „Entfremdung [...] als im subjektiven Empfinden des Menschen nicht mehr aktivierbarer gesellschaftlicher Zustand beschrieben, der sich im Menschen abbildet, den er aber nicht so empfindet [...] [, da er] sich den Interessen von Produktion und Konsumtion anpasst und deren Prinzipien als eigene Bedürfnisse übernimmt“ (ebd.: 168). Die Marx'schen Resultate der Entfremdung, die von (1) der *Entfremdung vom Produkt der Arbeit* über (2) die *Entfremdung von der eigenen Tätigkeit* bis hin zur (3) *Entfremdung vom Gattungswesen* und darüber hinaus zur (4) *Entfremdung von den anderen Menschen* (vgl. JAEGGI 2005) führen, zeigen sich genau in jenen gesellschaftlichen Entwicklungen des digitalen Kapitalismus: Konsum bildet nur vordergründig einen Ausweg aus dem Entfremdungsdilemma mithilfe der marktförmigen Darstellung eines Gestaltungsangebotes, das sich auf der Seite der Arbeit nicht mehr finden lässt, da sie selbst „ökonomisiert und ‚entmenschlicht‘“ (OEHME 2004: 214) wurde. Doch erst durch die Anpassung an die gesellschaftlichen Konsummuster und damit einem Aufgehen in der Rolle des/der KonsumentIn, ist es möglich jene Gestaltungselemente zu nutzen; allerdings nur in der Form einer Illusion von Selbstbestimmung, was man v.a. daran erkennt, dass ein Ausbrechen aus jener Gestaltungslogik (so gut wie) nicht möglich und auch gesellschaftlich nicht erwünscht ist. Der als KonsumentIn entfremdete Mensch versucht durch als Konsum (entfremdeter Produkte) entfremdete Gestaltung dem Individualisierungsdruck zu

begegnen, mit dem ihn die moderne Wettbewerbs- und Konsumgesellschaft konfrontiert, die wiederum die Menschen als WettbewerbsteilnehmerInnen in Konkurrenzbeziehungen versetzt und dadurch untereinander entfremdet. Zudem bietet Konsum keine ‚tatsächlich‘ selbstbestimmte Gestaltungsmöglichkeit an, auch wenn dies immer wieder von VertreterInnen neokapitalistischer Ideen behauptet wird (vgl. HENKEL 2004) bis dahin, dass er als Grundlage moderner politischer Teilhabe gedacht wird (vgl. BARINGHORST ET AL 2007). In Konsum spiegelt sich soziale Segmentierung und Ungleichheit, da er vollkommen von den Einkommensverhältnissen des jeweiligen Haushalts abhängig ist. Schon alleine über diese Form der Ressourcengebundenheit scheidet er als Gestaltungsprinzip, das auf Entfremdung zu reagieren weiß, aus. Vielmehr drückt sich in konsumistischen Handlungsmustern und den Konsumbeziehungen das moderne Prinzip gesellschaftlicher Entfremdung aus.

Eine Extremfigur des/der entfremdeten ArbeiterIn bildet der „abstract worker“, über den „job enrichment“, anspruchsvoller Konsum und libidinöse Einbindung in die Grenzenlosigkeit technologischer Entwicklungsmöglichkeiten“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 154) als Elemente von „Erfüllungsbiographien [begriffen werden], die keiner kritischen Reflexivität mehr bedürfen“ (ebd.), und der in seiner räumlich-zeitlich entgrenzten Arbeit vollkommen aufgeht. In ihm verweisen entfremdete Arbeit und Konsum auf eine – im Marx’schen Sinne – entfremdete Biographie, die sich der kapitalistischen Verwertungslogik vollkommen unterworfen hat und in der ökonomischen Form einer ‚Karriere‘ objektiviert wird, jedoch subjektiv – wie bereits angesprochen wurde – als selbstbestimmter, berufsbiographischer Planungsentwurf erlebt werden kann. Dies veranschaulicht noch einmal die Paradoxie eines modernen Entfremdungsbegriffs, der viele AutorInnen durch die Verwerfung des Konzeptes begegnen: ein „Dilemma, das nicht leicht zu lösen ist“ (JAEggi 2005: 48).

### ***c) Entfremdung als berufsbiographische Kategorie***

Die Frage, inwiefern Entfremdung auf diese Weise zwar objektiv rekonstruierbar, aber subjektiv nicht erfahrbar ist, lenkt auf die empirischen Ergebnisse zurück, die demonstrieren, auf welche Art Biographien mit Prozessen des Fremdwerdens konfrontiert werden und diese sich im Erleben verstetigen. Die theoretische Herleitung anhand der Ausführungen von Karl Marx kann insbesondere dazu dienen, eine Perspektive auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen biographischen Handelns einzunehmen, die aufzeigt, inwiefern Arbeit als das – in diesem Fall – wesentliche Gestaltungselement menschlicher Existenz zwar durch Konsum abgelöst wurde, ihr aber dennoch die zentrale, soziale Integrationsfunktion zugewiesen wird:

„Dennoch bleibt Arbeit das zentrale Medium der Integration in der modernen Gesellschaft. Arbeit vermittelt sozialen Status und Sinn, strukturiert Alltag und Biographie, hält die Gesellschaft zusammen. Arbeit wird aber gesellschaftlich nur in der Form von Erwerbsarbeit anerkannt und ist bisher allein über sie marktfähig.“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 189)

Mit dem Zuschnitt der Arbeit zu ‚*Erwerbsarbeit*‘ als marktfähiges, zwischen KonsumentIn und Gesellschaft vermittelndes Element, bildet sie als ‚*Ware*‘ die Voraussetzung für sozialintegrative Bezüge, die wiederum abhängig von deren ‚Qualität‘ sind. Anhand der vielseitig kritisierten Figur des „Arbeitskraftunternehmers“ (vgl. PONGRATZ/VOSS 2003) lässt sich dies in stilisierter Form nachzeichnen.

Die Sozialisationsmechaniken des institutionellen Lebenslaufs bilden eine entsprechende berufsbiographische Planungsvorlage, die bereits auf die arbeits- und damit konsumgesellschaftlichen Bedürfnisse abgestimmt ist. Ob und inwiefern dieser Vorlage oder anschlussfähigen Alternativen entsprochen wird, ist bestimmt durch die Akzeptanzgrenzen des *Arbeitsmarktes*. Emanzipative Planungsentwürfe jenseits dieser Grenzen besitzen nur eingeschränkte Integrationskraft; die Anforderungen an den/die BürgerIn als KonsumentIn bleiben jedoch weiterhin bestehen. Genau diese Ambivalenz findet sich in der als Entkopplung von System- und Sozialintegration weiterentwickelten Anomiekonzepts wieder: Offene Gestaltungsoptionen lassen sich nur innerhalb entfremdeter Strukturen wiederfinden; selbstbestimmte, davon unabhängige Gestaltungsversuche sehen sich mit einer brüchigen Integrationsfähigkeit konfrontiert. Die gestalterische Notwendigkeit des Menschen nach Oskar Negt (1968) „zu sich selbst als soziales Wesen zu finden, seinen Zustand als gesellschaftlich bedingten zu erfahren, ist ein Prozess, der im Kapitalismus tendenziell blockiert ist“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2001: 149). So wird sozialstaatlich versucht, diejenigen, die kein „marktfähiges“ berufliches Profil aufweisen können, entsprechend „fit“ zu machen, also an die kapitalistische Verwertungslogik anzupassen. Dies läuft – wie die Fälle zeigen – als weitgehend fremdbestimmter Prozess ab. Die Entfremdung der postindustriellen Moderne zeigt sich also auf subjektiver Ebene erst dann, wenn Akteure Formen der Lebensgestaltung jenseits marktrelevanter Planungsstrategien suchen. Dabei werden sie mit den multiplen Verlustformen (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit konfrontiert, was sich ebenfalls im Marx’schen Konzept wiederfindet:

„Im von Marx als ‚Entfremdung‘ angesprochenen ‚Defizit‘ im Verhältnis zu sich und zur Welt kann man zwei Dimensionen identifizieren: Erstens die Unfähigkeit sich mit dem, was man tut, und mit denjenigen, mit denen man etwas tut, sinnhaft zu *identifizieren*; zweitens die Unfähigkeit, über das, was man tut, *Kontrolle* auszuüben, d.h. individuell oder kollektiv in dem, was man tut, ‚Subjekt seiner Handlungen‘ zu sein.“ (JAEGGI 2005: 30)

Neben dem Verlust der Handlungskontrolle bzw. –fähigkeit wird eine zweite Dimension angesprochen, die sich als sozialräumliche Dimension kategorisieren lässt: Die Betroffenen finden sich innerhalb eines Settings wieder, in dem sie sich zunehmend fragen, ob sie wirklich ‚dazu gehören‘ und ‚was sie hier eigentlich machen‘ (Differenzerfahrung), zeitgleich sind sie von alternativen Settings ausgeschlossen, in die Vorstellungen selbstbestimmter Erwartungsmuster projiziert werden. In der Konfrontation subjektiver Erwartungshaltungen mit den Herrschaftsverhältnissen des politisch vermittelten Marktes entscheidet sich, inwiefern sich jene Erwartungen als Berufsplanung durchsetzen lassen oder aufgrund strukturellen Zwangs verworfen werden müssen, wodurch sich dann Entfremdungspotentiale aufbauen können. Die Paradoxie von erlebter Selbstbestimmung in entfremdeten Rahmensetzungen, wie sie in der Figur des „abstract worker“ ausgedrückt wird, soll an dieser Stelle jedoch nicht in normativ-paternalistischer Weise diskreditiert werden. Jene Akteure handeln entsprechend arbeitgesellschaftlich präferierter, beruflicher Erwartungsfahrpläne, die in der Zielausrichtung von Bildungs- und Erziehungsprozessen auf Konstrukte der Beschäftigungsfähigkeit (vgl. BÖHNISCH/SCHEFOLD 1985, BÖHNISCH 1994) entworfen wurden. Betrachtet man zugleich die sozial ungleich verteilten Bildungschancen in Deutschland (vgl. u.a. SOLGA/DOMBROWSKI 2009) zeigt sich, inwiefern hierfür zusätzliche Ressourcen benötigt werden, um den Marktanforderungen zu entsprechen und diese bewältigen zu können. „Anomietheoretisch interpretiert ist dieses Bewältigungsverhalten ‚Anpassungsverhalten‘ an die anomischen Konstellationen, welche in dieser Entkopplung [von System- und Sozialintegration] für die Einzelnen entstehen können“ (BÖHNISCH 1994: 76). Legt man daran eine Definition von ‚Nicht-Entfremdung‘ an, eröffnet sich eine Möglichkeit, die o.g. Paradoxie zu entschlüsseln:

„Nicht entfremdet zu sein bezeichnet eine bestimmte Weise des *Vollzugs* des eigenen Lebens und eine bestimmte Art, sich zu sich und den Verhältnissen, in denen man lebt und von denen man bestimmt ist, *in Beziehung zu setzen*, sie sich aneignen zu können.“ (JAEGGI 2005: 51)

Die berufsbiographische Kategorie der Entfremdung besitzt also eine ambivalente Bewältigungsstruktur, die sich wie folgt umreißen lässt:

- über *Anpassungsverhalten* ist es möglich, Aneignungserfahrungen zu suggerieren, die sich biographisch als selbstbestimmt einordnen lassen,
- über *Aneignungshandeln* lassen sich biographische Kontexte selbstbestimmt gestalten und diese dann mit arbeitgesellschaftlichen Anforderungsstrukturen in Einklang bringen.

In beiden Fällen kann man von Bewältigung als Generierung biographischer Handlungsfähigkeit sprechen; beide Fälle stellen sich als ressourcenabhängig dar. Dennoch ist bewusst oder unbewusst eine Unterordnung unter die kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse notwendig. Im Einzelfall werden sich beide Bewältigungsmuster nur als ineinander verschränkte Formen erkennen und schwerlich voneinander trennen lassen, weswegen die hier vorgestellte Unterscheidung lediglich im gesellschaftsanalytischen Kontext Sinn ergeben mag. Aus biographischer Perspektive ist entscheidend, dass subjektiv eine Zunahme an Handlungsfähigkeit festgestellt werden kann, weswegen im Folgenden lediglich von Aneignung gesprochen wird, selbst wenn sie objektiv eher einer Anpassungsleistung entspricht. Der Aufbau von externen, unterstützenden Strukturen muss sich – wie bereits beschrieben (vgl. Kap. IV.4) – an der Bedürfnislage des/der Betroffenen orientieren und kann nur unter Legitimationsvorbehalt Bedarfszuschreibungen vornehmen.

In Anschluss an Prozesse des Fremdwerdens in Form von Erleidensprozessen (vgl. RIEMANN 1987) kann berufsbiographische Entfremdung also als ein *gestörtes Beziehungsverhältnis zur eigenen Erwerbsbiographie* bezeichnet werden, durch das es nicht möglich ist, sich mit ihr zu identifizieren und sie als ‚Produkt‘ eigenen Handelns zu verstehen. Damit verbundene Rollenzuschreibungen werden nicht als Identitätsfragmente und häufig als Stigmatisierung (vgl. GOFFMAN 1996) wahrgenommen. Berufliche Erwartungsplanungen sind biographisch entkoppelt und werden als ‚von außen gesteuert‘ erlebt; der persönliche Zugriff darauf bleibt verwehrt, was aufgrund der Funktion von *Erwerbsarbeit* als Voraussetzung für konsumistische und damit gesellschaftliche Teilhabe – oder anders: als ‚Medium‘ des Konsums – auf die gesamte Biographie ausstrahlen kann. Der gleichzeitig vermittelte Anspruch des Marktes, eben handlungsfähig zu bleiben, kann nicht erfüllt werden, was zur Verstetigung der Entfremdung innerhalb von *Passungsirritationen* führt.

#### **d) berufsbiographische Aneignung als sozialräumliches Handeln**

Richtet man nun den Blick auf das Bewältigungshandeln, das jene Prozesse des Fremdwerdens zu bearbeiten sucht, so gilt es den Begriff der *Aneignung*, der bereits mehrfach als theoretisches Gegenkonzept formuliert wurde, näher zu betrachten. Karl Marx hatte jenen Begriff ebenfalls aufgegriffen und umfasst damit zugleich „Inbesitznahme, Ermächtigung und Sinn. Den Gehalt der so beschreibbaren ‚Konzeption des guten Lebens‘ bei Marx macht demnach eine Idee von Selbstverwirklichung als identifikatorisch-aneignender Bezugnahme auf sich und die Welt aus“ (JAEGGI 2005: 32). Alexei Nikolajewitsch Leontjew (1964) entwickelte auf dieser Grundlage ein psychologisches Modell mit der Idee, „die Entwicklung

des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und als Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur zu verstehen“ (DEINET 2009: 27), das später von Klaus Holzkamp (1973) auf die heutigen gesellschaftlichen Bedingungen übertragen wurde. Dem hier diskutierten Entfremdungskonzept wird damit ein wichtiger, neuer Aspekt hinzu gefügt:

„Die Umwelt präsentiert sich dem Menschen in wesentlichen Teilen als eine Welt, die bereits durch menschliche Tätigkeit geschaffen bzw. verändert wurde. [...] Genauso wie im Prozess der Vergegenständlichung Personen und Gegenstände durch das Ergebnis produktiver Arbeit miteinander verbunden sind, geht es im umgekehrten Prozess der Aneignung für das Kind oder den Jugendlichen darum, einen Gegenstand aus seiner Gewordenheit zu begreifen und sich die in den Gegenständen verkörperten menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten anzueignen.“ (DEINET 2009: 28)

Aus sozialisationstheoretischer Perspektive stellt sich damit die Welt als etwas Fremdes dar, das nach und nach erschlossen werden muss. Dies verläuft i.S. Leontjews zum einen durch die Vergegenständlichung mittels produktiver Arbeit und zum anderen durch Aneignung als das Erschließen gesellschaftlicher Erfahrungen, die sich als *Gegenstandsbedeutungen* in den Gegenständen abbilden. Daran anschließend bieten sich ‚Eigen‘ und ‚Fremd‘ als Zustandsbeschreibungen an, die in einem dynamischen Verhältnis untereinander stehen: Etwas Fremdes kann zu etwas Eigenem werden und umgekehrt. Die verbindenden Prozesslinien sind einerseits Aneignung und andererseits Entfremdung. Arbeit taucht dabei bei näherer Betrachtung als individualistische Größe der Selbstbestimmung auf, mit der die Welt- und Selbstbezüge hergestellt werden. Entfremdete Formen der Arbeit produzieren in dieser Logik fremdbestimmende Ablaufmuster, die weitergehende Aneignungsprozesse behindern, weswegen auch von Entfremdung als verhindertes Aneignungsverhältnis (vgl. JAEGGI 2005) gesprochen werden kann: Etwas Fremdes bleibt fremd, ebenso wie Eigenes im Zuge einer *Enteignung* fremd wird, ohne dass der Akteur jene Zustände aktiv beeinflussen könnte. Am empirischen Material lässt sich dies in den Verlaufskurvenanalysen u.a. anhand von Verblendungsmechanismen im Zusammenhang mit Transformationen zeigen. Auf die zunehmend als Erleidensprozess zutage tretende Fremdbestimmung müssen die Betroffenen mit schrumpfenden Handlungsmöglichkeiten reagieren, was mitunter ‚Moratorien‘ in Form von fehlschlagender Aneignung entwirft. Die Illusion von Handlungsfähigkeit wird hier als ‚Verblendung‘ offenbar, unter deren Mantel sich der Entfremdungsprozess weiter verstärkt und biographisch verbreitert.

Das oben skizzierte Aneignungskonzept ist zudem ein raumtheoretisches, so dass im Folgenden das Modell des *biographischen Sozialraums* in die Überlegungen mit einbezogen



werden kann. Die „unterschiedlichen Gegenstandsbedeutungen, durch deren Aneignung Unterschiede der Wahrnehmungsfunktionen entstehen, sind an die sinnliche Präsenz des Wahrnehmungsgegenstandes gebunden und somit an einen bestimmten Ort im Raum“ (HOLZKAMP 1973: 267). Aneignung wie auch Entfremdung sind also jeweils räumlich, aber auch zeitlich und sozial situiert und biographisch an bestimmte Erlebenskontexte gebunden. Dabei stellen „Räume [...] keine fixierten Einheiten [dar], die sozialen Prozessen vorgängig sind, sondern [sind] selbst ein Ergebnis dieser Prozesse. Allerdings sind sie zugleich auch wiederum ihr Bestandteil. Die von den Akteuren konstruierten Raumordnungen wirken somit auch relativ unabhängig von diesen Konstruktionsprozessen wieder auf die Handlungsvollzüge der Akteure zurück“ (KESSL/REUTLINGER 2010: 27). Angesprochen ist also ein *Sozialraum*, in dem soziale Praktiken „immer räumliche Praktiken [sind;] und zugleich konstituieren soziale Praktiken Geltung und Gültigkeit räumlicher Praktiken und können diese auch wieder verändern“ (KESSL/REUTLINGER 2008: 17). Bringt man diese Vorstellung in Zusammenhang mit aktuellen, räumlich-gesellschaftlichen Sozialisations- und Aneignungsbedingungen, so entsteht das Bild einer ‚verinselten‘ Lebenswelt:

„Heute wandelt sich die räumliche Sozialisation folgendermaßen: Es entsteht eine verinselte Vergesellschaftung, die Raum als einzelne funktionsgebundene Inseln erfahrbar macht, die über schnelle Bewegungen (Auto fahren, öffentliche Verkehrsmittel) verbunden sind und durch Syntheseleistungen zu Räumen verknüpft werden. [...] Raum wird nun auch als diskontinuierlich konstituierbar und bewegt erfahren. An einem Ort können sich verschiedene Räume herausbilden. Dadurch entsteht [...] neben der kulturell tradierten Vorstellung, im Raum zu leben, d.h. von einem einheitlichen homogenen Raum umgeben zu sein, auch eine Vorstellung von Raum, die einem fließenden Netzwerk vergleichbar ist.“ (LÖW 2001: 265f)

Hier wird im Anschluss an Helga Zeiher (1983) eine geographische Perspektive eingenommen, die einen Unterschied zu früheren Modellen einer eher konzentrischen Raumerschließung darstellt, wie sie in „ökologischen Sozialisationstheorien“ (vgl. BAACKE 1980, BRONFENBRENNER 1981, KRISCH 2008) vorzufinden sind. Grundvoraussetzung für jenes Erschließungsmuster sind die Bewegungsmöglichkeiten, um die vorhandene Raumstruktur zum einen zu nutzen und zum anderen auch erweitern zu können, indem neue Räume „erschaffen“ („Spacing“ – vgl. DEINET 2004 und 2009) und untereinander vernetzt werden.

Dieser sozialräumliche Entwicklungsprozess wird ebenfalls biographisch verarbeitet und lässt sich entsprechend als ein komplexes Netzwerk von *Settings* abbilden, die als ‚vernetzte Inseln‘ den individuellen Erfahrungsraum konstituieren. Retrospektiv wird dieser Prozess als *Biographisierung* sichtbar, die eine „Form der bedeutungsordnenden, sinnerstellenden

Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene gelebte Leben“ darstellt, bei der „Zusammenhänge herzustellen [sind], die es erlauben, Informationen, Ereignisse und Erlebnisse in sie [, die Biographie,] einzuordnen und Beziehungen untereinander wie auch zur Gesamtheit herzustellen“ (MAROTZKI 2006: 63). Allerdings stellt dies ebenfalls eine alltägliche Aufgabe dar, bei der neue Erfahrungskontexte mit der bisherigen biographischen Aufordnung konfrontiert und ergänzt werden müssen. Dabei kann man auch von einem „biografischen Raum“ als einem „Erfahrungsraum [sprechen], in dem BiografieträgerInnen relevante Ereignisse und Erfahrungen wahrnehmen, erkennen und in dem sie diese Erfahrungsbestände in das biografische Wissensgebäude einordnen und strukturieren. [...] Der biografische Raum zeigt einerseits reflexiv zugängliches Wissen und andererseits jene Sinnüberschüsse, jene Anteile des gelebten und ungelebten Lebens, die nur teilweise bewusst und verfügbar sind“ (LACKNER-PILCH/PUSTERHOFER 2005: 282f). Mithilfe des Begriffs der „Handlungsumwelt“ wird auf biographieanalytischer Diskursebene ein zusätzlicher Zugang zu sozialräumlichen Konstruktionen im Sozialisationsverlauf hergestellt:

„Mit dem Vorschlag, auch die *individuelle Biographie als Handlungsumwelt* zu betrachten, kann die so beschriebene Selektivität der Bewegung im sozialen Raum präzisiert werden. Unter dieser Perspektive könnte der unmittelbare soziale Nahraum, in dem eine Biographie beginnt und sich weiterentwickelt, als eine 'um das Individuum zentrierte' raum-zeitliche Bewegungsstruktur interpretiert werden: die konkrete Familie, in die ein Kind hineingeboren wird; die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen und Aspirationen, die dort vorhanden sind (Habitus); biographische 'Vorbilder' im näheren Umfeld; fördernde oder einschränkende Lehrer und Bildungssituationen; Arbeitserfahrungen, soziale Kontakte; der/die gewählte Partner/in und seine/ihre Handlungsumwelten usw.“ (DAUSIEN 1996: 581f)

Mit diesen theoretischen Hinsichten, die sozialräumliches Aneignungshandeln sowie biographische Verarbeitung theoretisch zusammenbringen, lässt sich das Modell eines *biographischen Sozialraums* verfestigen (vgl. Kap. IV.1). Im o.g. Bild von Setting-, Inseln‘, die sich zu einem sozialen Netzwerk (vgl. NESTMANN 2001) verdichten, das über die jeweiligen Funktions- und Relevanzsetzungen geordnet und gesteuert wird, muss deutlich gemacht werden, dass es sich hierbei um kein ‚starres‘, sondern um ein hoch-fluides System handelt, das je spezifische Übergänge, Peripherien, Verknüpfungen, Überlagerungen usw. der Settings zulässt. Dabei bilden sich drei Hauptachsen heraus, die als *biographisch-sozialräumliche Basis-Entwicklungslinien* die Kristallisationsareale (a) *Familie*, (b) *institutioneller Lebenslauf* sowie (c) *freundschaftliche, außerfamiliäre Kontakte / „Hobbys“* erzeugen. Im Diskurs zur Entgrenzung der Arbeitsgesellschaft werden implizit Dimensionen angesprochen, die mit diesen Entwicklungslinien in Einklang stehen. So wird etwa festgestellt, dass „ein partielles Aufeinanderübergreifen von Erwerb, Bildung und Freizeit,

Partnerschaft in räumlicher, zeitlicher und sachlicher Hinsicht“ (JURCZYK/VOSS 1995: 405) zu beobachten ist. Insbesondere in Diskussionen und Konzepten zum Thema „Work-Life-Balance“ tauchen die ‚Lebensbereiche‘ Arbeit – Freizeit – Familie immer wieder als zentrale Dimensionen in Erscheinung (vgl. RESCH/BAMBERG 2005), werden in ihren Konturen als arbeitsgesellschaftliche Konstruktionen aber erst in ihrer *Abgrenzung* voneinander erkennbar. Jene Dimensionen sind vor allem zeitlich, aber ebenso sozialräumlich und – dies wird in der Debatte häufig übersehen – auf der Prozessebene biographisch strukturiert. Mit dem Modell des biographischen Sozialraums lässt sich also einerseits eine weitere, umfassendere Perspektive auf diese lebensverlaufstheoretischen Diskurse aufbauen und andererseits Ordnungsmuster im Sozialisationsprozess aufdecken, die sich an subjektiven Relevanz- und Funktionszuschreibungen sowie – damit zusammenhängend – gesellschaftlichen Anforderungsstrukturen orientieren. Auch daran anschließende Bewältigungsaufforderungen der Lebensalter (vgl. BÖHNISCH 1997) werden sozialräumlich sichtbar und können in dieser Hinsicht qualifiziert werden, wie etwa als „räumlicher [Ab]Bruch“ im Alter, wenn der „Weg zur Arbeitsstätte, der den Alltag strukturiert hat, entfällt, der territoriale Rückzug auf Wohnung oder Altenheim“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 116) begonnen hat.

Makrosoziale Zeitstrukturen beinhalten u.a. vom Lebensalter abhängige mikrosoziale Strukturen, wie sie sich in der alltäglichen Lebensführung zeigen. Diese stellen häufig ritualisierte Ablaufmuster dar, die sich entlang der Aushandlung von „Zeitdilemmata“ (ebd.: 101) formieren und eine wechselseitige Erwartbarkeit generieren. In sozialräumlicher, aneignungstheoretischer Hinsicht entstehen so Muster „handlungspraktischer *Routinen*“ als „dreifache *soziale Konstruktionsleistung*“ (BRAUN 2004: 39) der Subjekte, die „die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Anforderungen in einen synchronen und zyklisch wiederkehrenden Ablauf [...] integrieren“ (ebd.) und einen „Aufbau individueller *Relevanzstrukturen* [...] und eines darauf abgestimmten *Zeitbudgets*“ (ebd.) vorantreiben müssen. Dies schließt „den Aufbau eines bestimmten *Koordinationsniveaus*“ sowie „von *Beziehungsmustern*“ ein, welche „die *intersubjektiven Verbindlichkeiten*“ (ebd.: 40) bündeln. Der Alltag besteht im biographischen Sozialraum also aus einer dominierenden Auswahl an Settings, die entlang eines regulierten Ablaufschemas durchlaufen werden und damit biographische Relevanzsetzungen abdecken. Diese „Konstruktionsleistung“ stellt gleichsam eine durchgängige Bewältigungsaufgabe dar, die auch in den Forschungsergebnissen dieser Arbeit auffällt. Insbesondere nach berufsbiographischen Abbrüchen müssen neue zeitliche Ordnungen gefunden werden, wobei zur kurzfristigen Verarbeitung auf vorherige Ablaufschemata zurückgegriffen werden kann. Die Aneignungs- und damit

Bewältigungshandlung besteht nun darin, jene Schemata zunächst schrittweise sinnvoll an die veränderte sozialräumliche Situation anzugleichen, während Erweiterungen des biographischen Sozialraums angestrebt werden. Hierin wird die biographisch-sozialräumliche *Entgrenzung* deutlich, die aus einer *Begrenzung* hervorgegangen ist. Eins der prominentesten Beispiele für dieses Phänomen wurde in der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal“ beschrieben:

„Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingeübt, die Zeit zu verwenden. [...] Doppelt verläuft die Zeit in Marienthal, anders den Frauen und anders den Männern. Für die letzteren hat die Stundeneinteilung längst ihren Sinn verloren. Aufstehen – Mittagessen – Schlafengehen sind die Orientierungspunkte im Tag, die übriggeblieben sind. Zwischendurch vergeht die Zeit, ohne daß man recht weiß, was geschehen ist.“ (JAHODA/LAZARFELD/ZEISEL 1975: 83f)

Während die Alltagsordnung bei den Frauen zusätzlich an alternative Settings gebunden war, die v.a. auf der Basis-Entwicklungslinie der Familie zugeordnet werden können, kam es bei den Männern aufgrund der ungleichen Arbeitsverteilung zu einem massiven Einbruch im alltäglichen Ablaufschema, der sozialräumlich nicht aufgefangen werden konnte. Neben einer zeitlichen Streckung der täglichen Aufgabenstruktur nach der Entlassung war zu beobachten, dass eine „halbwegs regelmäßige Beschäftigung der Marienthaler Männer [...] die Beschaffung von Brennholz, die Bestellung des Schrebergartens und in manchen Fällen des Kaninchenstalls“ (ebd.: 89) darstellte. So kann auch anhand jener Studie die – im Fall der Männer meist nicht ausreichende – Bearbeitung der Erwerbslosigkeit durch die Erstellung von alternativen Alltagsplanungen und Relevanzverschiebungen festgestellt werden. Vor dem Hintergrund der Forschungsergebnisse der vorliegenden Arbeit muss deswegen festgehalten werden, dass Arbeitslosigkeit in der modernen Arbeitsgesellschaft nicht automatisch einen ‚Verlust der Alltagsstruktur‘ bedeutet, wie häufig behauptet wird, sondern dass im Einzelfall unterschieden werden muss, inwiefern individuelle Ressourcen zur Verfügung stehen, um die Ordnungsanforderungen des biographischen Sozialraums zu bewältigen. Unter anderem werden hierfür „Tätigkeiten [genutzt], die auch schon während der Berufstätigkeit in der Freizeit ausgeübt werden und mit der Arbeitslosigkeit quasi in den Alltag expandieren“ (HEINEMEIER 1991: 199).

Aneignungshandeln als selbstbestimmte Erweiterung des biographischen Sozialraums lässt sich – verkürzt – also als Transformation von ‚fremden‘ in ‚vertraute‘ Settings beschreiben, die dann in das biographisch-sozialräumliche Ordnungsschema eingebaut werden. Damit verbunden ist ebenfalls eine Zunahme an biographischer Handlungsfähigkeit, die sich – auch

entlang der Fälle – als *Kompetenzaneignung* darstellt. Jenseits von ökonomisierten Begriffsbestimmungen, die auf „Employability“ (LÖWE/ARNOLD 2005: 270) abzielen, ist es mit Blick auf die Anforderungen der modernen Arbeitsgesellschaft notwendig, den Kompetenzbegriff „zu einer Lebensbewältigungskompetenz bzw. Gestaltungskompetenz im Hinblick auf die eigene (Erwerbs-)Biografie [zu erweitern]. Insbesondere in diesem umfassenden Sinn können Kompetenzen nicht vermittelt werden, sondern werden durch Aneignungsprozesse im Rahmen informeller und nichtformeller Bildungsmöglichkeiten erworben“ (DEINET/ICKING 2009: 66f, vgl. auch OEHME 2007). Mithilfe von teils neu zu erwerbenden Fertigkeiten und Wissensbeständen ist es also möglich, weitere Settings zu erschließen und bereits vorhandene zu verbreitern. Festzuhalten ist hierbei, dass mit Blick auf die Verlustdimension der Zugänge zum Arbeitsmarkt (vgl. Kap. IV.3) mögliche Aneignungen mit strukturellen Hürden (vgl. ACHATZ/TRAPPMANN 2011) versehen werden. So gilt es teils gewisse ‚Zugangsberechtigungen‘ zu Settings zu erlangen, ohne dass die jeweiligen Kompetenzen – unabhängig von der Deutungsweise oder formaler Repräsentation etwa als Zertifikat – relevant wären, da sozialstrukturelle Eigenschaften und Zuschreibungen, wie Alter, Behinderung, soziale Herkunft oder Familienstand, viel entscheidender sind. Diese verhinderten Aneignungsmöglichkeiten legen – wie bereits erwähnt – Entfremdungspotentiale frei, die bewältigt werden müssen. Gerade hinsichtlich eines (Wieder-)Aufbaus berufsbiographischer Handlungsfähigkeit ist es also notwendig, Zugangshürden zu subjektiv-relevanten Settings abzubauen und nicht neu zu generieren, wie es im aktuellen Handeln der Arbeitsvermittlung u.a. als sog. Tests der Arbeitsmotivation (vgl. LUDWIG-MAYERHOFER 2008) angelegt ist. Es gilt sozialräumliche Ermöglichungskontexte zu erschaffen, die den Aufbau einer selbstbestimmten Berufs- und Lebensplanung unterstützen.

Aneignung als Bewältigungshandeln greift zunächst auf vorhandene Wissens- und Erfahrungsbestände zurück, anhand derer neue biographische Planungsentwürfe gezeichnet und ggfs. umgesetzt werden. Gerade die informellen Möglichkeiten der *Kompetenzbildung* (vgl. DEINET/ICKING 2009) weisen darauf hin, dass Settings nicht unbedingt auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs liegen müssen, um berufliche Relevanz zu erhalten. So können Aneignungspotentiale auf anderen Entwicklungslinien verortet sein und dann schrittweise nach „den Regeln der Pragmatik des Alltags“ (CREMER-SCHÄFER 2008: 170) mit den restlichen verknüpft werden. Damit wird nochmals klar, „dass die Sinnbezüge in den Lern- und Tätigkeitsverläufen nicht [etwa] institutionellen Übergangspfaden folgen, sondern [...] auf verschiedene Weise im biografisch-sozialräumlichen Kontext [durch die Akteure] selbst hergestellt werden“ (OEHME 2007: 157).

Bei der empirischen Herleitung des Modells des biographischen Sozialraums (vgl. Kap IV.1) wurden ebenfalls mehrere Dimensionen erläutert, die den Aneignungsprozess strukturieren:

(1) Die *Zugangsformen* verweisen auf die o.g. ‚Hürden‘ in der Aneignung, die mit dem Bild von sozialräumlichen ‚Membranen‘ veranschaulicht werden können. Sie zeigen die Gestalt der Zugangskorridore auf.

(2) Auf die interne Struktur der Settings wird in der Dimension der *Kommunikationsstrukturen* Bezug genommen, also u.a. welche Akteure noch darin zu finden sind, wie diese untereinander in Beziehung stehen und welche Handlungsmuster jene Beziehungen prägen, so dass sich daran gleichfalls Rollenzuweisungen anschließen.

(3) Mit dem Begriff der *Aneignungskultur* wird der Umstand beschrieben, dass Aneignungsprozesse „nicht individuell willkürlich [geschehen], sondern in unterschiedlich zugänglichen Rahmungen“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 50) stattfinden. Als Prozessdimension ist damit die Positionierung des Settings im biographischen Sozialraum angesprochen. Das mag zunächst etwas überraschen, lassen sich doch die beiden anderen Dimensionen ebenfalls in den o.g. Begriffsumriss von Aneignungskulturen einschließen. Doch wird am empirischen Datenmaterial immer wieder deutlich, dass auf der Handlungsebene deutliche Unterschiede zwischen den Zugängen einerseits und den daran anschließenden Handlungsweisen innerhalb der Settings andererseits bestehen. Und zudem ist beides an den Erfahrungs- und Erwartungsraum des betroffenen Akteurs gebunden, so dass das Setting in je spezifische biographisch-sozialräumliche Rahmungen gesetzt wird. Dies schließt sich logisch an die theoretische Idee der Aneignungskulturen an, wenn man sie in sozialen Milieus einbettet, die „als gesellschaftlich durchgängige soziale Räume [verstanden werden], in denen sich [die Kulturen] aus den jeweiligen Spielräumen und Lebenslagen heraus [...] entwickelt haben“ (ebd.: 51). Damit ist also lediglich eine sozialstrukturelle Perspektive gegenüber einer subjektiv-biographischen eingenommen.

Diese Dimensionen verbinden über *Passungen* jeweils gesellschaftliche und individuelle Sinnstrukturen und zeigen darüber hinaus auf, welche Bedingungen für Aneignungsprozesse

gelten. Hinsichtlich der Übergänge in Arbeit bedeutet dies eine „Passung zwischen Vermittlungsregime und Bewältigungsmilieu, d.h. [...] deren gegenseitige Durchdringung. [...] Lernorte müssen durch das Bewältigungshandeln der Menschen gestaltbar sein, so wie umgekehrt die Lernorte Lebensbewältigung durch Kompetenzentwicklung zu ermöglichen haben“ (OEHME 2007: 166). Karl-Heinz Braun weist in diesem Zusammenhang auf die „Dualität der räumlichen Strukturen“ hin, die „zwischen den übergreifenden systemischen Bedingungen und den verschiedenen Formen des raumkonstituierenden Handelns“ (BRAUN 2004: 36) vermitteln. Als sog. „Vermittlungsglieder“ identifiziert er insbesondere *Regeln* und *Ressourcen*, die in *Institutionalisierungen* eingelagert sind und über *zivilgesellschaftliche Bewegungen* erweitert werden können (ebd.), nimmt damit allerdings eine zu stark strukturfixierte Haltung ein, um den einzelnen Akteur im Blick zu haben.

#### **e) Die Entwicklung von Handlungsfähigkeit unter entfremdeten Rahmenbedingungen**

Die o.g. Passungen als Bedingungen für gelingendes Aneignungshandeln, gehen über biographische Passungsmuster hinaus (vgl. OEHME 2007). Sie stellen vielfache Ansprüche an Unterstützungsstrukturen, wie etwa signifikante Andere, die ggfs. zusätzliche Bewältigungsressourcen bereit halten. Die hierbei auftretenden Hindernisse wurden in allen Interviews durchgehend thematisiert und konnten als „Mangel an relevanten Kontakten“ kategorisiert werden, der sich wiederum in der Verlustdimension der Zugänge zum Arbeitsmarkt widerspiegelt (vgl. Kap. IV.3). In vielen Forschungsarbeiten zu Arbeitslosigkeit oder Übergängen in Arbeit wird dieser Aspekt herausgestellt und meist als „soziale Isolation“ umschrieben und damit in den Kontext sozialer Exklusion gestellt. So hält beispielsweise Birgit Reißig in einer Untersuchung zur Bewältigung sozialer Exklusion Jugendlicher fest, „dass das Vorhandensein sozialer Isolation ein wichtiges Moment darstellt, das verhindert, dass Entwicklungen aus sozialer Exklusion heraus in Gang gesetzt werden“ (REISSIG 2010: 205), und betrachtet soziale Isolation dabei als „Schwinden sozialer Kontakte“ (ebd.). Dabei vermerkt sie interessanterweise, dass auch bei einem Verlaufstypus, für den sie ein abnehmendes Maß an Exklusionstendenzen erwartet, „vor allem familiäre Netzwerke“ (ebd.: 195) eine soziale Eingebundenheit konstituieren. Eine Begriffsdefinition aus Sicht der Exklusionstheorie lautet wie folgt:

„Soziale Isolation kann sich auf zweierlei Weise äußern: entweder als Vereinzelung, d.h. als Verlust oder Fehlen von Beziehungen zu einem Partner/einer Partnerin, Freunden oder Verwandten; oder aber als Konzentration der sozialen Beziehungen auf Menschen in gleicher, beachteiliger Lage. [...] Sozial isolierend und insofern problematisch wirkt die Konzentration von Beziehungen aus seinesgleichen nur dann, wenn sie durch

Ressourcenmangel und/oder Stigmatisierung erzwungen wurde und ihrerseits die Überwindung der eigenen Lage erschwert. Vor allem bei der Arbeitssuche und für die Positionierung im Erwerbsleben spielen die Reichweite, soziale Zusammensetzung und Art der Beziehungen von sozialen Netzen, in die man eingebunden ist, eine wichtige, wenn nicht die entscheidende Rolle. Aber auch das Spektrum und der Umfang informeller Unterstützung [...], sei es in Form von Naturalhilfe, finanziellem ‚Beispringen‘ oder Arbeit, hängt selbstverständlich von ihnen ab.“ (KRONAUER 2010: 161f)

Zu beachten ist, dass eine „problematische Wirkung“ des Mangels an sozialen Kontakten, die wiederum als soziale Isolation bezeichnet wird, nur dann eintritt, wenn sie „erzwungen wurde“ – der Verweis auf die Beschränkung intentionalen Handelns ist so mehr als eindeutig. Soziale Isolation kann damit vielleicht als oberflächliches, analytisches Merkmal gelten, ob nun in quantitativer Hinsicht (Anzahl der Kontakte) oder qualitativer („soziale Homogenisierung“ – ebd.), für eine problematisierende Erklärungskategorie zeigt sie sich jedoch zu sehr gebunden an Reinterpretationen subjektiven Erlebens anhand struktureller Kategorien. Damit bestätigt sich die o.g. Einordnung dieses Begriffs als sozialräumliche Be- und Ausgrenzung in das in dieser Arbeit entwickelte Entfremdungskonzept.

Nichtdestotrotz kann man im Fall von andauernder Erwerbslosigkeit ebenfalls von einem territorialen Rückzug in der Form sprechen, als dass im biographischen Sozialraum Settings auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslauf wegfallen, die nicht durch Erweiterungen ‚kompensiert‘ werden. Damit vollzieht sich eine Konzentration auf verbliebene Settings und auf die damit zusammenhängenden Sozialkontakte, die vor dem Hintergrund wegbrechender Ressourcen, insbesondere Voraussetzungen für Mobilität, aber auch gesellschaftlicher Negativzuschreibungen den biographischen Sozialraum bis auf ein Minimum reduzieren. Langzeitarbeitslosigkeit kann also nur insofern als sozial isolierende Lebenslage bezeichnet werden, da sie von arbeitgesellschaftlicher Seite her die individuelle Handlungsfähigkeit über die multiplen Formen des Verlusts so stark einschränkt, dass intentionale Bewegungsmöglichkeiten abhandenkommen: Die Betroffenen **werden** auf ‚ihr Milieu‘ eingegrenzt und so in Prozesse passiver Segregation hineingezogen. Sie ziehen sich aus öffentlichen, sozialen Räumen in private, insbesondere familiäre Netzwerke zurück (vgl. GALLIE/PAUGAM 2000).

Betrachtet man die Bewältigungsaufforderungen, die mit einer Reduktion des biographischen Sozialraums einhergehen, so wurde bereits angemerkt, dass mit jeder *Begrenzung* auch eine *Entgrenzung* erfolgt (vgl. Kap. IV.1), in der Hinsicht, dass vorhandene Relevanz- und Funktionszuschreibungen im Zusammenhang mit der Entwicklung alltäglicher Handlungsrouninen neu entworfen werden müssen. Dies beinhaltet Aneignungsprozesse in mindestens zweifacher Form: die Erschließung neuer Settings und/oder die Ausweitung der



bereits vorhandenen. Werden diese verhindert, so schließen sich Entfremdungserfahrungen an.

Ein unter diesen Rahmenbedingungen besonders herauszustellendes Aneignungsverhältnis stellt der Prozess der *Familiarisierung* dar: Das familiäre Setting erfährt durch Fokussierung eine angehäufte Funktions- und Bedeutungszuschreibung, die fremd- aber auch als Bewältigungshandeln selbstbestimmt ablaufen kann. So können einerseits unterstützende Strukturen innerhalb familiärer Netzwerke aktiviert werden (vgl. JACKSON 1990), andererseits unterliegen diese aufgrund der sozialräumlichen Verengungen und darin verborgener krisenhafter Potentiale ständig der Gefahr, sich zu reduzieren. In dem letzten Fall wäre sogar insbesondere externe Unterstützung notwendig; kann diese nicht gefunden werden, so droht ein zusätzlicher familiärer Prozess des Fremdwerdens zu entstehen. Anzumerken ist, dass Tendenzen der Familiarisierung durch die Hartz-Reformen als „arbeitsmarktpolitische Refamiliarisierung“ zu einem risikoreichen, politischen Programm erhoben wurde:

„Die innerfamiliäre subsidiäre Unterstützung zwischen den Generationen, die wieder verstärkt als Lösung für die Probleme des Sozialstaats propagiert wird, hilft in der Tat nicht wenigen Beziehern von ALG II, finanziell über die Runden zu kommen, wird aber oft als ambivalent wahrgenommen. Insbesondere Arbeitslose, die die finanzielle Unabhängigkeit von den Eltern eng mit der Definition ihrer eigenen Autonomie verknüpfen, nehmen die neuerliche Abhängigkeit als erzwungenen Rückschritt in die Adoleszenz wahr – ein krisenhaftes Spannungsverhältnis aus Dankbarkeitsverpflichtung und Selbstlegitimation.“ (SONDERMANN/LUDWIG-MAYERHOFER/BEHREND 2009: 164)

Die Ambivalenz besteht in der möglichen sozialen Absicherung und der Vermittlung sinnstiftender Ressourcen (u.a. Familien'gründung' oder -,erweiterung') auf der einen und der davorliegenden, meist fremdbestimmten Verkleinerung des biographischen Sozialraums auf der anderen Seite, die neben anderem mit einer Entwertung der Erwerbsbiographie als ‚Scheitern‘ verbunden sein kann. Werden die Sozialkontakte weiter reduziert und auf das familiäre Setting beschränkt, ist es möglich, von *sozialer Isolation* zu sprechen. Das bedeutet jedoch nicht, dass aus dieser Lage heraus keine Aneignungsprozesse mehr stattfinden. In dieser Arbeit wurde an mehreren Stellen gezeigt, dass selbst in dem o.g. Sinn sozial isolierte Akteure ‚kreative Inseln‘ erschaffen können, die intentionale Handlungsressourcen beinhalten und damit vielfältige Bewältigungsfunktionen einnehmen. Allerdings besteht ein Risiko, damit Verblendungsmechanismen und Fallensituationen zu konstruieren, die eine Fortsetzung und Verstetigung des Entfremdungsprozesses begünstigen. Als Ausweg lässt sich die *Öffnung* jener ‚kreativer Inseln‘ benennen, was neben der sozialräumlichen Ausweitung vor allem die

Beteiligung einer zunehmenden Zahl von Akteuren innerhalb des Settings meint. Dabei ist es zunächst vollkommen unabhängig, inwiefern diese sozialen Kontakte einen Anschluss an den Arbeitsmarkt ermöglichen oder nicht. Das Postulat, dass eine solche „wirtschaftsnahe“ Kontaktstruktur Grundlage einer „erfolgreichen Integration“ in Erwerbsarbeit sei, kann nur deswegen aufrecht erhalten werden, da es auf die Akzeptanzdefizite des Arbeitsmarktes verweist; denn Kompetenzen, die u.U. beruflich relevant werden könnten, können auch innerhalb ‚kreativer Inseln‘ abseits der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufes erworben werden. Die Zugänge zum Arbeitsmarkt sind – und das soll an dieser Stelle nochmals betont werden – ein Faktor, der rein aus externen, arbeitsgesellschaftlichen Anforderungskonstruktionen im Rahmen kapitalistischer Verwertungslogik besteht. So sieht sich die Öffnung biographisch-sozialräumlicher Settings und damit die Erschaffung von Ermöglichungsräumen intentionalen Handelns, die eine Verschiebung auf die institutionelle Lebenslauf-Linie nach sich ziehen soll, mit arbeitsgesellschaftlichen Hürden konfrontiert, die in der institutionellen Logik der Arbeitsvermittlung reproduziert werden. Dies hat zur Folge, dass die Betroffenen „zunehmend unsichtbare Sozialräume ausbilden müssen, weil sie von der physischen, perzeptiven und emotionalen Besetzung des öffentlichen Raums und der Kommunikation in ihm ausgeschlossen werden – und als Antwort darauf unerkannte eingeschlossene Räume als Formen ihrer (Über-)Lebenswelt entwickeln“ (BRAUN 2004: 29). Es bilden sich „Formen der regressiven und progressiven psychodynamischen Bearbeitung des Widerspruchs zwischen Ermöglichung und Verhinderung intentionaler Raumeignungen, also von Einverständnis mit der herrschenden Raumeignung und des Widerstands dagegen [...], von offizieller Akzeptanz und subversivem und gegenkulturellen Protest [...], von akzeptierender Vorderbühne und protestierender Hinterbühne [...] und faktischer und symbolischer Aneignung“ (ebd.). Zu diesem Konfliktverhältnis vermerkten Oskar Negt und Alexander Kluge (1993), dass bei der „in all diesen Situationen zum Tragen kommende[n] Tendenz von Lebensäußerungen, sich nicht gänzlich zurichten zu lassen, [...] ein Teil der Lust nach allseitiger Verwirklichung ‚in die Anpassung, ein Teil in den Protest‘ geht“ (MAY 2004: 62). Im Rahmen dieser Arbeit wurde mehrfach auf die begrenzte Handlungsfähigkeit im zweifach reifizierten Vermittlungsapparat (vgl. Kap. IV.5) hingewiesen, der bei den LeistungsempfängerInnen u.a. Betrugs- und Ungerechtigkeitserfahrungen entwirft, und in diesem Zusammenhang gleichfalls das Prozessmuster „Ankämpfen/Gewöhnung“ als Einschlussmechanismus angeführt, das den Betroffenen ihre Situation immer wieder vor Augen hält (vgl. Kap. IV.3): In beiden Fällen spiegeln sich Erfahrungen des Erleidens, doch werden sie bipolar verarbeitet ohne

arbeitsgesellschaftlich dynamisierte Prozesse des Fremdwerdens nachhaltig zu entschärfen. „Auswege aus einer solchen [...] Situation misslingender Aneignung liefert aber letztendlich nur die Veränderbarkeit des Stoffes der Problemsituation selbst. Dies kommt in Piagets Konzept der Akkomodation [...] zu kurz“ (MAY 2004: 54). Bei der Übertragung des Konzepts von Akkomodation und Assimilation in Verarbeitungsmodi (vgl. BRANDSTÄDTER/RENNER 1990) und deren Anwendung hinsichtlich der Bewältigung von Erwerbslosigkeit (vgl. REISSIG 2005, 2010) gilt es deswegen darauf zu achten, welche Zielkategorie definiert wird und inwiefern diese in Einklang mit den jeweiligen berufsbiographischen Planungsmustern steht. Nimmt man etwa die Konstruktion einer „Normalbiographie“ als Zielvorstellung an (ebd.), so würde akkomodative Regulation eine Abkehr und assimilative Regulation eine Aufrechterhaltung dieses Zieles definieren. Dabei nimmt man jedoch in Kauf, dass arbeitsgesellschaftliche – und damit institutionell geprägte – Vorstellungsmuster als Planungsvorlage dienen sollen, an denen sich die Betroffenen auszurichten haben. Entwickelt man die Zielvorstellung an der spezifischen prekarierten Lebenslage des/der Einzelnen und der Bewältigung eingeschränkter intentionalen Handelns, so würde sich bzgl. der Bewältigungsmuster Akkomodation/Assimilation eine Veränderung in der Hinsicht zeigen, dass Akkomodation eben eine *Gewöhnung* an die prekäreren Lebensumstände mit einem stärkeren institutionellen Eingriff in die Lebensführung meint, Assimilation dagegen versucht in irgendeiner Art die gewohnte Lebenssituation aufrecht zu erhalten und gegen die prekären Rahmenbedingungen sowie die institutionelle Einflussnahme *anzukämpfen*. Das Prozessmuster „Ankämpfen/Gewöhnung“ lässt sich nur in der zuletzt genannten Perspektive interpretieren, möchte man den Bezug zu jenen Copingtheorien aufbauen. Entgegen der Zieldefinition „Normalbiographie“ nimmt es damit in höherem Maße den Aufbau selbstbestimmter, biographischer Handlungsmöglichkeiten in den Blick, insbesondere wenn sich die Akteure mit institutioneller Entfremdung konfrontiert sehen.

In welcher konkreten Form eine Öffnung verschlossener, biographisch-sozialräumlicher Bewältigungsstrukturen möglich ist, ist von der jeweiligen Gestalt der zugehörigen Aneignungsdimensionen abhängig, was konkret den Rahmen für unterstützende Strukturen benennt. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass sich in diesem Zusammenhang wie bei den Aneignungsbewegungen allgemein mehrere *handlungsleitende Prinzipien* herauskristallisiert haben, die die selbstbestimmte Struktur jener Prozesse unterstrichen, wie ein hedonistisches Prinzip, ein Prinzip der Hilfe oder auch der Fürsorge und sozialen Verantwortung, die retrospektiv als Begründungsfundamente dienen. Sie müssen als Orientierungslinien für Unterstützungsprozesse dienen, die ein emanzipativ-biographisches Planungs- und

Handlungskonzept i.S. der Betroffenen entwickeln möchten: „Aneignung als menschliche Selbstverwirklichung nimmt somit überall da ihren Anfang, wo Menschen gemeinschaftlich beginnen, ihre menschlich gesellschaftlichen Vermögen zu verwirklichen, und so in entsprechenden elementaren Situationen die unterdrückte und im Kapitalverhältnis verdrehte menschliche Sinnlichkeit zu sich selbst kommt“ (MAY 2004: 67f). Dieser Appell hebt also kollektive Bewältigungsstrategien hervor, die sich an den jeweiligen Bedürfnissen der Betroffenen ausrichten und gemeinsam Hürden bei der Aneignung abbauen können. Dafür wären Räume notwendig, in die selbstbestimmte Potentiale der ‚ kreativen Inseln ‘ mithilfe passender Unterstützungsstrukturen in gemeinschaftliche Settings transferiert werden können. Ansätze finden sich im Datenmaterial bei Gerd und Andreas in der Gründung eines Arbeitslosenselbsthilfevereins, der über diese institutionelle Form nicht nur Handlungsmöglichkeiten für den/die Einzelne/n auf kollektiver Ebene entwirft (etwa gegenüber dem Jobcenter), sondern ebenso den Anschluss an weitere soziale Netzwerke in größerem regionalem Rahmen ermöglicht.

Im institutionellen Setting der Arbeitsvermittlung dominiert i.S. einer ‚Fallklärung‘ eine Strategie, die auf der Grundlage des SGB II (vgl. §10 SGB II – Zumutbarkeit) Ausschlusskriterien für bestimmte Berufsplanungen anhand klinisch-diagnostischer Prognosemuster zu definieren. In Ergänzung dessen besteht für die LeistungsempfängerInnen die Möglichkeit rechtliche Schritte im Vermittlungsverlauf einzuleiten, sollte dieser entgegen ihrer Unterstützungslogik verlaufen. Dabei tritt eine Vielfalt weiterer Argumentationsmuster auf, die den Vermittlungsprozess beeinflussen können, wie beispielsweise familiäre Verpflichtungen der Erziehung und Pflege (vgl. Abs. 3 und 4 §10 SGB II), doch entscheidet zunächst der/die VermittlerIn i.S. der Institution darüber, ob ein Argument Gültigkeit besitzt oder nicht. Die Ressourcen „Recht“ und „Krankheit“<sup>21</sup> sind den BezieherInnen von Grundsicherungsleistungen gesetzlich fest zugeteilt und insofern miteinander verknüpft: Rücksicht auf gesundheitliche Einschränkungen kann auf dem rechtlich-bürokratischen Weg eingefordert werden, während Krankheit eine rechtliche Begründungsvorlage liefert, deren Zuschreibung unabhängig von der Arbeitsverwaltung im medizinischen System erfolgt. Letzteres stellt auch den zentralen Unterschied zu Begründungen dar, die etwa auf der Grundlage familiärer Verantwortlichkeit argumentieren.

---

<sup>21</sup> In der Tat ist hier die Sprache von *Krankheit* als einer Handlungsressource, auch wenn diese Beschreibung zunächst erstaunen mag. Doch ist in dem o.g. Zusammenhang davon auszugehen, dass die KlientInnen der SGB II – Fallbearbeitung lediglich über Krankheitszuschreibungen agieren können und nicht über Zuschreibungen der Gesundheit.

Die Forschungsergebnisse dieser Arbeit weisen darauf hin, dass ein eingeschränktes Handeln der LeistungsempfängerInnen innerhalb der Arbeitsvermittlung, das sich lediglich anhand der Ressourcen „Recht“ und „Krankheit“ entfalten kann, zu einer Zunahme der Entfremdungsdynamiken führen kann und damit langfristig die Lebenslage der Erwerbslosigkeit zementiert anstatt sie i.S. des sozialpolitischen Auftrages aufzulösen (vgl. Kap. IV.2 und IV.5). Diese These soll im Folgenden an der Ressource „Krankheit“ erneut nachvollzogen werden:

Tatsächlich zeigt sich anhand vieler Studien, dass ein direkter Zusammenhang zwischen Gesundheitszustand und Erwerbsarbeitsbeteiligung besteht, der „davon beeinflusst [wird], dass Frauen und Männer mit Gesundheitsproblemen, chronischen Krankheiten und Behinderungen häufiger arbeitslos werden und schlechter wieder eine neue Anstellung finden“ (LAMPERT/KROLL 2012: 5):

„Arbeitslosigkeit und Gesundheit sind vielfältig miteinander verknüpft: Gesundheitlich eingeschränkte und erwerbsgeminderte Arbeitnehmer sind u.a. aufgrund betrieblicher Entlassungs- und Einstellungspraktiken besonders betroffen. Sie tragen ein höheres Risiko entlassen zu werden, bleiben überdurchschnittlich lange arbeitslos und haben geringere Chancen der beruflichen Wiedereingliederung (Selektionseffekt). Sowohl der Verlust des Arbeitsplatzes als auch fortdauernde Arbeitslosigkeit selbst sind eigenständige Risikofaktoren, die gesundheitsbezogenes Verhalten negativ beeinflussen sowie Entstehung gesundheitlicher Probleme, sowohl psychosozialer als auch physischer Art bewirken können (Kausaleffekt).“ (KIESELBACH 2007: 1)

Zwar spricht „eine Vielzahl von Ergebnissen für die Annahme bedeutsamer und ursächlicher Effekte der Arbeitslosigkeit auf die Gesundheit [...]. Eine quantitative Abgrenzung der Bedeutung kausaler Effekte gegenüber der Bedeutung von Selektionseffekten bleibt jedoch äußerst schwierig“ (GROBE/SCHWARTZ 2003: 20), auch wenn sich die Datenlage in den letzten zehn Jahren dahingehend stark verbessert hat. Unabhängig von unterschiedlichen Festlegungen des Gesundheits- sowie (meist in Abgrenzung dessen) des Krankheitsbegriffs (vgl. HURRELMANN 2010) wird scheinbar weitgehend vernachlässigt, in welcher Weise die Zuschreibungen „krank/gesund“ mit der arbeitgesellschaftlichen Deutung von *Beschäftigungsfähigkeit* gekoppelt sind, die auf einer institutionellen Ebene ‚zwischen‘ Individuum und Arbeitsmarkt hergestellt wird. Dabei gilt jene Feststellung als wichtige Verlaufsgröße für den gesamten Vermittlungsprozess, mit der die Zuteilung zu spezifischen Fördermaßnahmen und damit wiederum finanzielle Mittel verbunden sind. Der Unterschied dieser Größe zu anderen prozessbestimmenden Faktoren (vgl. Kap. VI) ist die zeitliche Dimensionierung der Zustandszuschreibung: Das Auftreten einer Krankheit im Lebensverlauf kann zum Auslöser nachhaltiger Stigmatisierungen (vgl. GOFFMAN 1996) werden und wirkt

hinsichtlich des Aufbaus berufsbiographischer Handlungsfähigkeit als Grundstock für eine Vielzahl von *Passungsirritationen*, die infolge andauernder Retestierung des Gesundheitszustandes angehäuft werden. Mit der gleichzeitigen Zunahme an Diagnosen nimmt die Komplexität des Falls zu und wird für die Arbeitsvermittlung nicht mehr handhabbar. Die Folge ist meist eine interne Klassifizierung des/der Betroffenen als „schwer vermittelbarer Fall“, was wiederum eine Reproduktion der arbeitsgesellschaftlichen Stigmatisierung außerhalb der Akzeptanzgrenzen des Arbeitsmarktes darstellt. Anstatt mit immer feinmaschigeren, diagnostischen Verfahren zu versuchen, den berufsbiographischen Handlungsrahmen des/der Einzelnen von institutioneller Seite abzustecken, um etwa auf zunehmende Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen und häufige Maßnahmeabbrüche zu reagieren, wäre es notwendig, neue institutionelle Zugangs- und Kommunikationsformen zu etablieren, die die Beteiligungsmöglichkeiten der Betroffenen am Vermittlungsprozess erweitern. Ferner ist zu beachten, dass sich mit einer Fokussierung auf die Ressource „Krankheit“ (aber auch „Recht“) die institutionelle Entfremdung soweit vergrößert, dass die LeistungsempfängerInnen mit sozialräumlichen wie auch rechtlichen Ausschließungen konfrontiert werden, z.B. mit einer veränderten rechtlichen Zuständigkeit, sollte die Erwerbsfähigkeit gem. §8 SGB II aberkannt werden.

Innerhalb dieser Ausführungen wurde nun dargelegt, weswegen die Neuformulierung des Entfremdungskonzeptes für die biographisch-sozialpädagogische Forschung dringend erforderlich ist. Vorherrschende Erklärungsansätze, die auf eine wachsende Empirie blicken können, die mit ihnen operiert, stehen unentwegt in der Gefahr ökonomisierte Logiken zu forcieren und damit gesellschaftliche Entwicklungen, die an die neo-kapitalistische Produktionsweise gekoppelt sind, zu reproduzieren, auch wenn dies im gleichen Atemzug kritisiert werden mag: Wenn man von sozialer Exklusion reden möchte, dann ist man gezwungen auch sozial Exkludierte zu bestimmen. Dem Entfremdungsbegriff kann Ähnliches unterstellt werden, indem man bei seiner Anwendung versucht „entfremdete“ Bevölkerungsteile zu identifizieren und ihn quasi synonym mit sozialem Ausschluss zu verwenden. Das würde diesen Begriff allerdings stark verkürzen, lenkt er doch in dem hier vorgestellten Konzept 1. die Aufmerksamkeit auf die subjektive, biographische Handlungsfähigkeit und verweist 2. von hieraus zielgerichtet auf die arbeitsgesellschaftlichen Dynamiken, die sich bis ins sozialstaatliche Handeln nachzeichnen lassen. Zudem zeigt die aus der Marx'schen Begriffslogik entwickelte Entfremdung auf, inwiefern gesellschaftliche

Handlungsbedingungen selbst als entfremdet gelten müssen, ob nun soziale Stigmatisierungen aufgrund einer bestimmten Lebenslage vorliegen oder nicht.

In *sozialpädagogischer Lesart* besteht **Entfremdung im berufsbiographischen Kontext** aus drei Ebenen, die über Erfahrungsaufschichtungen der Biographie rekonstruierbar sind. Auf der Handlungsebene stellt sie sich als **(1) Verlust der (berufs)biographischen Handlungsfähigkeit** dar und bildet mit ihren multiplen Formen des Verlusts die Kerndimensionen des Fremdwerdens. Zum anderen zeigt sich auf der Grundlage fremdbestimmter Veränderungen auf biographisch-sozialräumlicher Ebene **(2) eine Aus- und Begrenzung** und gleichzeitig eine *Entgrenzung* i.S. eines Ordnungsauftrages. Beides wird auf der Erfahrungsebene über ein **(3) Differenzerleben** kombiniert und gemeinsam als Entfremdung evident.

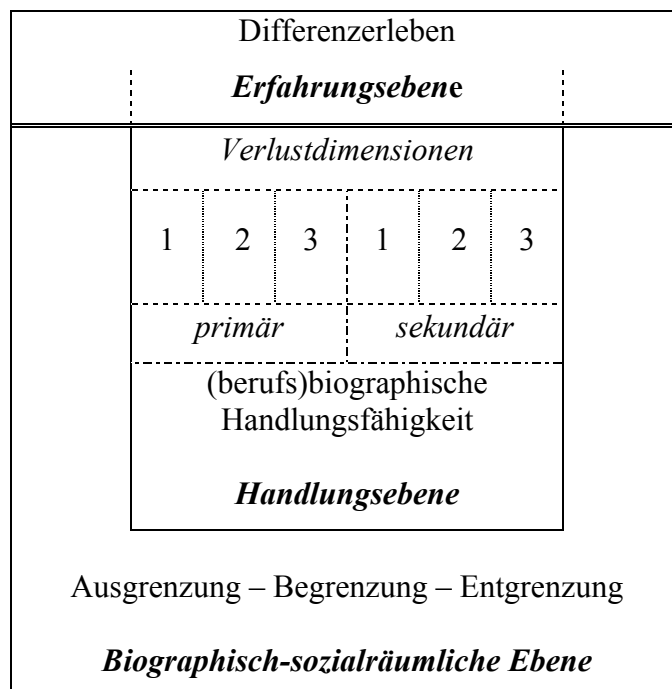


Abb. 8 Schematische Darstellung des Entfremdungskonzeptes

In Verbindung mit dem Lebensbewältigungskonzept (vgl. Kap. I.1) zeigt sich, dass die damit verknüpften Kategorien, welche als Grunddimensionen eines ‚inneren Kreises‘ „das Verlangen nach einem stabilen *Selbstwert*, entsprechender *sozialer Anerkennung* und nach Erfahrungen von *Selbstwirksamkeit*“ (BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009: 41) abbilden und das „innere Magnetfeld [...] auf *biografische Handlungsfähigkeit* gepolt [haben], die ihre unbedingte Verwirklichung sucht“ (ebd.), sich quer über die o.g. *Verlustdimensionen Wert, soziale Sicherheit* und *Zugänge zum Arbeitsmarkt* sowie *Sinn, Vertrauen* und *Hoffnung* erstrecken. Sie können also mithilfe des hier entwickelten theoretischen Modells in einen berufsbiographischen Kontext gestellt werden und dort verfeinerte Analyseperspektiven

anbieten. Der ‚äußere Kreis‘ des Lebensbewältigungskonzeptes, der gesellschaftliche Ermöglichungskontexte mit einbezieht, wird im folgenden Kapitel angesprochen, in dem Hinsichten auf Ansätze sozialer Hilfe auf der Grundlage unterstützender Strukturen diskutiert werden.

## 2. Soziale Hilfe im Kontext von Arbeitslosigkeit

Die Bestimmung von Aneignungshandeln als Bewältigung von Entfremdungstendenzen auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse sowie die analytische Kategorie der unterstützenden Strukturen (vgl. Kap. IV.4) können nun mit dem Hilfebegriff verknüpft werden, wie er in Kapitel I.2 dargelegt wurde. Anschließend werden Möglichkeiten der praktischen Umsetzung diskutiert, um damit ggfs. neue konzeptionelle Ansätze für sozialpädagogisches Handeln im Kontext von Langzeitarbeitslosigkeit aufzuzeigen.

### a) Unterstützende Strukturen und die Bedarfslage

Unterstützende Strukturen ließen sich mithilfe des Datenmaterials grob als subjektive Ermöglichungskontexte rekonstruieren, die sich im biographischen Sozialraum v.a. innerhalb von Personennetzwerken aufbauen und damit Aneignungs- und Bewältigungshandeln des/der Unterstützten forcieren. Somit liegt der Gedanke nahe, im Rückgriff auf Theorien sozialer Netzwerke (vgl. NESTMANN 2001) den Begriff der *Sozialen Unterstützung* aufzugreifen (vgl. OTTO 2000). Dabei ist zunächst festzustellen, dass Soziale Unterstützung aufgrund seiner Diskursgeschichte in der Psychologie sehr stark auf eine übergeordnete Bedarfslage fixiert wurde, die diesen Begriff hinsichtlich der Befriedigung von Bedürfnissen bis hin zur (Wieder)Herstellung von Gesundheit bzw. „wellbeing“ betrachtet und damit neben professionelle Unterstützungsformen bis hin zur Psychotherapie stellt (vgl. RÖHRLE/SOMMER/NESTMANN 1998, COHEN/UNDERWOOD/GOTTLIEB 2000). Auch wenn viele unterschiedliche Auslegungen von Sozialer Unterstützung vorherrschen, so besteht ihre „gemeinsame Grundidee darin [...], dass soziale Beziehungen und Interaktionen die grundlegenden Bedürfnisse von Menschen nach Zuneigung, Identität, Sicherheit, Informationen, Rückhalt etc. befriedigen und diese daraus Kraft und Stärke für ihre Lebensbewältigung schöpfen, sie damit ihr Befinden stabilisieren und ihre psychische und somatische Gesundheit aufrecht erhalten“ (LAIREITER 2009: 85). „Lebensbewältigung“ liest sich in diesem Kontext verstärkt als „Stressbewältigung“, welche zwar in den



Zusammenhang mit einem Aufrechterhalten bzw. einer Zunahme biographischer Handlungsfähigkeit gebracht werden kann, sich allerdings als verkürzt auf die gesundheitlich-psychologischen Aspekte darstellt. Eine knappe Definition von Sozialer Unterstützung lautet wie folgt:

„Social support is an exchange of resources between at least two individuals perceived by the provider or the recipient to be intended to enhance the wellbeing of the recipient.“ (SHUMAKER/BROWNELL 1984: 13)

Zwar lässt sich die Interaktionsstruktur an die Forschungsergebnisse anfügen, also der Austausch von Ressourcen zwischen mindestens zwei Personen, der von der einen, wie der anderen Seite gestartet werden kann, ist es doch der Schlussteil dieser Definition, der kritisch betrachtet werden muss. So liegt es dem theoretischen Konstrukt „Soziale Unterstützung“ wie bereits erwähnt nahe, einen objektivierbaren Unterstützungsbedarf zu nennen, um die darauf folgenden Unterstützungshandlungen ebenfalls kategorisieren zu können. Damit besteht insbesondere durch die Abstraktion der möglichen Bedarfsbereiche auf „alltagsbezogene“ und „belastungsbezogene“ Unterstützung (vgl. LAIREITER 2009) oder auch Versuche der inhaltlichen Unterscheidung von Unterstützungsbereichen in den Dimensionen „instrumentelle“ und „psychologische“ Unterstützung (ebd.) die Gefahr, dass diese theoretischen Kategorien ebenfalls auf die Unterstützten als Zuschreibungen rückwirken und damit die Prozesshaftigkeit der Unterstützungsentstehung sowie der weitere Verlauf als Interaktionsgeschehen vollkommen aus dem Blick gerät.

Ein Zuschnitt eines ‚generellen‘ Unterstützungsbedarfs auf gesundheitliche Zustandsbeschreibungen, seien sie noch so subjektiv, birgt gerade für sozialpädagogisches Handeln im Umgang mit Arbeitslosigkeit besondere Risiken. Zu nennen ist die Verstärkung einer wachsenden Psychologisierung und Klinisierung Sozialer Arbeit in diesem Handlungsfeld, die die AdressatInnen damit nicht nur zu ‚KundInnen‘ der Arbeitsvermittlung, sondern ebenfalls zu ‚PatientInnen‘ stilisiert. So werden über Strategien der Diagnostik objektive Unterstützungsbedarfe kreiert, die dann nur mithilfe professioneller Interventionen bearbeitet werden können. Ein besonders erschreckendes Beispiel bildet in diesem Zusammenhang die Theorie der ‚erlernten Hilflosigkeit‘ (vgl. SELIGMAN 1975), die häufig dazu verwendet wird, um zum einen die prekäre Lebenslage den Arbeitslosen selbst zuzuschreiben und zum anderen darüber hinaus auf damit verbundene psychische Erkrankungen zu verweisen. In einem nächsten Schritt werden medizinische Bearbeitungsmuster präferiert, womit in dramatischer Weise aufgezeigt wird, weswegen eine solche Bedarfsorientierung nicht mit den Ergebnissen dieser Arbeit zu vereinbaren ist:

„Das medizinische Modell gründet auf einem spezifischen Könnensbewusstsein, einem Bewusstsein, Gegenstände des eigenen Handelns unter Ausschluss störender Faktoren analysieren und damit diagnostizieren zu können und gleichzeitig unter Zuhilfenahme und Entwicklung technischer Instrumente methodisch behandeln zu können. [...] Die Professionellen werden zu souveränen Meistern der zu untersuchenden und methodisch-technisch handhabbaren Situation. Es entsteht ein unübersehbares Gefälle zwischen Profis und den sich an diese und ihr Wissen und ihre Kompetenz anlehrenden Klienten. Damit verbunden ist ein gänzlicher Ausfall von Selbstreflexivität, die dem technischen Denken selbst eigen ist. Schwierigkeiten, die im Laufe der professionalisierten Intervention auftreten, können nicht auf das eigene – als wissensbasiert und methodisch korrekt definierte – Handeln zurückgeführt werden, sondern müssen den Adressaten des eigenen Handelns zugeschrieben werden. [...]

Der Profi braucht eine pathologische Zuschreibung des Patienten, um an ihm seine spezifische Kompetenz beweisen zu können. [...] Die klinische Professionalität steigert ihr Selbstbewusstsein nicht nur durch die Lösung selbstgeschaffener Probleme, sondern auch durch die Dramatisierung dieser Probleme, die nur mit hochprofessionalisierter Hilfe und technischem Höchstaufwand überhaupt lösbar werden. [...]

Gleichzeitig verlieren die Klienten in diesem Schauspiel ihren Subjektstatus [...]. Die Person wird reduziert auf einen pathologischen Befund, und dieser Befund bestimmt die darauf folgende klinische Intervention.“ (WEBER 2005: 76f)

Jene Logik der technisch-medizinischen, professionellen Unterstützung und die damit zusammenhängenden Fallbearbeitungsstrategien haben längst ihren Weg in die Soziale Arbeit gefunden, so dass auch von einer Tendenz zur „Neodiagnostik in der Sozialen Arbeit“ (vgl. KUNSTREICH 2003) gesprochen wird. In der Arbeitsvermittlung findet sich ein ähnliches System; das sog. 4-Phasenmodell (vgl. Kap. VI.1) agiert ebenfalls über diagnostische Parameter und versucht den Einzelfall gem. gewisser Ablaufschemata zu untersuchen. In den Untersuchungsergebnissen konnte bereits gezeigt werden, dass eine zunehmende Anwendung von technisch-objektivierenden Verfahren weniger zu einer Verbesserung der Situation der Betroffenen führt, sondern vielmehr zu einer Zunahme von *Passungsirritationen* beiträgt, die eine selbstbestimmte berufsbiographische Planung behindern. Anzumerken ist außerdem, dass eine solche diagnostische Logik im Unterstützungsprozess eine Professionalität hervorbringt, die „mit größtmöglicher – eben klinischer – Kontrolle über den Interventionsprozess zusammen[hängt]. Gerade die umfassende Kontrolle über eventuelle Störfaktoren kennzeichnet das klinische Setting“ (WEBER 2005: 79).

Die Bedarfslagen im Umgang mit (Langzeit)Arbeitslosigkeit ergeben sich aus den Versuchen der Betroffenen, über Aneignungs- und damit Bewältigungshandlungen biographische Handlungsfähigkeit (wieder) zu erlangen und auf diesem Weg die multiplen Entfremdungsdynamiken zu bearbeiten. Dabei gilt es die Verteilung der Verlustformen auf die beiden Handlungsebenen zu beachten: Die *sekundären Dimensionen* Vertrauen, Sinn und Hoffnung sind nur über die primäre Ebene bearbeitbar und passende Ressourcen damit *nicht*

*direkt zu transferieren.* Dieser Umstand verweist einerseits auf einen zentralen Unterschied zu Konzepten des „Empowerments“ (vgl. HERRIGER 2006) und zeigt andererseits die Notwendigkeit struktureller Bewältigungsarbeit auf. Ferner ist festzuhalten, dass die Bedarfslagen nicht einfach zugeschrieben werden können, sondern dass Entfremdung und die darin beinhalteten Verlustkombinationen einen jeweiligen Unterstützungsbedarf ergeben, der nicht objektiv festgelegt, sondern in jedem Einzelfall ausgehandelt werden muss. Dementsprechend gestaltet sich die jeweilige Ressourcenzuteilung:

„Unterstützung impliziert dabei auch ein reaktives Verhaltensmuster. Unterstützung lässt sich in ihrem Tätigkeitsvollzug ganz vom Bedarf leiten. Helfendes Handeln reagiert auf ein artikuliertes Problem, löst es möglichst gemeinsam mit dem Klienten, um anschließend den neuerlichen Zustand zu stabilisieren und die Ablösung einzuleiten“ (WEBER 2003: 255)

In diesem Ausschnitt werden „Unterstützung“ und „Hilfe“ bzw. „helfendes Handeln“ synonym verwendet, woran die Schwierigkeit einer Abgrenzung voneinander deutlich wird. Ob nun der eine oder der andere Begriff herangezogen wird, erscheint zunächst zweitrangig. Doch zeigen die o.g. theoretischen Implikationen von „Sozialer Unterstützung“ bei näherer Betrachtung, dass sie mehr auf die Beziehungs- und weniger auf die Interaktionsebene verweisen, was mit Blick auf die empirischen Ergebnisse eher den Hilfebegriff betont, wie er als Interaktionsschema hergeleitet wurde (vgl. Kap. I.2). Das Verlaufsmuster, das entlang unterstützender Strukturen entwickelt wurde, kann ergänzend mit Letzterem verknüpft werden und ist in der Lage, Hilfe als kritischen Begriff für eine analytische Auseinandersetzung mit dem Handeln der Arbeitsvermittlung zu nutzen. Nicht zuletzt besteht ein zentraler Nachteil des Konzeptes „Soziale Unterstützung“ darin, dass generalisierte Bedarfslagen ermittelt werden sollen, die in der Praxis zu Argumentationsmustern für institutionelle Bedarfzuschreibungen werden können, während das Hilfekonzept den Hilfebedarf als nicht generalisierbar kennzeichnet und ihn damit als offenes, zwischen HelferIn und HilfeempfängerIn auszuhandelndes sowie aufgrund der Situationsemergenz sich ständig veränderndes Konstrukt ins Zentrum jedes Hilfeprozesses stellt.

### ***b) Entfremdete Hilfe***

Anhand der Sichtweise, dass Hilfe „Praxen der Lebensbewältigung und die Aneignung neuer Formen der selbstständigen Lebensgestaltung“ (THOLE/HUNOLD 2011: 153) zu ermöglichen hat, wird einerseits der Bezug zu den Forschungsergebnissen hergestellt und andererseits die Notwendigkeit klar, den Hilfebedarf in jedem Einzelfall auszuhandeln und nicht anhand objektivierbarer Maßstäbe zu erheben. Mithilfe einer Bezugnahme zum Begriff

der Aktivierung (vgl. Kap. IV.4) konnte gezeigt werden, dass das System der Arbeitsvermittlung keine langfristigen Formen von unterstützenden Strukturen aufbauen kann und die Initiierung von Hilfeprozessen behindert wird. Wenn auch das „individuelle Verhalten der Arbeitslosen zum Bezugspunkt der arbeitsmarktpolitischen Intervention“ (MARQUARDESEN 2007: 263) wird, so bedeutet Aktivierung im Grunde „durch geeignete Verhaltensanreize unerwünschtes Verhalten zu verhindern und erwünschtes Verhalten herzustellen“ (ebd.). Damit verabschiedete sich die derzeitige Vermittlungsstrategie von der ‚kundInnenorientierten‘ Sichtweise einer trotz allem so bezeichneten ‚Dienstleistung‘, so dass der „Markt zwischen Dienstleister und Kunde [...] schließlich lediglich simuliert [wird], weil meist ein Kostenträger zwischen beide geschaltet ist, der beide reguliert. Damit ist der Marktmechanismus zwischen beiden gar nicht wirksam“ (WEBER 2003: 259).

Mit einer schematischen Rekonstruktion der Interaktionsstrukturen (vgl. Kap. I.2) kann noch einmal klar gestellt werden, inwiefern im Vermittlungsgeschehen Ansätze Sozialer Hilfe aus der Perspektive der Geholfenen tatsächlich erkennbar werden. In diese Betrachtungen sind zusätzlich die analytischen Hinsichten auf unterstützende Strukturen mit einzubeziehen:

#### 1) Initiativität der Hilfebedürftigen

Zunächst stellt sich die Frage, wie der Hilfeprozess überhaupt aufgebaut wird. Im Zusammenhang mit (Langzeit)Arbeitslosigkeit kommt es dabei zu einer teil-institutionalisierten, sozialstaatlich-rechtlichen Zuschreibung eines Hilfebedarfs, der sich in erster Linie auf die Vermittlung in Erwerbsarbeit beschränkt und darüber hinaus ein bestimmtes Existenzminimum absichern möchte (vgl. §9 SGB II). Die darauf reagierenden institutionellen Handlungsmuster sind darauf ausgerichtet, dass „durch eine Erwerbstätigkeit Hilfebedürftigkeit vermieden oder beseitigt, die Dauer der Hilfebedürftigkeit verkürzt oder der Umfang der Hilfebedürftigkeit verringert wird, [...] die Erwerbsfähigkeit einer leistungsberechtigten Person erhalten, verbessert oder wieder hergestellt wird“ (§1 Abs. 2 SGB II). Die Logik beschränkt sich also vornehmlich auf eine „Überwindung der Hilfebedürftigkeit“, die lediglich den Ausweg ‚Erwerbsarbeit‘ kennt und bereits vor der Initiierung des Hilfeprozesses den Ausweg daraus in dem Mittelpunkt stellt – und nicht die Betroffenen selbst. Letzteren wird damit implizit die Rolle von ‚unerwünschten‘ Hilfebedürftigen zugeschrieben, welche über die nur von institutioneller Seite ausgehenden Sanktionsmechaniken zusätzlich fremdbestimmt verstärkt wird.

Aus den analysierten Fällen ist zu erkennen, dass eine Prozessinitiation aus Geholfenen-Sicht ebenfalls einem Muster entspricht, das bis auf wenige, einzelne Situationen die

Inanspruchnahme von sozialstaatlicher Hilfe als ‚sehr unangenehm‘ und auch entwertend kennzeichnet. Auch der Hilfebedarf an sich gilt bei den Betroffenen als ‚unerwünscht‘, insbesondere da sie neben der institutionellen Zuschreibung als ‚unerwünschte‘ Hilfebedürftige mit weiteren, vielfältigen gesellschaftlichen Negativzuschreibungen konfrontiert werden, die sich im Begriff des/der Hartz IV-EmpfängerIn finden lassen. Die empirischen Ergebnisse widersprechen durchgehend dem Bild von ‚SozialschmarotzerInnen‘, wie sie im medialen und politischen Diskurs gerne stilisiert werden. Die auf diese Weise konstruierten Figuren wirken als zusätzliche Negativflankierungen der Artikulierung des Hilfebedarfs.

Davon unterschieden werden muss die Bedarfswahrnehmung bei den Betroffenen, über die subjektive Situationseinschätzungen an die Institution herangetragen werden. Die daran angreifenden Verlaufsmuster für den jeweiligen Hilfeprozess (vgl. Kap. VI) werden so vor die Herausforderung gestellt, auf die heteronomen Wahrnehmungsformen reagieren zu müssen. Dies wird allerdings durch die Transformation des Hilfebedarfes vereinfacht: Die Initiativität wird auf den Verlust der Erwerbsarbeit reduziert. Damit nicht direkt verbundene Hilfeaufforderungen der Betroffenen können zwar formuliert werden, müssen jedoch institutionell anschlussfähig sein, um verarbeitet zu werden.

## 2) Anknüpfung des/der Helfenden

Damit wurde bereits die Grundlage für den Anschluss von Hilfe i.S. des Vermittlungssystems genannt: Die Reduktion des Hilfebedarfs auf die Vermittlung in Erwerbsarbeit, über die der/die Betroffene ohne finanzielle, sozialstaatliche Leistungen auskommen soll. Nimmt man dabei die multiplen Verlustformen zur Hand, die sich als Entfremdung konstituieren, wird klar, wie unzureichend diese Sicht auf die Hilfebezüge ist. Die Forschungsergebnisse zeigen deutlich, dass eine neue Aufnahme von Erwerbsarbeit keineswegs eine durchgehend hinreichende Strategie darstellt, sondern gleichfalls den Entfremdungsprozess verstetigen oder gar beschleunigen könnte. Ausschlaggebend für den Verlauf ist ein Interaktionsgeschehen, das Hilfe nicht nur institutionell, sondern biographisch anschlussfähig gestaltet. Damit ist die doppelte Reflexivität der HelferInnen als unbedingte Voraussetzung für die Gestaltung des Hilfeprozesses angesprochen.

Das Fundament des Handelns der Arbeitsvermittlung bildet die Subjektivierung von Arbeit und damit eine Betonung der Eigenverantwortung für die jeweilige prekäre Lebenslage, was für den Interaktionsprozess vorerst nur die institutionelle Sichtweise auf den Hilfegegenstand darstellt, die den Hinzinsichten des/der HilfeempfängerIn gegenübergestellt wird, um im

Anschluss daran ausgehandelt zu werden. Gleichzeitig vollzieht sich unter Ausnutzung der asymmetrischen Machtverhältnisse eine Objektivierung des Hilfebedarfs, die zum einen Kontrollmechanismen freisetzt und zum anderen den Betroffenen eine Situationsdefinition aufzwingt, die sie über die Unterschrift unter die Eingliederungsvereinbarung offiziell zu legitimieren haben, wodurch ein notwendiger Aushandlungsprozess unterdrückt wird. Zudem wird an dieser Stelle die Voraussetzung dafür gelegt, dass sich Interaktionsprobleme in den Vordergrund schieben und der eigentliche Hilfebedarf vollkommen aus dem Blick gerät. Zuschreibungen von ‚mangelhafter Motivation‘ und ‚Hilflosigkeit‘ angesichts deutlicher Versuche der Hilfebedürftigen, die Zusammenarbeit zu beenden, sind die Folge, die allzu häufig über Sanktionierung bekämpft werden sollen. Anstatt die Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen die AdressatInnen Vertrauen und transparente Einblicke in das Handeln der Arbeitsvermittlung gewinnen können, werden die reifizierenden Bezüge verstärkt und die Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen eingeschränkt, so dass sie weder auf ihren eigenen Hilfeprozess selbstbestimmt einwirken und noch diesen damit inoffiziell legitimieren können. Die Objektivierung des Hilfebedarfs ist in diesem Kontext jedoch noch in einer weiteren Weise kritisch zu sehen. So lässt sich die Dynamisierung der Entfremdungstendenzen auch gesellschaftstheoretisch erfassen, folgt man der o.g. Herleitung von Erwerbsarbeit als Medium, um Konsum als entfremdete Form der Arbeit im Marx’schen Sinne zu ermöglichen. Dabei stößt Erwerbsarbeit an arbeitsgesellschaftliche Akzeptanzgrenzen, die sich entlang der Verwertbarkeit im Rahmen der ökonomisierten Beziehungsstrukturen des Arbeitsmarktes erstrecken. Werden nun Hilfeprozesse an die (Wieder)Herstellung jener Erwerbsarbeit gebunden, indem diese zu einem Prinzip der sozialen Integration verdinglicht wird, so lässt sich von einer Reproduktion entfremdender Dynamiken über das System der Arbeitsvermittlung sprechen. Arbeitsgesellschaftliche Entfremdung wird über die Integrationslogik, die als ‚Aktivierung‘ in Praxisprogramme gegossen wurde, auf sozialstaatliches Handeln übertragen, das bereits weit über das SGB II hinaus geht: Hilfe in der Sozialen Arbeit wird so selbst über die meist erzwungene Anerkennung jener Handlungsmaxime maßgeblich verändert – zur *entfremdeten Hilfe*, die in ökonomische Kosten-Nutzen-Relationen eingebunden ist.

### 3) Realisierung des Hilfeimpulses

Für die HilfeempfängerInnen hat dies zur Folge, dass sich ein „acting in concert“ (vgl. ARENDT 1993) zwischen den Beteiligten des Hilfeprozesses nur unter der Bedingung realisieren lassen wird, wenn die AdressatInnen ihre Bedarfsorientierung an die der

Institutionen angleichen. Gelingt es nicht, die institutionellen Reifikationen ab- und eine Hilfebeziehung aufzubauen, die gegenseitige Transparenz und Vertrauen ermöglicht, so wird Hilfe bereits in frühem Stadium soweit fremdbestimmt überformt, dass eine helfende Handlung von den EmpfängerInnen nicht mehr wahrgenommen werden kann. Es bleibt alleine die Möglichkeit, biographisch-reversiv auf den Interaktionsverlauf zu blicken und nachträglich als Hilfe zu ratifizieren; diese Anerkennung von institutionellem Zwang und Kontrolle als Hilfe ist jedoch einer zunehmenden Unsicherheit ausgesetzt, welche sich bei einer durchgehenden Aushandlung des Hilfebedarfs reduzieren würde. Soll die ‚Hilfe‘ der Arbeitsvermittlung wirklich Hilfe sein, so gilt es sich hier von starren institutionellen Bedarfsprägungen insofern zu lösen, dass der/die AdressatIn die Möglichkeit erhält ihre eigenen Sichtweisen mit ins Spiel zu bringen. Erst auf diese Weise wird die notwendige Gegenseitigkeit hergestellt, in der sich ein helfender Interaktionsprozess entfalten kann.

Stattdessen wird der Hilfeimpuls über bürokratische Antragsverfahren zwar aufgenommen, allerdings gleichsam verarbeitet, mit institutionellen Reglements unter der Ägide des „Forderns und Förderns“ versehen und auf den/die AdressatIn umgelenkt. Über die darin enthaltenen punitiv-kontrollierenden Elemente soll gewährleistet werden, dass die Logik der Arbeitsvermittlung aufrecht erhalten wird und Deutungslogiken der Betroffenen aus dem Interaktionsprozess heraus gehalten werden. Während des Regimewechsels von dem/der Hilfebedürftigen zu dem/der Helfenden werden die Zugriffsmöglichkeiten des/der Geholfenen auf den Hilfeprozess auf der Vorderbühne durchtrennt und auf die Hinterbühne verlagert, wodurch ihnen meist alleine ihre subjektiven Deutungsmöglichkeiten bleiben, ohne diese artikulieren zu können. Mithilfe von „Integrationsplänen“, „Teilnahmezertifikaten“, „Maßnahmezeugnissen“ usw. findet eine Objektivierung nicht nur des Hilfebedarfs (Wie ‚integrationsnah‘ ist die betroffene Person, wie ‚arbeitsmarktfrem‘?) sondern stets ebenso der Geholfenen als Fälle statt, deren anzuwendendes ‚Maßnahmenbündel‘ häufig nur noch auf professionalisierter Ebene – u.a. zwischen SozialarbeiterIn einer MAE-Integrationsmaßnahme und der Fallbearbeitung im Jobcenter – diskutiert wird, um es im Anschluss auf den/die Betroffene zu übertragen und deren Akzeptanz für jene stellvertretenden Deutungen des Hilfegegenstandes unter Sanktionsdruck einzufordern. Letzteres fällt offiziell unter das Label ‚Mitwirkung‘ am eigenen Integrationsprozess, der unter hilfetheoretischer Sicht nicht mehr als Hilfeprozess angesehen werden kann.

Die Konfrontation mit und die Übernahme von Fremddeutungen, die im Einklang mit arbeitgesellschaftlich-institutionellen Bedarfsdeutungen (als sog. Dritte im Hilfeprozess) stehen, weisen zurück auf die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit. Diese zeigen in aller

Klarheit auf, dass über die fremdbestimmenden Bedarfsfeststellungen, Kategorisierungen der HilfeempfängerInnen, Defizitzuschreibungen usw. zunächst als Hilfe erdachte Prozesslinien sich als Entfremdung entpuppen, die die Lage der AdressatInnen zusätzlichen dramatisieren. So lassen sich die multiplen Formen des Verlustes (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit insbesondere im Handeln der Arbeitsvermittlung identifizieren, die neben Entwertungen, Abbau sozialer Sicherheit, dem (im Grunde paradoxen) schrittweisen Verschließen von Zugängen zum Arbeitsmarkt die Hoffnung, den Sinn sowie das Vertrauen auch und v.a. in den Hilfeprozess ersticken. Die damit einhergehenden Passungsirritationen schlagen zunehmend auf das Selbst der Betroffenen durch; die Anhäufung der Verlustformen und der sich potenzierende und verselbstständigende Aufbau von Entfremdungsstrukturen bilden die Grundlage von krisenhaften Situationszuspitzungen und tragen weniger zu der Bearbeitung des anfänglichen Hilfegegenstandes bei. Dabei ist zu beachten, dass Phasen der Erwerbslosigkeit nicht automatisch als *Krise* angesehen werden müssen. Es kommt eher darauf an, ob diese Phasen sich logisch in die biographische Erwartungsplanung einfügen und angemessene Bewältigungsressourcen ausgebildet werden konnten oder ob Erwerbslosigkeit als akzidentielles Ereignis wahrgenommen wird, das die biographische Handlungsfähigkeit erschüttert. Außerdem kann man in diesem Kontext weniger von DER Erwerbslosigkeit sprechen, als vielmehr von einer gewissen Nähe oder Entfernung zu sozialen Passungsmustern innerhalb einer vom Politik- und Wirtschaftssystem konstruierten ‚Arbeitsgesellschaft‘. Bezogen auf das Handeln der Arbeitsvermittlung ist damit festzuhalten, dass sich diese konkret an der Entstehung von krisenhaften Lebenslagen beteiligt und damit ihrem gesetzlichen Auftrag zuwider läuft. Verkürzt kann mit Blick auf die empirischen Ergebnisse die These aufgestellt werden, dass mit dem derzeitigen Handeln des Vermittlungssystems Langzeitarbeitslosigkeit in erster Linie institutionell reproduziert und zementiert wird.

#### 4) Ergebnisoffenheit

Die doppelte Kontingenz, die über die Situationsemergenz und die Erweiterungen von Hilfe auf unterschiedlichen Prozessebenen Risiken und Chancen für alle Beteiligten entwirft, soll mithilfe immer feinerer diagnostischer Parameter kontrolliert werden. Begründungen wie Kosteneffizienz scheinen dabei durch, so dass gewisse finanzielle Mittel zur Ermöglichung bestimmter Hilfsangebote nur bewilligt werden, wenn von vorne herein fest steht, dass sich diese im Einzelfall als wirkungsvoll entpuppen. Ein solches ‚Gelingen‘ wird rein auf die Betroffenen projiziert, die ‚motiviert mitwirken‘ sollen. Um dies zu garantieren und von



institutioneller Seite abzusichern, wird ein Netz von Sanktionsmöglichkeiten darum gespannt. Wiederum wird deutlich, inwiefern sich Interaktionsprobleme über den eigentlichen Hilfeprozess und die durchgehende Aushandlung des Hilfebedarfs schieben, die mit den Ressourcen „Recht“ und „Krankheit“ geklärt werden sollen – Hilfe wird, wie bereits oben beschrieben, entfremdet.

Trotz aller Versuche, mit der Vermittlung in Erwerbsarbeit zusammenhängende Prozesse kontrollieren zu wollen, ist es nicht möglich die Kontingenz des Interaktionsgeschehens ‚auszuschalten‘. Auch in noch so rigiden Settings entstehen neue Situationen, die Sichtweisen, Beziehungsstrukturen und zudem den ursprünglichen Hilfebedarf teils als Hilfeerfahrungen verändern können. Klinisierte, professionelle Verfahrensweisen führen dagegen zur Herstellung und Verstärkung von Passungsirritationen bei (s.o.).

#### 5) Das Ende der Hilfe

Die diagnostische Gestalt der Fallkonstruktion trägt außerdem zur Entwicklung von Intransparenz während des Hilfeprozesses bei, welche dem/der Helfenden eine zusätzliche Verantwortlichkeit zuweist: Je komplexer sich das Hilfesgeschehen ereignet, umso mehr ist die helfende Seite dazu aufgefordert, der geholten Seite ihr Handeln zu erklären und tatsächliche Entscheidungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten zu eröffnen. Dabei darf die Erfolgserwartung nicht lediglich auf eine Integration in Erwerbsarbeit, die die gesetzliche Bedürftigkeit und damit den Leistungsbezug beendet, reduziert werden. Helfende Akteure müssen darüber hinaus artikulierte Hilfeaufforderungen aufnehmen und zu bearbeiten wissen, ohne sie einfach an die Betroffenen zurück zu lenken. Ob und inwieweit der Hilfeprozess weitergeführt, zusätzliche Akteure mit einbezogen, weitere institutionelle Bezüge hergestellt werden, ergibt sich erst innerhalb des Interaktionsgeschehens, so dass eine Verkürzung auf den ‚Integrationserfolg‘ noch lange keine Maßgabe für ein ‚Ende‘ der Hilfebemühungen bildet. Dadurch, dass das System der Arbeitsvermittlung lediglich eine ‚Hilfe auf Zeit‘ zur Verfügung stellt, die alle Prozessbeteiligten unter Druck setzt, werden einerseits nicht die Ausweitungstendenzen von Hilfe mitgedacht und andererseits deren zeitlichen Bezüge vernachlässigt. Dies trifft insbesondere diejenigen, deren ‚Profillage‘ als komplex eingeschätzt wird und als KlientInnen markiert werden, ‚denen nicht mehr zu helfen ist‘. Die Folge einer solchen Zuschreibung sind vielfältige Versuche die Betroffenen aus den Hilfebezügen auszuschließen, sie entweder in andere Rechtskreise zu vermitteln oder ihnen die Bedürftigkeit abzuerkennen, da ihnen das Scheitern der Integrationsbemühungen selbst angelastet wird und damit Sanktionsgründe offen gelegt werden. Dies stellt einen sehr

offensichtlichen Widerspruch zum Handeln eines ‚Dienstleisters‘ dar, wie die Vermittlungsagenturen nicht zuletzt aufgrund der gesetzlichen Auftragsformulierung bezeichnet werden (vgl. BERNHARD ET AL 2008):

„Während im Marktgeschehen Dienstleister nach Möglichkeit dafür sorgen, dass sie ihre Kunden behalten, soll es auf dem Sozialmarkt gerade darum gehen, die Kunden möglichst frühzeitig aus der Dienstleistungshilfe in die Autonomie zu verabschieden.“ (WEBER 2003: 259)

In einer etwas perfiden Sichtweise würde dieser Dienstleistungsgedanke gerade bei den Langzeitarbeitslosen erfüllt. Doch mit Blick auf die Vermittlung in Beschäftigungsmaßnahmen, die im Grunde dem Zweck der ‚Reintegration in den Arbeitsmarkt‘ dienen sollen, wird erneut klar, dass die Bemühungen von helfender Seite sich weniger auf die Bedarfslagen ausrichten als vielmehr auf die frühzeitige Beendigung des Hilfeprozesses in rechtlichem Sinne. So werden „Hilfebedürftige, deren Unterstützung sich nicht rechnet, [...] aus dem Hilfeschehen ausgeschlossen“ (ebd.: 234), was nicht bedeutet, dass sich ihre soziale Lage als Langzeitarbeitslose verändern würde. Ein Ausschluss aus dem Hilfeschehen kann ebenfalls über Vermittlungen in bestimmte Maßnahmen geschehen, die den Betroffenen einen neuen sozialrechtlichen Status zuweisen und weitergehendes institutionelles Handeln unterbinden. Es lassen sich also weitere entfremdende Elemente in der angebotenen ‚Hilfe‘ erkennen: Der objektivierte Hilfebedarf als Vermittlung in Erwerbsarbeit und damit als ‚soziale Integration‘ wird nur als Simulation gedeckt, was den AdressatInnen gegenüber auch offen formuliert wird. Sie werden uniformisierten, unter Kostendruck zusammengestrichen ‚Übergängen‘ zugeteilt, die am Ende zu ‚richtiger Arbeit‘ führen sollen; sie werden mit indifferenten Bedürftigkeitszuweisungen konfrontiert, die sie auf der einen Seite vom Vermittlungssystem entkoppeln, da sie ‚vermittelt‘ wurden, und auf der anderen Seite im Status der LeistungsempfängerInnen festhalten, die einer durch Auflagen der Zusätzlichkeit und Gemeinnützigkeit verfremdeten Beschäftigung nachgehen müssen, die weiterhin die Stigmata der ‚Hartz IV-EmpfängerInnen‘ offen zuteilt, v.a. gegenüber anderen, regulären Beschäftigten an den jeweiligen Arbeitsorten. Schrittweise Übergänge in Form von Transformationen des Beschäftigungsverhältnisses in eine ‚richtige‘ Anstellung – etwa in Form von an den individuellen Bedarf angepasster öffentlich-geförderter Beschäftigung – werden mit bürokratischen Hürden versehen, worüber ein künstlicher Spalt zum sog. ersten Arbeitsmarkt konstruiert wird, den es für jede/n Einzelne/n zu überwinden gilt.

Eine (nachträgliche) Qualifizierung und Ratifizierung des Vermittlungsprozesses als Hilfe, die sich in Versuchen des Ausgleichs des unterstützenden Ressourcentransfers – wie etwa der

Übermittlung von Dank – ausdrückt und eben unabhängig von einem wie auch immer bestimmten Erfolg ist, wird zwar zunehmend durch die kontrollierenden Mechanismen behindert. Doch muss festgehalten werden, dass auch unter diesen Umständen die Situationsemergenz dafür sorgt, dass Hilfe reversiv konstruiert werden kann; allerdings ergibt sich eine solche institutionelle Hilfestrategie (paradoxaerweise) vollkommen der Kontingenz des Interaktionsgeschehens, obwohl jene kontingenten Prozessstrukturen durch das Kontrollarrangement überwacht und organisiert werden sollten. Soll Soziale Hilfe als Vermittlungshandeln entstehen, so muss der umgekehrte Weg beschritten werden: Anstatt einer Übersteuerung durch die Arbeitsvermittlung müssen den HilfeempfängerInnen weitgehend Entscheidungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten eingeräumt werden, und professionalisierte Hilfe hat dafür zu sorgen, dass die AdressatInnen diese auch nutzen können.

Diese Analyse der institutionellen Hilfearchitektur deckt somit weniger ‚Motivationsdefizite‘ der von Arbeitslosigkeit Betroffenen auf, die ‚aktiviert‘ werden müssen, sondern es sind die zwiespältigen Strukturen der Arbeitsvermittlung, in denen unterschiedliche Handlungsfelder und Auftragslagen divergieren und auf diese Weise ein *Interaktionsdilemma* entsteht. Dabei bilden die Begriffe **Aktivierung** als sozialstaatlich-kontrollierende Komponente, **Dienstleistung** als ökonomisiertes Verlaufsmuster und **Hilfe** als Handlungsaufforderung durch die AdressatInnen ein teils widersprüchliches Trias an Interaktionsangeboten und -verläufen, die nur unter großem Aufwand zu vereinbaren sind:

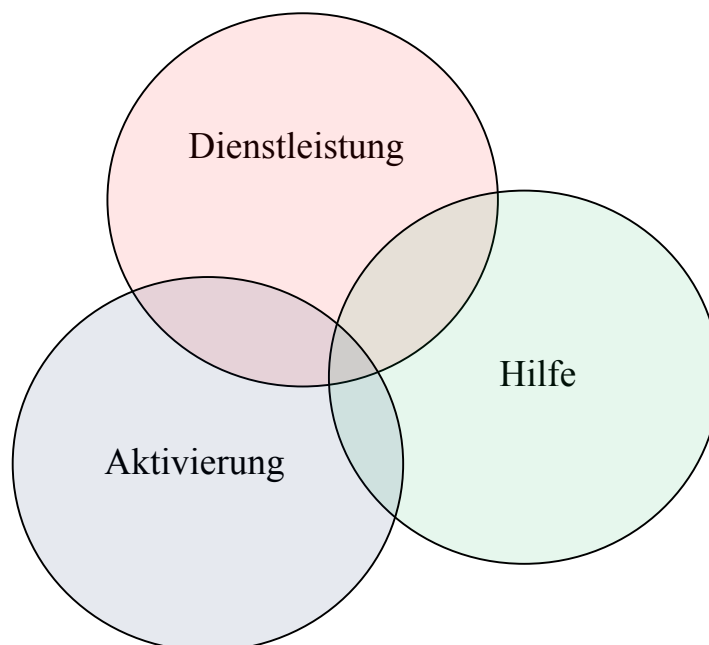


Abb. 9 Interaktionsdilemma der Arbeitsvermittlung

Das indifferente Interaktionsgeschehen prägt die jeweiligen sozialräumlichen Settings der Arbeitsverwaltung und wirkt sich damit auf Möglichkeiten der Aneignung aus, die durch ihre komplexe Struktur Entfremdungsdynamiken im Zuge institutioneller Reifikation verstärken. Teils überschneiden sich die unterschiedlichen Handlungsmodi, teils sind sie klar voneinander unterscheidbar, was lediglich in der einzelnen Interaktionssituation analytisch festgestellt werden kann. Hier entscheiden aufgrund des asymmetrischen Machtverhältnisses maßgeblich die Deutungsmuster der Fachkräfte (vgl. LUDWIG-MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009) und die entsprechenden Rahmenbedingungen darüber, in welcher Form der Interaktionsprozess gestaltet wird und sich so ggfs. Hilfe entfalten kann. Nicht selten operieren die GesprächspartnerInnen mit einer „gekonnte[n] Uneindeutigkeit“ (BÖHRINGER ET AL 2012: 247) um eine ‚gemeinsame‘ Basis der Fallbearbeitung zu finden. Dagegen bewirken Thematisierungen etwa der Sanktionsmöglichkeiten als ‚aktivierende Elemente‘ einerseits eine Aufhebung der ambivalenten Interaktionssituation in eine Richtung und machen andererseits die „Paradoxien und Dilemmata, die mit ihr verbunden sind, sichtbar“ (ebd.: 243). Diese reflexiven Bezugnahmen auf das Interaktionsgeschehen bilden einen Weg, um das jeweilige Vermittlungshandeln transparenter zu gestalten. Dass Sanktionen meist als „zu vermeidender Störfall“ und ihre Festschreibung in den Eingliederungsvereinbarungen als „Fremdkörper“ (ebd.) bezeichnet werden, zeigt in diesem Zusammenhang aber deutlich auf, inwiefern die aktuelle sozialstaatlich organisierte und politisch so gewollte Vermittlungsarchitektur unter dem Paradigma „Fördern und Fordern“ durch die Behinderung der erforderlichen Reflexivität – insbesondere des Handelns der professionellen HelferInnen – den Aufbau von Hilfeprozessen erschwert oder sogar unmöglich macht.

Generell muss sich das sozialstaatlich organisierte Vermittlungssystem entscheiden, ob es Soziale Hilfe ermöglichen und Soziale Arbeit in der Form in sein Handeln einbinden möchte, dass Hilfeprozesse vom Geholfenen aus entwickelt werden können. Oder möchte es als reine Kontrollinstanz gelten, die als „Quasi-Sozialarbeit oder Quasi-Sozialpädagogik“ (BUESTRICH ET AL 2010: 251) arbeitet und der es im Grunde ‚egal‘ ist, ob nun ein/e Hilfebedürftige/r den Vermittlungsprozess als Hilfe ratifiziert oder nicht. Im zweiten Fall sollte dann allerdings mit offenen Karten gespielt und die bürokratisierten, managerialistischen Verlaufsmuster nicht mehr als „Hilfe“ umgedeutet und durch die Überweisung von Fällen an Soziale Arbeit getarnt werden.

An diesen Hinweis anschließend muss die *Sozialräumlichkeit von Hilfen* betont werden, mit der „die unterschiedlichen Orte und Situationen, an denen sich Hilfeprozesse abspielen

auf[genommen werden]; Fragen der Präsenz, der Zugänglichkeit“ (SCHEFOLD 2009: 5) etc. Das sozialräumliche Arrangement hat einen erheblichen Anteil daran, ob und in welcher Form sich Hilfeprozesse gestalten lassen. Ferner treffen „sehr unterschiedliche Sozialraumkonstruktionen und Sozialraumbezüge [...] im alltäglichen Zustandebringen von Hilfen aufeinander“ (SCHEFOLD 2005b: 147), die es neben dem konkreten Hilfegegenstand bzw. -bedarf auszuhandeln und zu klären gilt. In dieser Weise können weitere Ressourcen über den institutionellen Rahmen hinaus erschlossen und verfügbar gemacht werden, was für Hilfen bei Arbeitslosigkeit insbesondere mit Bezug auf den Verlust der Zugänge zum Arbeitsmarkt, mit dem die Betroffenen konfrontiert werden, relevant erscheint. Stattdessen folgt wohlfahrtsstaatliches Handeln unter finanziellem Druck jedoch eher der Tendenz, Hilfen sozialräumlich zu verengen (ebd.: 155) und zudem den kritischen „Blick auf die Unterschiedlichkeit der Sozialräume der Akteure, auf Ressourcen *und* auf Belastungen“ (ebd.: 156) zu unterlassen. *Akzeptanzdefizite des Arbeitsmarktes*, die auf die HilfeempfängerInnen als *Vermittlungshemmnisse* projiziert werden, stellen dabei besondere Aneignungshürden dar. Anstatt diese Hürden als strukturelle Defizite zu behandeln und sozialräumliche Lösungen zu entwickeln, werden sie in individualisierter Form aufgedeckt und über diagnostische Methoden sowie Sanktionierungen verstärkt, hängen Letztere doch maßgeblich mit der regionalen Arbeitsmarktlage zusammen (vgl. WOLFF/MOCZALL 2012).

Für eine so beschaffene, sozialräumlich orientierte Soziale Arbeit muss demzufolge gelten, selbstbewusst „eigene heuristische Schritte und Bemühungen“ (SCHEFOLD 2005b: 160) zu unternehmen und Hilfe-Settings zu entwerfen, die das o.g. Interaktionsdilemma u.a. über ständige reflexive Bezugnahmen aller Beteiligten so weit wie möglich aufzuheben verstehen. Hilfe bedeutet in diesem Zusammenhang eben „nicht die professionelle Lösung biopsychosozialer Probleme, sondern die Schaffung und Gestaltung einer Bühne, auf der Betroffene sich mit dem, was in ihnen steckt, im Miteinander entfalten können, wobei dieser Beistand das Bühnengeschehen derart mitgestaltet, dass dieses aufscheinende Neue Fortführung in den Bezugsnetzen der Welt finden kann“ (WEBER 2005: 89). Weder die Logiken der *Aktivierung*, noch Verfahrenswege von *Dienstleistungen*, die auf Kaufakte hindeuten, bilden hierbei eine solide Grundlage für sozialpädagogisches Handeln i.S. von „hilfreichem Tun“ (vgl. SCHEFOLD/NEUBERGER/MÜLLER 2002). Da „Hilfeprozesse [...] mit *Kompetenzen* aller Art zu tun“ (SCHEFOLD 2011a: 23) haben und der Kompetenzbegriff mit Lebensbewältigung verbunden ist (vgl. OEHME 2007), geht es darum, über sozialräumliche Arrangements Aneignungs- und Bewältigungsressourcen zur Verfügung zu stellen, die von den Hilfebedürftigen aus gedacht werden und die je spezifische

(berufs)biographische Handlungsfähigkeit verbreitern, um damit Entfremdungsprozessen entgegen zu wirken und *entfremdete Hilfe* zu verhindern.

### c) *Akzeptanzorientierte Hilfe bei Arbeitslosigkeit*

Zugegeben, der Begriff der Akzeptanzorientierung hat in der Sozialen Arbeit eine gewisse ‚Vorbelastung‘, insbesondere durch seine Anwendung in der Drogenhilfe (vgl. SCHULLER/STÖVER 1990) und als Versuch der alternativen Jugendarbeit (vgl. KRAFELD 1996), und besitzt dadurch einige normative Konnotationen. Dieser Umstand darf jedoch nicht als Begründung dafür dienen, die akzeptierende Arbeit in anderen sozialpädagogischen Handlungsfeldern umzubenennen und damit Versuche einer neuen Begriffsprägung zu umgehen. Denn mit Blick auf die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit müssen gerade moderne Ansätze der Sozialen Arbeit im Kontext von Arbeitslosigkeit „den Begriff Widerstand [...] vermeiden und stattdessen das Verhalten der Klienten als normalen Ausdruck der Reaktanz auf externen Druck und auf die damit verbundenen Einschränkungen der eigenen Autonomie aufzufassen [...]. Eine akzeptierende Haltung gegenüber den verschiedenen Formen mangelnder Kooperation dürfte umso aussichtsreicher sein, je stärker der aus der Perspektive der Klienten damit verbundene mögliche Sinn in Betracht gezogen wird“ (KÄHLER 2005: 70f, vgl. ebenso ROONEY 1992). Über einen Abbau der Kontrollinstanzen werden die spezifischen Bedarfslagen der Hilfebedürftigen ins Zentrum der Vermittlungsarbeit gerückt, die im Kontrast zu evtl. divergierenden institutionellen Falldeutungen akzeptiert werden müssen, um Hilfeprozesse daran anschließend zu gestalten und entsprechende Transfers zu ermöglichen: *akzeptanzorientierte Hilfe*. Doch wie kann ein solches Konzept vor dem Hintergrund stets begrenzter sozialstaatlicher Ressourcen – v.a. personell und finanziell – in einem „komplexen Bedingungsgefüge“ (SCHEFOLD 2012: 67) von kommunaler bis bundesweiter Sozialpolitik aussehen?

Zunächst ist festzuhalten, dass jenes Argument der Ressourcenknappheit, aber auch Argumentationen entlang von „Effizienz [...] sowie der Verteilungsgerechtigkeit“ (THIERSCH 2002: 142) immer wieder dazu geeignet erscheinen, alternative Formen sozialstaatlichen Handelns zu deklassieren und als „unrealistisch“ abzuwinken:

„Die sozialstaatlichen Institutionen stehen unter dem Zwang, dem ökonomischen Rationalisierungsdruck auch politisch zu folgen, was sich sozialpolitisch in der Richtung auswirkt, dass eine Entwicklung weg von der Gestaltungs- hin zur Begrenzungspolitik mit repressivem Auftrieb einsetzt. Sie werden so zu ökonomisierten Agenturen umdefiniert.“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2007: 118)

In diesem Zusammenhang ist der Begriff *agency* zu betonen, „um soziale Konstellationen und soziale Prozesse der Stärkung der Handlungsmächtigkeit zu betrachten und diese in gesellschaftlichen Kontexten zu verorten [...]. Agency als sozialer Prozess ist damit unmittelbar anschlussfähig an die Bewältigungsperspektive“ (ebd.). Biographische Handlungsfähigkeit und ihre Einschränkung durch Prozesse der Entfremdung werden so mit den sozialstrukturellen Ermöglichungskontexten und sozialhistorischen Gegebenheiten verknüpft, wodurch weitere Bewältigungsmodi entwickelt werden können, die „die zivilgesellschaftliche Handlungsmächtigkeit von Akteuren ermöglichen“ (ebd.). Denn „Mitbestimmung, Beteiligung, Partizipation ist sozial Benachteiligten nicht erst im Bezug auf die Bereiche öffentlichen Lebens erschwert oder verwehrt, sondern schon im Bezug auf die Gestaltung des eigenen Lebens; diese Sachverhalte schließen dann nahezu aus, dass sozial Benachteiligte sich bei den öffentlichen Verhandlungen und politisch inszenierten Gestaltungen ihrer Lebensumstände beteiligen und einmischen könnten“ (SCHEFOLD 2003: 171). Das bedeutet für die Gestaltung von Sozialer Arbeit im Handlungsfeld der Arbeitslosigkeit, dass sie eben diese Partizipationsmöglichkeiten entwickelt, forciert und aufrecht erhält. Um den unterschiedlichen Ausprägungen *entfremdeter Hilfe* in der Arbeitsvermittlung mithilfe akzeptanzorientierter Hilfe für Erwerbslose zu begegnen, müssen selbstbestimmte Handlungspotentiale im biographischen Sozialraum der Betroffenen genutzt werden, die sich u.a. innerhalb von Settings als ‚kreative Inseln‘ finden lassen. Jene Settings sind an *soziale Netzwerke* anschlussfähig zu gestalten, wobei auf vielfältige, am Bedarf des/der Einzelnen anknüpfende Aneignungsmöglichkeiten als gemeinschaftliche Verwirklichungschancen geachtet werden muss. Für sozialpädagogische Forschung wäre es durchaus interessant, das *Modell des biographischen Sozialraums* als eigenes soziales Netzwerk weiter zu diskutieren und etwa mithilfe von Methoden der Netzwerkanalyse (vgl. HOLLSTEIN 2006) unter Bezugnahme auf die Forschungsergebnisse dieser Arbeit neue Perspektiven auf *soziale Unterstützung als Hilfe* zu werfen und wie diese mit Netzwerkkonstitutionen verwoben ist – gerade vor dem Hintergrund, dass aktuelle Begriffsverwendungen von „sozialer Unterstützung“ mit dem Hilfebegriff divergieren (s.o.). Vor diesem Hintergrund ist akzeptanzorientierte Hilfe bei Arbeitslosigkeit in *zwei Komponenten* zu unterteilen: Einerseits ist die strategische Ausrichtung Sozialer Arbeit in diesem Handlungsfeld als *Hilfe-Landschaft* zu beleuchten und andererseits eine daran anschließende Konzeption eines *integrativen Arbeitsmarktes* auf der Grundlage öffentlichgeförderter Beschäftigung zu diskutieren.

### *1. Hilfe-Landschaften*

Die Forschungsergebnisse bestärken die Notwendigkeit einer „sozialpädagogischen Netzwerkorientierung“ (vgl. MOTZKE/SCHÖNIG 2012), da in der Stärkung entsprechender unterstützender Strukturen „wichtige Handlungsmöglichkeiten [...] für die Realisierung helfender Vollzüge“ (WEBER 2003: 330) liegen. Es geht dabei um die individuelle Anschlussfähigkeit an den jeweiligen biographischen Sozialraum und die darüber hinaus gehende Gestaltung von sozialräumlichen Ermöglichungskontexten (vgl. REUTLINGER 2005, KÖNGETER/SCHRÖER/ZELLER 2008). Aneignungshandeln läuft entlang handlungsleitender Prinzipien ab, wobei das Prinzip der Hilfe am augenscheinlichsten hervorstach. Damit bieten sich v.a. solchen Settings an, in denen Hilfe und Gegen-Hilfe gemeinsam auftreten und dem Aufbau asymmetrisch-hierarchischer Strukturen entgegen laufen:

„Hilfe signalisiert immer auch ein Gefälle zwischen Hilfsbedürftigen und Helfenden. Die Gleichbetroffenheit innerhalb [von Organisationsformen] der Selbsthilfe bricht dieses Gefälle auf, so dass Hilfebedürftige ihre Selbstachtung wiedergewinnen können. Das Gefälle zwischen Helfenden und Hilfsbedürftigen ist – soweit überhaupt – nur noch ein zeitlich strukturiertes, insofern die Helfenden selbst einmal ebenso betroffen waren und eventuell noch sind, während die Hilfe die Hilfsbedürftigen wiederum zum Helfen befähigen soll. Auch innerhalb der Hilfeleistung können die Trennungslinien zwischen Selbst- und Fremdhilfe bis zur Unkenntlichkeit verschwinden.“ (WEBER 2003: 240)

Damit ist die Förderung von Hilfesettings angesprochen, in denen sich gegenseitige Hilfeprozesse entwerfen lassen, über die zeitgleich Aneignungs- und Bewältigungshandeln ermöglicht wird. Wie im o.g. Ausschnitt ist häufig die Rede von „Selbsthilfeorganisationen“, die gute Voraussetzungen für ein solches Interaktionsgeschehen bieten. Soziale Arbeit ist hier gefordert etwa im Rahmen von „Netzwerkinterventionen“ (vgl. NESTMANN 2009) reziproke Prozessverläufe zu unterstützen, in denen Betroffene Rollenzuschreibungen als Helfende und Geholfene erproben können, womit die Vermittlung „besonderer Kompetenzen verbunden [ist]. Sie betreffen das Helfen und sich helfen lassen können. Beides verweist auf soziale Kompetenzen, Interaktions-, Kooperationskompetenzen und alles, was die Sozialisationsforschung dazu zutage gefördert hat: von der Kompetenz zur Perspektivenübernahme bis hin zur Kompetenz für soziale Netzwerkarbeit“ (SCHEFOLD 2011a: 23). Diese Aufgabenteilung ist allerdings nicht als rein pädagogischer Auftrag misszuverstehen, sondern damit einher geht ebenfalls die Bereitstellung von Räumlichkeiten, das Unterbreiten von Hilfeangeboten von professioneller Seite bzw. generell einfach die Rahmung, innerhalb der die AdressatInnen ihre Settings selbstbestimmt entwickeln können.



*Selbsthilfe* bezeichnet hierbei in erster Linie die Form des organisatorischen Umfeldes, das nicht institutionell abgeschlossen und höherschwellig, sondern offen und niedrigschwellig ist und für alle Akteure vielfältige Beteiligungs- und damit auch Hilfeformen anbietet, die in eine ausgeglichene Machtstruktur eingebettet sind und die Reziprozität von Hilfeprozessen als Bestandteil von Aneignungs- und Bewältigungshandeln zulassen.

„In diesen Kontext ist Unterstützung eingebettet. Sie wird nicht mehr einfach auf Förderbändern ausgetauscht oder altruistisch ausgeteilt, sondern die Beteiligten bewegen sich über das Netz aufeinander zu. Ihr Interesse ist nicht mehr primär die Unterstützung, sondern die Unterstützung ist Nebenprodukt ihres gemeinsamen Interesses an freiheitlichen Vollzügen. Sie entdecken, dass sie ihre Freiheit besser entfalten können, wenn sie sich in ihrem Engagement aufeinander beziehen und sind daran interessiert, diese Bezüge aufrecht zu erhalten, um weiterhin freiheitlich handeln zu können. Aus diesem Grund – und nicht egozentrisch oder altruistisch – unterstützen sie sich auch. Die Entfaltung von Freiheit kann sich an unterschiedlichen Themen festmachen. Gemeinschaftliche Selbsthilfe von Selbsthilfe-Initiativen ist nur eine Möglichkeit unter vielen, sportliche oder freizeitleiche Verbände eine andere Variante, politische, kulturelle und religiöse Vereinigungen eine weitere.“ (WEBER 2003: 333)

Die Floskel *Hilfe zur Selbsthilfe* erhält in diesem Blickwinkel einen neuen Sinn, der für Soziale Arbeit handhabbar ist, ohne sozial-präventionistisch oder deprofessionalisierend zu agieren (vgl. Kap. I.2). So geht es in einer solchen Hilfeorganisation nicht primär um die Bearbeitung objektivierter Problemlagen, sondern die Handlungsvollzüge innerhalb dieser Settings sind so abwechslungsreich, wie die Bedarfslagen der NutzerInnen selbst. Eine Hilfe-Landschaft in dieser Form versteht sich als Netzwerk, das bestehende öffentliche sowie regional neu zu schaffende Partizipations- und Mitbestimmungsformen auf unterschiedlichen Ebenen verbindet und dabei jeweils breite Zugangsmöglichkeiten offen hält. Förderansätze, um eine solche Infrastruktur aufzubauen und zu unterhalten, sind regional und zudem von der Organisationsform abhängig zu entwickeln (vgl. BRAUN/KETTLER/BECKER 1997).

In diesem Zusammenhang ist die Bedeutung von *bürgerschaftlichem Engagement* als Versuch der „Integration von politischer Beteiligung und sozialem Engagement in einem einheitlichen Begriff“ (OLK/HARTNUSS 2011:159) hervorzuheben, das allerdings als „freiwilliges Tätigsein“ verstanden werden muss und keine „Beschäftigungstherapie sein [darf], aber auch keine verlängerte Werkbank professioneller Arbeit. Es folgt seinen eigenen Gesetzen“ (RÖBKE 2012: 37). Freiwilligkeit der Betroffenen ist als Voraussetzung für eine Mitwirkung in (Selbst)Hilfenetzwerken als oberste Prämisse festzulegen, um der Gefahr des Aufbaus einer sozialstaatlich inszenierten ‚Selbsthilfekultur‘ zu begegnen. Denn wofür „man sich engagiert und ob es zu Engagement als Bewältigungsform kommt, hängt von den biografischen Erfahrungen ab. Dabei ist nicht nur wichtig, welche Formen von Engagement erlebt und

angeeignet wurden, sondern auch, ob die Erfahrung dominiert, durch eigene Initiative etwas erreichen zu können, oder nicht“ (MUNSCH 2003a: 16). Die Engagierten müssen in den sozialräumlichen Ermöglichungskontexten biographisch handlungsfähig sein und auch bleiben, weswegen der Einsatz von Zwang und damit die Schaffung fremdbestimmender Strukturen zu unterlassen ist. Zugleich ist ein in dieser Weise Tätigsein nicht als „kompensatorisches Engagement“ (vgl. BLASCHKE 2003) zu verstehen, das lediglich auf irgendwelche „Defizite“ reagiert. Nicht das Engagement selbst modelliert den Hilfeprozess, sondern hier wird ein Rahmen entworfen, in dem Hilfe vom Geholfenen aus gestaltbare Ansatzmöglichkeiten erhält. Über biographische Passungen als Bestandteil unterstützender Strukturen (vgl. Kap. IV.4) kann so ein „Handlungsumfeld zur Bearbeitung von Konflikten und gesellschaftlichen Problemlagen“ (vgl. JAKOB 2003) geschaffen und sozialräumlich-biographische Ordnungs- und Relevanzsetzungsangebote gemacht werden.

Ferner ist es gerade bei einem solchen Hilfeansatz im Kontext von Arbeitslosigkeit wichtig, dass Soziale Arbeit als ordnende Instanz indifferente Beteiligungsformen zwischen „Ehrenamt“, „Erwerbsarbeit“, „Hobby“, „Reproduktionsarbeit“ (vgl. MÜLLER/RAUSCHENBACH 1992) reflektiert. Während das jeweilige Setting im biographischen Sozialraum der HilfeempfängerInnen, oder besser: Hilfe'mitgestalterInnen' einzuordnen und ihm eine Relevanz zuzuschreiben ist, nimmt es anfangs zumeist eine Stellung als „Zwischenarbeitsverhältnis“ (RAUSCHENBACH/MÜLLER/OLK 1992: 231) um die unterschiedlichen Basis-Entwicklungslinien herum ein (vgl. Kap. IV.1). Im Interaktionsverlauf wird sich jene indifferente Verortung, die idealerweise an bestehenden ‚kreativen Inseln‘ ansetzt, bei geeigneten Aneignungsstrukturen von dem/der AdressatIn her klären lassen müssen. Auf struktureller Ebene stellen jene indifferente Partizipationsstrukturen als „Konkurrenz- und Wirkungsverhältnisse zwischen freiwilligem Engagement, Niedriglohnbeschäftigung und arbeitsmarktpolitischen Instrumenten [...] eine wichtige engagementpolitische Herausforderung der Zukunft“ (RINDT 2011: 93) dar. Es ist der sozialpolitischen Versuchung insbesondere von konservativer Seite zu widerstehen, die hier angesprochenen ehrenamtlichen Tätigkeiten vornehmlich „als etwaige Überwindungsstrategie von Erwerbslosigkeit“ (RÜTTGERS 2010: 25) zu nutzen und auf diesem Wege scheinbare Auffangnetze für Konjunkturprobleme des Arbeitsmarktes schaffen zu wollen, so dass bürgerschaftliches Engagement als rechte Hand neo-kapitalistischer, entgrenzter Beschäftigungslogiken missbraucht werden kann:

„Sowohl im Zusammenhang mit der vermeintlichen Krise des Sozialstaats als auch im Zusammenhang mit der Krise der Erwerbsgesellschaft wird bürgerschaftliches Engagement

tendenziell als weitgehend gesellschaftsunkritische Verantwortungsübernahme instrumentalisiert. Partizipation wird weitgehend ausgeblendet und damit droht die gesellschaftliche Reproduktion sozialer Benachteiligung aus dem Blick zu geraten.“ (MUNSCH 2003a: 22)

Eine weitere Gefahr ergibt sich in aktuellen sozialstaatlichen Tendenzen, neue Kontrollmechanismen unter dem Label „Aktivierung“ einzuführen und somit die freiheitliche Hilfelogik zu übersteuern (vgl. BULLINGER/NOWAK 1998). Sozialpolitik und Soziale Arbeit müssen sich bzgl. ihrer eigenen Handlungslogiken zurücknehmen und „Engagement [als] nicht weniger als die Möglichkeit der Rückgewinnung eines genuin pädagogischen und demokratischen Selbstverständnisses in Form kollektiver Problemlösung gesamtgesellschaftlicher Aufgaben [verstehen], was in direktem Gegensatz zur systemischen, pädagogisch versäulten Zuständigkeit, Zuweisung und Hilfeverabreichung steht“ (GRAMSTADT 2011: 244). Eine in dieser Weise denkende Engagementpolitik versucht nicht die HilfeempfängerInnen zu bevormunden und in unterschiedliche Settings zu verteilen, in denen sie gem. bestimmter Ablaufpraktiken als Fälle ‚verarbeitet‘ werden, sondern versteht sich als „Ordnungs- und Ermöglichungspolitik“ (vgl. RÖBKE 2012), die den Betroffenen zum selbstbestimmten Auf- und Ausbau von Hilfesettings verhelfen zu möchte. Dadurch sollen „Orte der sozialen Geborgenheit“ geschaffen werden, in denen „soziale Geborgenheit“ nicht in einer abgeschlossenen und abgeschotteten therapeutischen oder helfenden Beziehung hergestellt werden kann, sondern in einem Milieu sozialer Hilfe, in dem der einzelne seine Hilflosigkeit nicht nur einseitig gespiegelt bekommt, sondern diese Hilflosigkeit als Beitrag sozialer Gegenseitigkeit und sozialer Gemeinschaft anerkannt erhält.“ (BÖHNISCH 1994: 196). SozialpädagogInnen müssen sich „als Teil des sozialen Netzwerkes betrachten, in dem und aus dem soziale Geborgenheit erwachsen soll. Eine so inspirierte soziale Arbeit braucht mehr Professionalität“ (ebd.) und nicht weniger. Die Förderung von Partizipation und Engagement sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen, welche selbstbestimmte Hilfeprozesse ermöglichen soll, erfordert von Professionellen ein höheres Maß an eigenem Engagement als aktuelle Strategien der Parzellierung, Systematisierung und Klassifizierung der AdressatInnen, auch wenn diese selbstverständlich ebenfalls unter hohem Aufwand verfolgt werden. Damit sollte deutlich werden, inwiefern Soziale Arbeit eine neue Ressourcenverteilung innerhalb ihrer eigenen Handlungsfelder vornehmen muss und sich keine weitere Deprofessionalisierung u.a. durch aufgrund der prekären Arbeitsbedingungen (vgl. SEITHE 2012) leisten kann.

Dies liefert auch die Begründung dafür, dass jene Förderung des Engagements, der Selbsthilfe und der Partizipation keine Substitution sozialstaatlichen Handelns (vgl. NOTZ 2009) nach

sich ziehen darf, wie dies allzugerne von fiskalpolitischer Seite angeregt wird. Es bedeutet ebensowenig die Verschiebung von professionellen Anstrengungen hin zu einem ‚Selbstmanagement‘ der Betroffenen, derer sich die Gesellschaft dadurch entledigen kann. Gerade in seiner Verantwortungsübernahme und als Garant einer ‚Hintergrundsicherheit‘ (vgl. BÖHNISCH/ARNOLD/SCHRÖER 1999) hat der Wohlfahrtsstaat dafür zu sorgen, dass Hilfeleistungen so organisiert werden, dass sie auch dazu geeignet sind, zu helfen und nicht entfremdete Formen von Hilfe zu produzieren, und hierfür Strukturen der demokratischen Mitwirkung aufzubauen. Dies bedeutet u.a. die ökonomische Absicherung von Engagement (vgl. MUNSCH 2003a), auf die weiter unten näher eingegangen wird. Achim Trube vermerkte bereits 1988 zu jenem ‚Dilemma‘ in der Förderung von selbstbestimmten Hilfekoncepten bei Arbeitslosigkeit über bürgerschaftliches Engagement:

„Strukturelle Arbeitslosigkeit verlangt strukturorientierte Reaktionen seitens der Sozialpolitik, sprich: den Aufbau eines professionellen Systems von Hilfe, das seinerseits die Selbsthilfe nicht ausschließt, sondern fördern soll, das aber umgekehrt [...] sich nicht durch Selbsthilfe erübrigen kann. [...] Andererseits meint das Plädoyer für eine stärkere Professionalisierung der Arbeitslosenarbeit aber auch unumgebar die Notwendigkeit zur immanenten Auseinandersetzung der Sozialarbeit mit diesen neuen Formen der Betroffenenhilfe“ (TRUBE 1988: 47)

Soziale Arbeit muss sich gegen politische Bestrebungen wehren, die sie zu einer ‚Zwei-Klassen-Sozialarbeit‘ (vgl. LUTZ 2008) umstrukturieren möchte, und Freiwilligenengagement in Schutz nehmen, wenn Versuche gestartet werden ‚die Zivilgesellschaft gegen den demokratisch-parlamentarischen Staat zu konzipieren, um sie in Form von Bürgergesellschaft für eine neoliberale Umverteilungspolitik zu missbrauchen‘ (vgl. CAGLAR 2008: 1098) und in diesem Kontext zwischen ‚flexiblen und mobilen BürgerInnen‘ und ‚anspruchsfixierten, passiven EmpfängerInnen‘ (vgl. BÖHNISCH/SCHRÖER 2002) zu unterscheiden. Über die institutionelle Leitidee von *agency* wird sozialpädagogisches Handeln zum Bindeglied vielfältiger, regional spezifischer Beteiligungsformen, welchen sie ihr professionelles Know-How zur Verfügung stellt:

„Die Stärkung der Handlungsmächtigkeit – *agency* – bedarf [...] sozialer Kontexte, die nicht primär institutionenbezogen sind und in denen Infrastrukturen über die Prozesse gelesen werden können. Dazu gehören aber andere Rahmungen als die bisherigen institutionellen Definitionen von Partizipation [...] und bürgerschaftlichem Engagement. Man könnte sich diese Prozesse z.B. in *beweglichen fließenden Netzwerken* (moving networks) vorstellen, die sich jeweils neu und anders flechten und in denen Institutionen *von den Bürgern her* – unter den Vorgaben des Netzwerks – in Anspruch genommen werden. [...] Im Falle des bewegten Netzwerks geht es nicht um die institutionelle Vervielfachung, sondern um die kommunikative Erschließung von und die Verständigung über Voraussetzungen, die in einer

Region vorhanden sein müssen, wenn zivilgesellschaftlich-sozialpolitische Prozesse ins Laufen kommen sollen.“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2007: 119f).

Wie bereits weitgehend klar wurde, deuten die Potentiale der sozialräumlichen Settings, in denen mithilfe handlungsleitender Prinzipien der Hilfe Aneignungs- und Bewältigungsräume zur Verfügung gestellt werden, über Formen der Hilfe und Gegen-Hilfe, die eine beinahe symmetrische Interaktionskultur ermöglichen, auf daraus entstehende kollektive Handlungsmöglichkeiten hin, die politisches Handeln der Betroffenen ermöglichen; dies ist sogar als eine weitere Voraussetzung für die Gestalt von Hilfe-Landschaften – neben der Freiwilligkeit – festzuhalten, um „einen sozialen Raum zur Bühne um[zuorganisieren]“ (WEBER 2003: 341) und auf dieser die Artikulation der jeweiligen Problemlagen und daran angreifende, selbstgesteuerte Bearbeitungsansätze in den politischen Diskurs einbringen zu können. So bietet „Selbsthilfeengagement [...] nicht nur die Möglichkeit, Selbstinteresse und Interessenlosigkeit zu verbinden, sondern ermöglicht prinzipiell auch die Betätigung eines eigenen politisch qualifizierten Weltinteresses.“ (ebd: 242). Politische Wirkungsformen bedürfen insbesondere in ihren Anfängen sozialräumlichen Arrangements, in denen sie professionell begleitet und demokratisch ausgestaltet werden können, so dass etwaige ‚Gefahren‘, wie die Überformung mit Partikularinteressen oder die Nichtbeachtung eines Minderheitenschutzes, reflektiert und zudem politische Handlungsfähigkeit sowie ‚echte‘ Mitbestimmung und keine „Beteiligung im Laufstall“ (vgl. WENDLAND 2002) ausgebildet werden können. Denn nur „wenn die realistische Chance besteht, dass gemeinsames Handeln elementare Machtpotentiale eröffnet, werden sich die Akteure zum gemeinsamen Handeln entschließen“ (WEBER 2003: 337).

Mit diesen Ausführungen ist nun der Rahmen für akzeptierende Hilfe bei Arbeitslosigkeit bzgl. der Gestaltung von Hilfe-Landschaften abgesteckt. Daran anschließend stellt sich die Frage, welche bestehenden Strukturen hierfür genutzt werden können, beachtend die Tatsache, dass mit „der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe und der Einführung von Jobcentern im Rahmen von Hartz IV [...] der Bedarf nach unabhängiger und partnerschaftlicher Beratung [...] nicht weniger, sondern mehr [wird]. Unabhängige Beratungsstellen stellen für Arbeitslose ein professionelles, bedarfsgerechtes Angebot dar. Sie arbeiten im Gegensatz zum Jobcenter auf der Basis von Freiwilligkeit, Vertraulichkeit und Niederschwelligkeit“ (VOSKAMP/SCHULZE-BENTROP 2005: 177). Seit den 1970er Jahren ist in Deutschland eine Fülle an unterschiedlichen Initiativen für Erwerbslose entstanden, welche sich im Zuge der Reformen rund um die Agenda 2010 verbreitert hat, was „sich einerseits an der gestiegenen Anzahl Hilfesuchender aber auch an den Teilnehmerzahlen

an Protesten gegen die Reformen und einer Reihe neugegründeter Initiativen“ (BAUMGARTEN 2010: 300). Freiwilliges Tätigsein und Engagement „tritt hier sowohl in der Form von Selbsthilfe und politischer Interessenvertretung auf als auch in der Form eines Mix aus ehrenamtlicher wie professioneller Beratungs- und Sozialarbeit“ (TRUBE 2004: 2). Leider sind Erwerbsloseninitiativen „im Mediendiskurs fast nicht sichtbar und haben kaum Einfluss auf allgemeine Deutungsmuster im Bereich Arbeitslosigkeit, sie sind jedoch in ihrer alltäglichen Beratungsarbeit mehrheitlich anerkannt“ (BAUMGARTEN 2010: 299). Trotz aufwendigem, gesellschaftlich-politischem Engagement werden jene Betroffenenorganisationen in politischen Prozessen meistens ausgegrenzt, indem ihnen etwa zu wenig Sachverstand unterstellt wird. Doch leisten die Akteure hier einen wichtigen Beitrag zur Herstellung von geeigneten Hilfestrukturen, nicht zuletzt durch die Gestaltung eines sozialräumlichen Feldes „der Begegnung, in dem kommunikative und materielle Ressourcen der Alltagsbewältigung angeboten und individuell genutzt werden“ (HEINEMEIER 1991: 228). Dabei wirken nicht nur die prekären Möglichkeiten der politischen Teilhabe und Partizipation einschränkend auf die Arbeit von Erwerbsloseninitiativen, „sondern auch die Finanzierung von Projekten haben großen Einfluss auf deren Arbeit“ (BAUMGARTEN 2010: 24). Die Interessen der Finanziere müssen berücksichtigt werden (vgl. WOLSKI-PRENGER 2002), so dass die Handlungskorsette mal enger, mal weiter sind. Insbesondere bei einer Förderung durch die öffentliche Hand besteht die Gefahr, dass über betriebswirtschaftliche Logiken die Selbstbestimmung der jeweiligen Projekte untergraben wird. Diese Problematik lässt sich allerdings ebenso auf die Fördersystematik der Sozialen Arbeit im Kontext von Arbeitslosigkeit mit ihren engen, bürokratisierten und ständig verändernden Finanzierungskonzepten seitens der Geldgeber in EU, Bund, Land bis zur Kommune allgemein übertragen. Hier wäre es dringend notwendig, eine langfristige finanzielle Sicherheit und bzgl. der Auflagen, die in Verwendungsprüfungen abgefragt werden, eine breitere Handlungsfreiheit zu garantieren. Die aktuelle Vermarktlichung von Hilfeangeboten und die Einbindung der bestehenden Angebote in einen regionalen Wettbewerb führen dagegen in die umgekehrte Richtung und drohen innovative Ansätze professioneller und nicht-professioneller Sozialer Arbeit zu ersticken. Hier ist die „Effektivitätsfalle“ (vgl. MUNSCH 2003b) zu entschärfen, was eine Loslösung von kurzfristigen Zielvorstellungen beinhaltet, die auf einer bestimmten Definition von „Erfolg“ beruhen und über betriebswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Prinzipien agieren.

Insbesondere auf der Ebene der Erwerbsloseninitiativen zeigt sich das Mischverhältnis Sozialer Arbeit, das es in den Hilfe-Landschaften zu koordinieren gilt, da auch „die radikalste

„unabhängige“ oder „autonome“ Arbeitsloseninitiative [...] mit der Notwendigkeit konfrontiert [wird], Beratungsarbeit zu leisten. Soziale Arbeit ist so, professionell oder ehrenamtlich, immer Bestandteil der Arbeit mit Arbeitslosen“ (WOLSKI-PRENGER 1996: 19) und ist „eher ein positiver als ein negativer Faktor hinsichtlich der Organisationsfähigkeit Ausgegrenzter“ (WOLSKI-PRENGER/ROTHARDT 1996: 129). Sie ist dafür zuständig fremdbestimmende Impulse aufgrund der Dominanz einiger Mitglieder zu dämpfen, über die beispielsweise Verpflichtungen entworfen werden könnten, die die anderen ablehnen, sich aber nicht mehr entziehen können. Zudem muss die Handhabbarkeit von Konflikten innerhalb des gesamten Hilfenetzwerkes gesichert sein, die vor dem Hintergrund von Diversität, prekärer Lebensumstände bzw. ganz allgemein der Heterogenität der Betroffenen entstehen. Und nicht zuletzt sind die Zugangsmöglichkeiten vielfältig und damit verbundene Aneignungshürden in den Settings niedrig zu halten. Letztere werden nicht nur durch interne organisatorische Strukturen geprägt, sondern können auch durch gesellschaftliche Negativzuschreibungen höher gesetzt werden, welchen u.U. mit einer breiten Öffentlichkeitsarbeit begegnet werden kann.

Hilfe-Landschaften stehen vor der Herausforderung, einen ganzheitlich-flächendeckenden Ansatz zu integrieren, anstatt bürgerschaftliches Engagement lediglich aus einer Defizitperspektive zu betrachten (vgl. HEIMGARTNER 2005) und es zu funktionalisieren, um objektivierte, individuelle oder auch gesellschaftliche Bedarfe kontrollierend abzudecken. Natürlich benötigt man Soziale Arbeit auch und v.a. in ihrer professionell-staatlichen Form um die Verfügbarkeit von sozialstaatlichen Hilfen zu garantieren, die auf Grundlage von Freiwilligenarbeit nur schwer planbar ist und Lücken entwirft (vgl. GALUSKE 2002). Doch geht es hier um die Symbiose beider Erbringungsformen in einem Feld nicht-professioneller und professioneller Arbeit (vgl. OLK 1992), durch die „Störungen in diesem Nebeneinander“ (vgl. THIERSCH 1992) auch aufgrund der Divergenz unterschiedlicher sozialstaatlicher Hilfeformen (vgl. KÖNGETER/SCHRÖER/ZELLER 2008) behoben werden. In diesem prekären Konfliktverhältnis, das von gegenseitiger Abhängigkeit bestimmt ist, „formieren sich [zum einen] durch bürgerschaftlich Engagierte neue Handlungsfelder, die dann (teilweise) verberuflicht werden“ (HAMBURGER 2011: 323). Zum anderen „artikulieren freiwillig Engagierte neue Hilfebedarfe und entwickeln gleichzeitig neue Formen der sozialen Unterstützung“ (ebd.: 324). Dabei müssen die Synergieeffekte dieses „Wohlfahrtspluralismus“ (vgl. EVERS/OLK 1996) genutzt werden, die klar stellen, dass Soziale Arbeit durch eine Offenheit gegenüber freiwilligem, bürgerschaftlichem Engagement nicht in einem Prozess der Deprofessionalisierung substituiert werden darf. Sie erfährt

allerdings eine Erweiterung ihres Aufgabenspektrums hin zu einer (internen) Festigung und Organisation der Partizipationsformen der AdressatInnen, die sie (extern) mit weiteren Netzwerkakteuren zu verknüpfen und so u.a. eine sozialpolitische Artikulation des Hilfebedarfs zu ermöglichen hat. Auf diesem Wege sind HilfeempfängerInnen nicht „nicht mehr [als] Objekt altruistischer Fürsorge, sondern [als] anspruchsberechtigte Partner von Beratung und Betreuung“ (KIESELBACH 1996: 210) zu betrachten, die diese Mitwirkungschancen auch nutzen, wenn ihnen vielfältige Möglichkeiten des Engagements eingeräumt werden (vgl. BOCK 2002).

Eine sozialpädagogische Beschäftigungsförderung über den Aufbau von Hilfe-Landschaften bedeutet – abschließend betrachtet – eine *integrierte Beschäftigungsförderung*, die in erster Linie Angebote Sozialer Arbeit beinhaltet, die direkt in der biographisch-sozialräumlichen Lebenswelt der Betroffenen stattfinden, anstatt sie lediglich in abgeschlossenen, höherschweligen institutionellen Kontexten anzubieten. Als kleines Beispiel hierfür kann ein Beratungsangebot in einer Berliner Kneipe (vgl. SPIEGEL ONLINE 2010) dienen, das allen Gästen frei zur Verfügung steht. Alleine dabei darf es jedoch nicht bleiben: Auf solche Zugangsmöglichkeiten zur Hilfe-Landschaft aufbauend, müssen individuelle Beteiligungsformen entwickelt werden, für die jeweils der passende sozialräumliche Rahmen bereit stehen muss. Oberste Voraussetzungen bilden dabei die Freiwilligkeit einerseits und das tatsächliche Einräumen politischer Handlungsfähigkeit andererseits.

## 2. Perspektiven für öffentlich-geförderte Beschäftigung: der integrative Arbeitsmarkt

Der Aufbau von Hilfe-Landschaften bildet für akzeptanzorientierte Hilfe im Kontext von Arbeitslosigkeit ein solides Fundament, in dem Hilfebedarfe artikuliert und zielgerichtet ausgehandelt werden können. Doch müssen gleichfalls Settings bereit stehen, die ein Tätigsein in den individuellen ‚ kreativen Inseln ‘ des biographischen Sozialraums aufgreifen, deren Aneignungspotentiale nutzen und als zunächst indifferente Beschäftigungsformen anerkennen (s.o.). Dabei sind Entfremdungstendenzen durch den Verlust (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit in multidimensionaler Gestalt zu stoppen und die Grundlagen für die Konstruktion selbstbestimmter, biographischer Erwartungsfahrpläne zu legen (vgl. Kap. IV.3 sowie IV.5). Auf primärer Handlungsebene ist neben Erfahrungen der Aufwertung und Arbeitsmarktzugängen gleichzeitig soziale Sicherheit (wieder)herzustellen, damit auch „in Phasen der Nicht-Erwerbsarbeit [...] ein angemessener Lebensstandard und Statusgleichheit im Zugang zu den Institutionen der sozialen Sicherung und der Chancenverteilung gewahrt bleiben. Zugleich bleibt die Ermöglichung von [individuell



gestaltbaren Formen der] Erwerbsarbeit [...] nicht nur aus Finanzierungsgründen [...] gesellschaftspolitisches Ziel“ (KRONAUER 2004: 115). Ein solcher Ansatz zielt zum einen auf die Bereitstellung unterschiedlicher, sozialversicherungspflichtiger Beschäftigungsmöglichkeiten, zum anderen müssen darüber hinaus Lebenslaufphasen des Übergangs, der (Weiter)Bildung, der Pflege- und Reproduktionsarbeit über Existenz sowie soziokulturelle Teilhabe ermöglichende Lohnersatzleistungen abgesichert werden. Die Modelle, die gerade im Zusammenhang mit Letzteren diskutiert werden, sind vielfältig und reichen von einer „Beschäftigungsversicherung“ (vgl. SCHMID 2008), die als Konzept des individuellen und sozialen „Risikomanagements“ (ebd.) präsentiert wird, bis hin zu einem „bedingungslosen Grundeinkommen“ (vgl. BLASCHKE/OTTO/SCHEPERS 2010). Ohne an dieser Stelle in diesen breiten Diskurs eintauchen zu wollen, gilt es doch festzuhalten, dass die derzeitigen sozialrechtlichen Regelungen insbesondere im SGB II als vollkommen unzureichend betrachtet werden müssen und damit dringend reformbedürftig sind. Dies wurde im Vorfeld des 10-jährigen „Jubiläums“ der Hartz-Reformen am 16. August 2012 vom Paritätischen Wohlfahrtsverband erneut bestätigt (vgl. PARITÄTISCHER 2012), der damit seine Forderungen nach einer Anhebung der Regelsätze der Grundsicherung wiederholte (ebd.). Einer ‚bedingungslosen Einführung‘ eines ‚bedingungslosen Grundeinkommens‘, das sich in unterschiedlicher Gestalt beinahe über das gesamte Parteienspektrum hinweg finden lässt, ist dennoch zu widersprechen. Betrachtet man die in dieser Arbeit dargelegten Eckpfeiler einer Hilfe-Landschaft als eine der zukünftigen Herausforderungen für Sozialpolitik und Soziale Arbeit, wird schnell klar, „dass ein Grundeinkommen ohne eine stabile und hinreichend differenzierte soziale Infrastruktur nicht bestehen kann“ (vgl. KRÄTKE 2008: 1081). Dieser Einwand wird zwar von einigen BefürworterInnen mit bedacht, allerdings werden auch diese zugeben müssen, dass die Einführung eines Grundeinkommen-Konzeptes gerade in der neo-kapitalistischen Moderne zu voraussetzungsvoll ist, als dass sie ‚einfach so‘ umgesetzt werden könnte, ohne dass sich negative, gesellschaftliche Dynamiken wie etwa soziale Benachteiligung und Segmentierung fortsetzen würden. Die Förderung der Teilhabe an der Konsumgesellschaft durch eine garantierte Geldleistung – egal in welcher Höhe – genügt als alleinige Lösung keinesfalls, da sich die Entfremdung des Menschen in der Zweiten Moderne bereits soweit in die Alltäglichkeit eingebrannt hat und sich deswegen nur selten über den Versuch der Entkopplung von Arbeit und Einkommen unterdrücken lassen wird, v.a. wenn eine Finanzierung über Konsumsteuern proklamiert wird. Zu betonen ist dagegen eher der hier dargelegte Ansatz, die Betroffenen dabei zu unterstützen, biographisch-selbstbestimmte

Formen der Erwerbsarbeit zu kreieren, die zwar im gesellschaftstheoretischen Sinn selbst Entfremdungstendenzen mit sich tragen, aber über das Paradoxon zwischen erlebter und ‚tatsächlicher‘ Entfremdung (vgl. Kap. V.1) subjektiv verarbeitet werden können. Es wird also tendenziell eher eine Auflösung der arbeitsgesellschaftlichen Marktstrukturen angestrebt, die bei den meisten Grundeinkommens-Konzepten – teils in radikalerer Form – erhalten bleiben und gleichzeitig in Bereiche des sozialen Engagements überformend hineinwirken.

Die aktuellen Formen öffentlich-geförderter Beschäftigung sind über jahrelange Reformwege relativ unflexible Instrumente i.S. der Arbeitsförderung geworden und werden aktuell „zu einem übergroßen Teil in den Arbeitsgelegenheiten der Mehraufwandsvariante (AGH-MAE), den sog. ‚Ein-Euro-Jobs‘, organisiert“ (MATYSIK/ROSENTHAL/SOMMER 2011a: 8f), die die dort Beschäftigten weiterhin in der gesetzlichen und damit auch institutionellen Zuständigkeit des SGB II belässt. Diese werden damit trotz aller bürokratischen Regelungen mit indifferenten Arbeitsformen konfrontiert, die

- a) gar nicht als ‚Erwerbsarbeit‘ ausgelegt sind, sondern als *entfremdete Hilfe* (s.o.) der sozialen Integration dienen sollen, so dass ihnen
- b) ständig verdeutlicht wird, dass sie in dem jeweiligen Setting ‚falsch‘ sind und es so schnell wie möglich verlassen sollten – insbesondere durch den Vergleich mit ihren festangestellten KollegInnen, mit denen sie ggfs. zusammenarbeiten – und
- c) die sozialstaatliche Kontrolle der öffentlich-geförderter Tätigkeiten, wie sie in den Kriterien der Zusätzlichkeit und der Gemeinnützigkeit deutlich wird, die im Zuge der letzten „Reform“ der Arbeitsmarkt- und Vermittlungsinstrumente (vgl. KALTENBORN 2011) durch ein weiteres Kriterium der Wettbewerbsneutralität verschärft wurden, nicht dazu führt, dass sich die „Integrationsquoten“ erhöhen, sondern – im Gegenteil – das Entfremdungserleben der LeistungsempfängerInnen weiter verstärken.

Die Festschreibung einer Exit-Notwendigkeit aus öffentlich-geförderter Beschäftigung, ohne dass ‚reale‘ Exit-Optionen angeboten werden können, die sich an den Bedürfnissen der Betroffenen orientieren, treibt diese in eine dilemmatische Situation ohne hinreichende, selbstbestimmte Handlungsmöglichkeiten, in der Druck und Zwang die vollkommen falschen Strategien sind, um diese aufzuheben. Der u.a. durch die Arbeiten von Ulrich Beck geprägte Begriff der *Bürgerarbeit* sollte als Tätigkeitsform dagegen „neben Erwerbsarbeit – ergänzend nicht ersetzend – zum zweiten Zentrum sozialer Inklusion und gesellschaftlicher Erneuerung werden“ (BECK 2000: 47), und damit langfristiger ausgelegt sein, wie es teils in aktuellen Konzepten eines „sozialen Arbeitsmarktes“ (vgl. SPD 2010) oder eines

„Integrationsarbeitsmarktes“ (vgl. PARITÄTISCHER 2009) zu erkennen ist<sup>22</sup>. Das gleichnamige Modell der schwarz-gelben Bundesregierung wird diesem Anspruch bei weitem nicht gerecht. Mit dem Vermittlungskonzept sollten eigentlich „positive Anreizstrukturen für mehr bürgerschaftliches Engagement geschaffen werden, aber zwischenzeitlich hat sich die Bürgerarbeit zu einer spannungsreichen Mischung aus workfare-Elementen einerseits und Elementen eines ‚sozialen Arbeitsmarktes‘ andererseits entwickelt“ (MATYSIK/ROSENTHAL/SOMMER 2011a: 27), die einen Rattenschwanz bürokratischer Hürden nach sich zieht. Auch und v.a. die Verknüpfung der Beschäftigung mit Zwangsformen des bürgerschaftlichen Engagements ist scharf zu kritisieren, da sie dem Aufbau von Hilfelandschaften konträr entgegen läuft (s.o.). Damit wurden frühere Befürchtungen bestätigt, dass das Label „Bürgerarbeit“ „mehr oder weniger implizit dazu genutzt [werden würde], [um] SozialhilfeempfängerInnen und Erwerbslose, welche sich nicht in der vorgegebenen Art engagieren, als untätige NutznießerInnen darzustellen, welche (sich) ihre Transferleistungen nicht verdienen“ (MUNSCH 2003a: 22). Letzteres entspricht der Konzeptionsform eines „Pflichtarbeitsmodells“, das über den workfare-Ansatz handelt, und weniger der eines „Freiwilligenarbeitsmodells“ (vgl. GALUSKE 2002), das die Entscheidungsfähigkeit bei den HilfeempfängerInnen belassen würde. Zusätzlich ist zu all diesen Modellen wie auch zu Ideen von „Übergangsarbeitsmärkten“ (vgl. SCHMID 2004) kritisch anzumerken, dass sie nicht fähig sind, die Diskrepanz zwischen einem ‚ersten‘ Arbeitsmarkt, den es zu erreichen gilt und dessen Vorstellungen einer konsumistischen Verwertbarkeit von Arbeit in entfremdender Form übernommen werden, und einem ‚zweiten‘ Arbeitsmarkt aufzulösen, der für all jene bereit steht, die außerhalb der Akzeptanzgrenzen des ‚ersten‘ aufschlagen.

Aus hilfetheoretischer Perspektive sind Lösungswege für die schwierige Frage der Ausgestaltung von öffentlich-geförderter Beschäftigung im Rahmen einer akzeptanzorientierten Beschäftigungshilfe über die direkte Beteiligung der Betroffenen zu suchen. Das bedeutet, die in den o.g. Ausführungen zu Hilfe-Landschaften aufgebauten Organisationsformen der AdressatInnen Sozialer Arbeit in politische Gestaltungsprozesse – insbesondere auf regionaler Ebene – mit einzubeziehen, um nicht wie einige Versuche, eine „geförderte Beschäftigung für leistungsgeminderte Arbeitslose (vgl. KOCH/KUPKA 2007, BARTELHEIMER 2006) zu entwickeln, einerseits in die Objektivierungsfalle zu treten und Hilfebedürftige nach bestimmten Kriterien zu kategorisieren (und ihnen dabei marktgenerierte Defizite zu zuschreiben, damit sie sozialstaatlichen Förderungsregeln entsprechen) und

---

<sup>22</sup> zu früheren Konzeptentwürfen vgl. TRUBE 1997

andererseits die Partizipationschancen der Betroffenen mit institutionellen Steuerungslogiken von Arbeitsvermittlung und Wirtschaft zu verdecken. Durch die Schaffung ganzheitlicher Partizipationsmöglichkeiten wird eine Aushandlung *kollektiver Hilfeprozesse* zwischen Ökonomie und Zivilgesellschaft forciert:

„Ein zivilgesellschaftliches Regionalklima im Sinne gelingender kollektiver regionaler Verantwortung und hohem Partizipationsgrad kann auch die Regionalökonomie im Bezug auf Markt- und Beschäftigungsinitiativen unterstützen.“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2007: 120)

Diese Forderung bezieht sich nicht nur auf die zwingend erforderliche Einbindung von Erwerbsloseninitiativen in den Jobcenter-Beiräten, sondern geht darüber hinaus. An den akzeptierenden Hilfeangeboten ansetzend müssen die einzelnen ‚ kreativen Inseln ‘ durch den Anschluss an soziale Netzwerke zu regionalen „Magnetfeldern“ transformiert werden, zu selbstbestimmten Settings mit vielfältigen Aneignungsangeboten, in denen „die Einzelnen erleben können, dass das Interesse an Ihnen und ihr Interesse an anderen und an der Region aufeinander zulaufen und so die Basis für die Mitwirkung bei der Entwicklung einer *regionalen Praxis* bilden“ (ebd.: 121). Die Bildung eines *regionalen Konsenses* zwischen gleichberechtigten Akteuren liefert das Grundgerüst für eine weitere Ausdifferenzierung akzeptierender Maßnahmen der Beschäftigungsförderung. Auch hier kann Soziale Arbeit unterstützen und Brücken zwischen den Prozessbeteiligten bilden (vgl. RIES 2003), um deren Blick immer wieder auf die kreativen Kapazitäten des Austausches zu richten. Zur Entwicklung von Beschäftigungsfeldern kann finanziell nicht nur auf kommunale, sondern ebenfalls auf Fördertöpfe der Länder, des Bundes und der Europäischen Union zurückgegriffen werden, wobei jedoch die lokale Gestaltungsfreiheit bewahrt werden muss. Neben weiteren arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Regelungsbedarfen, wie der Einführung von Mindestlöhnen und Möglichkeiten der Arbeitszeitumverteilung, die zusätzliche finanzielle Gestaltungsfreiräume erschließen lassen, doch an dieser Stelle nicht vertieft werden sollen, bietet sich der sog. „Passiv-Aktiv-Tausch“ in der Arbeitsförderpolitik als finanzielle Ressource an.

Eine so beschaffene, flexible und je regional passende Systematik öffentlich-geförderter Beschäftigung setzt nicht nur bei Beschäftigungsgesellschaften in öffentlicher oder sozialer Trägerschaft (u.a. sog. „Soziale Unternehmen“ (vgl. BIRKHÖLZER/KRAMER 2002)) an, sondern bei jedem Arbeitgeber. Zu beachten ist allerdings, dass nicht wie bisher Lohnzuschüsse oder Fallpauschalen gezahlt werden dürfen, sondern lediglich Infrastrukturmaßnahmen materieller (Arbeitskleidung, Geräte, Fuhrpark etc.) und personeller Art (Aus- und Weiterbildung, Einrichtung von Sozialdiensten etc.) gefördert werden sollten.

Das hat den Vorteil, dass es die ‚Integrationskraft‘ des Arbeitsmarktes allgemein erhöht, indem es die Akzeptanzgrenzen weiter auseinandersetzt: „Vermittlungshemmnisse“ werden also nicht auf der individuellen, sondern auf der strukturellen Ebene überwunden.

Neben den Formen der Beschäftigungshilfen, die sich in den Sozialgesetzbüchern finden lassen, bestehen noch viele weitere Formen öffentlich-geförderter Beschäftigung, die allerdings im sozialpolitischen Diskurs untergehen. Zu nennen wäre beispielsweise der Bundesfreiwilligendienst, der als Engagement gewertet wird, Subventionen in verschiedenen Wirtschaftsfeldern, die Beschäftigung stabilisieren, oder auch kommunal-freiwillige Aufgaben, die lokal-spezifische Arbeitsfelder erschließen. Im regionalen Aushandlungsprozess eines Konsenses sind diese Beschäftigungsvarianten ebenfalls zu betrachten. Desweiteren sind Potentiale des *freiwilligen Engagements* zu nutzen und zu unterstützen, wodurch Transformationspfade freigelegt werden, über die relevante Settings im biographischen Sozialraum zur Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslauf hingeführt und dort verankert werden können. Diese „Kombination von bürgerschaftlichem Engagement und lokaler Beschäftigungsförderung kann, wenn sie konzeptionell und systematisch darauf angelegt ist – erhebliche Wertschöpfungen für das örtliche Gemeinwesen erzielen“ (TRUBE 2004: 2) und so zu einem „Element sozialer Kohäsionspolitik auf Stadt(teil)ebene“ (vgl. MATYSIK/ROSENTHAL/SOMMER 2011b) werden. Schon 1999 wurde dies vermerkt, jedoch bisher nie wirklich umgesetzt:

„Die ‚Resozialisierung‘ des Sozialstaates durch die (Wieder)-Herstellung verantwortlicher Formen von Beteiligung und Engagement in seinen Kernbereichen ist eine Aufgabe, die über die Einrichtung sozialpolitischer Absicherungen von Engagement und die unternehmerische Suche von Aktivitätsnischen weit hinaus führt. Vermutlich bekommt ‚Bürgerarbeit‘ erst dann einen anerkannten Status, wenn sie sich auch als selbstverständlicher Bestandteil des Funktionierens zentraler gesellschaftlicher Institutionen etablieren kann.“ (EVERS 1999: 64).

Für zukünftige Reformschritte ist aufgrund dessen zu beachten, dass eine weitere Spaltung des Arbeitsmarktes verhindert werden muss und die derzeitigen Akzeptanzdefizite auf struktureller Ebene nicht nur simuliert zu bekämpfen sind, um einen gemeinsamen Arbeitsmarkt aufzubauen: einen *integrativen Arbeitsmarkt*. Eine besondere Rolle werden Ideen „von zumeist selbstorganisierten Projekten [spielen], die modellhaft neue Wege eines alternativen Wirtschaftens erproben können, das eine örtliche Versorgung mit innovativen Übergängen zwischen Erwerbs-, Eigen- und Bürgerarbeit verbinden soll“ (TRUBE 2004: 22), wobei Erfahrungen, die in solch alternativen Konzeptionen bereits gemacht wurden, reflektiert müssen. Diese lassen sich bis zu den Forschungsergebnissen von Marie Jahoda von 1938 zurückverfolgen, die sie bei der Untersuchung des Programms „Subsistence Production

Scheme“, einer Bedarfsdeckungsproduktion und Selbsthilfe für Arbeitslose, erhielt (vgl. JAHODA 1989). Mithilfe von Konzepten einer „Ökonomie des Gemeinwesens“ (vgl. ELSSEN 2007 und 2011, VOSS ET AL 2010), die beispielsweise Genossenschaftslösungen und den Aufbau einer „regionalen Ökonomie als Anerkennungs- und Beschäftigungsstruktur“ (vgl. MUCHE ET AL 2010) anführen, ist es möglich in neue Richtungen zu denken. Der arbeitsgesellschaftliche Ertrag der hier vorgeschlagenen Herangehensweise lässt sich weniger in betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Kalkulationen messen, sondern wird in einer langfristigen, nachhaltigen Stabilisierung der Sozialstruktur erkennbar. „In dieser zivilgesellschaftlichen Perspektive geht es [...] um die Qualität der Arbeit über Erwerbsarbeit hinaus, um die Beschäftigungsstruktur in der Region insgesamt“ (BÖHNISCH/SCHRÖER 2007: 121). Einer Kritik, die über eine mögliche „Marktverzerrung“ argumentiert, wird so das demokratische Prinzip entgegen gehalten.

In einem integrativen Arbeitsmarkt, der auf der Förder- und Hilfearchitektur einer akzeptierenden Hilfe-Landschaft aufbaut, lassen sich soziale Unternehmen aus „Formen der Selbstorganisation bzw. Selbsthilfe von BürgerInnen [gründen], die auf einem Mangel in der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen in einem Gebiet reagieren“ (WAGNER 2005: 240). Die Gefahr, die in diesem Kontext auftaucht, besteht darin, dass „das Reden über Bürgerliches Engagement und Selbsthilfe problematisch ist, weil es das Faktum eines ordinären Kapitalismus mit seinen Entsolidarisierungsstrategien verdeckt“ (THIERSCH 1998: 35), so dass dadurch Freiwilligkeit zu einer Floskel verkommt, da sich gesellschaftliche Wettbewerbs- und Leistungsideologien durchsetzen, die sich als implizites Zwangskorsett um die Arbeitslosen herum legen. Das ist nur einer der Gründe, weswegen insbesondere jene kollektiven Hilfeprozesse immer wieder zu reflektieren sind, um den natürlich auch auf dieser Ebene bestehenden Zusammenhang zwischen Hilfe und Kontrolle durchgängig vor Augen zu haben.

Das Konzept einer **akzeptanzorientierten Hilfe** bei Arbeitslosigkeit besteht zusammengefasst aus *zwei Komponenten*, dem Aufbau von *Hilfe-Landschaften* und eines *integrativen Arbeitsmarktes*, die über feste und bedarfsdeckende Regelungen zur *Existenzsicherung* verbunden sind. Dabei geht es darum, die biographischen Erwartungshaltungen der Hilfesuchenden zu akzeptieren, in den Hilfeprozess zu integrieren und diesen entlang sich ändernder Bedarfslagen innerhalb eines breiten Angebotsfeldes weiterzuentwickeln. Die Zugänge zu dem individuellen Hilfebedarf werden über die primäre Handlungsebene der (berufs)biographischen Verlustdimensionen (vgl. Kap. IV.3) gelegt, die über diesen Weg ihre

Wirkung auf die sekundäre Handlungsebene entfalten, deren Verlustformen *Vertrauen*, *Sinn* und *Hoffnung* nicht direkt bearbeitbar sind. Damit wird ein ‚äußerer Kreis‘ der Ermöglichung (vgl. BÖHNISCH/LENZ/SCHRÖER 2009) konstruiert, der das Konzept der Lebensbewältigung mit berufsbiographischem Fokus erweitert. Die Hilfetheorie (vgl. Kap. I.2) hat sich dabei als sehr praktikabel erwiesen, um von der biographischen Erlebensebene auf strukturelle Bewältigungsbedingungen schließen zu können.

Abschließend wird dieser Zusammenhang auf der folgenden Seite in einem Schaubild verdeutlicht.

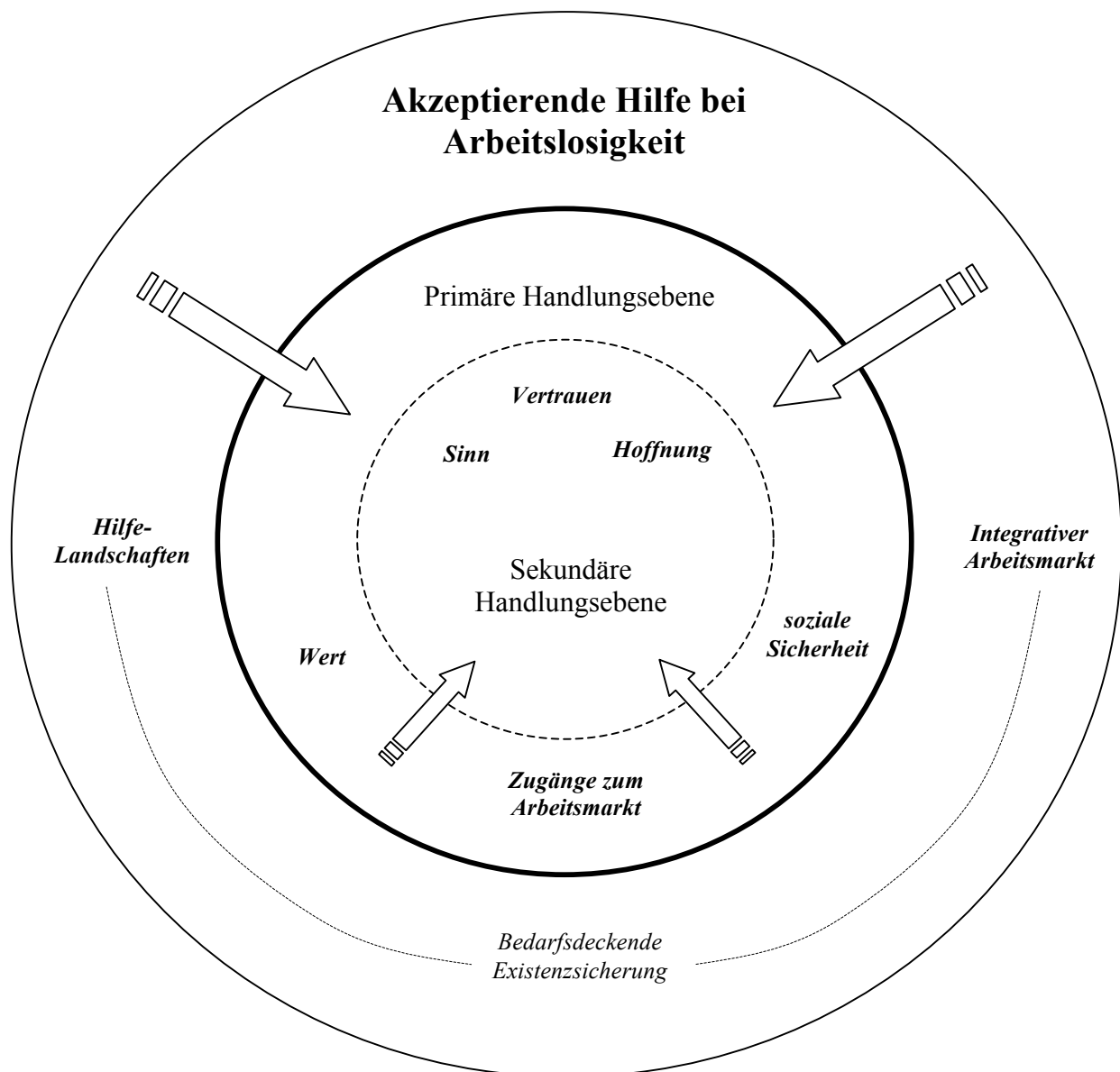


Abb. 10 Akzeptierende Hilfe und ihre Wirkung auf die Verlustdimensionen

## **VI. Ansatzmöglichkeiten im aktuellen Vermittlungshandeln: Vom Management zur Anwaltschaft**

---

Es erscheint logisch, dass die hier dargelegten Umsetzungsvorschläge weitgehend einen sozialpolitischen Strategiewechsel einschließen und somit eines langen Reformweges bedürfen. Außerdem sind weitere Diskurslinien damit verknüpft, die einer eigenen Klärung bedürfen, und das Modell einer akzeptanzorientierten Hilfe bei Arbeitslosigkeit flexibel darauf zu reagieren hat.

Aus diesen Gründen werden die Forschungsergebnisse im Folgenden auf das derzeit angewandte „arbeitnehmerorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit“ und dessen Kern, das „4-Phasenmodell“, bezogen, um so kurzfristigere, praxisnahe Anknüpfungsmöglichkeiten zu diskutieren. Dazu werden zunächst die Grundzüge des BA-Integrationskonzeptes in einer analytischen Perspektive skizziert, um sie im Anschluss daran einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Zum einen muss dabei der hohen Komplexität und Ausdifferenzierung dieses Integrationskonzeptes (u.a. in Form von Handlungsanweisungen) und zum anderen der Tatsache Rechnung getragen werden, dass es sich in einem ständigen Weiterentwicklungsprozess befindet, so dass in dem begrenzten Rahmen dieser Arbeit lediglich auf dessen zentralen Elemente und die dahinter steckende Handlungslogik eingegangen werden kann. Weitere Programme oder sog. „Produkte“ wie beispielsweise die „Beratungskonzeption der Bundesagentur für Arbeit (BeKo)“ und die „Kompetenzdiagnostik für Kundenprofile (KodiaK)“ werden zwar im Rahmen ihrer Funktion im 4-Phasenmodell genannt, können jedoch nicht im Einzelnen näher betrachtet werden, auch wenn ein sozialpädagogisch-wissenschaftlicher Blick darauf sehr lohnenswert erscheint.

### **1. Das arbeitnehmerInnenorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit<sup>23</sup>**

Im Jahr 2009 wurde in der Arbeitsvermittlung der Bundesagentur für Arbeit (BA) ein neues rechtskreisübergreifendes, prozessorientiertes System eingeführt. Das Neue daran war, dass es

---

<sup>23</sup> Die folgenden Ausführungen basieren auf Informationen, die während eines Besuchs am 21. Januar 2010 und v.a. innerhalb eines Forschungspraktikums im November 2010 in der Abteilung SP II – Spezifische Produkte und Programme SGB II der Bundesagentur für Arbeit gewonnen werden konnten.



nicht nur auf die Vermittlung bei (Langzeit)Arbeitslosigkeit beschränkt blieb, sondern sich ebenfalls auf die Ausbildungsvermittlung und die Rehabilitation, d.h. bis hin zu schwerbehinderten, erwerbsfähigen Menschen erstreckte. Konkret bezieht es sich bis heute auf Personen der Rechtskreise SGB II (Grundsicherung für Arbeitsuchende), SGB III (Arbeitsförderung) und SGB IX (Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen), die über die BA betreut werden sollen. Mit einem gemeinsamen Vermittlungssystem sollen so u.a. Schnittstellenproblematiken überwunden werden, die zwischen den unterschiedlichen institutionellen und rechtlichen Zuständigkeiten innerhalb der BA und auch darüber hinaus entstanden sind. Dabei wird nicht zentral eine höhere Vermittlungsquote o.Ä. erwartet, sondern ein qualitativ hochwertiger Prozessverlauf, der objektiv überprüfbar und von den LeistungsempfängerInnen i.S. einer ‚KundInnenfreundlichkeit‘ transparenter überblickt werden kann.

**a) Konzeptionelle Entwicklungsschritte**

Das Korsett des Integrationsmodells hat sich historisch aus unterschiedlichen Verwaltungsmodellen entwickelt, die immer wieder auf die sozialpolitischen Rahmenbedingungen reagiert haben. Für das Verständnis ist es deswegen erforderlich, zu reflektieren, dass die BA als Bundesbehörde ihre Handlungsmöglichkeiten lediglich auf der Grundlage politisch-ministerialer und damit auch sozialrechtlicher Vorgaben erhält, welche zugleich die Strategien und Logiken der Programme beeinflussen. Das 4-Phasenmodell beruht zum einen auf den paradigmatischen Überzeugungen der Hartz-Reformen, so dass sich diese – wie etwa „Fördern und Fordern“ – selbstverständlich wiederfinden lassen. Zum anderen trägt es die Entwicklungsschritte vieler Vorgängerprogramme in sich, die sich bis in die 1980er Jahre zurückverfolgen lassen. Schon damals wurde eine gewisse Segmentierung der KlientInnen in Form von Handakten und Karteikarten durchgeführt, die später auf die EDV übertragen wurde. Ein *Profiling*, auf dem diese Segmentierung folgerichtig aufbauen sollte, um im Anschluss daran eine institutionelle Handlungsstrategie auszuwählen, wurde bereits 1998 im SGB III festgeschrieben, hatte jedoch vorerst keine tiefgreifenden Auswirkungen auf die Praxis. Mit den Hartz-Reformen wurde das Profiling als Aufforderung zur Indikatorenentwicklung und –vermessung ebenfalls im SGB II verankert und lässt sich dort auch aktuell noch finden:

**§ 54 SGB II – Eingliederungsbilanz und Eingliederungsbericht**

Jede Agentur für Arbeit erstellt für die Leistungen zur Eingliederung in Arbeit eine Eingliederungsbilanz. §11 des Dritten Buches gilt entsprechend. Soweit einzelne Maßnahmen

nicht unmittelbar zur Eingliederung in Arbeit führen, sind von der Bundesagentur andere Indikatoren zu entwickeln, die den Integrationsfortschritt der erwerbsfähigen Leistungsberechtigten in geeigneter Weise abbilden. Auf Bundesebene erstellt die Bundesagentur einen Eingliederungsbericht; § 11 Absatz 4 und 5 des Dritten Buches gilt entsprechend.

Durch die Neukonzipierung des sog. „Kundenzentrums“, die die Organisations- und Ablaufstrukturen der BA-Arbeitsvermittlung veränderte, wurde das Profiling zu einem der zentralen Arbeitsschritte im Vermittlungsprozess. In dem neuen „Kundenzentrum“, das die Gestaltung der *Eingangszonen* mit Empfang in den jeweiligen Agenturstandorten und die *Service-Center* beinhaltet, die als Call-Center über eine einheitliche Telefonnummer erreichbar sind, sollten Wartezeiten und damit lange Warteschlangen vermieden werden, die insbesondere in den 1990er Jahren das ‚typische Bild‘ eines Arbeitsamtes prägten. Mit den Neuformulierungen des SGB II und III entstanden in beiden Rechtskreisen ab 2005 unterschiedliche Segmentierungsmodi, die als Stufenmodelle aus dem o.g. gesetzlichen Auftrag ableitbar waren:

- Im Rechtskreis des SGB II wurde für die EmpfängerInnen von Grundsicherungsleistungen (ALG II) ein Betreuungsstufenkonzept angewandt. Die KlientInnen wurden in insgesamt fünf Integrationsstufen eingeteilt, die den jeweiligen Betreuungsbedarfs spiegeln sollten. Sie reichten von *Integrationsfern – Betreuungs- und Hilfebedarf (IF)*, *Stabilisierungsbedarf (IG)*, *Förderbedarf (IK)* bis hin zu *Integrationsnah (IN)*, womit eine prozessuale Abfolge impliziert wurde: Es wurde davon ausgegangen, dass sich im Laufe des Vermittlungshandelns die Integrationsstufe von IF nach IN verbessern werde und im Anschluss die Arbeitsmarktintegration erfolgen könne. Zudem schloss sich eine Stufe *Integriert, aber weiterhin hilfebedürftig (I)* an, die nicht in der Hierarchie der übrigen Stufen zu verorten war und sich auf die sog. AufstockerInnen bezog.
- Im SGB III-Rechtskreis arbeitete man dagegen mit dem Konzept Handlungsprogramme SGB III, das die EmpfängerInnen von Arbeitslosengeld I in *MarktkundInnen*, *BeratungskundInnen-Aktivieren*, *BeratungskundInnen-Fördern* und *BetreuungskundInnen* aufteilte und daran anknüpfend sechs Handlungsprogramme formulierte: *Vermittlung* (5)<sup>24</sup> für MarktkundInnen, *Perspektivenänderung* (7) für BeratungskundInnen-Aktivieren, *Qualifizierung* (6) und *Abbau von*

---

<sup>24</sup> in Klammern: Mindestkontaktdichte pro Jahr. Es fällt deutlich auf, dass der Fokus auf die BeratungskundInnen gelegt wurde.

*Beschäftigungshürden* (7) für BeratungskundInnen-Fördern sowie *Erhalt Marktfähigkeit* (3) und *Aktivierende Betreuung* (3) für BetreuungskundInnen.

In beiden Fällen stand ein Programmkatalog zur Verfügung, anhand dessen die so vermessene Bedarfslage bearbeitet werden sollte. Dabei wurde auf die Passgenauigkeit sowie auf einen ‚effizienten‘ Produkteinsatz geachtet, was die prognostizierte Wirkung und den Erfolg betraf. Die Einteilung in die jeweiligen Stufen erfolgte anhand spezifischer Merkmale, die im Laufe des Profilings festgestellt wurden und mithilfe einer Beurteilungsmatrix. Zudem gliederte sich der Vermittlungsprozess ausgehend von einem Erstkontakt und dem darauf folgenden Profiling bereits in mehrere Schritte, von denen der letzte Schritt die erfolgreiche Vermittlung in den Arbeitsmarkt darstellte.

Die fortwährende Kritik des Bundesgerichtshofs v.a. am Schnittstellenmanagement zwischen den unterschiedlichen Rechtskreisen und das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 20. Dezember 2007, das die gemeinsame Verwaltung in den Arbeitsgemeinschaften (ARGEn) für grundgesetzwidrig erklärte, übten Druck auf die BA aus. Die Vermittlungskonzepte mussten weiterentwickelt und in Einklang gebracht sowie die ‚fehlerhafte‘ Gewährung ‚nicht-passender‘ Maßnahmen und Programme aus Haushaltsgründen vermieden werden. Aufgrund dessen wurde in der BA-Zentrale eine Projektgruppe aus den zuständigen Abteilungen für SGB II und SGB III zusammengestellt, die im Kern aus fünf Personen bestand, um ein gemeinsames Vermittlungsmodell zu entwickeln, das institutionell übertragbar sein sollte. Als Vorlagen dienten dabei einerseits das o.g. Konzept *Handlungsprogramme SGB III* und andererseits das noch in der Entwicklung befindliche Konzept *Integrationsstrategien SGB II*, das selbst nie eingeführt wurde.

#### **b) Das 4-Phasenmodell<sup>25</sup>**

Das arbeitnehmerInnenorientierte Integrationskonzept stellt ein „Geschäftsprozessmodell“ dar, das als „lernendes System“ durch die praktische Anwendung ständig weiterentwickelt werden soll, so dass beispielsweise neue Handlungsstrategien oder auch „Profiling-Dimensionen“ hinzugefügt werden können. Die grundlegende Verlaufslogik i.S. eines zirkulären, *systematischen Problemlöseprozesses*, der sich „handlungsleitend“ am „individuellen Unterstützungsbedarf des Kunden“ orientiert, ist jedoch festgeschrieben. Das

---

<sup>25</sup> Die Ausführungen beziehen sich auf das „Leitkonzept Arbeitsvermittlung und Vermittlung von schwerbehinderten Menschen (Nicht-Reha)“ in der Version 7.0 vom 01.04.2012, die verwendeten Zitate selbstverständlich ebenso.

4-Phasenmodell bildet – wie bereits erwähnt – den Kern des Integrationskonzeptes, über den die gesetzlichen Vorgaben an die Arbeitsverwaltung garantiert werden sollen. Es enthält Schnittstellen zum *Arbeitsgeberservice (AG-S)*, zum *Ärztlichen Dienst (ÄD)*, zum *Psychologischen Dienst (PD)*, zum *Technischen Beratungsdienst (TBD)* und zur *Zentrale Auslands- und Fachvermittlung (ZAV)*. Daneben wird es durch unterschiedliche Einflussgrößen flankiert, wie dem *Produkteinsatz* und der *KundInnenkontaktdichte*, was beides durch einen *Produktkatalog* bzw. *Empfehlungen zum Produkteinsatz und zur Kontaktdichte* strukturiert wird, sowie *Fachwissen* und *Methodenwissen*, welches sich in der *Beratungskonzeption der BA (BeKo)* wiederfindet. Gerahmt wird das 4-Phasenmodell von einer *fachlichen Führung*, für die gesonderte Konzeptionen bestehen.

Die AdressatInnen werden i.S. einer ökonomischen Dienstleistungsidee als KundInnen bezeichnet, was für die Arbeitsverwaltung seit den Arbeitsmarktreformen nichts Verwunderliches ist. Doch zeigt der deutliche Hinweis darauf, einerseits die „Bürger als Kunden mit einem Anspruch auf einen professionellen, verlässlichen und freundlichen Service“ zu verstehen, die die als Hilfebedürftigkeit „eingetretene Problemlage schnellstmöglich“ überwinden möchten, und sie andererseits mit dem Aktivierungsparadigma „Fördern und Fordern“ zu konfrontieren, wie die divergierenden Interaktionsprozesse (vgl. Kap. V.2) natürlich auch im 4-Phasenmodell zusammenlaufen.

Neben dem *Leitkonzept Arbeitsvermittlung und Vermittlung von schwerbehinderten Menschen (Nicht-Reha)*, das sich auf den Großteil der arbeitslosen bzw. arbeitssuchenden KlientInnen bezieht, besteht ein *Leitkonzept für die Bereiche Ausbildungsvermittlung und berufliche Rehabilitation*. Hiermit werden alle übrigen KlientInnen, wie Auszubildende und Reha-Fälle, adressiert. Es unterscheidet sich nur im Detail von dem Ersteren, etwa in zusätzlichen Handlungsbedarfen. Der Ablauf als „zirkulärer, sich stets wiederholender Prozess“ mit den vier namensgebenden Phasen ist derselbe: Wurde der Prozess einmal durchlaufen und hat mit dem Abschluss der Eingliederungsvereinbarung die Umsetzungsphase begonnen (s.u.), beginnt er mit jedem Folgegespräch durch die „Überprüfung des vereinbarten Umsetzungs- bzw. Integrationsfahrplans“ neu. Das 4-Phasenmodell wird über die EDV-Umsetzung durch die Fachkräfte der Arbeitsagentur bedient, so dass ein einmal eingegebener Datensatz ständig weiter bearbeitet und entsprechend der individuellen Entwicklung des/der KlientIn angepasst werden kann.

Die vier Phasen gliedern sich wie folgt:

➤ Erste Phase: Profiling durchführen

Das Profiling lässt sich in zwei Schritte unterteilen, die sich gegenseitig zur Festlegung einer Profillage ergänzen: eine *Stärkenanalyse*, die im Hinblick auf einen bestimmten Zielberuf bzw. eine Tätigkeit, der „auf der Basis der bisherigen Tätigkeit(en) die besten Integrationschancen“ zugemessen werden, bestimmte Kompetenzen überprüft, und eine *Potenzialanalyse*, die in einer positiven Ausdrucksweise die sog. Vermittlungshemmnisse in den Blick nimmt.

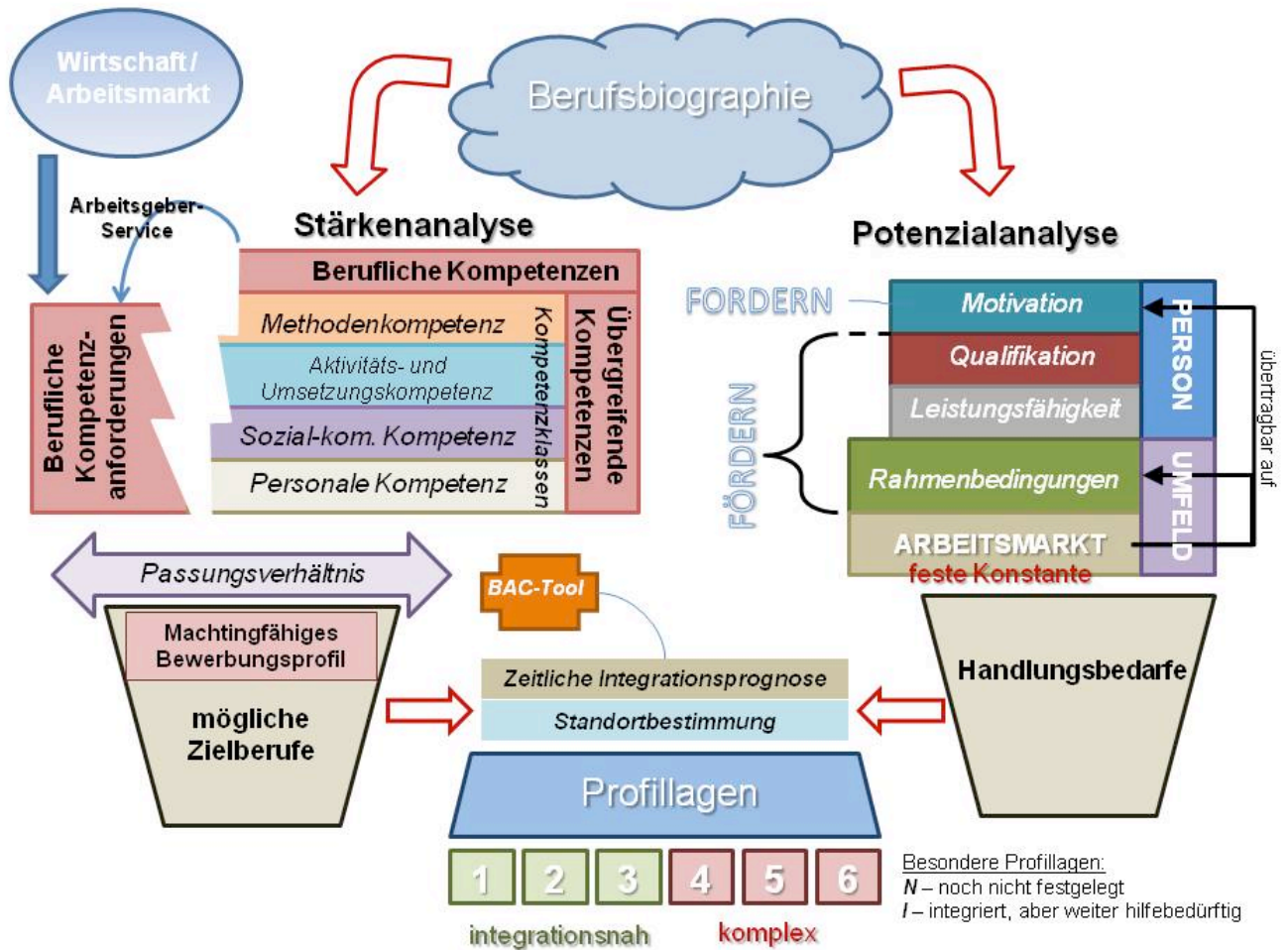


Abb. 11 Profiling im 4-Phasenmodell – eigene Darstellung

Beide Prozessflügel führen zu jeweils einem Ergebnis, und beide Ergebnisse bilden gemeinsam eine *Profillage* ab – so könnte man quasi von insgesamt drei Ergebnissen sprechen.

Das Profiling findet in Form einer Befragung der KlientInnen innerhalb des Erstgesprächs statt, in dem die Antworten in die EDV-Maske eingetragen werden; zusätzlich werden weitere Dokumente, wie Zeugnisse, hinzugezogen. So werden berufsbiographische Daten in einem institutionell vorgegebenen Zuschnitt gesammelt, die dann über das Prozessmodell

digitalisiert und weiterverarbeitet werden: Die Berufsbiographie wird zunächst objektiviert, um sie dann in handhabbare Teile zu formen, die die elektronisch-verarbeitenden Instrumente der Arbeitsverwaltung zu greifen bekommen; sie wird in die Logik des 4-Phasenmodells übersetzt, die biographische ‚Eigenlogik‘ verschwindet.

In der Stärkenanalyse wird in erster Linie der institutionelle Lebenslauf des/der KlientIn verarbeitet und angepasst. Dieser Schritt operiert auf Grundlage vorhandener *beruflicher Kompetenzen*, von denen ausgehend *mögliche Zielberufe* in den Blick genommen werden und die mithilfe *übergreifender Kompetenzen* erweitert werden, die wiederum in die *Kompetenzklassen* (1) Methoden-, (2) sozial-kommunikative, (3) Aktivitäts- und Umsetzungs- sowie (4) personale Kompetenzen unterteilt werden. Diese Klassen lassen sich in eine Vielzahl von einzelnen *Teilkompetenzen* zerlegen. So entsteht ein individuelles Kompetenzprofil, das dann mit dem näher zu bestimmenden Zielberuf und dessen Kompetenzanforderungen verglichen wird. Letztere werden durch den Kontakt des Arbeitgeber-Services mit der Wirtschaft hergestellt, die immer ausdifferenziertere, berufliche Anforderungsstrukturen und damit auch Berufsklassen und –profile konstruiert, die sich am Ende nur noch schwer unterscheiden lassen. So enthält beispielsweise das Berufsorientierungsportal *berufe.net* im Jahr 2012 ca. 3200 aktuelle und 4800 archivierte Berufsbeschreibungen, die wiederum zu insgesamt 123 Teilberufs- und 16 Berufsfeldern zugeordnet werden. Jeder Beruf an sich wird anhand von bis zu 60 Informationsfeldern aufgeschlüsselt. Es drängt sich schlagartig die Frage auf, inwieweit eine solch komplexe Struktur hinsichtlich einer berufsbiographischen Planung überhaupt sinnvoll erscheint. Aus einem Vergleich der arbeitsgesellschaftlich aufgestellten, beruflichen Profile und dem jeweiligen Kompetenzcluster entsteht über ein bestimmtes *Passungsverhältnis* einerseits eine Auswahl an möglichen Zielberufen und andererseits ein „*matchingfähiges*“ *Bewerbungsprofil*, „das unmittelbar an sämtlichen bundesweiten Suchläufen teilnehmen“ und bis zu fünf besondere Stärken enthalten kann, die die ‚Wettbewerbsfähigkeit‘ des/der Einzelnen gegenüber anderen MitbewerberInnen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen. Der Zielberuf ist damit zwar aus der Berufsbiographie abgeleitet, doch wird dieses subjektive Ziel an einer institutionell bestimmten „Integrationswahrscheinlichkeit“ gebrochen, die eine ausschließende Funktion erhält.

In der Potenzialanalyse als sog. zweiter Schritt werden „jene Potenziale erhoben, die einer Vermittlung bzw. Integration mit Blick auf den Zielberuf/die Zieltätigkeit im Wege stehen“. Der Begriff „Potenziale“ dient dabei als Abgrenzung gegenüber den „Vermittlungshemmnissen“. Doch kann dieser Versuch einer Euphemisierung nicht darüber

hinweg täuschen, dass hier individualisierte Defizite im Hinblick auf die Vermittlung festgestellt und dann als *vermittlungsrelevante Handlungsbedarfe* festgeschrieben werden. Diese werden zum einen in ein *persönliches Profil*, das die Schlüsselgruppen *Qualifikation*, *Leistungsfähigkeit* und *Motivation* enthält, und ein *Umfeld-Profil* mit den Schlüsselgruppen *Rahmenbedingungen* und *Arbeits-/ Ausbildungsmarktbedingungen* unterteilt. Dabei liegt ein deutlicher Fokus auf der Bearbeitung der „in der Person des Kunden“ liegenden Hemmnisse, hinter denen die Rahmenbedingungen sowie die Struktur des Arbeitsmarktes zurücktreten. Letztere ist überhaupt nicht bearbeitbar, so dass sie – ebenso wie bei der Stärkenanalyse – gleich einer festen Konstanten auftritt. Wird dennoch eine nicht hinreichende Arbeitsmarktlage identifiziert, so wirkt sich dies auf der einen Seite auf das arbeitsgesellschaftliche Anforderungsprofil und die damit verbundene Festlegung eines Zielberufes aus. Auf der anderen Seite werden die Einschränkungen des Arbeitsmarktes in der Potenzialanalyse auf die Rahmenbedingungen (als „Können“) und auf die Motivation (als „Wollen“) zurückgespiegelt. Auch das Paradigma „Fördern und Fordern“ wird auf die Schlüsselgruppen übertragen, wobei das *Fördern* die Qualifikation, die Leistungsfähigkeit und die Rahmenbedingungen umfasst, das *Fordern* als Aktivierung ‚lediglich‘ die Motivation, die zusätzlich mit den Akzeptanzgrenzen des Arbeitsmarktes aufgeladen wurde und an die der Anspruch nach Mobilität und Flexibilität der Betroffenen formuliert wird. Für den Prozess an sich hat jene Begriffslogik eine unterschwellige Bedeutung, insbesondere in der Hinsicht, inwiefern die gesetzlichen Anforderungen an das Vermittlungsmodell umgesetzt wurden.

So wie die Kompetenzklassen aus Teilkompetenzen bestehen, so lassen sich die *Schlüsselgruppen* in mehrere *Merkmale* und diese wiederum in mehrere *Merkmalsaspekte* zerlegen. Zur Ermittlung der Merkmalsaspekte (und so der Merkmale und der betroffenen Schlüsselgruppen) bzw. Kompetenzen wurde beides mit *Leitfragen*, *Indikatoren für die Bewertung* und *weiteren Informationsquellen* versehen, also *operationalisiert*, und katalogisiert, um eine bundesweite Vergleichbarkeit der Profiling-Ergebnisse zu erzeugen. Ergänzend kann z.B. die „Kompetenzdiagnostik für Kundenprofile (KodiaK)“ angewandt werden.

Handlungsbedarfe und Zielberuf(e) werden in einer *zeitlichen Integrationsprognose* gegenüber gestellt, woraus sich die entsprechende *Profillage* ableitet. Daneben wird eine Stärken und Potenziale zusammenfassende *Standortbestimmung* vorgenommen, die ein Fazit in Form eines Kommentars enthält. Bei der Einschätzung der Arbeitsmarktsituation hinsichtlich der Integrationsprognose werden die Fachkräfte durch ein weiteres EDV-Tool, die *Berechnungshilfe Arbeitsmarktchancen (BAC)*, unterstützt. Die Profillagen werden grob in

*integrationsnah* und *komplex* unterschieden. Dies wird an der Prognose festgemacht, ob eine „eine Integration in den 1. Arbeitsmarkt/ ein Abgang binnen 12 Monaten realistisch bzw. wahrscheinlich“ ist (*integrationsnah*) oder nicht (*komplex*). Daneben bestehen zwei ergänzende Profillagen: *Noch nicht festgelegt* für Fälle, bei denen das Profiling andauert, und *integriert, aber weiter hilfebedürftig* für etwa AufstockerInnen.

Insgesamt gibt es sechs hauptsächliche Profillagen, von denen je drei als *komplex* bzw. *integrationsnah* gelten:

**Integrationsnah:**

<b>Profillage</b>	<i>1. Marktprofil</i>	<i>2. Aktivierungsprofil</i>	<i>3. Förderprofil</i>
<b>Handlungsbedarfe</b>	Kein Handlungsbedarf	Handlungsbedarf bei <i>Motivation</i>	Handlungsbedarf bei <i>einer Schlüsselgruppe</i> Qualifikation, Leistungsfähigkeit <u>oder</u> Rahmenbedingungen
<b>Integrationswahrscheinlichkeit</b>	bis zu 6 Monate	bis zu 6 Monate	bis zu 12 Monate

**Komplex:**

<b>Profillage</b>	<i>4. Entwicklungsprofil</i>	<i>5. Stabilisierungsprofil</i>	<i>6. Unterstützungsprofil</i>
<b>Handlungsbedarfe</b>	Handlungsbedarf bei <i>einer Schlüsselgruppe</i> Qualifikation, Leistungsfähigkeit <u>oder</u> Rahmenbedingungen <i>und mind. einer weiteren oder Verdichtung</i> in einer der o.g. Schlüsselgruppen	Handlungsbedarf bei <i>Leistungsfähigkeit und mind. zwei weiteren Schlüsselgruppen oder Verdichtung</i> bei der o.g.	Handlungsbedarf bei <i>Rahmenbedingungen und mind. zwei weiteren Schlüsselgruppen oder Verdichtung</i> bei der o.g.
<b>Integrationswahrscheinlichkeit</b>	über 12 Monate	bis zu 12 Monate (Heranführen an Erwerbstätigkeit)	über 12 Monate (Heranführen an Erwerbstätigkeit)

Abb. 12 Profillagen des 4-Phasenmodells

Mit der Festlegung der Profillage ist das Profiling beendet. Für KlientInnen im Rechtskreis des SGB II gilt zusätzlich, dass die gesamte Bedarfsgemeinschaft hinsichtlich der jeweiligen Handlungsbedarfe und deren Folgen berücksichtigt wird, insbesondere da mit jedem Mitglied ein gesondertes Profiling durchgeführt und mit den anderen Mitgliedern in Beziehung gesetzt wird. In den Profillagen bündelt sich nicht nur der Vermittlungsprozess und wird symbolisch abgebildet; die Profillage stellt v.a. auch eine Vermessung und abschließende Bewertung der bisherigen Berufsbiographie dar, die durch weitere lebensgeschichtliche Details ergänzt wird,



so dass ein ökonomisiertes, professionalisiertes Abbild der Gesamtbiographie entsteht, an dem bereits die objektivierten Hebel vorhanden sind, an denen die Arbeitsverwaltung nur noch angreifen muss.

Jedoch sollen die Profillagen in erster Linie lediglich als Controlling-Instrument mit Steuerungsfunktion dienen, das u.a. kollektive, regional bestimmbare Problemlagen quantitativ vermessen möchte, woraus sich ein übergeordneter Handlungsbedarf ableiten ließe. Ferner bietet es Indikatoren an, mit denen „Integrationsfortschritte“ vermerkt werden können. Der Prozessverlauf an sich käme im Grunde auch ohne eine Profillage aus, da die weiteren Phasen sich weniger aus deren Benennung ableiten, sondern aus den in der Standortbestimmung festgehaltenen Profilingergebnissen.

➤ Zweite Phase: Ziel festlegen

Die Zielfestlegung ist eine im Vergleich relativ kurze Prozessphase. Hier geht es lediglich darum, die bereits erhobenen Daten nach Relevanz zu ordnen und damit eine „arbeitsmarktliche Zielstellung“ zu formulieren, die sich einer von vier Dimensionen zuteilen lässt:

- Aufnahme einer *Beschäftigung auf dem 1. Arbeitsmarkt*
- *Tätigkeiten jenseits des 1. Arbeitsmarktes*
- Aufnahme einer *Ausbildung/ eines Studiums*
- *Stabilisierung bestehender Beschäftigung/ Selbstständigkeit*  
(SGB II – AufstockerInnen)

Ausschlaggebend für die Einschätzung ist neben der Art der Beschäftigung eine räumliche Komponente, die mithilfe eines *Tagespendelbereiches* eine mögliche Tätigkeit auf einer lokalen, regionalen oder gar internationalen Ebene verortet.

➤ Dritte Phase: Strategie bzw. Strategiebündel auswählen

Entlang der Zielfestlegung und den aus dem Profiling resultierenden Handlungsbedarfen wird ein *individueller Umsetzungsfahrplan* erstellt, der ein Bündel passender *Handlungsstrategien* enthält. Notwendigerweise führt jeder Bedarf zu einer konkreten Strategie, die in einem elektronischen Katalog hinterlegt ist und auf die spezifischen Merkmalskombinationen mit

den entsprechenden *Maßnahmen* reagiert. Jedes Programm verläuft als Mikroprozess in zeitlich normierten Phasen, in denen die Aufgaben der prozessbeteiligten Akteure ausführlich geregelt sind.

Ist das Strategiebündel bzw. die Strategie ausgewählt, wird ein Zeitplan für dessen/deren Umsetzung erstellt, der „mit Blick auf die Zielerreichung realistisch und ambitioniert“ sein sollte, wobei die jeweiligen Maßnahmen eine Vorlage anbieten. Bei komplexen Profillagen werden „maximal zwei Jahre“ zugrunde gelegt, da befürchtet wird, dass eine darüber hinaus gehende Perspektivensetzung „kaum schlüssig zu vermitteln“ sei. Zudem sollen über das „Prinzip der kleinen Schritte“ kurzfristige Erfolge transparent gemacht und zur Motivationsförderung der KlientInnen genutzt werden.

Der Katalog der (zentralen) Handlungsstrategien ist flexibel angelegt, so dass dezentrale Strategien und Maßnahmen, die je nach lokalem Bedarf entworfen werden können, ergänzend hinzu kommen können. In der Entwicklungsphase des 4-Phasenmodells wurde dieses Verfahren intensiv pilotiert und an der Praxis gespiegelt, so dass im Grunde keine späteren Probleme erwartet wurden. Doch gerade die beabsichtigte Erweiterung und bedarfsgerechte Anpassung der zur Verfügung stehenden Maßnahmen fand in der Arbeitsverwaltung vor Ort zu selten statt. Zudem wurde häufiger eine falsche Anwendung festgestellt, bei der die Fachkräfte den Handlungsbedarf nicht klar zuordnen konnten.

Die jeweilige Strategie- bzw. Programmauswahl wird am Ende dieser Phase *fachlich priorisiert* und wie bereits erwähnt mit einem *Zeitfenster* versehen.

➤ Vierte Phase: Umsetzen und Nachhalten

Der in der dritten Phase festgelegte Umsetzungsfahrplan wird in der *Eingliederungsvereinbarung* formuliert, womit „die Transparenz und die Verbindlichkeit für alle am Prozess beteiligten Akteure erhöht“ werden sollen. Die Vermittlungsfachkraft kann dabei auf eine automatisch erstellte EDV-Vorlage zurückgreifen, die alle bisher eingegebenen Daten nutzt. Die „verstärkte Einforderung von Eigenverantwortung“ bildet ein „Kernelement“ der Eingliederungsvereinbarung. Mögliche sanktionierende Schritte wegen „Verstößen gegen die Vereinbarungen“ sind wiederum als passende Handlungsstrategien vermerkt, die Rechtssicherheit garantieren sollen.

Die tatsächliche Umsetzung wird nun entlang der festgelegten Schrittfolge vorgenommen, so dass die Handlungsbedarfe nach und nach bearbeitet werden. Entweder kann so direkt eine *Vermittlung* in den Arbeitsmarkt o.Ä. entsprechend der Zielformulierung erfolgen, oder nach

höchstens sechs Monaten findet eine *Überprüfung* des Fahrplans bzw. ein Nachhalten in Form eines *Folgegesprächs* statt. Dabei wird „vorausgesetzt, dass sich die konkreten Inhalte des Gesprächs an den Empfehlungen bzw. Inhalten der aktuell verfolgten Handlungsstrategie(n) und sich die Gesprächsführung methodisch am Beratungskonzept der BA orientieren“, so dass zumindest vier *inhaltliche Aktivitäten* abgedeckt werden:

1. Abgleich der Eingliederungsvereinbarung und der bisherigen Umsetzung
2. Überprüfung von Profiling, Zielformulierung und Strategieauswahl
3. Besprechung der Bewerbungsaktivitäten
4. Neue Vereinbarungen und Terminierung der nächsten Schritte

Auf diese Weise wird der Kreis des 4-Phasenmodells geschlossen, das mit jedem erreichten Fortschritt bzw. jeder Veränderung durch eine erfolgreiche oder auch nicht-erfolgreiche Handlungsstrategie die Daten- und damit die Profillage des/der KundIn anpasst.

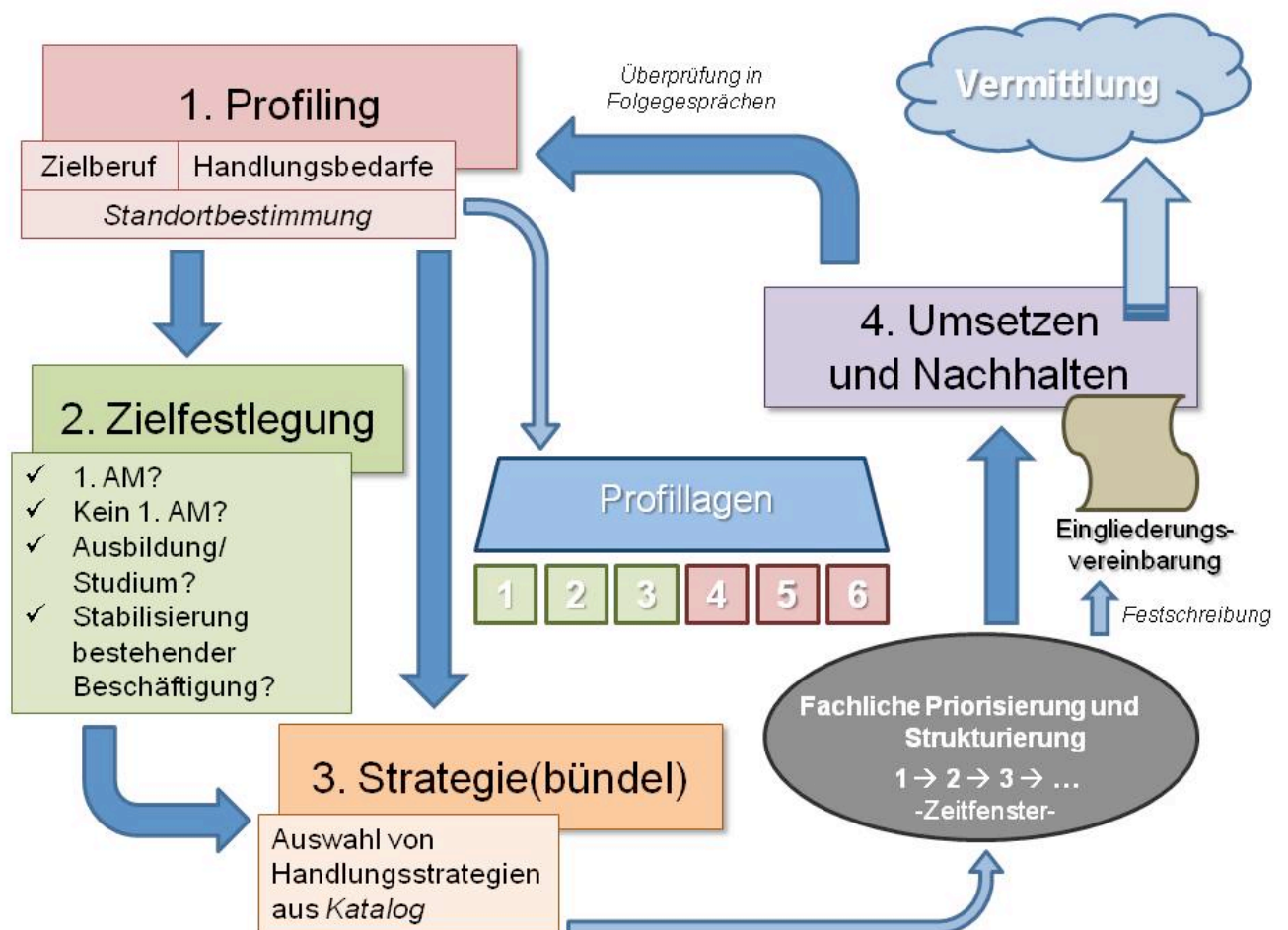


Abb. 13 Ablauf des 4-Phasenmodells – eigene Darstellung

## 2. Kritische Betrachtungen und einige bescheidene Empfehlungen

Das neue, arbeitnehmerInnenorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit erstrahlt in der Gestalt eines Qualitätsmanagementprozesses, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die ‚Inputs‘ und ‚Outputs‘, die beteiligten Akteure etc. im Rahmen der Arbeitsvermittlung klarer als zuvor zu benennen, die vielfältigen Verläufe transparenter zu gestalten und v.a. überprüfbar und damit kontrollierbar zu machen. Wie bereits dargelegt wurde, ist hierbei die politisch-historische und sozialrechtliche Rahmung des Entwicklungsverlaufs zu beachten, deren Auswirkungen an vielen Stellen spürbar sind. Nichtsdestotrotz stellt sich die Frage, inwiefern tatsächlich Alternativen erdacht werden konnten, oder auch, ob eine kritische Reflexion der bisherigen Praxis zwar mit einbezogen, jedoch unter weiteren als den immer wieder öffentlich geforderten ‚Effizienzkriterien‘ und in einer anderen als einer stark ökonomisierten Auslegung des SGB II stattfinden konnte. Nimmt man beispielsweise den Bericht des Bundesrechnungshofes vom 15. November 2010 zur Hand, der die BA wie die vorangegangenen Berichte unter Zugzwang setzte, finden sich schnell Zielvorgaben, die vorschreiben, „Qualitätsmängeln bei Durchführung der Maßnahmen und dem unwirtschaftlichen Einsatz von Ressourcen“ (DEUTSCHER BUNDESTAG 2010: 46) konsequent vorzubeugen. Gemäß dieser Kritik hatte die BA aufgrund der Vernachlässigung der „ihnen auferlegte[n] Qualitätssicherung [...] keinen verlässlichen Überblick über die Qualität der Maßnahmen. Sie war nur eingeschränkt in der Lage, Mängel bei den Maßnahmen zu erkennen und frühzeitig auf deren Beseitigung hinzuwirken. Damit gefährdete sie den wirtschaftlichen Einsatz ihrer Ressourcen. Denn die Qualität der Maßnahmen hat wesentlichen Einfluss darauf, ob die Eingliederung der Teilnehmer ins Berufsleben gelingt“ (ebd.: 194). Beantwortet wurde dies reflexartig durch die Verstärkung der Bemühungen dementsprechende Qualitätskriterien an die Eingliederungsmaßnahmen heranzutragen und abzufragen, häufig durch die Einforderung von Qualitätsmanagement-Systemen in den Maßnahmen selbst und daraus hervorgehenden Zertifizierungen, auch wenn u.a. den Fachabteilungen der BA sicherlich klar war, dass eine fiskalpolitische Vermessung der Eingliederungsmaßnahmen viel zu kurz greift und die Schlussfolgerung ‚Qualität = Eingliederungsquote‘ grundlegend falsch ist.

### *a) Abbau von Kontrolle und Komplexität*

Obwohl sich dieses Beispiel auf einen Bericht bezieht, der nach der Einführung des 4-Phasenmodells veröffentlicht wurde, sollte noch einmal klar geworden sein, inwieweit es bei

der konzeptionellen Entwicklung im Kontext eines sozialpolitischen Drohgebäudes darum ging, die öffentlich an die Vermittlungsbehörden herangetragenen Anforderungen zu erfüllen; die LeistungsempfängerInnen sollen dabei als „KundInnen“ zwar im Mittelpunkt stehen, doch geht es weniger um die Hilfe im Einzelfall, sondern vielmehr um die offizielle Darstellung eines ‚effizienten‘, ‚funktionierenden‘ Systems, das erwartbare (positive) Ergebnisse produziert, die dann politisch verwertet werden können. Wie im Falle sonstiger Qualitätssysteme steht dabei die Kontrollfunktion im Vordergrund, für die durchgängige Zugriffswege offen gehalten werden: die handelnden Akteure, also die BA-MitarbeiterInnen, die KlientInnen und insbesondere auch Dritte in den beteiligten Formen der Sozialen Arbeit sollen kontrolliert werden, die ‚Produkte‘ und der Prozess an sich ebenso. Es herrscht die Vorstellung, dass überprüfbare Kriterien und Indikatoren objektive Eingriffe ermöglichen, damit die politisch-relevanten Anforderungen erfüllt werden. Doch ist ein System, das sich als „lernendes System“ quasi ‚selbst kontrolliert‘, überhaupt zu kontrollieren? Wie andere ausdifferenzierte, managerialistische und auch klinisch-diagnostische Konzepte tendiert auch das 4-Phasenmodell dazu, sich v.a. aus Sicht der Hilfesuchenden *kritikresistent* zu machen (vgl. WEBER 2005). So werden die heterogenen Biographien der Betroffenen nach einem festgelegten Ablaufmuster zunächst binär codiert (passend/nicht-passend, förderlich/hinderlich, gutes/schlechtes Wettbewerbsmerkmal) und digitalisiert. Die erhobenen Daten werden elektronisch verarbeitet, in Matching-Strukturen gepresst und am Ende als Handlungsstrategiebündel präsentiert, dem – wegen der im Grunde ‚fehlerunanfälligen‘ Modellkonzeption – nicht widersprochen werden kann. Die tatsächlichen Bedarfslagen der Betroffenen und die damit zusammenhängenden Deutungsmuster für die Annahme von ‚aktivierenden Hilfeangeboten‘ werden auf diese Weise in eine immer ausgefeiltere, institutionelle Prozesslogik übertragen, mit der sie durch die Fachkräfte mithilfe einer ‚reflexiven Deutungskompetenz‘ ‚in Einklang‘ gebracht werden sollen (vgl. WENZEL 2008b). Ein Scheitern der Vermittlungsbemühungen wird immer weniger dem Handeln der Behörde und immer mehr den AdressatInnen zugeschrieben, die scheinbar ‚nicht wollen‘. Ob und inwiefern dadurch Hilfeprozesse gestaltet werden können, lässt sich trotz aller Kontrollanstrengungen nicht garantieren (vgl. Kap. V.2). Dieser Einwand lässt sich auch daran ablesen, dass sich das Interaktionsdilemma (ebd.) im Vermittlungshandeln nicht lösen lässt, sondern mit all seinen Widersprüchen im 4-Phasenmodell eingebaut wurde (s.o.). So lassen sich etwa die indifferenten Rollenzuweisungen an Fachkraft und Hilfesuchende auch im aktuellen Integrationskonzept lediglich in den Interaktionssituationen selbst klären, was die Bedeutung der Situationsemergenz hervorhebt. Konzeptionelle Angleichungen, wie z.B.

die Deklaration von „Hilfebedürftigen“ zu „leistungsberechtigten KundInnen“, können in diesem Kontext nur als oberflächliche Lösungsvorschläge gelten.

Befürchtungen im Vorfeld der Einführung des 4-Phasenmodells, dass die Fachkräfte nur das EDV-Programm abarbeiten, nicht die ihnen angebotenen ‚Freiheiten‘ nutzen und die KlientInnen an das Modell anpassen würden und nicht umgekehrt, deuten in die gleiche Richtung. Dies würde die einseitige Auflösung des Dilemmas innerhalb vermeintlich rechtssicherem Verwaltungshandeln bedeuten und schließt an die Evaluationsergebnisse der damaligen „Handlungsprogramme SGB III“ an, die aufzeigen, „dass trotz der weitgehenden Standardisierung in einer nicht geringen Fallzahl die Individualbedarfsorientierung des Beratungsgesprächs stark ausgeprägt ist. [...] Die Praxis des Dienstleistungsprozesses zeigt [...], dass sich die lebendige Arbeit der Vermittlerinnen und Vermittler einer vollständigen Determinierung durch das Steuerungssystem entzieht“ (HIELSCHER/OCHS 2009: 110). Auch Probleme mit der Einordnung dezentraler Handlungsstrategien im 4-Phasenmodell hängen sicherlich damit zusammen. Um tatsächlich am Einzelfall arbeiten zu können, erscheinen die Rahmensetzung für das institutionelle Handeln trotz eines großen Merkmals- und Strategiekatalog und die im Gegensatz zu den Vorgängermodellen implizite Freiheitsgewährung an die Fachkräfte einfach nicht ausreichend genug. Das bedeutet allerdings nicht, dass an dieser Stelle für eine weitere Ausdifferenzierung plädiert wird, sondern im Gegenteil: Eine Behörde, die Hilfestellung als eins ihrer Hauptanliegen bezeichnen möchte, kann sich nicht hinter immer verzweigteren Management-Modellen verstecken, auch wenn das die Verantwortlichen v.a. in der Politik zufrieden stellen mag. Denn es kommt – und darauf weisen die Forschungsergebnisse deutlich hin – in erster Linie darauf an, den AdressatInnen vertrauensvolle, institutionelle Aneignungsangebote zu unterbreiten, die als Basis für etwaige Hilfeprozesse dienen können. Die Konfrontation mit digitalisierten Ablaufmustern baut dagegen eine *Reifikationsmauer* auf, die von Seiten der Hilfebedürftigen nicht durchbrochen werden kann; einfach, weil ihnen das Wissen über die professionell-komplexen Strukturen fehlt. Um eine solche Interaktionsbasis zu generieren, sind die Fachkräfte gezwungen, die vorgefertigten Steuerungspfade zu verlassen, „auf kreative und taktische Umgangsweisen mit den Handlungsvorgaben der Organisation zurück[zugreifen]“ (WENZEL 2008b: 58) und sich der Kontrollierbarkeit zu entziehen, so dass individuelle Falldeutungen und –bearbeitungsmuster wieder in den Vordergrund treten (müssen) (vgl. BEHREND/LUDWIG-MAYERHOFER 2008). Auch Forderungen nach immer weit reichenderen Kontrollmechanismen, ob nun für die Fachkräfte, Beschäftigungsprojekte oder die AdressatInnen, führen nicht zu einem erfolgreicherem

Vermittlungshandeln, sondern entwerfen einerseits einen zunehmend reifizierten Handlungsrahmen (vgl. Kap. IV.5) und werden umgangen werden, selbst wenn nur noch stark eingeschränkte Handlungsmuster zu Verfügung stehen, worauf die untersuchten Fälle von KlientInnenseite hinweisen. Aus diesen Gründen muss die Vermittlungsarbeit offener gestaltet, das Organisationsmodell in seiner Komplexität eingeschränkt werden.

***b) Aktivierung durch mehr Selbstbestimmung und Beteiligung – Akzeptanzorientierte Vermittlungsarbeit***

Einer solchen Forderung würde wahrscheinlich das Argument entgegen gebracht, dass eine dadurch entstehende unzureichende Datengrundlage die ‚Dienstleistungsqualität‘ senken und die Beratungs- und auch Hilfeprozesse gar nicht erst ermöglichen würde. Doch dies wäre ein Trugschluss: Es kommt gar nicht darauf an, ‚alle Daten‘ zu ‚allen Bedarfen‘ zu erhalten. Es bleibt der Freiwilligkeit des/der Einzelnen überlassen, inwieweit er/sie Auskunft geben möchte und was sie alles nennen mag. Der Schlüssel liegt also weniger in einem möglichst vollständigen Fragekatalog, sondern in einer vertrauensvollen Situationsgestaltung, die die offene Aushandlung von evtl. Hilfebedarfen unterstützt. Das Paradigma der „Ganzheitlichkeit“, das insbesondere als Bestandteil einer klinischen Sozialen Arbeit auftaucht (vgl. MÜHLUM 2002) und die „möglichst umfassende Einbeziehung der Persönlichkeit des Gegenübers in den Interventionsprozess“ (WEBER 2005: 79) vorschreibt, ist gerade aus hilfetheoretischer Sicht zu kritisieren, da es „nur die Gefahren, die der [...] professionalisierten Intervention innewohnen“ (ebd.) erhöht, was in erster Linie die Zementierung der bereits mehrfach erwähnten Kontroll- und Herrschaftsstrukturen meint, die die HilfeempfängerInnen mit stigmatisierenden, objektivierten Bedarfslagen konfrontieren, die arbeitgesellschaftlichen Akzeptanzdefizite erhöhen und aus ‚professionellen‘ Gründen eine Mitgestaltung von Hilfe torpedieren. Diese Kritik spiegelt sich gleichfalls in der Vorstellung eines „Case Managements“, das in den vergangenen Jahren zur Beratungsmaxime in der Arbeitsvermittlung wurde:

„Case Management ist eine der früheren Anwendungen humaner Dienstleistungen, in der die ganze Person einbezogen wird. Im Unterschied zu spezialisierten Dienstleistungen konzentriert sich Case Management gerade nicht nur auf ein Problem, sondern nimmt sich der vielen Probleme, Stärken und Sorgen an, die ein Klient mitbringt. [...] Case Management ist ein Verfahren, das die Gesamtsituation des Klienten bewertet und die Unterstützung an den Notwendigkeiten der identifizierten Problemlagen ausrichtet“ (SUMMERS 2008: 39, übersetzt in GÖCKLER 2009: 11)

Die Umsetzungsschwierigkeiten, die diese Form der Fallbearbeitung als „Beschäftigungsorientiertes Fallmanagement“ (vgl. GÖCKLER 2009) nach sich zog, konnten auch durch Mahnungen, sich stärker am Ausgangskonzept zu orientieren (vgl. KOLBE/REIS 2008), nur schleppend bearbeitet werden. Eine der Folgen ist die Verteilung der segmentierten Klientelgruppen auf unterschiedliche, einfachere bis aufwendigere Managementtypen, die an die jeweils erhobenen Bedarfslagen geknüpft wurde. Evaluationsstudien in den USA konnten zeigen, wie ein unzureichendes Case Management zu Segregationseffekten führte, weswegen auch dort ein spezielles Case Management für bestimmte, „problematische“ Personengruppen eingerichtet wurde (vgl. WENDE/REIS 2005). Letzteres wurde jedoch größtenteils nicht durch die Arbeitsverwaltung durchgeführt, sondern durch freie Träger, die diese Aufgabe übernahmen. Mit Blick auf die vorliegende Arbeit ist anzunehmen, dass es sich hierbei vornehmlich um KlientInnen handelte, denen die Behörde zum einen keine ausreichenden Ressourcenangebote unterbreiten konnte, um ‚hilfreich‘ zu sein, und zum anderen das sozialräumliche Setting nicht hinreichend ausgestaltet werden konnte. Mit dem Einbezug anderer Hilfeangebote, die damit selbst zu zentralen Akteuren der Arbeitsvermittlung wurden, wurde die Zugangsstruktur für die Hilfebedürftigen geöffnet und verbreitert, was sozialräumlich viele weitere Aneignungsmöglichkeiten bereit stellte. Dies würde auch ohne die Segmentierung der Betroffenen funktionieren, indem man zwar klare Anlaufstellen schafft, allerdings die AdressatInnen selbst entscheiden lässt, welches Angebot sie in Anspruch nehmen möchten. Das Ziel wäre in diesem Fall eine strukturelle Differenzierung des Hilfesystems (vgl. SCHEFOLD 2003) und nicht des Hilfeprozesses. Akzeptierende Hilfe bei Arbeitslosigkeit (vgl. Kap. V.2) tendiert aus diesem Grund weg von einem „Steuern“, wie es den aktuell angewandten Formen des Fallmanagements der Arbeitsvermittlung zu eigen ist, hin zu einem „Öffnen“: Die Möglichkeit der selbstbestimmten Auswahl der Unterstützungsangebote ist der erste Schritt zu einer Beteiligung der Geholfenen an ihrer Hilfe, die „für sich nicht nur eine Voraussetzung, sondern auch immer Ziel von Hilfeprozessen“ (SCHEFOLD 2003: 175) ist. Für die Helfenden selbst – und hier sei insbesondere die Soziale Arbeit angesprochen – muss ein freier Handlungsrahmen bereit stehen, in dem sie abhängig von ihrer jeweiligen Spezifizierung auf die Hilfeaufforderungen reagieren können: Sie wandeln ihre Rolle von *ManagerInnen*, die die Prozesssteuerung übernehmen möchten, zu *AnwältInnen*, die den Betroffenen neue Bewältigungsressourcen eröffnen und sich ihres stellvertretenden Handelns stets bewusst sind. Eine so betriebene Stärkung der Autonomie der KlientInnen, eine Garantie von Freiwilligkeit und eine ständige Reflexion eigenen Handelns finden sich als Forderung ebenso in den Ergebnissen anderer



Forschungsprojekte im Kontext der SGB II-Fallbearbeitung (vgl. LUDWIG-MAYERHOFER/BEHREND/SONDERMANN 2009), wenngleich diese nicht aus einer sozialpädagogischen Perspektive argumentieren. Für Modelle des Case Managements in der Sozialen Arbeit (vgl. NEUFFER 2009) mit Arbeitslosen bedeutet dieses hilfetheoretische Postulat einerseits die notwendige Auflösung der Rollenindifferenz der Fachkraft (ebd.: 54) im Laufe des Hilfeprozesses und andererseits die deutliche Betonung einer *doppelten Reflexivität* der Helfenden, um die Bedarfslogik der Hilfebedürftigen im Blick zu behalten und eine kontrollierende Einflussnahme auszuschließen. Doch darf eine kritisch-reflexive Bezugnahme zu eigenem, helfenden Handeln nicht nur in der Thematisierung in professionellen Zirkeln bestehen, sondern ist v.a. mit den jeweiligen Geholfenen zusammen herzustellen.

Der Aufbau von Beteiligungsmöglichkeiten vor dem Hintergrund bestehender multipler Problemlagen der KlientInnen und einem gleichzeitigen Abbau vordefinierter, komplexer Konzeptstrukturen, stellt hohe Anforderungen an die Behörde sowie die Fachkräfte. Erfahrungen aus Untersuchungen zum Fallverstehen in Hilfeplanverfahren (vgl. NEUBERGER 2004) haben gezeigt, dass institutionelle Ablaufmuster zwar die Aushandlungsprozesse zwischen Professionellen und AdressatInnen starten lassen, im weiteren Verlauf aber flexibel sein müssen, um subjektive Hilfevorstellungen nicht durch die behördlichen Logiken fremdbestimmt zu überformen und den Hilfeprozess abubrechen. Akzeptierende Hilfe bei Arbeitslosigkeit muss als „Hilfeverfahren“ (vgl. SCHEFOLD 2002) diesen Balanceakt vollbringen, was sich nicht nur in Form des ‚Könnens‘, also den zuhandenen strukturellen wie personellen Ressourcen, sondern auch als ‚Wollen‘ manifestiert. Sie steht auch „in Abhängigkeit von dem Willen und den Zielen der HelferInnen, Beteiligung zu ermöglichen; sie wird Aufgabe flexibler und empathischer Arrangements, die Fachkräfte bereit stellen können. Beteiligung wird auf der unabdingbaren Grundlage subjektiver Rechte zur professionellen Herausforderung der Fachkräfte“ (SCHEFOLD 2003: 175). Das bedeutet, dass etwa Terminversäumnisse, mangelhafte Zusammenarbeit etc. nicht mit Interventionsmöglichkeiten der sog. „Aktivierung“ wie Sanktionen zu beantworten sind, die ein mögliches Vertrauensverhältnis zerstören oder gar nicht erst entstehen lassen und das Fundament für Betrugserfahrungen liefern (vgl. FALTERMEIER 2001), sondern dass alternative Settings vorhanden sein müssen, in denen Bedarfe adäquat artikuliert werden können. Das gilt im Besonderen für die behördlichen Interaktionsangebote, so dass es neben dem anonymen „Kundenzentrum“ und dem Service-Center weitere niedrigschwellige Anlaufpunkte geben muss, wie etwa unabhängige KlientInnenvertretungen oder

Beratungsangebote, die außerhalb einer konkreten Fallbearbeitung liegen. Ein solches Einräumen von Wahlmöglichkeiten, Artikulationschancen und Widerspruchsrechten wäre zudem konform mit dienstleistungstheoretischen Hinsichten (vgl. SCHAARSCHUCH 2006) und würde – in sozialpädagogischer Lesart – über die Stärkung der individuellen Selbstbestimmung ‚aktivierend‘ wirken, so dass damit ein Hebel sichtbar wird, mit dem das o.g. Interaktionsdilemma bearbeitet werden kann.

**c) Das Problem mit dem Hilfebedarf**

Zurückkommend auf die Kritik des Bundesrechnungshofs, die BA würde zu selten „passgenaue“ Maßnahmen anbieten, was zu einem ineffizienten Mitteleinsatz führe, muss noch einmal genauer auf die Frage der Feststellung des Hilfebedarfs eingegangen werden. Die bisherige Lösung war und ist eine Verfeinerung der Erhebungsinstrumente, um eine immer detailliertere, objektivierte Bedarfsfeststellung treffen zu können. Doch wurde in dieser Arbeit bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass eben diese diagnostischen Eingriffe paradoxerweise nicht zu einer besseren Bedarfsermittlung führen, sondern dagegen Entfremdungsdynamiken in den Interaktionsprozess hineinragen, die das Ergebnis am Ende so weit verformen, dass es keine hinreichende Aussagekraft mehr besitzt. Und vielmehr: Es besteht dabei die Gefahr, dass zusätzliche Akzeptanzdefizite an die AdressatInnen herangetragen werden (vgl. Kap. IV.2), die die individuelle Lage weiter komplizieren, für die Behörde allerdings den zweifelhaften ‚Vorteil‘ bringen, dass der Fall i.S. des Integrationskonzeptes besser strukturiert und ‚bearbeitet‘ werden kann.

Um diesem Problem weiter auf den Grund zu gehen, muss die Generierung des Hilfebedarfs näher betrachtet werden, der einerseits als berufliche Zielvorstellung und andererseits als Handlungsbedarf im Rahmen des Profilings ermittelt wird. Im Grunde finden in diesem Schritt bereits die institutionelle und darüber die arbeitgesellschaftliche Bilanzierung der jeweiligen Biographie statt. Dabei werden Ressourcenbegriffe verwendet, die auf ein Konstrukt von „Beschäftigungsfähigkeit“ angepasst wurden, das gesellschaftliche Rahmenbedingungen außeracht lässt:

„Die ‚interaktiv‘ verstandene Beschäftigungsfähigkeit wird [...] auch von gesellschaftlichen Ressourcen bestimmt, die das Beschäftigungssystem oder die Arbeitsverwaltung bieten oder vorenthalten, sowie von weiteren gesellschaftlichen Bedingungen für die ‚Umwandlung‘ dieser Ressourcen in Beschäftigungsfähigkeit, angefangen von der regionalen Arbeitsmarktlage über Unternehmensstrategien und Bildungsinstitutionen bis hin zur Arbeitsmarktpolitik.“ (BARTELHEIMER 2009: 135)

Sicher: Arbeitsmarktbedingungen werden innerhalb der Potenzialanalyse betrachtet, jedoch in einem nächsten Schritt auf die subjektive Ebene zurückgelenkt und damit häufig zu einem „Mangel an Mobilität“ erklärt. In dieser Hinsicht kann einer so verstandenen Beschäftigungsfähigkeit als einem der Haupt-Indikatoren im Vermittlungsprozess nur schwerlich eine Gültigkeit zugewiesen werden. Eine Argumentation, die darauf aufbaut, macht sich im Grunde selbst unglaubwürdig.

Gleichwohl ist gegen eine Zusammenstellung der Lebenslaufdaten, wie sie in der Stärkenanalyse stattfindet, nichts einzuwenden, sofern sie einer besseren Berufsorientierung und Jobsuche dient. Der Vorteil der Bundesagentur für Arbeit bestünde darin, dass sie den weitaus besseren Zugriff auf Jobangebote hätte und damit breitere Zugangswege zum Arbeitsmarkt öffnen könnte, als dazu eine einzelne Person imstande wäre. Eine solche Vorstellung divergiert – die Untersuchungsergebnisse dieser Arbeit einbeziehend – vielerorts allerdings mit der Praxis. Die Weiterleitung an private Arbeitsvermittlungen per Gutschein, der Druck ‚mehr Eigeninitiative‘ zu zeigen und folglich keine Vermittlungsvorschläge mehr zu unterbreiten oder auch Erfahrungen der Betroffenen, ständig unpassende oder doppelte Vorschläge zu bekommen, teils mit der Auflage sich unter Sanktionsandrohung sofort zu bewerben, deuten in eine andere Richtung. Hier müsste sich die Behörde erstens wieder auf den ‚einfachen‘ Vermittlungsakt, sozusagen ihre Kernkompetenz besinnen und diese an den direkten Wünschen der Arbeitssuchenden orientieren. Negativ flankiert wird dies u.a. durch die explosionsartige Zunahme an Tätigkeits- und Berufsbezeichnungen, die wiederum die Korridore in den Arbeitsmarkt verengen und verschachteln. Zweitens ist nicht ausgeschlossen, dass eine *Bildung von regionalen Vermittlungsnetzwerken* – idealerweise zusammen mit dem Aufbau von Hilfelandschaften – vorangetrieben werden könnte, die die Agentur federführend koordinieren könnte. Darin eingeschlossen wären weniger die PrivatvermittlerInnen, die primär über Kaufprozesse agieren, sondern vielmehr die dezentralen Anlaufstellen von Initiativen, Vereinen oder sozialen Trägern, die gleichsam auf Hilfeanforderungen reagieren können.

Für die konkrete Bedarfsermittlung würde dies Folgendes bedeuten: Wie o.g. geht es nicht um die ganzheitliche Erfassung aller biographischer Eventualitäten, die einen institutionellen Handlungsbedarf generieren würden. In welcher Weise etwas relevant für den Hilfeprozess sein könnte, wird von Seiten des/der AdressatIn in einem ersten, offenen Gespräch genannt und später ggfs. ergänzt werden. Neben der obligatorischen Aufnahme der jeweiligen Zertifikate, sollten die Fachkräfte dabei eine begrenzte Checkliste verwenden, die lediglich eine die Narration stützende Funktion einnimmt. In der schon damit beginnenden

Aushandlung des Bedarfs, die über den gesamten Betreuungszeitraum hin anhalten wird, müssen die Aufforderungen der HilfeempfängerInnen verstanden, in die Behördenlogik übersetzt und die Hilfeangebote daran ausgerichtet werden. Das bedeutet nicht, dass professionelle Einschätzungen und damit Erfahrungen außen vor bleiben sollen: Sie sind bereits Teil der Aushandlung. Zu beachten ist dabei das sozialräumliche Setting, das für die Bedarfsermittlung eine wichtige Funktion einnimmt. Es wurde bereits erwähnt, dass Interaktionsangebote in unterschiedlichen Formen bestehen müssen, in der Agentur und außerhalb, was bedeutet, dass Beratung und Betreuung gleichfalls in der Fläche gestreut werden müssen, sich – die Privatsphäre der AdressatInnen achtend – an den biographisch-sozialräumlichen Eigenheiten orientieren müssen. Ferner ist die Zeit als wichtiger Faktor nicht außeracht zu lassen: In Modellagenturen konnten alleine über ein größeres *Zeitbudget* in den Vermittlungsgesprächen positivere Ergebnisse erreicht werden. Aus hilfetheoretischer Sicht ist das eine logische Folge, da trotz Standardisierung in der zur Verfügung stehenden Zeit ein tiefgängigerer Aushandlungsprozess gestartet werden kann.

Die Orientierung an den subjektiven Bedarfsdefinitionen und deren Akzeptanz sowie die daran angreifende Öffnung des Hilfeprozesses stellen vielleicht einen starken Gegensatz zu der aktuellen, interventionalistisch-steuernden Verfahrensweise anhand eines objektivierten Hilfebedarfes dar, ziehen aber hinsichtlich einer möglichen Umsetzung nicht automatisch einen radikalen Reformprozess nach sich. Erhebt man die Idee einer akzeptierenden Hilfe bei Arbeitslosigkeit vorerst zu einer Handlungsprämisse, so ist es denkbar, schrittweise Änderungen in das aktuelle Integrationskonzept einzuarbeiten bzw. bestimmte Weisungen zu ändern oder auszusetzen, um beispielsweise die Komplexität zu reduzieren.

Ein *Qualitätssystem*, das daran angepasst wird, muss mit der Tatsache operieren, dass Fortschrittmessungen und dafür benötigte Indikatoren nur relativ dicht an den Fallverläufen und aus der Sicht der Betroffenen entwickelt werden können. So müssen die Geholfenen selbst Aussagen darüber treffen, inwieweit etwas hilfreich war oder nicht. Das wäre nichts anderes, als eine qualitative Rückmeldung zu den eigenen ‚Dienstleistungen‘ zu bekommen, mit dem Unterschied, dass das ‚Produkt‘ nicht auf Konstrukten wie der „Beschäftigungsfähigkeit“ aufbaut, sondern die Interaktion an sich in den Mittelpunkt stellt:

„Was Probleme und was Lösungen sind, was Ziele und was Instrumente sind, steht in solchen entwicklungs-offenen Hilfeprozessen, wie sie für soziale Dienste konstitutiv sind, eben gerade nicht von vornherein fest. Die Bestimmung von Zielen und Ergebnissen, auf die hin öffentlich finanzierte soziale Dienste ausgerichtet sind, und die Beurteilung der Mittel, mit denen sich diese Ziele erreichen lassen, ist also grundsätzlich problematisch und mehrdeutig.“ (SCHAARSCHUCH/SCHNURR 2004: 318)

Über eine systematische Beteiligung der AdressatInnen muss folglich eine „mehrperspektivische Auseinandersetzung über den Gehalt von Qualität personenbezogener sozialer Dienstleistungen“ (ebd.: 320) gewährleistet sein, in der „alle Akteure ihre Deutungen, ihre jeweiligen Perspektiven bezüglich der ‚Qualität‘ [...] zur Geltung bringen können“ (ebd.).

Die aktuell angewandte Profillagen-Einteilung mag möglicherweise keinen oder nur einen geringen direkten Einfluss auf den Vermittlungsprozess an sich ausüben, doch zeigen sich ihre Auswirkungen an anderer Stelle: Die Segmentierungen und die daraus hervorgehende Messbarkeit von „Problemgruppen“, die diese Zuschreibung als Ergebnis eines Profilings bekommen, das die Biographien in marktwirtschaftlich-verwertbare Stücke zerteilt und als Bedarfslage gemäß institutioneller Relevanzen neu zusammenstellt, entwerfen kollektive Handlungsprogramme, die dann wieder als Instrumente den Fachkräften zur Verfügung gestellt werden. Der Schein, dass hier eine ‚bottom up‘-Strategie verfolgt wird, wird dadurch getrübt, dass die Erhebung eben nicht anhand subjektiver Hilfebedürfnisse stattfindet, sondern diese an die behördliche Logik anpasst. So wird ein Zirkel institutioneller Objektivierung geschlossen, der Hilfe in entfremdeter Form produziert (vgl. Kap. V.2). Diese Kritik schließt sich an frühere Einwände an, die von der Nutzung einer Profillage abraten (vgl. REIS/WENDE 2009), die Ausgrenzungsrisiken aufzeigen und festhalten, dass der „Versuch, Beschäftigungsfähigkeit als ein persönliches Merkmal zu operationalisieren, [...] nicht nur eine persönliche Problem- und Schuldzuweisung [begünstigt], die dann eine subjektiv ausgrenzende, strafende oder ‚therapeutische‘ Arbeitsweise legitimieren soll. Die darauf gestützten Prognosen können auch objektiv ausschließend wirken, wenn sie im Einzelfall festlegen, wie weit die Vermittlungsfachkräfte Suchaktivitäten auf dem regulären, ‚ungeförderten‘ Arbeitsmarkt noch unterstützen“ (BARTELHEIMER 2009: 141f). Das Profillagensystem trägt somit nicht zu Verbesserungen des Vermittlungshandelns bei, so dass seine generelle Sinnhaftigkeit bezweifelt werden muss.

#### ***d) Die Verbindung zur Sozialen Arbeit***

Für Soziale Arbeit im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit entsteht – unabhängig von ihrer internen Ausrichtung – der Druck, sich an die Verläufe und auch die Indikatoren des 4-Phasenmodells anpassen zu müssen. Sie reagieren als Akteure in einem modularisierten Baukastensystem, das die Maßnahmen entlang des erhobenen Handlungsbedarfs zusammenstellt, und sind dazu gezwungen dieselben bzw. ähnliche Hilfelogiken und damit verbundene Bedarfs- und Aufgabenkonstruktionen, wie etwa die „Herstellung von

Beschäftigungsfähigkeit“ zu übernehmen. Andere Kompetenzen, Bewältigungsformen und -ressourcen der HilfeempfängerInnen geraten auf diese Weise leicht aus dem Blick, insbesondere sozialräumliche Kontexte, die nicht auf der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslauf zu verorten sind. Dabei beherbergen genau diese Settings viele Bewältigungspotentiale, die hinsichtlich einer Arbeitsmarktintegration wichtig sind, und legen Transformationspfade frei, die eine neue Relevanzordnung im biographischen Sozialraum ermöglichen. Sozialpädagogische Maßnahmen, die zumeist als öffentlich-geförderte Beschäftigung betrieben werden, müssen jene Potentiale nutzen und *Übergangskanäle* zu anderen Tätigkeitsformen auf dem sog. ersten Arbeitsmarkt ausbauen. Hinderlich erweisen sich dabei u.a. Auflagen der „Zusätzlichkeit“, „Gemeinnützigkeit“ und „Wettbewerbsneutralität“, die über die Stärkung lokaler und regionaler, demokratischer Prinzipien in der Beschäftigungsförderung (vgl. Kap. V.2) aufgehoben werden können.

Um berufsbiographische Handlungsfähigkeit (wieder) aufbauen zu können, ist es für die AdressatInnen auf der einen Seite wichtig, dass Zugangshürden zu subjektiv-relevanten Settings nicht künstlich geschaffen werden, wie mithilfe häufig angewandter Motivationstests (vgl. LUDWIG-MAYERHOFER 2008). Auf der anderen Seite gilt es Zwangskontexte, die durch verschärfte Zumutbarkeitsregeln und Sanktionsdruck entstehen, aufzulösen (vgl. BESCHERER/RÖBENACK/SCHIERHORN 2009).

Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung muss ihre eigenen professionellen Hilfeansätze nutzen können. Sie muss ‚Dienstleistungen‘ für ihre KlientInnen erbringen und nicht in erster Linie für ihre Auftrag- und GeldgeberInnen. In einer differenzierten Landschaft von Vermittlungshilfen und Hilfen bei Arbeitslosigkeit müssen sich die unterschiedlichen AnbieterInnen auf einer Augenhöhe begegnen. So lassen sich Wege finden, über die die Bundesagentur für Arbeit die Komplexität ihrer Prozessstrukturen bzgl. der Integrationsanstrengungen und gleichzeitig ihre Kontrollmechanismen reduzieren kann, so dass sich eine komprimierte, akzeptierende Aufgabenwahrnehmung entwickeln lässt. Gerade im Hinblick auf sog. ‚problematische Fälle‘ muss Soziale Arbeit dabei als gleichberechtigte Partnerin betrachtet werden, die innerhalb und außerhalb der Behörde alternative Hilfestrategien anzubieten weiß.

## VII. Plädoyer für eine politische Soziale Arbeit

---

### *Zusammenfassender Ausblick*

Das gesellschaftliche Problem der Langzeitarbeitslosigkeit besitzt viele Facetten. In der vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchung wurde es konkret aus *Biographien von erwachsenen Betroffenen* rekonstruiert und dabei u.a. die Frage beantwortet, in welcher Weise soziale Hilfe insbesondere von Seiten Sozialer Arbeit bereitgestellt werden kann. So wurde deutlich, dass die Hilfebedürftigen sich in einer komplexen Lebenssituation befinden, in der die (berufs)biographische Handlungsfähigkeit stark eingeschränkt ist. Im Erleben schlägt sich dies als *Entfremdung* nieder, die sich auf der Handlungsebene anhand multipler Verlustdimensionen aufschlüsseln lässt und krisenhafte Ausmaße einnehmen kann. Dies konnte u.a. mithilfe des Verlaufskurvenkonzeptes gezeigt und dabei nachgezeichnet werden, welche biographischen Dynamiken in die Lebenslage der Langzeitarbeitslosigkeit führen und diese über Transformationsbewegungen verstetigen. Daneben legt die Betrachtung des *biographischen Sozialraums* offen, dass sich die Entfremdung dort als fremdbestimmende Dynamik manifestiert, die die Relevanz- und Ordnungsstruktur durchbricht und zu einer Reduktion sozialräumlicher Settings tendiert, die wiederum Aus- und Begrenzungen, aber auch Entgrenzungen nach sich zieht. Der Blick auf Arbeitslosigkeit wird damit um eine biographisch-sozialräumliche Perspektive erweitert, die gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf den Aufbau von *Aneignungsprozessen* in Form von *selbstbestimmten Bewältigungsmustern* lenkt. Als Reaktion auf die multiplen Entfremdungstendenzen konnte in allen Fällen die Entstehung von Settings beobachtet werden, die jenseits der Basis-Entwicklungslinie des institutionellen Lebenslaufs im biographischen Sozialraum liegen und nicht immer an soziale Netzwerke angeschlossen sind. Gerade jener Anschluss ist es jedoch, der weitere Bewältigungspotentiale freisetzt und Unterstützungsstrukturen anbietet. Als besonders interessant erwies sich in diesem Kontext, dass *Hilfe* als handlungsleitendes Prinzip ein ausgezeichnetes *Aneignungsmedium* darstellte. Daran gekoppelt waren Bewältigungsressourcen ebenso wie ein Kompetenzaufbau, der auch berufliche Relevanzzuschreibungen zuließ.

Die „aktivierenden“ Zugriffe durch die Vermittlungsbehörden wirken keinesfalls durchgehend als Hilfe. Vielmehr konnte festgestellt werden, dass in den Versuchen, den Integrations- und Vermittlungsprozess institutionell zu kontrollieren, die Kontrolle über dafür notwendige Hilfeprozesse vollkommen verloren geht bzw. diese erstickt. Die Gründe hierfür liegen zum einen in einer doppelten Reifikation des Vermittlungsapparates, die die

Handlungsmöglichkeiten der HilfeempfängerInnen radikal einschränken. Eine Mitwirkung am Prozessgeschehen ist nicht mehr möglich, so dass seitens der AdressatInnen entweder versucht wird, über die Ressourcen „Recht“ und „Krankheit“ weitere fremdbestimmende Eingriffe in die Lebenssituation zu verhindern (*Ankämpfen*) oder sich jener Fremdbestimmung zu ergeben, die eine Abwärtsspirale der Prekarisierung nach sich zieht (*Gewöhnung*). Die Betroffenen werden mit ‚Hilfe‘konstruktionen konfrontiert, die auf ein ökonomisiertes Konzept der „Beschäftigungsfähigkeit“ zugeschnitten wurden; Hilfe wird als ‚Integration in Erwerbsarbeit‘ nur als *entfremdete Hilfe* angeboten. „Vermittlungshemmnisse“ stellen sich in diesem Zusammenhang als Akzeptanzdefizite dar, die sich während des Vermittlungsprozesses verbreitern und damit die prekäre Lebenslage der HilfeempfängerInnen verstetigen sowie weitere Entfremdungsdynamiken freisetzen. Dazu trägt u.a. eine zunehmend diagnostizierende Fallarbeit bei, die immer wieder neue Parameter einführt, um die jeweilige „Integrationsfähigkeit“ zu vermessen. Da diese v.a. über medizinische Indikatoren operiert, erweist sich eine dilemmatische und *indifferente Interaktionsstruktur* zwischen Aktivierung, Dienstleistung und Hilfe, die den/die „KundIn“ größtenteils über die Handlungsressource „Krankheit“ zu involvieren versucht, als besonders dramatisch. Mithilfe kritischer Hinsichten auf das „arbeitsnehmerInnenorientierte Integrationskonzept der Bundesagentur für Arbeit“ wurden kurzfristige Vorschläge präsentiert, wie jene Problematik von institutioneller Seite aufgegriffen werden könnte. Eine Reduktion von Kontrolle und Komplexität im Vermittlungshandeln sowie breitere Zugangsmöglichkeiten zu den entsprechenden Hilfeangeboten eröffnen Wege, über die eine höhere, selbstbestimmte Beteiligung der HilfeempfängerInnen an ihrem eigenen Hilfeprozess arrangiert und die Entwicklung immer diffizilerer Formen entfremdeter Hilfe verhindert werden könnte.

Neue Handlungsansätze für Soziale Arbeit im Problemfeld finden sich im Konzept der *akzeptanzorientierten Hilfe bei Arbeitslosigkeit*. Langfristig gilt es hier einerseits eine breite *Hilfelandtschaft* aufzubauen, die vielfältige sozialräumliche Settings und damit auch soziale Netzwerke anbietet, die eine Verknüpfung mit den selbstbestimmten Handlungs- und Bewältigungsmustern des jeweiligen biographischen Sozialraums zulassen. Andererseits sind Arbeitsmarktstrukturen zu schaffen, die zu einem *integrativen Arbeitsmarkt* führen. In ihm verbindet sich der sog. erste Arbeitsmarkt mit Potentialen der öffentlich-geförderten Beschäftigung. Dabei spielt die politische Beteiligung der Betroffenen eine zentrale Rolle, deren Ermöglichung zu einer der Hauptaufgaben einer Sozialer Arbeit werden muss, die „die Grenze zum sozialpolitischen Engagement, zur lokalen Wirtschaftsförderung und zur



ökologischen Intervention“ (BURGHARDT 2005: 42f) überschreitet. Dabei ist „sozialarbeiterisches bzw. –pädagogisches Handeln gerade nicht mehr nur auf die individuelle Klientel zu richten, sondern die Öffentlichkeit in die Pflicht zu nehmen, dem Anspruch der Menschen auf ihnen adäquate Förderung gerecht zu werden“ (LUDWIG-MAYERHOFER 2008: 233).

Die Idee einer in dieser Weise handelnden *politischen Sozialen Arbeit* ist nicht neu (vgl. STEINACKER 2011). Und natürlich wird in den hier vorgeschlagenen Konzepten eine herausfordernde Aufgabe formuliert, die innerhalb der gegenwärtigen sozialpolitischen Tendenzen nicht einfacher wird. Die Wirtschafts- und Finanzpolitik ist längst zum bestimmenden Politikfeld geworden und entwirft die enger werdenden Spielräume für Sozial- und auch Bildungspolitik, die unter dem neoliberalen Credo „Sozialpolitik ist Wirtschaftspolitik“ (vgl. RÜTTGERS 2008) vereinigt werden. Der daraus entspringende Kostendruck auf die Soziale Arbeit nimmt zu, und nicht selten findet sich sozialpädagogisches Handeln selbst in prekären Finanzlagen wieder und büßt so zunehmend an Handlungsfähigkeit ein, u.a. indem die professionellen MitarbeiterInnen in unsicheren Beschäftigungslagen gehalten werden. Dies gilt im Besonderen für Projekte der sozialpädagogischen Beschäftigungshilfe, die von SozialpädagogInnen häufig als ‚Berufseinstiegsfeld‘ genutzt werden, um im Anschluss – verständlicherweise – in Arbeitsfelder mit attraktiveren Beschäftigungsbedingungen zu wechseln. Dies hat zur Folge, dass Professionalität und Reflexivität in diesem Bereich ständig neu aufgebaut werden müssen und sich das jeweilige Handeln aus einem Mangel an Alternativkonzepten allzu oft an die sozialpolitischen Leitkonzepte klammert, etwa die des Europäischen Sozialfonds oder der jeweiligen Landespolitik, die leider schnell zur einzigen Orientierung werden. Dies unterläuft nicht nur ein selbstreflexives Verständnis von Professionalität, sondern es verhindert gleichsam die Ausbildung und Artikulation gesellschaftskritischer Perspektiven aus der Praxis Sozialer Arbeit. Auch damit wurde das Fundament für die aktuellen Auswüchse ‚aktivierender Sozialer Arbeit‘ gelegt, in denen „new public management, Qualitätsmanagement, Evaluation, auch die ‚what works-Philosophie‘ [...] mit allen Ambivalenzen zwischen begründeter Fachlichkeit und Managerialismus integrierter Teil“ (SCHEFOLD 2011b: 183) sozialpädagogischen Handelns wurden. Doch sollte anstelle der Übernahme von Konzepten und Logiken entfremdeter Hilfe „die Option ‚Rückgabe‘ der Probleme an die ‚primären‘ Funktionssysteme, konkret: an die Politik, vor allem an die Sozialpolitik“ (ebd.: 183f) eine gangbare Lösung offerieren:

„Eine Soziale Arbeit, die sich nicht auch politisch einmischt, ist undenkbar. Wenn AkteurInnen der Sozialen Arbeit sich auch zukünftig als VertreterInnen der Aufklärung und nicht der Ökonomisierung, Privatisierung, Destabilisierung und Flexibilisierung des Sozialstaates verstehen, kommen sie nicht umhin, in ihrem professionellen Alltag ihre Einmischungskompetenz kontinuierlich zu realisieren. Das Plädoyer goutiert die Rolle der Sozialen Arbeit als Schalk im Nacken der neoliberalen Modernisierer.“ (THOLE 2003: 38)

Dass dieses Plädoyer bis heute Brisanz besitzt, ist nicht zuletzt an dessen zunehmender Thematisierung im Rahmen wissenschaftlicher Kongresse der Sozialen Arbeit zu erkennen (vgl. STÖVESAND/KESSL 2012). Dabei fällt auf, dass sich die Kritik an den bestehenden Verhältnissen zwar verschärft, zur Lösung notwendige Reformvorschläge und Diskussionsansätze allerdings nur vereinzelt auftauchen. Doch gerade um die politische Einflussnahme der Sozialen Arbeit zu steigern, müssen PraktikerInnen und WissenschaftlerInnen einerseits Wege der gegenseitigen Verständigung finden, um sich so andererseits aus der Deckung vermeintlicher Nicht-Normativität hinauszuwagen und über die aktive Mitarbeit in politischen Gremien sowie die klare Formulierung von Reformansätzen deutlich Stellung zu beziehen.

Jenen Formen der politischen Einmischung muss über den Weg der Forschung ein solider Rahmen gesetzt werden, der als Grundlage für praxisrelevante Diskurse dienen kann. Die ökonomisierenden Eingriffe in die Soziale Arbeit bilden dabei einen zentralen Dreh- und Angelpunkt, von dem aus ein breites Feld an wissenschaftlichen Interessen aufzuspannen ist. Greift man etwa Dimensionen der „Vermarktlichung des Sozialstaats“ wie erstens die „interne Vermarktlichung von Sozialstaaten durch Schaffung von Wohlfahrtsmärkten, zweitens die externe Vermarktlichung, in der die Sozialstaaten untereinander zu Wettbewerbern werden, und drittens die subjektbezogene Vermarktlichung, die ‚Erziehung zur Marktlichkeit‘“ (NULLMEIER 2004: 495) heraus, so werden damit bereits drei – eher breite – Zugangsrichtungen und Perspektiven offeriert, die sich sozialpädagogische Forschung nutzbar machen kann. Die in der vorliegenden Arbeit dargestellten empirischen Ergebnisse fügen sich in diesen Kontext ein und zeigen insbesondere hinsichtlich der letztgenannten Dimension auf, wie über die Idee der „Aktivierung“ erzieherische Aspekte sozialstaatlichen Handelns einen neuen Nährboden finden. In seiner modernen, mehr denn je an die Produktionsverhältnisse angepassten Form könnte der Erziehungsbegriff neue Hinsichten auf damit verbundene Handlungsformen einer ‚aktivierenden Sozialen Arbeit‘ anbieten, wie dies bereits in einigen Veröffentlichungen angedeutet wird (vgl. KESSL/REUTLINGER/ZIEGLER 2007). Kann man in diesem Zusammenhang sogar von einer Entgrenzung der Erziehung im Zuge der neokapitalistischen Dynamisierung der Arbeitsmarktregimes sprechen, die sich unter dem

Deckmantel euphemisierter Begriffe über die letzten Jahrzehnte hinweg entwickeln konnte? Welche Bedeutung haben dabei Bildungsbestrebungen, die im Hinblick auf selbstbestimmte berufliche Erwartungsfahrpläne die individuelle biographische Handlungsfähigkeit erhöhen können? Die in dieser Untersuchung veranschaulichten Erkenntnisse sprechen hier von einer arbeitsgesellschaftlichen Dominanz, die jene Planungsentwürfe mit Akzeptanzgrenzen konfrontiert und damit fremdbestimmt Relevanzen zuweist, obwohl objektiv gerade im Hobbybereich sehr wohl berufliche Kompetenzen erworben werden konnten. Diese stammen jedoch nicht aus institutionell gesteuerten Bildungsprozessen, sondern entfalten sich frei entlang von subjektiven Präferenzen. Auf welchen Wegen ist es möglich auch jene Kompetenzen als berufsbiographische Entwurfsfolie zu nutzen? Und ist dies überhaupt erstrebenswert, betrachtet man die teils klaren, biographisch-sozialräumlichen Trennlinien, die von den Akteuren selbst zwischen ‚Hobby‘ und ‚Beruf‘ gezogen werden, v.a. im Horizont einer entgrenzten Arbeitsgesellschaft?

Daran knüpft sich erneut die Frage nach der Rolle der Sozialen Arbeit, gerade mit Blick auf den Aufbau und die Gestaltung von Hilfelandschaften, wie sie oben dargelegt wurden (vgl. Kap. V.2). Einerseits lässt sich dabei in Richtung der Herstellung biographisch anschlussfähiger Settings diskutieren, die über geeignete Aneignungsstrukturen verfügen und so Kompetenzaufbau wie auch Bewältigungshandeln ermöglichen. Wie lässt sich eine solche ‚offene Struktur‘ auf praktischer Ebene konzeptionell beschreiben und lokalpolitisch verarbeitbar machen? Wie könnten entsprechende Förderinstrumente aussehen, die gleichsam die Brücke zum Arbeitsmarkt schlagen und dort tatsächlich eine integrative Funktion einnehmen? Andererseits ergeben sich multiple pädagogische Implikationen bzgl. einer demokratischen Bildung der AdressatInnen sowie daraus erwachsende Ansprüche an Governance-Strukturen (vgl. EUROPÄISCHE KOMMISSION 2001, SEYFRIED 2005). Gerade hinsichtlich Arbeitsloseninitiativen, die bislang in ihren politischen Wirkungsmöglichkeiten wenig anerkannt werden, werden so Forschungsinteressen offen gelegt, die jene heterogenen, sozialräumlichen Formationen fokussieren und analysieren möchten, um daran anschließend evtl. über freigelegte Hilfeprozessstrukturen die Einbindung sozialpädagogischer Unterstützungsangebote erörtern zu können. Welche neuen Perspektiven können so auf „Hilfen zur Arbeit“ und damit verbundene Bedarfslagen geworfen werden? In welcher Weise können soziale Netzwerke in diesem Zusammenhang beschrieben und rekonstruiert werden und welche Funktion nehmen diese hinsichtlich einer berufsbiographischen Planung ein?

Eine hoch diffizile Angelegenheit stellt zudem die Verbindung zwischen professioneller Sozialer Arbeit und bürgerschaftlichem Engagement dar, da die aktuellen ökonomisierenden Tendenzen das Konkurrenzverhältnis zwischen Professionellen und Freiwilligen verschärfen, was zusätzlich durch den Spardruck öffentlicher Haushalte negativ flankiert wird. Weder dürfen bürgerschaftlich Engagierte dabei zu „HelferInnen der Nation“ (vgl. STRASSER/STRICKER 2008) und so zur einer ‚billigen Alternative‘ werden, noch darf jenes Engagement als eine von vielen Zugangsmöglichkeiten zum Hilfesystem aus dem Blick geraten. Wie lassen sich hier kooperative Strukturen aufbauen, die sich sinnvoll ergänzen und mithilfe lokaler Fördermöglichkeiten das Handlungsfeld der „Hilfen zur Arbeit“ zu vergrößern wissen?

Generell erscheint es als unbedingt notwendig, sozialpädagogische Forschung im Hinblick auf Arbeitslosigkeit und davon geprägte Lebenslagen weiter auszubauen. Dabei können die Ergebnisse der Übergangsforschung eine solide Ausgangsbasis bilden, allerdings gilt es hier den Blickwinkel zu verschieben und etwa erwachsene Arbeitslose mehr in den Fokus zu rücken. Dadurch werden Desiderata angesprochen, welche wieder an eine *sozialpädagogische Arbeitslosenforschung* anknüpfen und u.a. den bereits mehrfach angesprochenen Partizipationsgedanken von Erwerbsloseninitiativen stärker aufgreifen (vgl. WOLSKI-PRENGER 1996, WOLSKI-PRENGER/ROTHARDT 1996). Daneben bietet sich eine wissenschaftliche Betrachtung junger Erwachsener, die das sog. „Übergangssystem“ verlassen haben und jenseits einer Ausbildungsförderung innerhalb und außerhalb des Arbeitsmarktes aufschlagen, ebenso an, wie Hinsichten auf ältere Arbeitslose, die einen Statuswechsel zu RentnerInnen vollziehen, oder auch auf FrührentnerInnen. Gleichfalls sind Fragen, wie die einer nicht sinken wollenden Benachteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt, zu diskutieren, die sich über die entsprechenden arbeitsgesellschaftlichen Akzeptanzdefizite auf die jeweiligen Lebenslagen der Arbeitslosigkeit auswirkt (vgl. LENHART 2007, 2009). So haben Frauen beispielsweise ein vielfach größeres Risiko, eine SGB II-Grundsicherung beantragen zu müssen (vgl. KOCH/KUPKA/STEINKE 2009), was über geringere ‚Integrationschancen‘ insbesondere für Alleinerziehende (vgl. ACHATZ/TRAPPMANN 2011) zusätzlich problematisiert wird.

Nicht zuletzt können Bezüge zur aktuellen Armutsforschung hergestellt werden. Die Themen „Armut“ sowie soziale Existenzsicherung spielen gerade mit Blick auf die Verlustdimensionen (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit für Soziale Arbeit im Handlungsfeld von Arbeitslosigkeit eine große Rolle, etwa indem Auswege aus prekären Lebenslagen über die Aufnahme von Erwerbsarbeit gesucht werden, dabei jedoch zunehmend

auf atypische Niedriglohnbeschäftigung treffen, die ein Entkommen aus sozialstaatlichen Zugriffen und negativ empfundenen Zuschreibungen sowie v.a. den Aufbau einer stabilen biographischen Planungsstruktur nicht zulassen. Wichtige Forschungsimpulse können darüber hinaus durch hilfetheoretische Analysen einer sich verfestigenden „Almosenökonomie“ (vgl. KESSL/SCHONEVILLE 2010) gesetzt werden, in der z.B. Warenabgaben auf der Grundlage von Anspruchsberechtigungen zu Hilfe stilisiert werden, quasi als entfremdete aber auch entfremdende Konsumbeziehung abseits marktlicher Logiken. Inwiefern bilden sich hier tatsächlich Hilfeformen heraus? Wie werden diese von den Betroffenen und den Fachkräften wahrgenommen, wenn sich beispielsweise Letztere als „HelferInnen“ bezeichnen?

Es gibt also noch viele Forschungsansätze, die einer Sozialen Arbeit, die „Hilfen zur Arbeit“ anbieten bzw. gewährleisten möchte, vor dem Hintergrund sich zunehmend verstetigender neokapitalistischer Deutungslogiken dabei helfen können, alternative Konzepte und Hilfeangebote zu entwickeln, die die selbstbestimmte Einbindung der AdressatInnen ermöglichen. Der Aufbau von Beteiligungsformen für die Hilfebedürftigen darf an den Toren der sozialpädagogischen Maßnahmen aber nicht stehen bleiben, sondern muss darüber hinaus zu einer gesamtgesellschaftlichen Anforderung werden.

„Wenn auch die alten direkten Formen autoritärer Unterdrückung weitgehend überwunden werden konnten, so unterläuft Macht doch auch die neuen institutionell und professionell ausgewiesenen Handlungsmuster. Sie zeigt sich indirekter und sublimier in neuen Formen einer bevormundenden Schematisierung und Typisierung, die in Erwartungen an Rationalität, Effizienz und rasche, gleichsam folgsame Erledigung den Respekt kolonialisierend unterläuft, den die Eigensinnigkeit der Bewältigungsstrategien verlangt. Das Projekt sozialer Gerechtigkeit im Medium der Sozialen Arbeit bleibt Aufgabe.“ (THIERSCH 2009: 35)

## Literatur

- Achatz, J./ Trappmann, M. (2011): Arbeitsmarktvermittelte Abgänge aus der Grundsicherung (IAB-Discussion Paper). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Aiken, M.T./ Ferman, L.A./ Sheppard, H.L. (1968): Economic failure, alienation and extremism. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Amann, A. (1994): Offene Altenhilfe. Ein Politikfeld im Umbruch. In: Reimann, H./ Reimann, H. (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie. Stuttgart: Enke.
- Ames, A. (2008): Arbeitssituation und Rollenverständnis der persönlichen Ansprechpartner/-innen nach § 14 SGB II (Studie im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung). Düsseldorf.
- Ames, A. (2009): Ursachen und Auswirkungen von Sanktionen nach § 31 SGB II. Düsseldorf: Edition Hans-Böckler-Stiftung.
- Anhorn, R. (2008): Zur Einleitung: Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Anhorn, R./ Bettinger, F./ Stehr, J. (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit – Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Arendt, H. (1992): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper.
- Arendt, H. (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass. München/Zürich: Piper.
- Arnold, H./ Böhnisch, L./ Schröer, W. (Hrsg.) (2005): Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung – Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim/München: Juventa.
- Arnold, H./ Lempp, T. (Hrsg.) (2008): Regionale Gestaltung von Übergängen in Beschäftigung – Praxisansätze zur Kompetenzförderung junger Erwachsener und Perspektiven für die Regionalentwicklung. Weinheim/München: Juventa.
- Baacke, D. (1980): Der sozialökologische Ansatz zur Beschreibung und Erklärung des Verhaltens Jugendlicher. In: deutsche jugend, H. 6.
- Baecker, D. (1994): Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie. 23. Jg. S. 93-110.
- Baethge-Kinsky, V./ Bartelheimer, P./ Henke, J. (2007): Fallbearbeitung nach SGB II – Beobachtungen aus dem Inneren der „black box“. In: WSI-Mitteilungen 2/2007. S. 70-77.
- Baethge-Kinsky, V./ Bartelheimer, P./ Henke, J./ Wolf, A./ Land, R./ Willisch, A./ Kupka, P. (2007): Neue soziale Dienstleistungen nach SGB II (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Barhinghorst, S./ Kneip, V./ März, A./ Niesyto, J. (2007): Verbraucher und Unternehmer als Bürger in der globalen Mediengesellschaft. Bürgerschaft als politische Dimension des Marktes. In: Barhinghorst, S./ Kneip, V./ März, A./ Niesyto, J. (Hrsg.): Politik mit dem Einkaufswagen – Unternehmen und Konsumenten als Bürger in der globalen Mediengesellschaft. Bielefeld: Transcript.
- Bartelheimer, P. (2006): Alternativen zu Zusatzjobs – ein Konzept der Bundesagentur. Monitor Arbeitsmarktpolitik ([www.monitor-arbeitsmarktpolitik.de](http://www.monitor-arbeitsmarktpolitik.de)).
- Bartelheimer, P. (2009): Warum Erwerbsausschluss kein Zustand ist. In: Castel, R./ Dörre, K. (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Campus.
- Baumgarten, B. (2010): Interessenvertretung aus dem Abseits: Erwerbsloseninitiativen im Diskurs über Arbeitslosigkeit. Frankfurt a.M.: Campus.
- Baur, R. (1972): Elternhaus und Bildungschancen. Weinheim: Beltz.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Beck, U. (2007): *Schöne neue Arbeitswelt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (Hrsg.) (2000): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, R. (2007): Soziale Ungleichheiten von Bildungschancen und Chancengerechtigkeit. In: Becker, R./Lauterbach, R. (Hrsg.): *Bildung als Privileg – Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit* (2., aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Behrend, O. (2008): Aktivieren als Form sozialer Kontrolle. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 40-41/2008. S. 16-21.
- Behrend, O./ Ludwig-Mayerhofer, W. (2008): Sisyphos motivieren, oder: Der Umgang von Arbeitsvermittlern mit Chancenlosigkeit. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, Heft 1/2008. S. 37-55.
- Bender, S./ Koch, S./ Mosthaf, A./ Walwei, U. (2009): *Aktivierung ist auch in der Krise sinnvoll* (IAB-Kurzbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Berger, P./ Luckmann, T. (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (20. Auflage). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bernhard, S./ Hohmeyer, K./ Jozwiak, E./ Koch, S./ Kruppe, T./ Stephan, G./ Wolff, J. (2008): *Aktive Arbeitsmarktpolitik in Deutschland und ihre Wirkungen* (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Berthold, N. (2002): Reform der Arbeitslosen- und Sozialhilfe: mehr Hilfe zur Selbsthilfe. In: Raddatz, G. (Hrsg.): *Bürgernah fördern und fordern. Konzepte für eine effiziente Arbeitsvermittlung und Grundsicherung*. Berlin: Stiftung Marktwirtschaft.
- Bescherer, P./ Röbenack, S./ Schierhorn, K. (2009): Eigensinnige „Kunden“ – Wie Hartz IV wirkt ... und wie nicht. In: Castel, R./ Dörre, K. (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Biesta, G.J.J. (2011): *Good Education in an Age of Measurement. Ethics, Politics, Democracy*. London: Pluto Press.
- Birkhölzer, K./ Kramer, L. (2002): *Grundstrukturen und Erfolgsbedingungen Sozialer Unternehmen* (Abschlussbericht). Berlin: Technologie-Netzwerk Berlin.
- Blaschke, R. (2003): Arm, arbeitslos und aktiv. Bürgerschaftliches und politisches Engagement armer und arbeitsloser Bürger in eigener Sache. In: Munsch, C. (Hrsg.): *Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit*. Weinheim/München: Juventa.
- Blaschke, R./ Otto, A./ Schepers, N. (Hrsg.): *Grundeinkommen. Geschichte – Modelle – Debatten*. Berlin: Dietz.
- Bock, K./ Thole, W. (Hrsg.) (2004): *Soziale Arbeit und Sozialpolitik im neuen Jahrtausend*. Wiesbaden: VS.
- Bock, K./ Thole, W. (2011): Hilfe und Helfen – Einführung in den Schwerpunkt „Im Blickpunkt: Hilfe“. In: *Soziale Passagen*. Jg. 3, Heft 1. S. 5-10.
- Bock, T. (2002): Vom Laienhelfer zum freiwilligen Experten. Dynamik und Struktur des Volunteering. In: Rosenkranz, D./ Weber, A. (Hrsg.): *Freiwilligenarbeit – Einführung in das Management von Ehrenamtlichen in der Sozialen Arbeit*. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L. (1994): *Gespaltene Normalität – Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L. (1997): *Sozialpädagogik der Lebensalter – Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L. (2011): Lebenslagenkonzept und Capability Approach. In: Thiersch, H./ Treptow, R. (Hrsg.): *Zur Identität der Sozialen Arbeit – Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis*. neue praxis Sonderheft 10. Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Böhnisch, L./ Arnold, H./ Schröer, W. (1999): *Sozialpolitik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung*. Weinheim/München: Juventa.

- Böhnisch, L./ Lenz, K./ Schröer, W. (2009): Sozialisation und Bewältigung – Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L./ Schefold, W. (1985): Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L./ Schröer, W. (2001): Pädagogik und Arbeitsgesellschaft. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L./ Schröer, W. (2002): Die soziale Bürgergesellschaft. Zur Einbindung des Sozialpolitischen in den zivilgesellschaftlichen Diskurs. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L./ Schröer, W. (2007): Politische Pädagogik. Eine problemorientierte Einführung. Weinheim/München: Juventa.
- Böhnisch, L./ Schröer, W. (2012): Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Böhringer, D./ Karl, U./ Müller, H./ Schröer, W./ Wolff, S. (2012): Den Fall bearbeitbar halten – Gespräche in Jobcentern mit jungen Menschen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bommes, M./ Scherr, A. (2000): Soziologie der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in die Formen und Funktionen organisierter Hilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Bosch, G./ Weinkopf, C. (Hrsg.) (2007): Arbeiten für wenig Geld: Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland. Frankfurt a.M.: Campus.
- Brandstädter, J./ Renner, G. (1990): Tenacious goal pursuit and flexible goal adjustment. Explication and age-related analysis of assimilative and accommodative strategies of coping. *Psychology and Aging*, 5. S. 58-67.
- Braun, J./ Kettler, U./ Becker, I. (1997): Selbsthilfe und Selbsthilfeunterstützung in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlußbericht Schriftenreihe des BWSFJ Bd. 136. Stuttgart: Kohlhammer.
- Braun, K.-H. (2004): Raumentwicklung als Aneignungsprozess. In: Deinet, U./ Reutlinger, S. (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Braun, R./ Dallmann, B./ Pfeiffer, U. (1998): Neue Arbeitslosigkeit, neue Ungleichheit – Strategien zur Expansion des Arbeitsmarkts für Niedrigqualifizierte (Diskussionspapier). Bonn: Managerkreis der Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Brinkmann, C. (1984): Die individuellen Folgen langfristiger Arbeitslosigkeit. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB)*, 4/84, 17. Jg (Sonderdruck). S. 454-473.
- Brock, D./ Vetter, H.-R. (1984): Biographische Erosionsprozesse als Folge technisch-sozialer Umbrüche – Das Beispiel der Einführung neuer Techniken in der Druckindustrie. In: Brock, D./ Preiß, C./ Tully, C. J./ Vetter, H.-R. (Hrsg.): *Arbeit und Reproduktion. Umbrüche der Arbeit, Bewältigungsstrategien von Facharbeitern und Technikern*. München: DJI.
- Bronfenbrenner, U. (1981): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brütt, C. (2003): Von Hartz zur Agenda 2010 – Die Realpolitik im „aktivierenden Sozialstaat“. In: *PROKLA – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 33. Jg, Heft 133. S. 645-665.
- Bude, H. (1998): Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, P.A./Verster, M. (Hrsg.): *Alte Ungleichheiten – neue Spaltungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bude, H. (2010): *Die Ausgeschlossenen – Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München: DTV.
- Bude, H./ Willisch, A. (Hrsg.) (2008): *Exklusion – Die Debatte über die „Überflüssigen“*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Büchtemann, C. F. (1984): Der Arbeitslosigkeitsprozeß – Theorie und Praxis strukturierter Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland. In: Bonß, W./ Heinze, R.G. (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.



- Buestrich, M./ Dahme, H.-J./ Kühnleisch, G./ Wohlfahrt, N. (2010): Funktionale Professionalisierung. Die Betreuung der Überflüssigen und ihre sozialarbeitsbezogenen Konsequenzen. In: Burghardt, H./ Enggruber, R. (Hrsg.): Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt in professioneller Reflexion Sozialer Arbeit. Berlin: Frank & Timme.
- Bullinger, H./ Nowak, J. (1998): Soziale Netzwerkarbeit. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg i.B.: Lambertus.
- Bundesagentur für Arbeit (2011): Sockel- und Langzeitarbeitslosigkeit (Broschüre der Arbeitsmarktberichterstattung). Nürnberg: Bundesagentur für Arbeit.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2008): Lebenslagen in Deutschland – Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Bundesregierung (2003): Agenda 2010 – Deutschland bewegt sich (Broschüre). Berlin.
- Burghardt, H. (2005): Arbeitsfürsorge, Hilfe zur Arbeit und „moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“. Stationen einer Chronologie. In: Burghardt, H./ Enggruber, R. (Hrsg.): Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt – Soziale Arbeit zwischen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik. Weinheim/München: Juventa.
- Burghardt, H./ Enggruber, R. (Hrsg.) (2010): Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt in professioneller Reflexion Sozialer Arbeit. Berlin: Frank & Timme.
- Butterwegge, C. (2009): Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. Frankfurt a.M.: Campus.
- Butterwegge, C. (2012): Krise und Zukunft des Sozialstaates (4., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Caglar, G. (2008): Soziale Arbeit nach dem sozialpolitischen Paradigmenwechsel. In: UTOPIE kreativ, 218. S. 1092-1102.
- Callies, O. (2008): Konturen sozialer Exklusion. In: Bude, H./ Willisch, A.(Hrsg.): Exklusion – Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Castel, R. (2008): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Bude, H./ Willisch, A.(Hrsg.): Exklusion – Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cohen, S/ Underwood, L./ Gottlieb, B. (ed.) (2000): Social Support Measurement and Intervention: A Guide for Health and Social Scientists. New York: Oxford University Press.
- Corbin, J.M./ Strauss, A. (1992): A nursing model für chronic illness management based upon the trajectory framework. In: Woog, P. (Hrsg.): The chronic illness trajectory framework: The Corbin and Strauss nursing model. New York: Springer.
- Cremer-Schäfer, H. (2008): Situationen sozialer Ausschließung und ihre Bewältigung durch die Subjekte. In: Anhorn, R./ Bettinger, F./ Stehr, J. (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit – Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (2005): Sozialinvestitionen – Zur Selektivität der neuen Sozialpolitik und den Folgen für die Soziale Arbeit. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (2008): Der Effizienzstaat: die Neuausrichtung des Sozialstaates durch Aktivierungs- und soziale Investitionspolitik. In: Bütow, B./ Chassé, K.-A. /Hirt, R. (Hrsg.): Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert. Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Dausien, B. (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat-Verlag.
- Deinet, U. (2004): „Spacing“, Verknüpfung, Bewegung, Aneignung von Räumen. In: Deinet, U./ Reutlinger, S. (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.

- Deinet, U./ Icking, M. (2009): *Subjektbezogene Dimensionen der Aneignung*. In: Deinet, U./ Reutlinger, S. (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Deutscher Bundestag (2010): *Unterrichtung durch den Bundesrechnungshof: Bemerkungen des Bundesrechnungshofes 2010 zur Haushalts- und Wirtschaftsführung des Bundes (einschließlich der Feststellungen zur Jahresrechnung 2009)*. Drucksache 17/3650.
- Dollinger, B. (2010): *Wie punitiv ist die Soziale Arbeit? Anmerkungen zu einer notwendigen Debatte*. In: *Sozial Extra* 7/8, 2010. S. 6-10.
- Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.) (2011): *Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Dostal, W. (1988): *Beschäftigungswandel in der Druckerei- und Vervielfältigungsindustrie vor dem Hintergrund technischer Änderungen*. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Durkheim, E. (1973): *Der Selbstmord*. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Durkheim, E. (1992): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elsen, S. (2007): *Die Ökonomie des Gemeinwesens. Sozialpolitik und Soziale Arbeit im Kontext von gesellschaftlicher Wertschöpfung und –verteilung*. Weinheim/München: Juventa.
- Elsen, S. (Hrsg.) (2011): *Ökosoziale Transformation. Solidarische Ökonomie und die Gestaltung des Gemeinwesens*. Neu-Ulm: AG SPAK.
- Esping-Andersen, G. (1990): *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Princeton/New Jersey: Princeton University Press.
- Esping-Andersen, G. (1996): *Welfare States without Work: the Impasse of Labour Shedding and Familialism in Continental European Social Policy*. In: Esping-Andersen, G. (Hrsg.): *Welfare States in Transition. National Adaptations in Global Economies*. London: Sage.
- Europäische Kommission (2001): *Europäisches Regieren. Ein Weissbuch*. Brüssel.
- Evers, A. (1999): *Lokale Beschäftigungspolitik und der Beitrag des 3. Sektors*. In: Sachße, E./ Tennstedt, T./ Uhlendorff, U. (Hrsg.): *Kommunale Beschäftigungspolitik zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt*. Kassel.
- Evers, A./ Olk, T. (Hrsg.) (1996): *Wohlfahrtspluralismus – Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Faltermeier, J. (2001): *Verwirkte Elternschaft. Fremdunterbringung-Herkunftseltern-neue Handlungsansätze*. Münster: Votum Verlag
- Faltermeier, J./ Glinka, H.-J./ Schefold, W. (2003): *Herkunftsfamilien – Empirische Befunde und praktische Anregungen rund um die Fremdunterbringung von Kindern*. Frankfurt a.M.: Deutscher Verein.
- Fleischhauer, J. (2012): *Der Hartz-IV-Irrtum*. Spiegel-Online vom 3. Mai 2012. (<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/jan-fleischhauer-der-hartz-iv-irrtuma-831125.html>)
- Flick, U. (2009): *Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung* (2. Auflage). Reinbek: Rowohlt.
- Foucault, M. (1977): *Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Friebertshäuser, B. (2009): *Statuspassagen und Initiationsrituale im Lebenslauf. Krisen und Chancen*. In: Behnken, I./ Mikota, J. (Hrsg.): *Sozialisation, Biografie und Lebenslauf*. Weinheim, München: Juventa-Verlag
- Friebertshäuser, B./ Langer, A./ Prengel, A. (Hrsg.) (2010): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (3., vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim/München: Juventa.

- Fromm, E. (1960): Der moderne Mensch und seine Zukunft. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Fuchs, J./ Hummel, M./ Hutter, C./ Klinger, S./ Spitznagel, E./ Wanger, S./ Weber, E./ Zika, G. (2011): Schwere Zeiten für den Arbeitsmarkt – Prognose 2011/2012 (IAB-Kurzbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Fuchs, J./ Weber, B. (2008): Stille Reserve und verdeckte Arbeitslosigkeit – Auf der Zuschauertribüne. In: IAB-Forum 2/08. S. 14-19.
- Gallie, D./Paugam, S. (Hrsg.) (2000): Welfare Regimes an the Experience of Unemployment in Europe. Oxford.
- Galuske, M. (2002): Flexible Sozialpädagogik. Elemente einer Theorie Sozialer Arbeit in der modernen Arbeitsgesellschaft. Weinheim/München: Juventa.
- Galuske, M. (2008): Fürsorgliche Aktivierung – Anmerkungen zur Gegenwart und Zukunft Sozialer Arbeit im aktivierenden Staat. In: Bütow, B./ Chassé, K.-A. /Hirt, R. (Hrsg.): Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert. Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Galuske M./ Rietzke T. (2008): Aktivierung und Ausgrenzung. In: Anhorn, R./ Bettinger, F./ Stehr, J. (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit – Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Gängler, H. (2001): Hilfe. In: Otto, H.-U./ Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialpädagogik – Sozialarbeit (2., völlig neu überarbeitete und aktualisierte Auflage). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Geißler, R. (2005): Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn. Zum Wandel der Chancenstruktur im Bildungssystem nach Schicht, Geschlecht, Ethnie und deren Verknüpfungen. In: Berger, P./ Kahlert, H. (Hrsg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Weinheim/München: Juventa.
- Gerhardt, U. (1984) Typenkonstruktion bei Patientenkarrieren. In: Kohli M./ Robert, G (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit – Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler.
- Giddens, A. (1999): Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gildemeister, R. (1993): Soziologie der Sozialarbeit. In: Korte, H./ Schäfers, B. (Hrsg.): Einführung in spezielle Soziologien. Opladen: Leske + Budrich.
- Glaser, B./ Straus, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory - Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Glinka, H.-J. (1997): Die Forschungs- und Innovationswerkstatt – Ein konzeptioneller Rahmen für Lehr- und Lernorte zur Förderung professioneller sozialpädagogischer Handlungsorientierungen. In: ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, Heft 4/1997. S. 311-347.
- Glinka, H.-J. (2001): Biographie. In: Otto, H.-U. / Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik (2. völlig überarbeitete Auflage). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Glinka, H.-J. (2003): Das narrative Interview – Eine Einführung für Sozialpädagogen (2. Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Glinka, H.-J. (2008a): Das narrative Interview in seinen zentralen Analyseschritten. Tübingen: DGVT.
- Glinka, H.-J. (2008b): Biographieanalyse, Krise und Krisenintervention. In: Schefold, W./ Giernalcyk, T./ Glinka, H.-J. (Hrsg.): Krisenerleben und Krisenintervention – ein narrativer Zugang. Tübingen.
- Glück, A. (2000): Vita activa – Wege zu einer neuen Sozial- und Bürgerkultur. Rede auf dem Deutschen Katholikentag am 3. Juni 2000.
- Göckler, R. (2009): Beschäftigungsorientiertes Fallmanagement: Betreuung und Vermittlung in der Grundsicherung für Arbeitssuchende (SGB II) – Casemanagement in der Praxis (3., neu bearbeitete Auflage). Regensburg: Walhalla.

- Goffman, E. (1996): Stigma – Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität (12. Auflage). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Götz, S./ Ludwig-Mayerhofer, W./ Schreyer, F. (2010): Unter dem Existenzminimum – Sanktionen im SGB II (IAB-Kurzbericht). Nürnberg, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Gramstadt, S. (2011): Bürgerschaftliches Engagement als Baustein einer inklusiven Gesellschaft. In: Klein, A./ Fuchs, P./ Flohé, A. (Hrsg.): Handbuch kommunale Engagementförderung im sozialen Bereich. Berlin: Deutscher Verein.
- Granato, M. (2007): Berufliche Ausbildung und Lehrstellenmarkt: Chancengerechtigkeit für Jugendliche mit Migrationshintergrund verwirklichen. In: WISO direkt – Analysen und Konzepte zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Grobe, T./ Schwartz, W. (2003): Arbeitslosigkeit und Gesundheit. In: Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 13. Berlin: Robert-Koch-Institut.
- Grunow, D. (2011): Selbsthilfe. In:Olk, T./ Hartnuß, B. (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Guggenbühl-Craig, A. (1971): Macht als Gefahr beim Helfer. Basel: Karger.
- Gumpinger, M. (2007): Aktivierende Soziale Arbeit vs. Fürsorge? In: Gehrmann, G./ Müller, K. D. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit mit nicht-motivierten Klienten (2., aktualisierte Auflage). Regensburg/Berlin: Walhalla u. Praetoria.
- Hagen, C./ Niemann, H. (2001): Sozialhilfe als Sequenz im Lebenslauf? Institutionelle und individuelle Bedeutungen der Übergänge aus der Sozialhilfe. In: Sackmann, R./ Wingens, M. (Hrsg.): Strukturen des Lebenslaufs – Übergang, Sequenz, Verlauf. Weinheim/München: Juventa.
- Hamburger, F. (2008): Einführung in die Sozialpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hamburger, F. (2011): Bürgerschaftliches Engagement im sozialen Bereich. In: In: Olk, T./ Hartnuß, B. (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Hardering, F. (2011): Unsicherheiten in Arbeit und Biographie - Zur Ökonomisierung der Lebensführung. Wiesbaden: VS.
- Hartmann, K. (2012): Wir müssen leider draußen bleiben: Die neue Armut in der Konsumgesellschaft. München: Karl Blessing Verlag.
- Hassel, A./ Schiller, C. (2010): Der Fall Hartz IV. Wie es zur Agenda 2010 kam und wie es weitergeht. Frankfurt a.M.: Campus.
- Heimgartner, A. (2005): Bürgerschaftliches Engagement trifft Sozialraum. In: In: Projekt „Netzwerke im Stadtteil“ (Hrsg.): Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts – Perspektiven für die Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS.
- Heinemeier, S. (1991): Zeitstrukturkrisen – Biographische Interviews mit Arbeitslosen. Opladen: Leske+Budrich.
- Heinz, C./ Hense, C./ Koch, S./ Osiander, C./ Sprenger, C. (2007): Modellversuch Bürgerarbeit – zwischen Workfare und Sozialem Arbeitsmarkt (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Heinz, W.R. (1993): Widersprüche in der Modernisierung von Lebensverläufen: Individuelle Optionen und institutionelle Rahmung. In: Leisering, L./ Geissler, B./ Mergner, U./ Rabe-Kleberg, U. (Hrsg.): Moderne Lebensläufe im Wandel. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Henkel, H.-O. (2004): Die Ethik des Erfolges: Spielregeln für eine globalisierte Gesellschaft. Berlin: Ullstein.
- Herriger, N. (2006): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung (3., erweiterte und aktualisierte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hielscher, V./ Ochs, P. (2009): Arbeitslose als Kunden? Beratungsgespräche in der Arbeitsvermittlung zwischen Druck und Dialog. Berlin: edition sigma.

- Hillebrandt, F. (2012): Hilfe als Funktionssystem für Soziale Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch (4. Auflage). Wiesbaden: VS.
- Hirseland, A./ Grimm, N./ Ritter, T. (2010): Aktivierung zur Arbeit? – Zum Gegenstandsbezug qualitativer Forschungsansätze in der Arbeitslosenforschung in Zeiten des SGB II. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien, Jg. 3, Heft 1. S. 71-85
- Hirseland, A./ Ramos Lobato, P. (2010): Armutsdynamik und Arbeitsmarkt – Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Hitzler, R.: Erlebnisswelt Techno – Aspekte einer Jugendkultur. In: Hitzler, R./ Pfadenhauer, M. (Hrsg.): Techno-Soziologie – Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen: Leske + Buderich (2001)
- Hollereder, A. (2011): Erwerbslosigkeit, Gesundheit und Präventionspotentiale. Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden: VS.
- Hollstein, B. (2006): Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch. In: Hollstein, B./ Strauss, F. (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Holst, E. (2000): Die stille Reserve am Arbeitsmarkt – Größe, Zusammensetzung, Verhalten. Berlin: Sigma.
- Holzmann, K. (1973): Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt a.M.: Athenäum Fischer.
- Honneth, A. (1994): Kampf um Anerkennung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Houtman, A. M. A. (1978): Die Machtaspekte in der helfenden Beziehung. Freiburg i.B.: Lambertus.
- Hülst, D. (2010): Grounded Theory. In: Friebertshäuser, B./ Langer, A./ Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (3., vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Hurrelmann, K. (2010): Gesundheitssoziologie: Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung (Auflage 2010). Weinheim/München: Juventa.
- Inkmann, J./ Klotz, S./ Pohlmeier, W. (1998): Permanente Narben oder temporäre Blessuren? Eine Studie über die langfristigen Folgen eines mißglückten Einstiegs in das Berufsleben auf der Grundlage von Pseudo-Panel-Daten. In: Pfeiffer, F./ Pohlmeier, W. (Hrsg.): Qualifikation, Weiterbildung und Arbeitsmarkterfolg. Baden-Baden: Nomos.
- Jackson, P. R. (1990): Individuelle und familiäre Bewältigung von Arbeitslosigkeit. In: Schindler, H./ Wacker, A./ Wetzels, P. (Hrsg.): Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Ergebnisse neuer europäischer Studien. Heidelberg: Roland Asanger Verlag.
- Jaeggi, R. (2005): Entfremdung – Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt a.M.: Campus.
- Jahoda, M. (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Weinheim/Basel: Beltz.
- Jahoda, M. (1989): Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu „Marienthal“ aus dem Jahr 1938. Frankfurt a.M.: Campus.
- Jahoda, M./ Lazarsfeld, P./ Zeisel, Z. (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jakob, G. (2003): Biografische Strukturen bürgerschaftlichen Engagements. Zur Bedeutung biografischer Ereignisse und Erfahrungen für ein gemeinwohlorientiertes Engagement. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Jakob, G. (2010): Biographische Forschung mit dem narrativen Interview. In: Friebertshäuser, B./ Langer, A./ Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (3., vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim/München: Juventa.

- Jürgens, K. (2007): Die Ökonomisierung von Zeit im flexiblen Kapitalismus. In: WSI-Mitteilungen 4/2007. S. 167-173.
- Jurczyk, K./ Voß, G. (1995): Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich.
- Kähler, H. (2005): Soziale Arbeit in Zwangskontexten: Wie unerwünschte Hilfe erfolgreich sein kann. München: Ernst Reinhardt.
- Kallmeyer, W./ Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, D. (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Kaltenborn, B. (2011): Arbeitsmarktpolitik: Instrumentenreform 2012. In: WiSo-Direkt – Analysen und Konzepte zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Karl, U. (2011): Identität und politisches Handeln. In: Thiersch, H./ Treptow, R. (Hrsg.): Zur Identität der Sozialen Arbeit – Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis. neue praxis Sonderheft 10. Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Kern, H./ Schumann, M. (1984): Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion. München: C.H. Beck.
- Kessl, F. (2005a): Soziale Arbeit als aktivierungspädagogischer Transformationsriemen. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Kessl, F. (2005b): Das wahre Elend? Zur Rede von der „neuen Unterschicht“. In: Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 25. Jg., Heft 98.
- Kessl, F./ Klein, A./ Landhäuser, S. (2012): Armut und Prekarisierung von AdressatInnen Sozialer Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch (4. Auflage). Wiesbaden: VS.
- Kessl, F./ Plößer, M. (Hrsg.) (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, F./ Reutlinger, C./ Ziegler, H. (Hrsg.) (2007): Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die ‚neue Unterschicht‘. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kessl, F./ Reutlinger, C. (2008): Sozialraumforschung. Eine Einleitung. In: Kessl, F./ Reutlinger, C. (Hrsg.): Schlüsselwerke Sozialraumforschung. Traditionslinien in Texten und Kontexten. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kessl, F./ Schoneville, H. (2010): Soziale Arbeit und die Tafeln – von der Transformation der wohlfahrtsstaatlichen Armutsbekämpfung. In: Lorenz, Stephan (Hrsg.): TafelGesellschaft. Zum neuen Umgang mit Überfluss und Ausgrenzung. Bielefeld: Transcript.
- Kessl, F./ Reutlinger, C. (2010): Sozialraum. Eine Einführung (2., durchgesehene Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Keupp, H./ Rudeck, R./ Schröder, H./ Seckinger, M./ Straus, F. (Hrsg.) (2010): Armut und Exklusion – Gemeindepsychologische Analysen und Gegenstrategien. Tübingen: DGVT.
- Kieselbach, T. (1994): Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem - auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. In: Montada, L. (Hrsg.): Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit. Frankfurt/M.: Campus.
- Kieselbach, T. (1996): Arbeitslosigkeit und Entfremdung. In: Wolski-Prenger, F. (Hrsg.): Arbeitslosenarbeit – Erfahrungen. Konzepte. Ziele. Opladen: Leske + Budrich.
- Kieselbach, T. (2007). Arbeitslosigkeit, soziale Exklusion und Gesundheit: Zur Notwendigkeit eines sozialen Geleitschutzes in beruflichen Transitionen. In Gesundheit Berlin (Hg.). Dokumentation 12. bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit, S. 1-35. Berlin.

- Kieselbach, T./ Wacker, A. (1991): Bewältigung von Arbeitslosigkeit im sozialen Kontext – Einleitung. In: Kieselbach, T./ Wacker, A. (Hrsg.): Bewältigung von Arbeitslosigkeit im sozialen Kontext – Programme, Initiativen, Evaluationen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kieselbach, T./ Wacker, A. (2000): Arbeitslosigkeit. In: Wenninger, G. (Hrsg.): Lexikon der Psychologie A bis E. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft.
- Klein, G./ Strasser, H. (Hrsg.) (1997): Schwer vermittelbar – Zur Theorie und Empirie der Langzeitarbeitslosigkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koch, S./ Kupka, P. (2007): Geförderte Beschäftigung für leistungsgeminderte Langzeitarbeitslose? In: WiSo Diskurs – Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Koch, S./ Kupka, P./ Steinke, J. (2009): Aktivierung, Erwerbstätigkeit und Teilhabe. Vier Jahre Grundsicherung für Arbeitslose. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Kohli, M. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Brock, D./ Leu, H.-R./ Preiß, C./ Vetter, H.-R. (Hrsg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Weinheim/München: Juventa.
- Kolbe, C./ Reis, C. (2008): Die praktische Umsetzung des Fallmanagements nach dem SGB II. Eine empirische Studie. Frankfurt a.M.: Fachhochschul-Verlag.
- Kommission „Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ (2002): Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt – Vorschläge der Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Umstrukturierung der Bundesanstalt für Arbeit. Berlin.
- Königter, S./ Schröer, W./ Zeller, M. (2008): Regionale Übergangsstrukturen als soziale Ermöglichungsräume. In: Arnold, H./ Lempp, T. (Hrsg.): Regionale Gestaltung von Übergängen in Beschäftigung – Praxisansätze zur Kompetenzförderung junger Erwachsener und Perspektiven für die Regionalentwicklung. Weinheim/München: Juventa.
- Konle-Seidl, R. (2008): Hilfreformen und Aktivierungsstrategien im internationalen Vergleich. (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Krafeld, F.J. (1996): Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit: Konzepte, Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Opladen: Leske+Budrich.
- Krätke, M.R. (2008): Grundeinkommen, Waren und öffentlicher Sektor. Über den Zusammenhang von Grundeinkommen und Kapitalismus. In: UTOPIE kreativ, 218. S. 1073-1083.
- Kratz, D. (2004): Drogentherapie – Der Weg aus der Sucht in biographischer Hinsicht (Diplomarbeit). München.
- Kratz, D./ Schefold, W. (2013): Hilfe per Gutschein - Das „Bildungs- und Teilhabepaket“ als Grundstein einer neuen, institutionellen Logik der Jugendhilfe. In: Bock K./ Grabowsky, S./ Sander, U. / Thole, W. (Hrsg.): Aktuelle Fragen der Jugend(hilfe)forschung. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Krisch, R. (2008): Sozialräumliche Methodik der Jugendhilfe. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren. Weinheim/München: Juventa.
- Kroll L./ Lampert T. (2012): Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung und Gesundheit. In: GBE kompakt 3(1). Berlin: Robert Koch-Institut. ([www.rki.de/gbe-kompakt](http://www.rki.de/gbe-kompakt))
- Kronauer, M. (1997): Soziale Ausgrenzung und „underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan, Jahrgang 25, Heft 1/1997, S. 28-49
- Kronauer, M. (1999): Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: Herkommer, S. (Hrsg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg: VSA-Verlag.
- Kronauer, M. (2004): „Insider“ und „Outsider“ – „Inklusion“ und „Exklusion“ im Sozialstaat. In: Zilian, H.G. (Hrsg.): Insider und Outsider. Mering: Hampp.

- Kronauer, M. (2008a): Ausgrenzung und physisch-sozialer Raum. In: Anhorn, R./ Bettinger, F./ Stehr, J. (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit – Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kronauer, M. (2008b): Plädoyer für ein Exklusionsverständnis ohne Fallstricke. In: Bude, H./ Willisch, A.(Hrsg.): Exklusion – Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kronauer, M. (2010): Exklusion – Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus (2., aktualisierte und erweiterte Auflage). Frankfurt a.M.: Campus.
- Kronauer, M./Vogel, B./ Gerlach, F. (1993): Im Schatten der Arbeitsgesellschaft – Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt a.M.:Campus.
- Krüger, H. (1995): Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfung im Lebenslauf. In: Berger, P.A./ Sopp, P. (Hrsg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich.
- Kunstreich, T. (2003): Neo-Diagnostik – Modernisierung klinischer Professionalität? – Ein Exposé für ein Methodenheft der Widersprüche. In: Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 23. Jg., Heft 88.
- Lackner-Pilch, A./ Pussterhofer, M. (2005): Gestaltung. In: Kessl, F. et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wisbaden: VS-Verlag.
- Laireiter, A.-R. (2009): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. In: Lenz, K./ Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim/München: Juventa.
- Leibfried, S./ Leisering, L./ Buhr, P./ Ludwig, M./ Mädje, E./ Olk, T./ Voges, W./ Zwick, M. (1995): Zeit der Armut – Lebensläufe im Sozialstaat. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leisering, L. (2000): „Exklusion“ – Elemente einer soziologischen Rekonstruktion. In: Büchel, F. et al. (Hrsg.): Zwischen drinnen und draußen. Arbeitsmarktchancen und soziale Ausgrenzungen in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Leisering, L. (2008): Die Dynamik von Armut. In: Huster, E.-U./ Boeckh, J./ Mogge-Grotjahn, H. (Hrsg.): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS.
- Lenhart, K. (2007): Ein „spanisches“ Fenster. Erkundungen zur Frauenförderung und Hartz IV in einem großstädtischen Jobcenter. In: Rudolph, C./ Niekant, R. (Hrsg.): Hartz IV. Zwischenbilanz und Perspektiven. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lenhart, K. (2009): Soziale Bürgerrechte unter Druck. Die Auswirkungen von Hartz IV auf Frauen. Wiesbaden: VS.
- Lenz, K./ Schefold, W./ Schröer, W. (2004): Entgrenzte Lebensbewältigung. Sozialpädagogik vor neuen Herausforderungen. In: Lenz, K./ Schefold, W./ Schröer, W. (Hrsg.): Entgrenzte Lebensbewältigung. Jugend, Geschlecht, Jugendhilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Leontjew, A. (1964): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Berlin: Volk und Wissen.
- Lessenich, S. (2005): „Activation without work“ – Das neue Dilemma des „konservativen“ Wohlfahrtsstaates. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Lessenich, S. (2008): Die Neuerfindung des Sozialen: der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus (2., unveränderte Auflage). Bielefeld: Transcript.
- Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löwe, S./ Arnold, H. (2005): Beschäftigungsentwicklung und Sozialwirtschaft. Gestaltungsspielräume durch die europäische Gemeinschaftsinitiative EQUAL. In: Arnold, H./ Böhnisch, L./ Schröer, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung – Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim/München: Juventa.
- Ludwig, K. (1999): Psychosoziale Versorgung: Zwischen Expertentum und Nicht-Wissen – Eine systemische Sicht. In: Karlinger, H. (Hrsg.), Soziale Empfindsamkeit. Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des Instituts für Familien- und Jugendberatung der Stadt Linz. Linz: Magistrat Linz.



- Ludwig-Mayerhofer, W. (1996): Was heißt, und gibt es kumulative Arbeitslosigkeit? Untersuchungen zu Arbeitslosigkeitsverläufen über 10 Jahre. In: Zapf, W./ Schupp, J./ Habich, R. (Hrsg.): Lebenslagen im Wandel. Sozialberichterstattung im Längsschnitt. Frankfurt a.M.: Campus.
- Ludwig-Mayerhofer, W. (2008): Arbeitslosigkeit und sozialer Ausschluss. In: Anhorn, R./ Bettinger, F./ Stehr, J. (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit – Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Ludwig-Mayerhofer, W./ Behrend, O./ Sondermann, A. (2009): Auf der Suche nach der verlorenen Arbeit. Arbeitslose und Arbeitsvermittler im neuen Arbeitsmarkregime. Konstanz: UVK.
- Ludwig-Mayerhofer, W./ Promberger, M. (2008): Einleitung: Qualitative Forschung zu den Arbeitsmarktreformen. In: Zeitschrift für Sozialreform, Heft 1/2008. S. 57-78.
- Lützeler, P. (1998): Nomadentum und Arbeitslosigkeit. Identität in der Postmoderne. In: Merkur. 52. Jg. Heft 594/595. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 908-918
- Luhmann, N. (1973): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, H.-U./Schneider, S. (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Luhmann, N. (1994): Inklusion und Exklusion. In: Berding, H. (Hrsg.): Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutz, R (2008): Perspektiven der Sozialen Arbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 12-13/2008. S. 3-10.
- Maeder , C./ Nadai, E. (2004): Organisierte Armut – Sozialhilfe aus wissenssoziologischer Sicht. Konstanz: UVK.
- Marotzki, W. (2006): Bildungstheorie und Allgemeine Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./ Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung (2., überarbeitete und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Marquardsen, K. (2007): Was ist „Aktivierung“ in der Arbeitsmarktpolitik? In: WSI-Mitteilungen 5/2007. S. 259-265.
- Marx, K./ Engels, F. (1970): Die heilige Familie und Schriften von Marx von Anfang 1844 bis Anfang 1845. Marx-Engels Gesamtausgabe – Erste Abteilung, Band 3. In: Adoratskij, V. (Hrsg. im Auftrag des Marx-Engels-Instituts Moskau): Karl Marx – Friedrich Engels – Historisch-kritische Gesamtausgabe, Werke/Schriften/Briefe. Glashütten im Taunus: Verlag Detlev Auvermann KG.
- Matysik, A./ Rosenthal, P./ Sommer, J. (2011a): Öffentlich geförderte sozialversicherungspflichtige Beschäftigung in Deutschland. Aktuelle Instrumente, Programme und Konzepte. In: WiSo Diskurs – Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Matysik, A./ Rosenthal, P./ Sommer, J. (2011b): Öffentlich geförderte Beschäftigung. Plädoyer für eine konzeptionelle Neuausrichtung. In: WiSo-Direkt – Analysen und Konzepte zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- May, M. (2004): Aneignung und menschliche Verwirklichung. In: Deinet, U./ Reutlinger, S. (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Mayer, K.-U./ Müller, W. (1989): Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat. In: Weymann, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume – Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensverläufen in der Moderne. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Mead, G.H. (1991): Geist, Identität und Gesellschaft (8. Auflage). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Merton, R. (1968): Social Theory and Social Structure. New York: Free Press.
- Meyer, K. (2003): Vier Thesen zur Kritik der aktuellen Reformstrategien im Bereich der kommunalen Sozialpolitik und Sozialverwaltung. In: Sozialmagazin, 1/2003. S. 35-41.

- Mohr, G. (2001): Langzeitarbeitslosigkeit. In: Zempel, J./ Bacher, J./ Moser, K. (Hrsg.): Erwerbslosigkeit. Ursachen, Auswirkungen und Interventionen. Opladen: Leske + Budrich.
- Moldaschl, M. (2002): Lebenslinien. In: Kühl, S./Strodtholz, P. (Hrsg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt.
- Mollenhauer, K. (2001): Einführung in die Sozialpädagogik – Probleme und Begriffe der Jugendhilfe. Weinheim/Basel: Beltz.
- Möller, J./ Walwei, U. (2009): Krisenanalyse und Empfehlungen: Das deutsche Arbeitsmarktwunder auf dem Prüfstand. In: IAB-Forum Spezial – Themenschwerpunkt Krisencheck. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. S. 4-11.
- Motzke, K./ Schönig, W. (2012): Netzwerkorientierung als Arbeitsprinzip in der Sozialen Arbeit. In: neue praxis, 42. Jg., Heft 3. S. 231-241.
- Muche, C./ Noack, T./ Oehme, A./ Schröer, W. (2010): Ausblick auf zukünftige Gestaltungsmöglichkeiten – Handlungsempfehlungen. In: Brandel, R./ Gottwald, M./ Oehme, A. (Hrsg.): Bildungsgrenzen überschreiten. Zielgruppenorientiertes Übergangsmangement in der Region. Wiesbaden: VS.
- Mühlum, A. (2002): Klinische Sozialarbeit – Stationen einer Kontroverse. In: Nau, H./ Gödecker-Geenen, N. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Eine Positionsbestimmung. Münster: LIT.
- Müller, S./ Rauschenbach, T. (Hrsg.) (1992): Das soziale Ehrenamt – Nützliche Arbeit zum Nulltarif (2. Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Müller, T. (2009): Was haben die Hartz-Reformen bewirkt? Zu Ausmaß, Ursachen und Folgen der Arbeitslosigkeit in Deutschland. Berlin: Weißensee.
- Munsch, C. (2003a): Lokales Engagement und soziale Benachteiligung. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Munsch, C. (2003b): „Die haben alles schon geplant“ – Ein ethnographisches Beispiel des Engagements unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Mutz, B./ Ludwig-Mayerhofer, W./ Koenen, E.J./ Eder, K./ Bonß, W. (1995): Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Analysen zur postindustriellen Arbeitslosigkeit. Opladen: Leske + Budrich.
- Negt, O. (1968): Soziologische Phantasie und Exemplarisches Lernen: Zur Theorie der Arbeiterbildung. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Negt, O. (1997): Machtpolitischer Kampfplatz zweier „Ökonomien“. In: Kritische Interventionen, Nr. 1/ 1997. S. 9-44.
- Negt, O. (2008): Arbeit und menschliche Würde. Göttingen: Steidl.
- Negt, O. (2011): Arbeit und menschliche Würde. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 15/2011. S. 3-5.
- Negt, O./ Kluge, A. (1993): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nestmann, F. (2001): Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung. In: Otto, H.-U./ Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialpädagogik – Sozialarbeit (2., völlig neu überarbeitete und aktualisierte Auflage). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Nestmann, F. (2009): Netzwerkintervention und soziale Unterstützungsförderung. In: Lenz, K./ Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim/München: Juventa.
- Neuberger, C. (2004): Fallarbeit im Kontext flexibler Hilfen zur Erziehung – Sozialpädagogische Analysen und Perspektiven. Wiesbaden: DUV.
- Neuffer, M. (2009): Case Management – Soziale Arbeit mit Einzelnen und Familien (4., überarbeitete Auflage). Weinheim/München: Juventa.

- Niemeyer, C. (2002): Hilfe. In: Lenzen, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft (5. Auflage). Reinbek: Rowohlt.
- Nohl, H. (1927): Jugendwohlfahrt. Leipzig.
- Nohl, H. (1949): Die geistigen Energien der Jugendwohlfahrtsarbeit. In: Nohl, H.: Pädagogik aus dreißig Jahren. Frankfurt a.M.
- Notz, G. (2009): Solidarische Ökonomien anstatt Ökonomisierung des Sozialen. In: Kessl, F./ Otto, H.-U. (Hrsg.): Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven. Weinheim/München: Juventa.
- Nullmeier, F. (2004): Vermarktlichung des Sozialstaats. In: WSI-Mitteilungen 9/2004. S. 495-500.
- Oehme, A. (2004): Aneignung und Kompetenzentwicklung. Ansatzpunkte für eine Neuformulierung des tätigkeitsorientierten Aneignungsansatzes. In: Deinet, U./ Reutlinger, S. (Hrsg.): „Aneignung als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Oehme, A. (2007): Übergänge in Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./ Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Olk, T. (1992): Zwischen Hausarbeit und Beruf. Ehrenamtliches Engagement in der aktuellen sozialpolitischen Diskussion. In: Müller, S./ Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt – Nützliche Arbeit zum Nulltarif (2. Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Olk, T./ Hartnuß, B. (2011): Bürgerschaftliches Engagement. In: Olk, T./ Hartnuß, B. (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Otto, U. (2000): Engagementförderung als multiple Netzwerkindervention. In: Otto, U./ Müller, S./ Besenfelder, C. (Hrsg.): Bürgerschaftliches Engagement – Eine Herausforderung für Fachkräfte und Verbände. Opladen: Leske + Budrich.
- Paritätischer Wohlfahrtsverband (2009): Teilhabe an Erwerbsarbeit sichern (Positionspapier). Berlin: Paritätischer Gesamtverband.
- Paritätischer Wohlfahrtsverband (2012): 10 Jahre Hartz. Eine Bilanz. Berlin: Paritätischer Gesamtverband.
- Pohlmann, M. (2009): Wege aus den Abwärtsspiralen der Arbeitslosigkeit? – Die Job-Perspektive (Kurzbericht für den Deutschen Caritasverband). Heidelberg.
- Pongratz, H.J./ Voß, G.G. (2003): Arbeitskraftunternehmer – Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berli: edition sigma.
- Rauch, A./ Dornette, J./ Schubert, M./ Behrens, J. (2008): Arbeitsmarktintegration: Berufliche Rehabilitation in Zeiten des SGB II. (IAB-Kurzbericht). Nürnberg, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Rauschenbach, T./ Müller, S./ Otto, U. (1992): Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamts. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt – Nützliche Arbeit zum Nulltarif (2. Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Reis, C./ Wende, L. (2009): Wissenschaftliche Begutachtung von Kernelementen des Konzepts zur Weiterentwicklung der Geschäftsprozesse im SGB II und SGB III. Offenbach a.M. und Bornheim.
- Reißig, B. (2005): Biographien jenseits normaler Erwerbsarbeit. Ausbildungs- und Erwerbsverläufe junger Erwachsener in den neuen Bundesländern. In: Arnold, H./ Böhnisch, L./ Schröer, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung – Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim/München: Juventa.
- Reißig, B. (2010): Biographien jenseits von Erwerbsarbeit – Prozesse sozialer Exklusion und ihre Bewältigung. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Resch, M./ Bamberg, E. (2005): Work-life-Balance – Ein neuer Blick auf die Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben? In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie. 49 (N.F. 23) 4. Göttingen: Hogrefe-Verlag. S. 171-175.

- Reutlinger, C. (2005): Sozialräumliche Ermöglichungskontexte. Raumkonzeptionen und Beschäftigungsförderung. In: Arnold, H./ Böhnisch, L./ Schröer, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung – Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim/München: Juventa.
- Riemann, G. (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München: Wilhelm Fink Verlag
- Ries, H.A. (2003): Gemeinwesenarbeit und lokale und solidarische Ökonomie. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Rindt, S. (2011): Engagementförderung und Arbeitsmarkt. In: Klein, A./ Fuchs, P./ Flohé, A. (Hrsg.): Handbuch kommunale Engagementförderung im sozialen Bereich. Berlin: Deutscher Verein.
- Röbke, T. (2012): Bürgerschaftliches Engagement und sozialstaatliche Daseinsfürsorge. Bemerkungen zu einer verwickelten Beziehung. In: Arbeitskreis Bürgergesellschaft und Aktivierender Staat der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Betrifft: Bürgergesellschaft 38. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Röhrle, B./ Sommer, G./ Nestmann, F. (Hrsg.) (1998): Netzwerkimtervention. Tübingen:DGVT.
- Rooney, R.H. (1992): Strategies for work with involuntary clients. New York: Columbia University Press.
- Rudolf, C./ Niekant, R. (2007) (Hrsg.): Hartz IV – Zwischenbilanz und Perspektiven. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Rüttgers, J. (2008): Sozialpolitik ist Wirtschaftspolitik. Gastbeitrag in der Rheinischen Post vom 06.02.2008.
- Rüttgers, M. (2010): Bürgerengagement: eine Brücke zwischen Erwerbslosigkeit und Erwerbsarbeit? Abschlussbericht einer empirischen Untersuchung für das Kölner Netzwerk Bürgerengagement AG „Bürgerengagement und Erwerbslosigkeit“. Köln.
- Sackmann, R. (2007): Lebenslaufanalyse und Biografieforschung – Eine Einführung. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Sackmann, R./ Wingers, M. (2001): Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz, Verlauf. In: Sackmann, R./ Wingers, M. (Hrsg.): Strukturen des Lebenslaufs – Übergang, Sequenz, Verlauf. Weinheim/München: Juventa.
- Salomon, A. (1901): Die Frau in der sozialen Hilfstätigkeit. In: Lange, H./ Bäumer, C. (Hrsg.): Handbuch der Frauenbewegung, Teil 2. Berlin.
- Schaarschuch, A. (1999): Theoretische Grundelemente Sozialer Arbeit als Dienstleistung. Ein analytischer Zugang zur Neuorientierung Sozialer Arbeit. In: neue praxis, 37. Jg., Heft 6. S. 543-560.
- Schaarschuch, A. (2006): Dienstleistung. In: B. Dollinger/ J. Raithel (Hrsg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Schaarschuch, A./ Flösser, G./ Otto, H.-U. (2001): Dienstleistung. In: Otto, H.-U./ Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialpädagogik – Sozialarbeit (2., völlig neu überarbeitete und aktualisierte Auflage). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Schaarschuch, A./ Schnurr, S. (2004): Konflikte um Qualität. Konturen eines relationalen Qualitätsbegriffs. In: Beckmann, C./ Otto, H.-U./ Richter, M./ Schrödter, M. (Hrsg.): Qualität in der Sozialen Arbeit. Zwischen Nutzerinteresse und Kostenkontrolle. Wiesbaden: VS.
- Schedler, K./ Proeller, I. (2009): New Public Management (4. Auflage). Stuttgart: UTB.
- Schefold, W. (1993a): Das Projekt Sozialpädagogik (Habilitationsschrift, unveröff.). Tübingen.
- Schefold, W. (1993b): Ansätze einer Theorie der Jugendhilfe. In: Diskurs, Heft 2, 3. Jg.. S. 20-26.
- Schefold, W. (1999): Sozialstaatliche Hilfen als Verfahren. In: Zeitschrift für Pädagogik, 39. Beiheft. S. 277-290.

- Schefold, W. (2001): Lebenslauf. In: Otto, H.-U. / Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik (2. völlig überarbeitete Auflage). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Schefold, W. (2002): Hilfeprozesse und Hilfeverfahren. In: Schröer, W./ Struck, N./ Wolff, M. (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Schefold, W. (2003): Der Umgang benachteiligter Bevölkerungsgruppen mit Ämtern am Beispiel der Jugendhilfe. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Schefold, W. (2004): Erziehungshilfen im gesellschaftlichen Kontext. Zur Entgrenzung der Kinder- und Jugendhilfe. In: Lenz, K./ Schefold, W./ Schröer, W. (Hrsg.): Entgrenzte Lebensbewältigung. Jugend, Geschlecht, Jugendhilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Schefold, W. (2005a): Sozialpädagogische Forschung. Stand und Perspektiven. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch (2., überarbeitete und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Schefold, W. (2005b): Sozialräumlichkeit von Hilfeverfahren. In: Projekt „Netzwerke im Stadtteil“ (Hrsg.): Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts – Perspektiven für die Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS.
- Schefold, W. (2006): Erfahrungen aus biografieanalytischer Kinder- und Jugendhilfeforschung. In: Bitzan, M./ Bolay, E./ Thiersch, H. (Hrsg.): Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe. Weinheim/ München: Juventa-Verlag.
- Schefold, W. (2008): Intervention und Hilfe: Eine Reflexion aus hilfetheoretischer Sicht. In: Schefold, W./ Giernalcyk, T./ Glinka, H.-J. (Hrsg.): Krisenerleben und Krisenintervention. Ein narrativer Zugang. Tübingen: DGVT.
- Schefold, W. (2009): Fallverstehen in der Erziehungshilfe. In: Pädagogischer Rundbrief, 59. Jg., 4/2009. S. 2-10.
- Schefold, W. (2011a): Hilfe als Grundkategorie Sozialer Arbeit. In: Soziale Passagen. Jg. 3, Heft 1. S. 11-27.
- Schefold, W. (2011b): Die Identität der Sozialen Arbeit als fortwährende Herausforderung. In: Thiersch, H./ Treptow, R. (Hrsg.): Zur Identität der Sozialen Arbeit – Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis. neue praxis Sonderheft 10. Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Schefold, W. (2012): Die Landschaft kommunaler Sozialpolitik (Gastbeitrag). In: Böhnisch, L./ Schröer, W.: Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Schefold, W./ Glinka, H.-J./ Neuberger, C./ Tilemann, F. (1998): Hilfeplanverfahren und Elternbeteiligung. Evaluationsstudie eines Modellprojektes über Hilfeerfahrungen von Eltern im Rahmen des KJHG. Frankfurt a.M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.
- Schefold, W./ Neuberger, C./ Müller, F. (2002): Flexibilisierung ambulanter Erziehungshilfen in München. Ergebnisse der Fallbefragung. München.
- Scherpner, H. (1962): Theorie der Fürsorge. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmid, G. (2004): Soziales Risikomanagement durch Übergangsarbeitsmärkte. Discussion-paper. Berlin: WZB.
- Schmid, G. (2008): Von der Arbeitslosen zur Beschäftigungsversicherung – Wege zu einer neuen Balance individueller Verantwortung und Solidarität durch eine lebenslauforientierte Arbeitsmarktpolitik. In: WiSo Diskurs – Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Schröder, G. (2003): Regierungserklärung "Mut zum Frieden und zur Veränderung" vom 14. März 2003. Berlin.

- Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J./ Pfeifenberger, A./ Stosberg, M.: Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e.V.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis, 13. Jg., Heft 3. S. 283-293.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./ Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Schütze, F. (1992): Sozialarbeit als „bescheidene Profession“. In: Dewe, B./ Ferchhoff, W./ Radtke, F.-O. (Hrsg.): Erziehen als Profession: Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske + Budrich. (Quelle: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-49362>)
- Schütze, F. (1994a): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. In: Groddeck, N./ Schumann, M. (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und –reflexion. Freiburg i.B.: Lambertus.
- Schütze, F. (1994b): Das Paradoxe in Felix' Leben als Ausdruck eines "Wilden" Wandlungsprozesses. In: Koller, H.-C./ Kokemohr, R. (Hrsg.): Lebensgeschichte als Text: zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse. Weinheim: Dt. Studien Verlag. (Quelle: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-49351>)
- Schütze, F. (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H. / Marotzki, W.: Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung (2., aktualisierte und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Schuller, K./ Stöver, H. (Hrsg.) (1990): Akzeptierende Drogenarbeit – Ein Gegenentwurf zur traditionellen Drogenhilfe. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Seifert, M./ Götz, I./ Huber, B. (Hrsg.) (2007): Flexible Biographien? – Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Seithe, M. (2012): Schwarzbuch Soziale Arbeit (2., durchgesehene und erweiterte Auflage). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Seligman, M. (1975): Helplessness. On Depression, Development and Death. San Francisco: Freeman and Comp.
- Sennett, R. (2006): Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Bloomsbury.
- Sesselmeier, W./ Yollu-Tok, A. (2007): Pfadabweichung und Akzeptanz von Arbeitsmarktreformen am Beispiel von Hartz IV (Abschlussbericht). Hans-Böckler-Stiftung.
- Seyfried, E. (2005): Governance von lokaler Beschäftigungspolitik im europäischen Kontext. In: Kodré, P./ Roggenkamp, M./ Roth, C/ Scheffelt, E. (Hrsg.): Lokale Beschäftigungsbündnisse. Berlin: Editon Sigma.
- Shumaker, S./ Brownell, A. (1984): Toward a Theory of Social Support: Closing Conceptual Gaps. In: Journal of Sociat Issues, Vol. 40, No. 4/1984. S. 11-36
- Solga, H./ Dombrowski, R. (2009): Soziale Ungleichheiten in schulischer und außerschulischer Bildung (Arbeitspapier 171). Hans-Böckler-Stiftung.
- Sonderforschungsbereich (SFB) 186 (2000): Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Bremen: Universität Bremen.
- Sondermann, A./ Ludig-Mayerhofer, W./ Behrend, O. (2009): Die Überzähligen – Teil der Arbeitsgesellschaft. In: Castel, R./ Dörre, K. (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Campus.
- SPD (2010): Fairness auf dem Arbeitsmarkt. Beschluss des Bundesparteitages vom 26. September 2010.

- Spiegel Online (2010): Einmalig: Hartz-IV-Beratung in der Kneipe (Video). (<http://www.spiegel.de/video/video-1083472.html>)
- Spindler, H. (2003): Überfordern und Überwachen. Der restriktive Paradigmenwechsel in der Sozialpolitik. In: Sozial Extra 8/9, 2003. S. 11-14.
- Stauber, B./ Pohl, A./ Walther, A. (Hrsg.) (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim/München: Juventa.
- Steinacker, S. (2011): Hilfe und Politik. Auf der Suche nach einer neuen Sozialen Arbeit im Gefolge von „1968“. In: Soziale Passagen. Jg. 3, Heft 1. S. 29 – 47.
- Steinbrück, P. (2010): Unterm Strich. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Stövesand, S./ Kessl, F. (2012): Politik der Sozialen Arbeit – Politik des Sozialen. Eröffnungsvortrag zum Bundeskongress Soziale Arbeit 2012 am 13. September 2012. Hamburg.
- Strasser, H./ Stricker, M. (2008): Bürgerinnen und Bürger als Helfer der Nation? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 12-13/2008. S. 33-38.
- Strauss, A. (1981): Chronic illness. In: Conrad, P./ Kern, R. (Hrsg.): The sociology of health and illness: Critical perspectives. New York: St. Martin's.
- Strauss, A. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung (2. Auflage). München: Wilhelm Fink.
- Strauss, A./Glaser, B. (1975): Chronic illness and the quality of life. St. Louis: Mosby.
- Strehmel, P./ Ulich, D. (1990): Erwerbsbiographie und Entwicklung – Neue Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung mit jungen Erwachsenen. In: Augsburger Berichte zur Entwicklungspsychologie und Pädagogischen Psychologie Bd. 47. Augsburg: Forschungsstelle für Pädagogische Psychologie.
- Summers, N. (2008): Fundamentals of Case Management Practice. Skills for the Human Services (3 Edition). Belmont: Brooks/Cole.
- Thiersch, H. (1992): Laienhilfe, Alltagsorientierung und professionelle Arbeit. Zum Verhältnis von beruflicher und ehrenamtlicher Arbeit. In: Müller, S./ Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt – Nützliche Arbeit zum Nulltarif (2. Auflage). Weinheim/München: Juventa.
- Thiersch, H. (1998): Selbsthilfe und Bürgerengagement in der Bürgergesellschaft. In: Braun, J./ Klemmert, O. (Hrsg.): Selbsthilfeförderung und bürgerschaftliches Engagement in Städten und Kreisen. Leipzig: ISAB.
- Thiersch, H. (2002): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim/München: Juventa.
- Thiersch, H. (2009): Schwierige Balance. Über Grenzen, Gefühle und berufsbiografische Erfahrungen. Weinheim/München: Juventa.
- Thole, W. (2003): Eine Gesellschaft ohne Soziale Arbeit ist nicht gestaltbar. In: Sozial Extra 10, 2003. S. 31 – 38.
- Thole, W./ Hunold, M. (2011): Helfen. In: Kade, J. et al. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Thole, W./ Küster-Schapfl, E.-U. (1997): Sozialpädagogische Profis. Opladen: Leske + Budrich.
- Thole, W./ Pfaffenberger, H. (2002): Erziehung. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit (5. Auflage). Frankfurt a.M.: Deutscher Verein.
- Thönnies, F. (2007): Bundestagsrede vom 6. Juli 2007. Berlin.
- Trube, A. (1988): Arbeitsloseninitiativen und –zentren: Zur Professionalisierung eines neuen Zweiges sozialer Arbeit. Bochum: Schallwig.

- Trube, A. (1997): Zur Theorie und Empirie des Zweiten Arbeitsmarktes: Exemplarische Erörterungen und praktische Versuche zur sozioökonomischen Bewertung lokaler Beschäftigungsförderung. Münster: LIT.
- Trube, A. (2004): Bürgerschaftliches Engagement gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit – Chancen und Handlungsmöglichkeiten. In: Arbeitskreis Bürgergesellschaft und Aktivierender Staat der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Betrifft: Bürgergesellschaft 02. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Viney, L. (1983): Psychological reactions of young people to unemployment. In: Youth and Society, 14(4). S. 457-474.
- Völker, W. (2005): Aktivierende Arbeitsmarktpolitik – auf dem Weg zu mehr Zwang und Existenzdruck. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- von Harrach, E.-M./ Loer, T./ Schmidtke, O. (2000): Verwaltung des Sozialen – Formen der subjektiven Bewältigung eines Strukturkonflikts. Konstanz: UVK.
- Voskamp, A./ Schulze-Bentrop, S. (2005): Harte Zeiten erfordern gute Informaten. Eine unabhängige Beratung für Arbeitslose ist notwendig. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Voß, E./ NETZ für Selbstverwaltung und Selbstorganisation e.V. (Hrsg.): Wegweiser solidarische Ökonomie – Anders Wirtschaften ist möglich. Neu-Ulm: AG SPAK.
- Wacker, A. (1983). Differentielle Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit – Anmerkungen zur aktuellen Diskussion in der Arbeitslosenforschung. In: PROKLA, 53. S. 77-88.
- Wagner, B. (2005): Arbeitsplätze zwischen Markt und Staat. „Dritter Sektor“ und „Sozialwirtschaft“ – Zur definitorischen Abgrenzung und zum Beschäftigungspotential einer „terra incognita“. In: Arnold, H./ Böhnisch, L./ Schröer, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung – Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim/München: Juventa.
- Warr, P.B. (1987): Work, unemployment, and mental health. Oxford: Oxford University Press.
- Weber, J. (2003): Philosophie des Helfens. Ein Hilfskonzept in Auseinandersetzung mit dem Denken von Hannah Arendt. LIT Verlag. Münster – Hamburg – London.
- Weber, J. (2005): Mäeutisch statt klinisch – Plädoyer für eine nicht-klinische Sozialarbeit. In: Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 25. Jg., Heft 98.
- Wende, L./ Reis, C. (2005): Aus Erfahrungen lernen – Plädoyer für eine empirisch fundierte Auseinandersetzung mit der Einführung komplexer Hilfeformen durch das SGB II: Ein Werkstattbericht aus den Modellprojekten „Integrierte Hilfe zur Arbeit“ und „Sozialagenturen – Hilfen aus einer Hand“. In: Burghardt, H./ Enggruber, R. (Hrsg.): Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt – Soziale Arbeit zwischen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik. Weinheim/München: Juventa.
- Wendland, A. (2002): Mitbestimmung oder Beteiligung im Laufstall? Zur Diskussion um Partizipation in der sozialen Stadtteilentwicklung. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Wenzel, U. (2008a): Hilfebedürftige Arbeitslose in der Fallbearbeitung – Trainer trifft Mensch. In: IAB-Forum 2/08. S. 54-59
- Wenzel, U. (2008b): Fördern und Fordern aus Sicht der Betroffenen: Verstehen und Aneignung sozial- und arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen des SGB II. In: Zeitschrift für Sozialreform, Heft 1/2008. S. 57-78.
- Windzio, M. (2001): Übergänge und Sequenzen. Der Einfluss von Arbeitslosigkeit auf den weiteren Erwerbsverlauf. In: Sackmann, R./ Wingers, M. (Hrsg.): Strukturen des Lebenslaufs – Übergang, Sequenz, Verlauf. Weinheim/München: Juventa.



- Winefield, A.H./ Tiggemann, M./ Winefield, H.R./ Goldney, R.D. (1991): Social alienation and employment status in young adults. In: *Journal of Organizational Behavior*, 12(2). S. 145–154.
- Wolff, J./ Moczall, A. (2012): Übergänge von ALG-II-Beziehern in die erste Sanktion – Frauen werden nur selten sanktioniert (IAB-Forschungsbericht). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.
- Wolski-Prenger, F. (1996): Arbeitslosenarbeit im Überblick – Einleitende Aspekte zu einer paradoxen Aufgabe. In: Wolski-Prenger, F. (Hrsg.): *Arbeitslosenarbeit – Erfahrungen. Konzepte. Ziele.* Opladen: Leske + Budrich.
- Wolski-Prenger, F. (2002): Arbeitslosenprojekte in der Bürgergesellschaft. In: *UTOPIE kreativ*, 141-142. S. 629-640.
- Wolski-Prenger, F./ Rothhardt, D. (1996): *Soziale Arbeit mit Arbeitslosen. Beratung, Bildung, Selbstorganisation.* Weinheim/Basel: Beltz.
- Yollu-Tok, A. (2010): Die fehlende Akzeptanz von Hartz IV. Eine Realanalyse individuellen Verhaltens jenseits des Homo-oeconomicus-Modells. Baden-Baden: Nomos.
- Zeiger, H. (1983): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U. et al. (Hrsg.): *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg.* Weinheim: Beltz.
- Ziegler, H. (2005): Prävention im aktivierenden Staat. In: Dahme, H.-J./ Wohlfahrt, N. (Hrsg.): *Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie – Handlungsfelder – Praxis.* Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Ziegler, H. (2005): Soziale Arbeit als Garant für „das Soziale“ in der Kontrolle? In: *Kriminologisches Journal*, 37. Jg. S. 163-182.

## **Abbildungsverzeichnis**

<b>Abb. 1</b> - Arbeitslose in Deutschland (Jahresdurchschnitt in 1000) .....	23
<b>Abb. 2</b> - Zahlen zur Arbeitslosigkeit in Deutschland als Diagramm.....	24
<b>Abb. 3</b> - Verlaufskurvenstrukturen von Markus .....	214
<b>Abb. 4</b> - Verlaufskurvenstrukturen von Inge .....	344
<b>Abb. 5</b> - Verlaufskurvenstrukturen von Gerd .....	411
<b>Abb. 6</b> - Das Prozessmuster „Ankämpfen / Gewöhnung“ .....	443
<b>Abb. 7</b> - Verlustformen im Kontext (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit.....	445
<b>Abb. 8</b> - Schematische Darstellung des Entfremungskonzeptes.....	507
<b>Abb. 9</b> - Interaktionsdilemma der Arbeitsvermittlung.....	519
<b>Abb. 10</b> - Akzeptierende Hilfe und ihre Wirkung auf die Verlustdimensionen .....	539
<b>Abb. 11</b> - Profiling im 4-Phasenmodell .....	545
<b>Abb. 12</b> - Profillagen des 4-Phasenmodells.....	548
<b>Abb. 13</b> - Ablauf des 4-Phasenmodells .....	551

## *Anhang*

### **A1 – Transkriptionsregeln**

In dieser Arbeit wurden zur Verschriftlichung des Audiomaterials Regeln verwendet, die sich an GLINKA 2003 anlehnen. Im Besonderen wurde darauf geachtet, dass gleichzeitig Ausgesprochenes bei SprecherInnenwechseln erkennbar wird.

I:	Interviewer
E:	ErzählerIn
.. / ...	kurze Pause von 2 / 3 Sekunden
..(Zahl)..	Pause in der Länge von „Zahl“ Sekunden
(Handlung)	Handlung der entsprechenden Person, wie etwa Lachen, Husten, Klatschen o.Ä.
<i>Wort</i>	besondere Betonung bei der Aussprache des Wortes
<i>W o r t</i>	in die Länge gezogene Aussprache dieses Wortes
<i>Wo/ äh/ Wort</i>	Verhaspeln während der Aussprache des Wortes
[MARKER]	Ereignisse bzgl. der Audioaufnahme, wie Anfang und Ende der Aufzeichnung oder auch Unterbrechungen (mit Zeitangabe)

## A2 – Legende zu den Verlaufskurven-Schaubildern

Markus:	Inge:	Gerd:
Verlaufskurve von Markus	Verlaufskurve von Inge	Verlaufskurve während des Studiums
Familiäre (kollektive) Verlaufskurve	Verlaufskurve von Inges Ehemann	Verlaufskurve während der Druckerlehre
Aufbau selbstbestimmter Handlungsmuster	Aufbau selbstbestimmter Handlungsmuster	Verlaufskurve während der Arbeitslosigkeit
Erlebensdimension <i>Diskriminierung</i>	Erlebensdimension <i>Entfremdung</i>	Aufbau selbstbestimmter Handlungsmuster
Erlebensdimension <i>Krankheit</i>	Prozessdimension <i>Familiarisierung</i>	Gesellschaftliche, kollektiv-historische Entwicklung
Prozessdimension <i>Familie</i>	Prozessdimension <i>Chatten</i>	Prozessdimension <i>Wandel der Druckbranche</i>
Bewältigungshandeln	Bewältigungshandeln	Erlebensdimension <i>Existenzielle Verunsicherung</i>
Bewältigungshandeln auf kollektiv-familiärer Ebene		Prozessdimension <i>Familiarisierung</i>
		Bewältigungshandeln